SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

~~Bl. 4 [illegible]~~
Dbl 1716.
12 IX. 04. 1059/60

Die

Grenzboten.

Zeitſchrift für Politik und Literatur,

herausgegeben

von

Guſtav Freytag und Julian Schmidt.

Casino Mainz

17. Jahrgang.

II. Semeſter. IV. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

1858.

Digitized by Google

AP30
G7
v.17:4
★ ★

Regiſter.

Jahrgang 1858. Viertes Vierteljahr.

Politik und Volkswirthſchaft.

Die Küſten am Kanal La Manche vom militäriſchen Standpunkt. S. 13. 70.
Zur Papiergeldfrage. S. 41.
Von der preußiſchen Grenze. S. 77. 119. 153. 197 232. 275. 317. 354. 392. 436. 476. 518.
Der volkswirthſchaftliche Congreß in Gotha. S. 81.
Die repräſentative Regierung in Sardinien. S. 90.
Geſchichte der baieriſchen Kammerauflöſung. S. 121. 177.
Das europäiſche Gleichgewicht der Zukunft. S. 192.
Die Rechtsfrage über die Dauer des geiſtigen Eigenthums. S. 201.
Rückblick auf die nächſte Vergangenheit Ungarns. S. 241.
Der Ultramontanismus. S. 281.
Der franzöſiſch-portugieſiſche Streit. S. 313.
Der Proceß Montalembert. S. 396.
Der Proteſtantismus in Ungarn. S. 410.
Die joniſchen Inſeln und ihr Verhältniß zu England. S. 461.
Der Stand der ſchleswig-holſteiniſchen Sache. S. 481.

Geſchichtliche und Culturbilder.

Steieriſches Almleben. S. 19.
Die Poſten im alten Rom. S. 29.
Der Baumwollenverbrauch in Europa. S. 36.
Aus der römiſchen Kaiſerzeit: Die religiöſen Zuſtände. S. 161.
Ueber hiſtoriſche Ethnographie. S. 223.
Die deutſchen Separatiſten im transkaukaſiſchen Rußland. S. 266.
Reiſen in Italien. S. 292. 335. 492.
Bilder aus Venezuela. S. 304. 345.
Der General von Grumbkow. S. 368.
Der deutſche Büchermarkt. S. 388.
Ein deutſcher Virtuos auf Otahaiti. S. 421.

M284046

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit: Jeſuiten und Judenkinder. S. 441.
Die griechiſch-römiſche Pantomimik und das moderne Ballet. S. 508.
Ein ehemals proteſtantiſches Land. S. 501.

Literatur.

v. Sybels Geſchichte der Revolutionszeit. 3. Bd. S. 131.
Der Zauberer von Rom. S. 188.
Ruſſiſche Denkwürdigkeiten. S. 254.
Friedrich der Große von Carlyle. S. 287.
Neue Geſchichtswerke. S. 321.
Savonarola von Perrens. S. 328.
Hiſtoriſche Schriften, S. 238. 359.
Kunſtliteratur. S. 280. 320.
Neue Reiſeliteratur. S. 235. 399.
Neue Romane und Novellen. S. 320. 331.
Dramen. S. 79.
Neue Gedichte. S. 80. 356.
Die Theologie der Thatſachen. Vilmar: Zur neueſten Culturgeſchichte Deutſchlands. S. 361.
Schiller und der Idealismus. S. 401.
Weihnachtsliteratur. S. 477.
Vermiſchte kleinere Berichte. S. 120. 156. 279. 400. 439.

Kunſt und Muſik.

Die deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung in München. S. 1. 52. 110. 141.
Chryſanders Händel. S. 99.
Zur vergleichenden Architektur. S. 213.
Neue Muſikalien. S. 80.

Digitized by Google

Die deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung in München.

1.

Nach Mancheſter! lautete die Loſung der Kunſtfreunde im vorigen Jahre, München iſt ihre Parole in dieſem Jahre geworden. Wer als pflichttreuer Soldat beiden Loſungen folgte, wird bei dem beſten Willen die Vergleichung der großen engliſchen und der nationalen deutſchen Ausſtellung nicht unterlaſſen können. Er wird natürlich nicht die Fülle der hier und dort dem Auge vorgeführten Kunſtſchätze gegeneinander abwägen, da der münchner Ausſtellung freiwillig engere Grenzen geſetzt wurden, oder aus dem geringern Umfange der letzteren allein auf ihren geringeren Werth ſchließen, er wird aber unwillkürlich die verſchiedenen Weiſen der Anordnung, die mannigfachen Mittel, das Intereſſe des Volkes zu erwecken und rege zu erhalten und endlich die in England und Deutſchland beobachteten Grade der Opferfreudigkeit der Kunſtſammler zuſammenhalten und prüfen. Noch gegenwärtig kann man in einzelnen deutſchen Bahnhöfen die Rieſenplacate wahrnehmen, welche die Ausſtellung von Mancheſter pomphaft ankündigten, noch jetzt ſind die lockenden Anſchläge der verſchiedenen Dampfſchiffahrt- und Eiſenbahngeſellſchaften, auf welche Art man ſich den Genuß der großen Ausſtellung am wohlfeilſten verſchaffen könne, vorhanden. Es war überreiche Sorge dafür getragen, daß die Erinnerung an das Schauſpiel von Mancheſter jedermann zu jeder Stunde und an jedem Orte nahe gerückt werde. Kam man vollends nach England und Mancheſter, ſo merkte man auf Weg und Steg die großartige Bedeutung des Unternehmens. Selbſt die indiſchen Wirren waren nicht im Stande, die Ausſtellung aus dem Vordergrunde, den ſie im Kreiſe der Tagesintereſſen einnahm, zu verdrängen. Jeder Omnibus, jede Eiſenbahnlinie ſuchten dieſelbe auszubeuten. Bis unmittelbar an die Eingangsthür waren die Schienen gelegt worden, auf welchen tagtäglich gefüllte Extrazüge heranbrauſten. Keine Woche verging, die nicht ein beſonderes Schauſpiel im Innern des

Glaspalaſtes bot. Heute waren es Schüler, denen das Comité großmüthig den Beſuch der Ausſtellung gönnte, morgen kamen mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen die Fabrikarbeiter eines Induſtriebezirkes, von ihren Brotherrn zu ihrer Belehrung hierher geſendet, ein anderes Mal wimmelte es wieder von Uniformen. Ein kunſtſinniger Oberſt hatte ſeinem ganzen Regiment das Eintrittsgeld bezahlt. Zu viel des Guten, mußte man oft rufen, wenn man ſah, daß vor lauter Anregungen der ruhige Genuß nicht erlangt werden konnte und über dem Streben, den Beſuchern jeden nur erdenklichen Comfort zu verſchaffen, dieſen es unmöglich gemacht war, bequem und ungeſtört zu ſchauen und zu ſtudiren. Aehnliche Störungen ſind in München nicht zu befürchten. Vielleicht wäre es hier nützlich geweſen, nicht die Tugend der Beſcheidenheit bis zum Uebermaß zu üben und ohne grade den Weg der Reclame zu betreten, doch die Aufmerkſamkeit des Publicums in nachhaltiger Weiſe auf die „nationale“ Ausſtellung zu richten. Außerhalb Münchens erfährt man, da die Zeitungen ſchweigen, über das Unternehmen, ſeine Bedeutung und Erfolge blutwenig, aber auch in München ſelbſt erſcheint alles feſtliche Gepränge, alles, was das Intereſſe auch in den nichtkünſtleriſchen Kreiſen anregen, die Wichtigkeit des Unternehmens auch dem Laien zu Gemüthe führen könnte, ſorgfältig vermieden. Nicht einmal eine Fahne oder Flagge weht auf dem Glaspalaſte, doch freilich, mit welchen Farben hätte man dieſelbe ſchmücken ſollen? Auch in der Erwartung, jetzt, wo ſo viele Kunſtfreunde nach München ſtrömen, würden die übrigen Kunſtanſtalten und Sammlungen zugänglicher gemacht werden, findet man ſich getäuſcht. Nach wie vor bleiben die Tage und Stunden des öffentlichen Zutrittes eng beſchränkt, und nach wie vor geht an dieſen Tagen zur Eröffnungsſtunde die Uhr der Aufſeher eine halbe Stunde zu ſpät und wenn die Schlußzeit naht, merkwürdigerweiſe ebenſo viel zu früh. Man muß den Werth der in der Ausſtellung vorhandenen Schätze ſehr hoch und die Kunſtliebe des deutſchen Publicums ſehr eifrig und warm vorausſetzen, um trotz dieſes Mangels an jeglichem Feſtapparate, an Winken und deutlichen Fingerzeigen den Erfolg der Ausſtellung geſichert zu halten. Zu beiden Vorausſetzungen hat man auch ein gewiſſes Recht. Was insbeſondere den innern Werth der Ausſtellung anbelangt, ſo kann man nicht leugnen, daß ſie eine große Zahl anziehender und bedeutender Kunſtwerke in ſich birgt. Aber dieſem Zugeſtändniß folgt der hinkende Bote unmittelbar nach. Wir müſſen ein Auge gar feſt zudrücken, um den Titel: Allgemeine und hiſtoriſche Ausſtellung gerechtfertigt zu finden. Wir dürfen von derſelben nicht die Enthüllung eines vollſtändigen Bildes der deutſchen Kunſtentwicklung in den letzten ſechzig Jahren erwarten, ſondern müſſen uns damit begnügen, Beiträge zu dieſer Erkenntniß hier zu ſammeln. Funfzehn Architekten haben blos zur münchner Ausſtellung beigeſteuert, vierundfunfzig

Bildhauer und unter dieſen die Mehrzahl unbekannte Namen — wahrſcheinlich Schüler der Akademie — Werke ausgeſtellt. Eine ſolche Vertretung zweier Kunſtzweige, in welchen die Entwicklung überdies ſo überaus raſch und erfolgreich war, bleibt auch hinter den billigſten Erwartungen zurück. Selbſt im Kreiſe der Malerei, welche 1744 Werke (Kupferſtiche, Holzſchnitte und Photographien mitgerechnet) von etwa 571 Künſtlern eingeſendet aufweiſt, machen ſich empfindliche Lücken bemerkbar. Keine einzige Landſchaft von Leſſing, kein größeres Werk von Leutze, keines der ihrer Zeit ſo hochgefeierten Werke von Sohn, die berliner Schule, wie die norddeutſchen Künſtlergruppen überhaupt auf das ſpärlichſte vertreten, das ſind dunkle Flecken, die dem ſonſtigen Glanze der Ausſtellung weſentlichen Eintrag thun. Wer die Schuld dieſer mangelhaften Vertretung trägt, wird wol der Rechenſchaftsbericht des Comité ſagen. Die Fehler in der Organiſation des letztern, die ſeiner Zeit in dieſen Blättern aufgedeckt wurden, erklären den Uebelſtand nicht vollſtändig. Es ſcheint auch in einzelnen Kreiſen an der rechten Opferfreudigkeit gefehlt zu haben, auffallend bleibt wenigſtens die Kargheit der Zuſendungen aus den ſtreng akademiſchen Kreiſen und das Zurückbleiben beſtimmter landſchaftlicher Bezirke. Das wäre ja auch keine rechte deutſche Ausſtellung, die nicht unſeren Zwieſpalt und unſeren Particularismus offenbarte. Hoffentlich verfuhr das Comité bei dem Suchen und Prüfen der für den Zweck der Ausſtellung paſſenden Kunſtwerke nicht ſo cavaliermäßig, wie bei der Abfaſſung des Kataloges. Er iſt der leibliche Bruder des berüchtigten Kataloges zur Pinakothek, der wirkliche Künſtler todtſchweigt, um ſelbſtgeſchaffenen Leben zu geben und beweiſt, freilich nur durch den Contraſt, wie richtig die Behauptung ſei: ein guter Katalog mache das Beſchauen der Bilder noch einmal ſo leicht und bequem. Wir verlangen keinen wiſſenſchaftlich gearbeiteten Katalog, wir verlangen alſo nichts, was über die Kräfte der münchner Akademie geht. Billig wäre es aber geweſen, nicht blos ausnahmsweiſe, ſondern regelmäßig das Entſtehungsjahr der Bilder anzugeben. Wir hätten gern die Kunde dem Verfaſſer des Kataloges geſchenkt, daß Schinkel das Amt eines „Oberlandesbaudirectors“ bekleidet — Fauſt iſt von Sr. Excellenz dem Geheimrath von Goethe verfaßt — hätte er uns dafür bei mehr als zwanzig Ausſtellern mit ihrem Wohnort bekannt gemacht. Geburtsjahre mit Sterbejahren zu verwechſeln, einen Maler zur wiener Schule zu rechnen, weil er ſeine Kunſtbildung in Belgien empfangen und ſeitdem in Paris lebt und wirkt, Längſtverſtorbene noch unter den Lebenden anzuführen, das heißt denn doch mehr als blos nicht pedantiſch verfahren. Wir befinden uns in einer hiſtoriſchen Ausſtellung, wir ſollen ein anſchauliches Bild von der deutſchen Kunſtentwicklung ſeit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts erhalten. Iſt es denn gleichgiltig, ob wir, auf die Angabe des Kataloges vertrauend, einen Künſtler funfzig

Digitized by Google

Jahre früher oder ſpäter auftreten laſſen? Wir finden bei vielen, ſelbſt unbedeutenden Künſtlern das Todesjahr im Katalog angegeben, folgerichtig ſchließen wir, daß, wo daſſelbe nicht verzeichnet iſt, der Künſtler noch als Mitlebender gedacht werden muß. Alſo lebt Friedrich noch, auch Wachter und Füger, auch ſogar der alte Koch! Wenn aber Friedrich noch als „Profeſſor" in Dresden fungiren kann, dann lebt auch die Romantik in ihrer roheſten Form noch unter uns und wir waren Lügner oder Thoren, ſie längſt als überwunden anzunehmen. Wenn Füger und Wachter noch unter uns wandeln, ſo haben wir Davids Richtung nicht blos als eine hiſtoriſche Exiſtenz zu betrachten. Die Ausſtellung iſt doch nicht blos zu Nutz und Frommen der Kunſthiſtoriker veranſtaltet worden. Daß man an dieſelben nicht dachte, beweiſt ſchon der Umſtand, daß man Friedrich und Runge in entgegengeſetzte Winkel verbannte, die doch dieſelbe Zelle im Narrenhauſe der Romantik bewohnten. Ein ſolches Herzeleid hätte man wiſſentlich gewiß nicht den Kunſthiſtorikern zugefügt. Die Laien, zu welchen die Mehrzahl der Beſucher gewiß gehören, werden Dank der leichtfertigen Fabrikation des Kataloges täglich zahlreiche Irrthümer lernen und auf dieſe Art den beabſichtigten Zweck der Ausſtellung in das Gegentheil verkehren. Doch laſſen wir dieſe unerquicklichen Katalogsſtudien und wenden wir uns lieber zur Sache ſelbſt und zwar zunächſt zu den Alten, zu dem alten Carſtens insbeſondere, bei welchem die Wechſelbezeichnung: Alt und Claſſiſch eine ſo treffliche Anwendung findet.

Dreizehn Nummern des Kataloges fallen auf Carſtens, die uns mit neun verſchiedenen Werken bekannt machen. Sein unglückliches Leben, die Selbſtverzehrung ſeiner Kraft aus Mangel an einem großen Wirkungskreiſe, die ausſchließliche Betonung des antiken Elements in Motiven und Formen, die Schilderungsweiſe mit den elementaren Mitteln der Malerei, alles das brauchen wir wol nicht ausführlicher zu ſchildern. Iſt auch Carſtens kein Name, den jedermann auf der Lippe trägt, ſo wird doch im Allgemeinen ſeine hiſtoriſche Stellung richtig beſtimmt, ſeine Bedeutung gewürdigt. Den Nachdruck darf man bei Carſtens nicht auf ſeine Vorliebe für die Antike legen. Zahlreiche Zeitgenoſſen theilten dieſelbe mit ihm. Ihn unterſcheidet vorzugsweiſe ein vollendetes Verſtändniß des Plaſtiſchen, ein feines Gefühl für einfache Formenſchönheit. Das letztere war der Kunſt des achtzehnten Jahrhunderts beinahe vollſtändig abhanden gekommen. Die Zopfkünſtler malten nicht ſchlecht, in einzelnen Fällen ſogar vortrefflich; wenn wir ihre Werke mit den modernen zuſammenhalten, ſo werden wir bemerken, daß ſie uns in techniſcher Beziehung weit überragen. Sie hatten noch gar mannigfache Kunſtgriffe und Recepte überliefert erhalten, die ſeitdem verloren gingen, ihre Bildung ruhte mehr noch auf einer handwerksmäßigen Grundlage und geſtattete eine tüchtigere techniſche

Schulung. In der Gegenwart, wo die Maler gewöhnlich nur eine dilettantenhafte Erziehung genießen, iſt die letztere blos ausnahmsweiſe noch anzutreffen. Unausſtehlich erſcheint uns an den Werken des vorigen Jahrhunderts der Mangel an ernſter Auffaſſung, das frivole Spiel mit den Motiven, deren wahre Natur ohne ſubjectiven Beigeſchmack zu verkörpern keinem in den Sinn kam, widerlich wirkt die gezierte, verzwickte Formengebung, die weder naiv an die Wirklichkeit ſich anſchließt, noch von reinem idealen Sinn getragen auf die ewigen Grundformen menſchlicher Erſcheinungsweiſe zurückgeht, ſondern mit der Wiedergabe abgegriffener conventioneller Typen ſich begnügt. Die Reaction dagegen war in einer Zeit, wo Gluck auf muſikaliſchem, Winckelmann, Leſſing, Diderot auf literariſchem Gebiete den Kampf gegen das Conventionelle im Intereſſe der charakteriſtiſchen Wahrheit und einfachen Schönheit ſchon ſiegreich eingeleitet hatten, unausbleiblich. Sie konnte ſo bewirkt werden, daß man den Gedankengehalt in den Kunſtwerken änderte, das ſtoffliche Intereſſe an den Motiven hervorſuchte, das Nationale und Volksthümliche betonte. Es wäre dadurch Ernſt und Kraft in die künſtleriſchen Gedanken, ſtrengere Wahrheit in die Formen gekommen. Oder man beſeitigte blos das Symptom der Krankheit und ſetzte an die Stelle der conventionellen, gemachten Typen wahrhaft ideale, wobei man zwar auf die innigere Theilnahme des Volkes verzichten mußte, aber in das Formelle der Kunſt ein mächtiges Element der Bewegung und Entwicklung hineinwarf. Eine Zeichnung des älteren Tiſchbein: Götz von Berlichingen — vielleicht die älteſte künſtleriſche Illuſtration, die Goethes Werke erfuhren — deutet an, daß man auch den erſten Weg verſuchte und einen nationalen Gehalt, ein unmittelbar ſtoffliches Intereſſe der Malerei einverleiben wollte. Es blieb jedoch bei dem bloßen Verſuch. Weltbekannte Verhältniſſe empfahlen in der Poeſie wie in der bildenden Kunſt die Flucht aus der Wirklichkeit und ließen für die Correctur des Zopfgeſchmackes blos den zweiten Weg offen.

Carſtens Verdienſt beſteht übrigens nicht blos in dem ernſten und tieferen Rückgange auf das antike Formengerüſt. Die Antike iſt für ihn nichts Aeußerliches, kein fremdes Gewand, in welches er erſt nachträglich ſeine Phantaſiegebilde einhüllt. Seine ganze Natur iſt plaſtiſch angelegt, auch durch ſeine leiſeſten Empfindungen klingt jener unendliche Wohllaut, für welchen nur die Antike den entſprechenden Ausdruck beſitzt. Goethes Liebe zu Carſtens, der wir die Erhaltung der Werke des letzteren vorzugsweiſe zu danken haben, und welche auch die Beſtrebungen der weimarer Kunſtfreunde grundſätzlich beſtimmte — die Spuren derſelben ſind leider auf der münchner Ausſtellung nicht zu erblicken — ruht auf innerer Wahlverwandtſchaft, die Verhältniſſe, welche die Wandlungen des Dichters erklären, ſind auch für Carſtens Entwicklung maßgebend geworden.

Digitized by Google

Carſtens Werke, einfache Zeichnungen, zuweilen ſchematiſch gefärbt, blenden das Auge nicht. Hat man aber einmal die Aufmerkſamkeit auf dieſelben gerichtet, ſo wird man Mühe haben, ſich von denſelben zu trennen. Der Preis gebührt dem goldnen Zeitalter aus der Sammlung des Baron von Uexküll. Hier der Vater, der mit dem Kinde ſpielt, daneben der Greis, der befriedigt und neidlos der genießenden Jugend zuſieht, weiter nach hinten die Liebespaare und der luſtige Tanzreigen, rechts davon die ſelige Mutter, die in ihren tändelnden Kindern ſich wiederfindet, der naſchende Knabe, der Schläfer endlich, dem auch im Traume das Glück und die Freude zulächelt, geben ein Bild des reinen Genuſſes, der ungetrübten Seligkeit zu leben und zu athmen, wie es wahrer und ergreifender nicht geſchildert werden kann. Der Bildhauer, der mit geſchickter Hand die Graziengruppe auf dem Aquarell: Apollo und die Muſen verkörpern könnte, hätte die Unſterblichkeit ſich geſichert. Von unendlicher Poeſie iſt auch auf einem dritten Bilde: Die Ueberfahrt des Megapenthes der Zug, daß die beiden Kinder, die auch auf Charons Kahne Platz gefunden, unbekümmert um ihre Umgebung, ohne Ahnung der kommenden Schreckniſſe heiter in den Strom gucken und mit den Wellen ſpielen. Und ſo kann man Bild für Bild und auf jedem Bilde Gruppe für Gruppe betrachten und wird ſtets Gebilden der lauteren Schönheit gegenüberſtehen. Als Kind des achtzehnten Jahrhunderts offenbart ſich Carſtens am meiſten in dem Traumorakel des Amphiaraos. Das Motiv beſitzt keinen poetiſchen Reiz, iſt für die bildende Kunſt nur undeutlich zu verkörpern, intereſſirt aber inſofern, als es zeigt, wie ſehr jedes Gemüth von den Wirkungen der franzöſiſchen Revolution erfüllt war. Die Bilder der Freiheit und des Despotismus, die aus den Pforten der Träume emporſteigen, ſind offenbare Anſpielungen auf das politiſche Drama in Frankreich.

Carſtens Beiſpiel blieb zwar nicht ohne Nachfolge. Wir beſitzen in Genelli den rechten Erben ſeiner Phantaſie und ſeines lauteren Schönheitsſinnes, wenn auch die poetiſche Natur bei dem letzteren nicht ſo reich auftritt, und die Anwendung antiker Formen nicht immer das Gepräge innerer Nothwendigkeit offenbart. Einen weiteren Raum und ausgedehnteren Umfang gewann ſchon unter Carſtens Zeitgenoſſen die im Ganzen verwandte Richtung, welche David in Paris angebahnt hatte. An einem reizenden Bilde von Schick: Chriſtus im Schoße der Engel vom Kreuze träumend, bei dem man freilich die trockne Färbung in Gedanken wegwiſchen muß, bemerkt man den Einfluß von Carſtens am deutlichſten. Es iſt derſelbe Wohllaut der Linien, die gleiche Formenanmuth, die wir hier antreffen. Aber ſchon an Schicks großem und mit Recht vielbewundertem Bilde: Apoll unter den Hirten, deutet das Colorit, in der Wirkung ſchönen Gobelins naheſtehend, den Uebergang zur franzöſiſchen claſſiſchen Manier an, welche vollends bei Wachter (durch

dreizehn Werke vertreten) herrſchend erſcheint. Wären ſein: Letzter Schlaf des Sokrates, ſeine Andromeda, Hiob mit ſeinen Freunden im Louvre aufgeſtellt, keinem Menſchen würde ein Zweifel über ihren franzöſiſchen Urſprung auftauchen. Das „Lebensſchiff“, ein reizend erfundenes Motiv, brauchte blos um einen Ton heller angelegt zu ſein, um für eine Arbeit des bekannten Hamon zu gelten. Nur im „Bakchus, der Amor den Trank der Unſterblichkeit zeigt“, fühlt man die keuſchere deutſche Natur durchbrechen, nur in ſeinen Zeichnungen und ebenſo in jenen Wagners, Hetſchs u. a. bemerkt man die ernſtere Vertiefung in die Antike, wie ſie die Franzoſen mit ihrer rhetoriſchen Anlage niemals kennen. Will man Davids Einfluß auf die deutſche Kunſt noch weiter verfolgen, ſo trete man vor Matthaeis (in Dresden) Ermordung des Aeghiſt oder Fügers (Wien) Tod des Germanicus. Patriotiſche Klagen brauchen wegen dieſer raſchen Entfremdung der deutſchen Kunſt vom nationalen Boden nicht laut zu werden. Zunächſt greift die Bildung der modernen Völker enger ineinander, und läßt ſich eine gegenſeitige Abſperrung auf dieſem Gebiet nicht mehr erreichen. Und dann war dadurch noch keineswegs eine eigentliche Franzöſirung des deutſchen Geſchmackes erreicht, keine Huldigung dem franzöſiſchen Geiſte beabſichtigt worden. David hatte eben den ſcheinbar richtigen Ausdruck für die maleriſche Verwerthung der antiken Formen gefunden, hatte die Zugänglichkeit der letzteren erweitert und wurde ſo für einige Zeit das Vorbild zahlreicher Maler aus aller Herren Ländern. Uebrigens dauerte auch ſeine Herrſchaft in der deutſchen Malerei nicht lange, und wurde noch zu einer Zeit, wo der franzöſiſche Imperialismus officiell galt, von andern beſtimmenden Einflüſſen abgelöſt.

Schick und Wachter, durch das geräuſchvolle Auftreten des ſpätern Künſtlergeſchlechts in den Hintergrund gedrängt, in den beſuchteren deutſchen Gemäldegalerien nicht vertreten, werden für die Mehrzahl der Beſucher der münchner Ausſtellung wahrſcheinlich eine ganz neue, jedenfalls eine überaus anziehende Erſcheinung bilden, durch welche die Frage nach der Entwicklung unſrer Kunſt bei vielen eine von der gewöhnlichen Meinung abweichende Löſung erfahren dürfte. Man wirft uns häufig Parteilichkeit gegen Cornelius und Kaulbach vor und nennt es Undank gegen die Größe dieſer beiden Männer, daß wir ihre Bedeutung einſchränken, ihre Wirkſamkeit als bereits theilweiſe der Geſchichte verfallen darſtellen. Mit größerem Recht könnte man uns, d. h. das gegenwärtige Geſchlecht, der Parteilichkeit für dieſe Künſtler und ihre Zeitgenoſſen zeihen und uns anklagen, daß wir die Verdienſte ihrer unmittelbaren Vorgänger der Vergeſſenheit überlieferten. Wir laſſen die Größe unſrer Kunſt, mag ſie nun eine wirkliche oder nur eine ſcheinbare Größe beſitzen, durch die Einkehr in das Heimathliche und Urſprüngliche, wie ſie gewöhnlich von den Bewohnern des Kloſters San Iſidoro gerühmt wird, bedingt werden, wir

knüpfen die Wiedergeburt der nationalen Kunſt an die Romantiker an, feiern in den Nibelungen- und Fauſtilluſtrationen patriotiſche Thaten, welche uns erſt wieder eine eigenthümliche Kunſt ſchenkten und denken gering von der frühern deutſchen Künſtlerkraft. Einen ſcheinbaren Vorwand dazu gibt noch die unleugbare Berührung deutſcher und franzöſiſcher Kunſt am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts. Wir können aber nur wiederholen, daß keine Abhängigkeit von der nationalen franzöſiſchen Kunſt beabſichtigt wurde, daß vielmehr die Uebereinſtimmung in dem antiken Cultus dieſe Verwandtſchaft hervorrief. Wir bemerken in einzelnen Fällen ein Zuſammentreffen mit der Kunſtweiſe Davids, wo wir keine Spuren unmittelbarer Beziehungen zu dem franzöſiſchen Altmeiſter nachweiſen können. Es lag eben dieſe Richtung in der Luft und theilte ſich unwillkürlich allen Strebenden mit. Wenn wir billig ſind, werden wir eingeſtehen, daß bei Schick und Wachter die Phantaſie, die ſpecielle maleriſche Begabung ungleich höher entwickelt war, als bei den meiſten Großmeiſtern der gegenwärtigen Kunſt. Zum Ausdruck ihrer Gedanken brauchten ſie freilich nicht ſo große Maſchinen, wie die Franzoſen ſpöttiſch unſere monumentale Malerei nennen, aber in dem beſchränkten Raume zeigen ſie eine Fülle maleriſcher Reize, eine Gewalt über plaſtiſche Formen, einen Sinn für reine Schönheit, Hoheit und Anmuth, wie wir ſie bei unſern Zeitgenoſſen oft ſchmerzlich genug vermiſſen. Es wäre nicht ſchwer, auch bei Carſtens die buonarottiſche Inſpiration, bei Schick eine Rafaels würdige Grazie nachzuweiſen. Hält man vollends mit ihren Werken die älteren Schöpfungen der Neurömer, die Anfangsarbeiten Schnorrs, Overbecks, u. a. zuſammen, dann empfängt man unwillkürlich das Gefühl, als würde man mit einem Zauberſchlage aus dem Sitze hoher Civiliſation in eine Urwildniß verſetzt. Auch dieſe Rohheit und Unförmlichkeit hat ihr hiſtoriſches Recht. Wir wollten überhaupt nicht unſern gegenwärtigen Künſtlern zu nahe treten und halten für ihre Eigenthümlichkeit den gleichen empfänglichen Sinn bereit. Nur meinen wir, es ſei nicht rathſam, für unſere jüngſte Gegenwart ſtets nur das ſechzehnte Jahrhundert zum Vergleiche heranzuziehen und unbillig, die Außenſtehenden glauben zu machen, als wäre erſt mit dem Jahre 1810 oder 1812 das Licht in die Welt gekommen. Der Hellenismus in der Malerei fand in dem erweiterten Gedankenkreiſe eine nothwendige Schranke, er beſitzt nur für eine abgeſchloſſene Ideenwelt die entſprechenden Formen, über jene hinaus ſinkt er zur leidigen Manier herab. Man ſehe nur in dem Bilde des jüngern Tiſchbein: Conradin von Schwaben wird das Todesurtheil verkündigt, welche Caricaturen mißverſtandene Claſſicität ſchafft. Auch das geben wir zu, daß der Hellenismus namentlich durch die Wahl fernliegender Motive die Kunſt vom Leben trennte und ausſchließlich an einen Kreis der Eingeweihten ſich wendete. Wer nicht Freimaurerei in künſtleriſchen Dingen trieb, höhere Grade

in der Kunſtkennerſchaft erreicht hatte, für den waren die Werke der Helleniſten nicht vorhanden. Die Neurömer appellirten an die Armen im Geiſte, ihre Formloſigkeit, ihre Derbheiten grade ließen die Kunſt wieder in weiteren Kreiſen wirken und machten ſie volksthümlich. Wenn aber auch Carſtens und Wachters u. a. Nachfolger ſo weit im Recht waren, daß ſie mit dem Hellenismus brachen, ſo folgt daraus noch keineswegs, daß ſie alsdann den rechten Weg einſchlugen. Im Gegentheil ſcheint ſeitdem die Unruhe und Unbefriedigtheit, das Rathen und Suchen und Uebertreiben die oberſte Gewalt in der deutſchen Kunſt erlangt zu haben. Wunderbar wäre es keineswegs, da wir nicht ein ſtarkes und trotziges Geſchlecht ſind, wenn wir, um der Unruhe loszuwerden, für einige Augenblicke wieder in den Hafen des Hellenismus flüchteten. Daß die dramatiſche Poeſie der jüngſten Tage mit Sack und Pack in das Lager der Antike überging, iſt ein Zeichen der Zeit, welches wahrſcheinlich unſere bildenden Künſtler zu dem gleichen Vorgang anfeuern wird.

Aehnlich wie mit Schick und Wachter dürfte es vielen Beſuchern mit Koch und Reinhardt ergehen, und ſie erſt durch die Vermittlung der Ausſtellung eine anſchauliche Erkenntniß vom Weſen dieſer Meiſter empfangen. Reinhardt zwar kann aus den drei Oelgemälden und der einen Zeichnung, die von ihm hier vorhanden ſind, nicht füglich beurtheilt werden, dagegen iſt Koch durch 23 Werke verhältnißmäßig glänzend vertreten. Koch war eine klobige Natur und konnte bei Gelegenheit den Namen eines groben Geſellen ſich erwerben, er beſaß aber nicht nur eine reſpectable Bildung, ſondern auch eine tüchtige Natur, eine felſenfeſte Ueberzeugung von der geiſtigen Miſſion des Künſtlers, über deren geringe Beachtung ſeitens der jüngern Künſtlerwelt er recht herbe Klage führen konnte. Von dieſer ſelbſtſtändigen Kraft, dieſem Künſtlertrotze legen ſeine Werke in ihren Mängeln und Vorzügen ein deutliches Zeugniß ab. Koch lehnte ſich bereits an jenen Künſtlerkreis an, den man früher mit dem Namen der Nazarener zu bezeichnen pflegte. Wir wollen, um Mißdeutungen zu begegnen, die Männer, die theilweiſe auf der Flucht aus deutſchen Akademien, von enthuſiaſtiſchen Ideen über das Mittelalter erfüllt, in Rom zuſammentrafen, lieber als Neurömer bezeichnen. Mit ihnen theilt er die Liebe für Dante und die romantiſchen Dichter, die Geringſchätzung des rein Formellen in der Malerei, die bis zu Einſeitigkeit ausgeprägte Abneigung gegen alles, was nicht mit dem Gedanken und der Empfindung in unmittelbarer Beziehung ſteht. Augenfreude war das letzte Ziel, welches er der Malerei ſteckte. Auf der andern Seite ſteht er aber auch noch mit den Helleniſten im Zuſammenhange und weiß den Wohllaut der Linien, die Schönheit reiner Formen wohl zu ſchätzen. Für beide Richtungen weiſt die Ausſtellung charakteriſtiſche Beiſpiele auf. Ein gar ſeltſames Bild iſt der tiroler Landſturm vom Jahr 1809. In der Mitte einer bewegten

Gruppe ſitzt hoch auf hölzernem Roſſe der biedere Sandwirth, in die complementären Farben, Roth und Grün, gekleidet, in heftiger Action begriffen, hinter ihm gleichfalls in pathetiſcher Stellung Haspinger, in der einen Hand den häßlichſten Tambourſäbel, der jemals in der öſtreichiſchen Armee exiſtirte, in der andern ein Crucifix ſchwingend. Von allen Seiten ſtrömen die Freiwilligen herbei. Weiber laden Waffen, Gatten umarmen ſich, Kinder ſchreien, Männer fluchen, ein Schneider, nach ſeinem hungrigen Anſehen zu ſchließen, maſſacrirt einen Franzoſen, kurz gar lebendig geht es im Vordergrund zu. Nicht minder epiſodenreich iſt der Hintergrund. Rechts knallen die Büchſen und ſehen wir die Flammen eines angezündeten Dorfes emporlodern, links läßt ſich vor dem Wirthshauſe ein Freiwilliger von der Frau Wirthin noch einen Scheidetrunk einſchenken, nach der Mitte zu öffnen ſich die Thüren eines Kirchleins, um eine Proceſſion mit allem Zubehör herauszulaſſen. Ganz hinten endlich, möchten wir beinahe ſagen, wackeln die Berge mit ihren Köpfen über ein ſolches Durcheinanderſchütteln von Epiſoden, über den gänzlichen Mangel an dramatiſcher Einheit ſowol, wie maleriſcher Durchführung. Als Kunſtwerk ſteht dieſes Bild grade ſo hoch, wie ſein Held als Feldherr und Staatsmann. Sobald wir aber den Blick zu den Kochſchen Landſchaften wenden, wird unſere Meinung von der Künſtlerkraft des Meiſters gar gewaltig verändert. Ohne Einſchränkung können wir das Lob freilich nicht gelten laſſen. Kochs Schweizerlandſchaften ſind einfach mißlungen zu nennen, ſeiner Auffaſſung nordiſcher Bergnatur fehlt die Wahrheit, fehlt aller Charakter. Auch die Landſchaften mit Apoll unter den Hirten und mit Jakobs Heimkehr als Staffage berühren unangenehm durch die bunte, faſt ſchreiende Mannigfaltigkeit der Farbentöne. Die zuletzt erwähnte Staffage hat Cornelius in die Landſchaft hineingemalt, keineswegs zum Vortheil für das Werk, da das von Cornelius angewendete Colorit dem Tone der Landſchaft vollkommen widerſpricht. Dagegen ſind die Schilderungen der Ruinen des Kaiſerpalaſtes, des Lago di Nemi, des Albanerſees unendlich ſeelenvoll in der Auffaſſung, harmoniſch in der Stimmung und vor allem reich an ſchönen Linien. Wir möchten wol zuweilen wünſchen, Koch hätte nicht zu viel in die Natur hineingebaut, die Charakteriſtik nicht durch Pleonasmen beſchwert (in einer bibliſchen Landſchaft z. B. mit Boas und Ruth wird das Thema der Fruchtbarkeit, das ſchon aus der landſchaftlichen Schilderung vollkommen klar iſt, noch durch eine dreifache Staffage überflüſſig erläutert), aber ein tiefer poetiſcher Schwung der Empfindung, ein feiner und reiner Linienſinn machen alle dieſe Mängel vergeſſen und laſſen einen nachhaltigen Eindruck im Beſchauer zurück. Wir haben ſeit den letzten zwanzig Jahren ſo viel in Lichteffecten und frappanten Wirkungen der Landſchaftsmalerei geſchwelgt, das ſtofflich Große und Intereſſante von der Landſchaftsmalerei gepflegt gewahrt,

daß wir von dem Daſein einer ſolchen Richtung, wie ſie uns Kochs Werke zeigen, kaum noch eine Kunde nehmen. Sie pflanzte ſich aber nicht allein ſtetig fort (Rhodens, Helmsdorfs, Steinkopfs, Kobells Bilder in der Ausſtellung bürgen dafür), ſondern fand auch in den jüngſten Tagen, offenbar als Reaction gegen die übertriebene Stofflichkeit in den Landſchaften zahlreicher düſſeldorfer und münchner Malereien, eine erhöhte Pflege. Wir laſſen uns natürlich die erweiterte Ausdruckskraft der modernen Landſchaftsmalerei nicht rauben, wir freuen uns billig über ihre erhöhte Fähigkeit, die Erſcheinungen der äußern Natur zu verkörpern. Ohne alle Frage ſprechen auch die Naturformen für ſich, iſt das Colorit eine überaus wichtige Hilfe, poetiſche Empfindung in uns anklingen zu laſſen und charaktervolle Wahrheit am beſten geeignet, die entſprechende Stimmung in uns zu erregen.

Es iſt eine Sünde, wenn man der landſchaftlichen Natur gewiſſermaßen articulirte Laute abpreſſen will, aus ihren Formen eine conventionelle Buchſtabenſchrift zuſammenſetzen, wo ſie doch nur klingen und tönen kann. Es iſt ferner eine Sünde, wenn man die wirklichen Naturformen verdreht und willkürlich ändert, und es rächt ſich am Künſtler auch unmittelbar, wenn er das Eingehen in ihre feineren Eigenthümlichkeiten hochmüthig verachtet. Friedrichs in Dresden Verſuch, eine religiöſe Landſchaft zu gründen, ſeine Schilderung des Eismeers, in welcher die Eisberge die Geſtalt graugrün angeſtricheuer ſtereometriſcher Figuren an ſich tragen; ſind einfach lächerlich. Sie ſollten aber, ähnlich wie Runges ſymboliſche Naturgedichte, nicht vergeſſen werden, ſobald von dem wohlthätigen Einfluß der Romantiker auf den Aufſchwung der Malerei geſprochen wird. Auf der andern Seite laſſen ſich aber der landſchaftlichen Natur auch ſymboliſche Beziehungen zu menſchlichen Verhältniſſen und Leidenſchaften abgewinnen. Je nach unſerer Stimmung fühlen wir uns von beſtimmten landſchaftlichen Formen angezogen oder abgeſtoßen, ſuchen wir ſie auf oder fliehen dieſelben. Dem Frieden der Seele, der Ruhe des Genuſſes, den Stürmen der Leidenſchaften, der Klage der Sehnſucht entſprechen gewiſſe landſchaftliche Situationen und wenn ſie nicht das innere Leben des Geiſtes mit der dramatiſchen Schärfe und Beſtimmtheit einer äußeren Handlung wiedergeben können, ſo laſſen ſie doch, der muſikaliſchen Begleitung eines Liedes vergleichbar, eine verwandte Empfindung anklingen. Bei einer ſolchen Auffaſſung der Natur, zu welcher ſich ſüdliche Landſchaftsformen am trefflichſten eignen und wo die detaillirende Farbe der allgemein zeichnenden Linie an Ausdruckskraft zurückſtehen muß, iſt die Staffage ſchwer zu entbehren. Die Natur ſpricht zwar für ſich ſelbſt, um aber die Aufmerkſamkeit gleich in die rechte Bahn zu lenken, liebt man es, den Grundgedanken der Landſchaft in der Staffage zuſammengefaßt und verdeutlicht zu reproduciren. Neu iſt dieſe Gattung der Landſchaftsmalerei keineswegs, ſie iſt ſogar älter

als die entgegengeſetzte Richtung, in welcher die Naturſtimmungen in ſelbſtſtändiger Weiſe, ohne allen ſymboliſchen Anklang wiedergegeben werden. Die Paradiesbilder der alten Niederländer, die von der italieniſchen Natur begeiſterte Gruppe der Landſchaftsmaler des 17. Jahrhunderts haben ſich in derſelben verſucht, ſie iſt auch Rubens nicht fremd geblieben, am Anfange dieſes Jahrhunderts hat ſie Koch (Macbethlandſchaft) wieder aufgefriſcht, jetzt ſehen wir ſie mit verjüngter Kraft, mit weiſer Benutzung der bisher erworbenen techniſchen Geſchicklichkeit in den Werken Schirmers in Karlsruhe und Prellers in Weimar wieder verkörpert. Die Ausſtellung beſitzt außer Schirmers vier Tageszeiten (Staffage: der barmherzige Samariter) 26 Entwürfe und in Oel gemalte Skizzen deſſelben Meiſters zu bibliſchen Landſchaften und Prellers 14 landſchaftliche Illuſtrationen zur Odyſſee. Schirmers Entwürfe ſind nicht alle von gleichem Werth. Daß die Schilderung des Paradieſes weder auf dem mit Kohle gezeichneten Entwurf, noch in der theilweiſe veränderten Farbenſkizze allen Erwartungen entſpricht, die Landſchaft nach der Vertreibung aus dem Paradies beinahe noch lachender und wohnlicher erſcheint, als das Paradies ſelbſt, können wir leicht nehmen. Der Unſchuldszuſtand der Natur iſt uns eben nicht bekannt, der Rückgang auf paläontologiſche Formen, den Naturforſcher vielleicht anrathen möchten, war aus maleriſchen Gründen nicht zuläſſig. Dagegen ſcheint die Wahl der landſchaftlichen Formen bei der Flucht Kains, der Verſtoßung Hagars und ihrer Wüſtennoth nicht glücklich gegriffen. Kains leidenſchaftlicher Grimm iſt nach dem Todtſchlage ausgebrannt, eine furchtbare Oede ergreift ihn, er weiß nicht, wohin vor dem Geiſte zu flüchten und fühlt das Endloſe ſeiner Qual. Dieſer Gemüthsſtimmung entſpricht ſchlecht eine ſtürmiſche Landſchaft, in welcher alle Elemente ihre Wuth losgelaſſen haben, eine öde, leere, todte Natur, die das Zielloſe ſeiner Flucht andeutet, die Ewigkeit der Schuld verſinnlicht, wo die Grabesſtille der Umgebung die Stimme des Gewiſſens nur lauter tönen macht, hätte nach unſerm Bedünken die Situation wahrer charakteriſirt. Bei Hagars Verſtoßung iſt das Wüſtenelement nicht ſcharf genug ausgedrückt. Dagegen entwickeln andere Bilder wieder eine Fülle poetiſcher und geiſtreicher Züge, welche die Betrachtung derſelben zu einem köſtlichen Genuß machen. Der Baum der Erkenntniß erhebt ſich (in der Farbenſkizze) auf einem üppig grünen Hügel, die Sonne hat ſich breit auf denſelben gelagert, wer könnte der Verſuchung widerſtehen und auf dieſem köſtlichen, wohnlichen Plätzchen nicht verweilen. Verführeriſcher konnte die Schlange nicht ſprechen, als die landſchaftlichen Formen hier ſchmeicheln und locken. Die Austreibung aus dem Paradies geht am ſpäten Abend vor ſich, ein über den Weg geſtürzter Baumſtamm zeigt, daß auch die Natur ihre Jungfräulichkeit verloren hat, dem Tode und dem Verderben ausgeſetzt iſt. In die dunkle Nacht werden die Sünder ge-

trieben, matt leuchtet der Mond, die Schrecken der Finſterniß ſtehen ihnen bevor. Geiſtreich iſt bei der Schilderung der erſten Menſchen nach der Vertreibung dem Waſſer, dem wahren Elemente der Thätigkeit und des beweglichen Lebens ein größerer Raum gegönnt, vollendet vor allem Abrahams Einzug in die lachenden Gefilde des gelobten Landes geſchildert. Schirmers vollſtändige Gewalt über die landſchaftlichen Formen, die Anmuth ſeiner Linien, die Schönheit ſeiner Gruppen ſind ſo bekannte Züge, daß es nicht nöthig erſcheint, darauf noch aufmerkſam zu machen. Ohnehin laſſen ſich ſolche Eigenſchaften durch Worte nicht verdeutlichen.

Gleich vollendet, vielleicht weniger geiſtreich, aber durch die einfache Größe noch ergreifender ſind Prellers homeriſche Landſchaften. Gleich den Helden, deren Leben und Leiden ſie ſchildern, erſcheint die Natur noch größer und mächtiger, als ſie ſeitdem uns gewöhnlichen Menſchenkindern entgegentritt. Die Stürme brauſen gewaltiger, die Bäume wölben ſich höher, die Zweige breiten ſich reicher und breiter aus, das Meer birgt größere Schrecken in ſich, aber auch der Genuß der Natur lockt ſüßer. Alle Formen des Auftretens der landſchaftlichen Natur finden ſich in Prellers Bildern verkörpert, die furchtbarſte Leidenſchaft und die ſelige Ruhe und die ganze Scala von Eindrücken, die dazwiſchenliegt, wird offenbar, überall aber fühlt man ſich vom Hauche einer claſſiſchen Phantaſie angeregt und von der edlen Wahrheit der Schilderung ergriffen. So weit es der Landſchaftsmalerei möglich iſt, einen epiſchen Ton anklingen zu laſſen, iſt es hier geſchehen. Wirft man einen Blick auf die in der Nähe von Prellers Illuſtrationen aufgeſtellten Zeichnungen von Olivier und Fohr, ſo erkennt man, daß Schirmer und Preller hier eine Richtung eingeſchlagen haben, welche die Landſchaftsmalerei ſchon vom Anfange des Jahrhunderts beherrſchte; man erkennt aber auch, daß, wenn die Kunſt der jüngſten Tage einen Fortſchritt aufweiſt und Vorzüge über die Werke der ältern Generation beſitzt, ſie hier zu ſuchen und auch zu finden ſind. Der poetiſche Geiſt iſt geblieben, die Gewalt über die Formen iſt gewachſen.

Springer.

Die Küſten am Kanal La Manche vom militäriſchen Standpunkt.

1.

Der Kanal von Dover bis Brighton.

Frühere Kriegsereigniſſe hatten allenthalben und namentlich bei den Engländern den Glauben verbreitet, daß nur in den ſeltenſten Fällen Feſtungen

den Angriffen von Flotten mit Erfolg widerſtehen könnten, und daß dieſe, um es zu können, auf das ſolideſte erbaut ſein müßten. Von dieſer Idee ausgehend, befeſtigte England ſeine Seehäfen am mittelländiſchen Meer auf das ſtärkſte, hielt aber keine Seefeſtung, welche andern Nationen angehörte, für fähig, ſich auf die Dauer gegen die Angriffe ſeiner Flotte zu halten — eine einſeitige Anſicht und Ueberſchätzung der eignen Kräfte, welche ihm im orientaliſchen Kriege vor Sweaborg, Kronſtadt und Sebaſtopol bittre Früchte trug. Nun kam man auf eine andere Idee. Mit tiefgehenden großen Schiffen ließen ſich gut befeſtigte Häfen, wegen der Schwierigkeit das Fahrwaſſer zu finden, wegen der Leichtigkeit, mit der es unfahrbar gemacht werden konnte, nicht forciren, erbaute man daher eine ganze Flotille von eiſernen Kanonenböten, die, mit wenigen ſchweren Geſchützen bewaffnet, nur geringen Tiefgang hatten und mit Dampfmaſchinen verſehen wurden. Von dieſen erwartete man bedeutende Erfolge; als unerwartet, und bevor man noch Gelegenheit gehabt hatte, ſie in Maſſe vor den Feind zu bringen, und ſo deren praktiſchen Nutzen zu erproben, der Friede kam. Nur auf Offenſivunternehmen richteten die Engländer der Hauptſache nach ihre Aufmerkſamkeit und auf den Schutz der iſolirten Seefeſten des Mutterlandes, für die Befeſtigung der eignen Landesgrenzen geſchah unendlich wenig, man verließ ſich in dieſer Beziehung wie früher auf die Unüberwindlichkeit ſeiner ſchwimmenden Feſtungen. Die gefährdeten Grenzen Englands ſind die, welche dem Feſtlande am nächſten liegen, und am leichteſten von dieſem aus erreicht werden können, mithin die am Kanal. Bisher waren die vorherrſchenden Winde und Strömungen ein ganz beſonderer Schutz derſelben, der durch Anwendung der Dampfkraft bei Schiffen nur zu viel von ſeinem Werthe verloren hat. Beide gehen vorherrſchend von Oſten nach Weſten, folglich mußte England daran denken, im Oſten einen großen Kriegshafen zu haben, um mit Benutzung jener Naturkräfte Meiſter des Kanals zu bleiben. Hierzu eignete ſich die Mündung der Themſe am beſten, und Sheerneß ward zum Depotplatz erhoben, der vollſtändig günſtig gelegen war, um den oben angedeuteten Zweck zu erfüllen; nur das Vorland brauchte umſchifft zu werden, um durch die Straße von Calais in den Kanal ſelbſt zu gelangen. — Der Central- und Haupthafen durfte aber kein andrer als Portsmouth werden, deſſen geſchützte Lage hinter der Inſel Wight es den Angriffen feindlicher Flotten ſowol, als dem Andrange von Wind und Wellen entzog. Dies ward auch der Hauptdepotplatz für die Kanal- und Mittelmeerflotten, und von hier ſegelten die Geſchwader aus, welche einſt die ſpaniſche Armada, ſpäter die Holländer und dann die vereinigten Spanier und Franzoſen ſchlugen. Die Engländer waren mit dieſen Feſtungen ſo vollſtändig Herren des Kanals, daß die Franzoſen es in den letzten Kriegen kaum mehr wagten, ihre befeſtigten Häfen zu verlaſſen. Da drohte 1808 Napoleon mit

einer Landung von Boulogne aus; zwar hatte er nicht über eine große Kriegsflotte zu gebieten, immerhin war aber eine Invaſion, wenn Wind und Wetter den Transport von Truppen auf flachen Schiffen erlaubten, denkbar, und einmal mit einer Armee auf engliſchem Boden, würde er ſich ſchon zu helfen gewußt haben. Damals ſuchten die Engländer ihre Küſten durch Befeſtigungen zu ſchützen, die Zeit drängte, und es entſtand raſch jene Uferbefeſtigung, die heute noch exiſtirt. — Dover, der erſte der ſogenannten „fünf Häfen“ (Cinque ports), iſt der öſtliche Flügelpunkt derſelben. Ein altes, auf einer ſteilen Höhe liegendes römiſches Caſtell ward aufs neue befeſtigt, und auf den jenſeitigen Höhen, getrennt von einer Straße, die durch eine Einſattlung nach der unmittelbar am Ufer liegenden Stadt führt, mehre geſchloſſene Redouten aufgeführt; auch legte man einige Batterien am Meeresufer ſelbſt an und errichtete dergleichen auf dem Hange des Berges, auf dem das Caſtell liegt, nach Oſten zu. Von der offnen Stadt ſelbſt, die nicht einmal einen einfachen Wall hat, führt eine kleine in den Felſen gehauene Wendeltreppe nach dem Hafen, deren Eingang von einem kleinen Werke vertheidigt iſt; dieſe und jener oben berührte Weg ſind die einzigen Communicationen zwiſchen der Stadt und den Feſtungswerken. Um dem nicht ſehr geräumigen Hafen eine größere Ausdehnung zu geben, hat man vom Weſten der Stadt aus, wo die Felſen ſich ſchroff in das Meer herabſenken, einen hohen Molo (breakwater) vorgetrieben, welcher den Fehler hat, daß er das Feuer der im Oſten gelegenen Uferbatterien und die Umſicht aus denſelben ſehr beſchränkt, und der einzige Punkt, wo eine Batterie mit Vortheil anzulegen wäre, ein kleines Plateau, das gleich einer Baſtion vorſpringt, iſt nicht zur Anlage einer ſolchen, ſondern zum Bau des erſten Gaſthauſes der Stadt, „Lord Wardens Hotel“ genannt, benutzt worden. Infolge dieſer Uebelſtände hat eine von Weſten kommende angreifende Flotte von den Uferbatterien ſo lange nichts zu fürchten, als ſie hinter den Molen bleibt, und iſt dort nur dem Feuer des Caſtells und der Redouten ausgeſetzt, da dies aber nicht anders als bohrend ſein kann, weil dieſe hoch über dem Waſſerſpiegel liegen, ſo bringt es eben keine zu große Gefahr. Der Weg, welcher nach dem Hafen führt, iſt faſt nirgend beſtrichen, und liegt faſt überall im todten Winkel. Die Hauptverbindung, die Eiſenbahn, welche von London kommt, geht von Folkſtone aus oft dicht am Ufer hin, und kann an einzelnen Stellen von Schiffen aus beſchoſſen werden. Dieſer Flügelpunkt iſt nach dem, was wir geſehen und hier geſagt haben, zu ſchwach, um als Anlehnungspunkt gelten zu können, die Stadt iſt ohne Mauer, und würde ſofort durch Landung von Truppen in Böten genommen werden können; dieſe würden dann auf dem eben beſchriebenen Wege die Häfen hinter den Redouten zu erreichen ſuchen, die, trotzdem daß ſie letztere im Bereich des Büchſenſchuſſes dominiren, doch nicht in das Feſtungsnetz gezogen ſind, weil man an einen derar-

Digitized by Google

tigen Angriff von der Landſeite nie gedacht hat. Küſtenbefeſtigungen allein, ohne derartige Sicherungen ſind immer fehlerhaft, namentlich bei irgend wichtigen Punkten, deren Verluſt große Nachtheile bringen könnte. Das Terrain um Dover iſt von der Art, daß man mit Leichtigkeit eine Feſtung erſten Ranges aus ihm machen könnte, was auch ſeine ſtrategiſche Lage, als der franzöſiſchen Küſte am nächſten, als Stütz- und Flügelpunkt der ganzen Befeſtigung der Südküſte Englands gebieteriſch zu fordern ſcheint. Keine Feſtung liegt zwiſchen hier und London, der Weg dahin iſt für eine hier gelandete feindliche Armee vollſtändig offen. Dover hat ohne ein befeſtigtes Lager keinen Werth, denn wie es iſt, kann es mit wenig Truppen beobachtet und unſchädlich gemacht werden, ſobald dieſe weſtlich gelandet ſind und feſten Fuß gefaßt haben. Von Dover aus beginnt die 1808 errichtete Uferbefeſtigung, beſtehend aus einer Reihe kleiner runder kaſemattirter Thürme, die ſich längs der ganzen Südküſte hinziehen. Dieſe Thürme liegen bald unmittelbar am Strande, bald auf den Höhen oder den Hängen, welche erſtere begrenzen, und ſind in beiden letzteren Fällen von Gräben mit crevetirten Escarpen und Contreescarpen umgeben, über welche eine Zugbrücke führt. Sie faſſen höchſtens 60 bis 100 Mann, und können nur mit wenigen Geſchützen armirt werden. In Friedenszeiten ſind ſie meiſt ohne Garniſon, und nur von einem Wächter bewohnt. Die Entfernung, in welcher ſie voneinander ſtehen, iſt verſchieden, doch jedenfalls zu groß, als daß ſie einer Landung irgend ernſten Widerſtand entgegenſetzen könnten. Sie ſind rein verlorne Poſten, und würde, im Fall der Feind vordränge, ihre Garniſon allemal kriegsgefangen werden. Derartige Werke können für die Vertheidigung des Landes nur von Vortheil ſein, wenn ſie an Sperrpunkten liegen und nicht umgangen werden können, oder wenn hinter ihnen ein Centralwerk liegt, von dem aus ſie Unterſtützung erhalten können. Ein ſolches fehlt aber gänzlich, und überall ſind ſie ſich vollſtändig ſelbſt überlaſſen, und ihr Werth kann infolge deſſen nicht höher angeſchlagen werden, als der von Warttthürmen überhaupt. Auf der Diſtanz zwiſchen Dover und Hythe, das als der zweite der Cinque ports einige Uferbatterien beſitzt, welche jetzt mit ſchweren Geſchützen bewaffnet werden, liegt der Hafen von Folkſtone, der nur von einigen jener Thürme beſchützt wird, während er ſich Boulogne gegenüber ſieht und einen bedeutenden Handel treibt. In Boulogne haben die Franzoſen ein ſtehendes Lager. Ein gleiches legten die Engländer auf den rückwärtigen Höhen zwiſchen hier und Dover an (Shorncliffe) — da es aber nicht befeſtigt iſt, hat es keinen andern Werth für die Küſtenvertheidigung, als den, daß man von hier aus die vom Feinde zunächſt bedrohten Punkte mit Truppen verſtärken kann. Wenn die Engländer meinen, mit dieſem Lager denſelben Zweck zu erreichen, als die Franzoſen im Ernſtfalle mit dem von Boulogne, ſo irren ſie ſich vollſtändig. Zuerſt hat Frankreich nie eine Lan-

Digitized by Google

dung engliſcher Truppen zu beſorgen, bedarf alſo zum Schutze ſeiner Küſten der großen Lager nicht, dieſe haben hier keinen defenſiven, ſondern einen offenſiven Zweck, wenn ſie auch ſtrategiſch betrachtet nach Defenſivgrundſätzen d. h. in unmittelbarer Nähe von Feſtungen angelegt ſind. Betrachten wir die kleine, obenerwähnter gegenüberliegende Strecke von Dünkirchen bis zum Ausfluß der Somme, alſo bis zu der an dieſem Fluſſe liegenden Feſtung Abbeville, ſo würde es nur einem ſehr zahlreichen Feinde möglich ſein, auf dieſer Fortſchritte zu machen, wenn er auch glücklich gelandet wäre; denn er würde bei ſeinem Vorrücken in ein Netz von Feſtungen gerathen, die ihn ſo lange aufhalten würden, bis bedeutende Verſtärkungen aus dem Innern Frankreichs herangezogen worden wären, die ihn zum Rückzuge zwingen würden. Der Flügelpunkt dieſes Abſchnittes iſt das ſtark fortificirte Dünkirchen mit einem befeſtigten Lager. Von Calais aus kann der Feind nicht vorgehen, weil er ſonſt von erſterem aus flankirt iſt und auf die Feſtungen St. Omer, Aire, Douai und Arras treffen würde, die wieder das mächtige Lille in der rechten und Amiens in der linken Flanke haben. Aus dieſem ergibt ſich die Unmöglichkeit einer feindlichen Invaſion auf dieſer Strecke, folglich — da man der Truppen in dem Lager von Boulogne zur Vertheidigung derſelben nicht bedarf — ſein Offenſivzweck. Betrachten wir nun aus demſelben Geſichtspunkte die Küſten der Grafſchaft Kent von Dover bis Hythe, ſo iſt letzterer Platz auch nur ſchwach von Küſtenbatterien vertheidigt, und das Lager von Shorncliffe, das einen reinen Defenſivzweck haben muß, iſt, wie bemerkt, gar nicht befeſtigt, nur in ſeiner Fronte nach dem Meere zu befinden ſich zwei jener eben geſchilderten Thürme, auch in ſeinem Rücken oder ſeinen Flanken hat es keine Feſtungswerke, mithin hat es gewiß keinen höheren Werth, als den von uns ihm früher beigelegten. Eine Eiſenbahn geht von Brighton, weiter öſtlich gelegen, nach London, der Weg, der von hier dorthin führt, iſt der kürzeſte und gefahrloſeſte, um nach der letztern Stadt, dem Centralpunkt des Reiches zu gelangen und dieſe nebſt der Themſe in ſeine Gewalt zu bekommen. Kein Fluß, kein Gebirge tritt hier den Operationen eines Invaſionsheeres nur irgend hemmend entgegen, keine Feſtung, kein befeſtigtes Lager verſperrt den Weg, und die Gegend iſt ſo reich, daß eine Armee ſich rein von Requiſitionen erhalten kann, ohne wegen ihrer Exiſtenz an die Flotte gebunden zu ſein, wie es z. B. die engliſch-franzöſiſche Krimarmee war.

Das Lager von Aldershott, das in der Nähe liegt, iſt nicht befeſtigt und kann nur als concentrirtes Cantonnement betrachtet werden, das infolge ſeiner Bauart unendlich leicht in Brand geſchoſſen werden kann, ſo daß die Truppen gezwungen ſind, es zu verlaſſen. Gehen wir nun an der Küſte weiter, ſo kommen wir auf die Seefeſtung Portsmouth. Die Entfernung zwiſchen hier und Dover beträgt ungefähr 40 Meilen, und dieſe ganze Strecke läge, da ſie

nicht von Feſtungen geſchützt iſt, einer feindlichen Invaſion ziemlich offen, wenn man nicht auf andere Weiſe für Schutz geſorgt hätte. Dieſen Schutz erhält ſie in hohem Grade von zwei Flotten, deren eine in Sheerneß, die andere in Portsmouth ſtationirt iſt, die ein feindliches Geſchwader flankiren, und jeden feindlichen Verſuch hier zu landen durch einen concentriſchen Angriff von beiden Seiten vereiteln würden. Dagegen trafen die Franzoſen Vorkehrungen, ſie mußten eine Seefeſtung ſchaffen, deren Hafen geräumig genug war, um eine Flotte bergen zu können, die an Schiffszahl den beiden obigen die Spitze bieten konnte, wo nicht überlegen war, und zu einer ſolchen Feſtung ward Cherbourg auserſehen, das, in dem eingehenden Winkel einer weit vorſpringenden Landſpitze der Bretagne gelegen, in der neueſten Zeit eine Bedeutung erhalten hat, die England nicht verkennen ſollte. Denn handelt es ſich vor der Hand auch nicht um eine Invaſion ſeiten Frankreichs, ſo handelt es ſich ganz gewiß darum, im Kanal und den angrenzenden Meeren Mitherrſcher zu ſein. Wenn die Mitglieder des Unterhauſes, die bei Gelegenheit des Beſuches der Königin Victoria in Cherbourg waren, die Gefahr, welche dieſe Feſtung England bringen kann, die ganze Wichtigkeit des Platzes nicht erkannt haben, ſo iſt das eine Blindheit, die man nur beklagen kann. Bei einem Meeting ſagte Lindſay, er habe wol einen bedeutenden Hafen, eine große Feſtung, aber keine Schiffe geſehen. Das mag richtig ſein, aber mehr wollte der Kaiſer vermuthlich auch den Briten nicht zeigen; ſie ſollten eben nur die Feſtung und ein Prachtſchiff ſehen; die Flotten, die wahrlich nicht unbedeutend ſind, liegen in andern Häfen. Sie können jedoch, wenn nöthig, ſehr raſch concentrirt ſein, da ſie nicht gleich der britiſchen in allen Meeren zerſtreut ſind, und die des mittelländiſchen Meeres können mit Anwendung der Dampfkraft, und da ſie von Gibraltar nicht abgeſperrt werden können, (dieſes iſt blos nach dem Hafen, nicht nach der Meerenge zu befeſtigt) binnen fünf Tagen im Kanal erſcheinen. Die Erinnerung an die Schlacht von Trafalgar wird ſie nicht daran hindern, und der Troſt, daß die Franzoſen keine ſo guten Seeleute ſeien als die Briten, iſt ein ſehr leidiger. England hat die Seeleute, welche Nelſons Schlachten ſchlugen, auch nicht mehr, es wird ihm ungemein ſchwer, ſeine Flotten zu bemannen, weil die Matroſen den Dienſt auf Kauffahrern vorziehen. Man kann das aus den darüber jüngſt gepflogenen Parlamentsverhandlungen erſehen, und die Vorgänge an den Küſten der Krim ſollten der Regierung mindeſtens Vorſicht lehren. An den Schlangeninſeln waren die Franzoſen eher concentrirt als die Engländer, bei Eupatoria raſcher ausgeſchifft, bei dem Angriff auf Kinburn kamen die mit ihnen gleichzeitig abgeſegelten engliſchen Kriegsſchiffe grade zwei Stunden nach beendetem Bombardement an. Sich ſelbſt zu überſchätzen, und ſeinen Gegner zu gering zu achten, führt immer zu verhängnißvollen Reſultaten. Daß man ſeiten der

Militärs die Sache etwas anders anſieht, beweiſt die ſchleunige Bewaffnung der oben geſchilderten engliſchen Batterien und Befeſtigungen mit Geſchützen des ſchwerſten Kalibers, von denen wöchentlich mehre Batterien von Woolwich abgeſendet werden. Es iſt dem l'empire c'est la paix einmal nicht vollſtändig zu trauen, und dem Kaiſer ſtehen gegen England ganz andere Mittel zu Gebote, als ehedem ſeinem Oheim. Die Vervollkommnung im Maſchinenweſen muß einen überwiegenden Einfluß auf die Kriegführung überhaupt ausüben, Dampfwagen und Dampfſchiffe kürzen alle Entfernungen ab, letztere überwinden widrige Winde und Strömungen, ſie geſtatten Seegefechte zu engagiren und abzubrechen, ohne vom Wetter ſehr abhängig zu ſein, ſie begünſtigen ein raſches, ſelbſtſtändiges Manövriren, und eine Schlacht wie die war, wo die ſpaniſche Armada von den Engländern zerſtört wurde, dürfte ſo leicht nicht wieder vorkommen.

Steiriſches Almleben.

Die Alm hat ihre unvergänglichen Zauber, und wer aus den Thälern einmal hinauf kann, dem wird die Mühe des Bergſteigens reichlich belohnt. Es weht doch eine andere Luft da droben, es erweitert doch die Bruſt, einmal den Bergrieſen Aug in Aug gegenüberzuſtehen, in reinerer Atmoſphäre all die lieblichen Farbenſpiele des kommenden oder ſcheidenden Geſtirns im weiten Umblick zu überſchauen, fern von dem ſummenden Geſchwirr des Dorf- oder Feldlebens ſich mit dem Gefühl des Allein- und Geborgenſeins zu durchdringen, aufzuathmen, in großartiger Naturumgebung ſich ſelbſt zu vergeſſen.

Ein Dutzend, oder weniger, Holzhäuschen ſtehen umher. Sie ſind noch leer, denn die Schneewetter ſind noch nicht ganz vorüber. „Mailüfterl" wehen im Thal, aber droben gibts noch alle Morgen glitzernde Silberdecken. Vor Ende Mai kommt kein Leben in die Almhütten und mit dem Anfang oder Ende September iſt das Almleben ſchon wieder vorüber. Um ſo einſamer und feierlicher iſts noch hier zwiſchen den leeren Häuschen. Ein jedes hat ſeinen umzäunten Krautgarten, ſeinen hölzernen Anbau für zehn bis zwölf Kühe, für etliche Schweine und Ziegen, auch wol für Hühner. Viereckige, übereinandergelegte Fichtenbalken, an den Winkeln des Hauſes mittelſt Ausſchnitten

mit der anſtoßenden Balkenlage zuſammengefügt, bilden die vier Wände. Das überragende Dach beſteht aus Holzſchindeln, von Holz iſt der Schornſtein, wo ja einer iſt, und von Holz ſind alle übrigen Theile des Hauſes; kaum daß ein Eiſennagel an das Thürſchloß verſchwendet wird. In nicht zu großer Ferne gibts eiskaltes Quellwaſſer. Auch ein paar klare Lachen von geringer Tiefe ſpiegeln den blauen Frühlingshimmel ab, willkommene Schwemmen für das Almvieh, wenn erſt die Sonne mehr in Scheitelhöhe ſteht. Zwiſchen Eichbäumen, denen eben junge Blätter wachſen, ſteht eine Kapelle von Holz. Verdorrte Alpenroſen vom vorigen Jahr, Edelweiß und gelbe Alpenprimeln trauern in Scherben vor einem verwitterten Marienbilde. Das welke Eichlaub tanzt unter dem Gebetbänken umher, und wenn der Wind zwiſchen die verblaßten Bänder und unter die von der Wand ſich löſenden Votivbilder fährt, raſchelts gar eigen.

Zwei Fichtenſtämme, ſeitwärts von der Kapelle, der weiteſten Ausſicht grade gegenüber, hat der Winterſturm vor ſo manchem Jahre auf den Boden hingeſtreckt. So weit die Axt der Schwagerinnen den Aeſten und Zweigen beikommen konnte, haben dieſe zur Heizung des Milch- und Käſekeſſels herhalten müſſen; die Stämme ſelbſt ſind in ſo hoher Region werthlos, genug gibts immer des leicht erreichbaren dürren Zwergholzes. Man wird ſich ihrer als willkommner Ruhebänke bedienen und manche Abendſtunde darauf verplaudern, bis das Gewürm die Sitze morſch und morſcher macht und die letzten Trümmer nun doch — aber Jahrzehnte kanns noch dauern — den Weg alles Holzes gehen werden. Graswuchs bedeckt den ganzen Almboden. Es iſt noch kurz und die recht ſchmackhaften Futterkräuter, nach denen die Schwagerinnen mit Sichel und Steigeiſen ſtundenweit umherklettern, beginnen kaum erſt zu ſprießen; aber wie alles friſcher und aromatiſcher hier oben iſt, ſo auch die kurze Grasdecke ſelbſt; der kleinſte Halm hat ſeinen Duft. Das iſt die Alm im Frühling, wenn ſich die Gemſe noch zuweilen aus der Höhe ihrer kahlen Bergheimath bis auf die futterreichen Almhänge hinabgetraut, wenn ſich die ſummenden Inſekten noch im Thal wohler fühlen, und der kreiſende Geier unter der Augenlinie des hinabblickenden Bergſteigers nach den Krähenneſtern in den Tannenwipfeln des niedrigen Gebirgs ſpäht, kaum hörbar ſein lauter Ruf, kaum erkennbar ſein ſchillerndes graubraunes Gefieder.

Aber die Tage werden länger. Nun wird unten im Dorf oder Marktflecken zum „Auftrieb“ gerüſtet. Das milcharme Vieh wird verkauft oder abgeſtochen. Die Henne, welche ſparſam im Eierlegen iſt, kommt in den Kochtopf, der alte Hahn erhält einen beſchränkteren Wirkungskreis und ſein kreideweißer Sohn, dem eben erſt die ſtolzen Schweiffedern und die Sporen gewachſen ſind, wird den Almhennen zugetheilt. Eines Morgens früh gehts mit mächtigem

Geblök aus den dumpfen Ställen hinaus ins Freie, die ſpringenden Kälber vorauf, die brüllenden Kühe hinterdrein. Lang und ſpitz ausgewachſen ſind die Hufe, der Schweif trägt ſchwer an den Wintervermächtniſſen des langen Stalllebens. Alles draußen iſt den Thieren fremd, ſtaunenswerth geworden, — ſie würden ſich kaum auf die Straße wagen, ginge nicht die ihnen wohlbekannte Schwagerin mit dem Salzblock unterm Arm und dem Zeugbündel auf dem Kopfe voran, folgte nicht mit dem groben Stecken der Mahr (der Großknecht) und an deſſen Kette der ſtolz auftretende Brummochs, dem ſie es ſchon an der Stimme anmerken, daß die Almreiſe begonnen hat. Zwei, drei Stunden geht es bergauf. Manche Triftbecke wird paſſirt und das Tannenthor ſorglich wieder verſchloſſen. Rehe huſchen auf die Seite und gucken aus der Ferne nach der blökenden Karavane. Wo eine Eiche ihre Früchte umherſtreute, möchten die Schweine Raſt machen. Die kletternden Ziegen ſpähen jedes ſchmackhafte Kräutlein aus, und der mitgenommene Gaisbube wird nicht fertig mit Steinwerfen, um die abſeits botaniſirenden zurückzurufen. Aber Halt gemacht wird nur, wo die Ruheſtellen zum Abladen der Kopfbürden, galgenartige Gerüſte in ungefährer Schulternhöhe der Tragenden, hergerichtet ſind. Wenn der Mahr am Freitag jeder Woche Mehl, Brot und Salz auf die Alme ſchafft — denn die Schwagerin kommt jetzt nicht wieder vor dem Herbſt ins Thal hinab — da ſetzt er dort von Strecke zu Strecke die Bürde ab, und ebenſo erleichtert er ſich beim Hinabſteigen, ſo oft ihm die Schmalz- und Käſelaſt zu drückend wird. Nun iſt die Alm nahezu erreicht. Dem Metallklange der Kuhglocken antworten gleiche Töne aus der Höhe. Aus hellgeſtimmter Kehle jodelts herab, und die Schwagerin ſteht ſtill, um zu probiren, obs noch ſo voll aus der Bruſt zurückklingt wie im vorigen Jahr. Viel Salpeterluft gabs den Winter über im dumpfen Stall zu ſchlucken. In den erſten acht Tagen wirds noch keinen rechtſchaffnen Jodler geben. Aber die Stimme iſt noch da. Sie wird ſich ſchon wieder frei ſingen. Daß die Alm wol in einer Woche, aber nicht an demſelben Tage von allen Schwagerinnen bezogen wird, hat ſeinen Scheingrund in mancherlei kleinen Geſchäften, die erſt abgethan ſein wollen, ehe der Auftrieb möglich iſt. Einen wirklichen Grund mag man oft im Kalender ſuchen, der dieſen oder jenen Tag als ſegensreich zu ſolch einem Vorhaben empfiehlt, oft auch in der Vorliebe des Bauers oder der Schwagerin für dieſe oder jene kirchliche Bedeutung des Wochentags. Der Montag z. B. iſt dem heiligen Geiſt und den armen Seelen (im Fegfeuer) geweiht; der Dienſtag gehört den heiligen Engeln; am Mittwoch verehrt man den heiligen Joſeph, am Donnerſtag das heilige Altarſacrament. Den Leiden Jeſu iſt der Freitag gewidmet, der Mutter Gottes gedenkt man vorzugsweiſe (freilich jetzt kaum noch mit dieſer Einſchränkung auf einen Tag) am Samſtag. Und endlich thront die goldene Dreieinigkeit, wie das Sonnen-

dreieck auf alten Kupferbildern, über dem Sonntage. Was Wunder, wenn da der eine Tag noch verheißungsvoller iſt als der andere?

Am Sonntag wird freilich niemand auftreiben, und auch am Samſtag mögen wenige Schwagerinnen hinauf; denn auf der Stelle iſt doch nicht alles ſauber und in Ordnung, und der Samſtagabend könnte halt Beſuch bringen. So hält man es denn etwa mit den heiligen Engeln und hat nun Zeit, um ſich vorzuſehen.

Jetzt iſt die Alm vollzählig beſetzt. Zehn bis elf Almhütten und ein paar loſe dabei ſtehende Stadel, in jeder Hütte eine handfeſte Schwagerin, jung oder alt, wie es eben kommt, in einer auch wol noch eine Kälberdirne fürs Jungvieh; dazu auf jede Hütte 12 bis 20 Vierfüßer, vielleicht noch ein paar Heunen und ein Hahn — das etwa iſt der Durchſchnittsbeſtand einer ſteiriſchen Almwirthſchaft.

Nun die Schlüſſel nicht mehr hinterm Ofen beim Bauern hängen, ſondern unter dem Schwellenbret der Schwaghütte ſelbſt verborgen ſind, läßt ſich auch ein Blick ins Innere der Räume thun. Zwei geſonderte Abtheilungen gibts, an die ſich eine dritte auſchließt. In dieſer wird Milch, Schmalz, Käſe, Mehl und Salz verwahrt; die nächſte enthält den breiten Herd, die Keſſel und Geſchirre und was ſonſt beim Schmalz- und Käſemachen gebraucht wird; die letzte Abtheilung endlich iſt der Schwagerin Wohn- und Schlafzimmer. Hier zeigt ſich die größere oder geringere Sauberkeit der Bewohnerin mehr noch als in der Vorrathskammer, in welcher auch die minder ordentliche Schwagerin ſelten eine Nachläſſigkeit zur Schau treten läßt. Ein ſolch viereckiges Schlafgemach hat meiſt drei kleine, vergitterte Fenſter. In demjenigen, das wir eben betraten, ſteht das Bett hart neben einem dieſer Fenſter, ſo daß die aufgehende Sonne der Schlafenden unmittelbar in die Augen ſcheint, wenn ja das Morgenroth ſie nicht ſchon an ihr Geſchäft gerufen haben ſollte. Das Bett ſelbſt iſt durch ein Bret noch über ſeine eigentliche Höhe erhöht. So hoch das Bret reicht, liegt friſches Stroh. Ein grobes Linnentuch bedeckt das ſtachlige Lager; ein Strohpfühl, eine ſchwere Federdecke vollenden die Ausſtattung. Es ſchläft ſich nach ermüdender Bergerſteigung in ſolchem Bette gut genug, zumal wenn man kein Inſekten anlockendes Blut in den Adern hat. Ein Winkel des Schlafzimmers gehört den Heiligenbildern und die Wand bildet dort eine Art griechiſcher Ikonoſtaſis. Was ſich im Lauf der Jahre an ſolchen Reliquien anſammelte, fand dort einen Nagel, Madonnen, heilige Annen, Thereſen, Magdalenen — vor allem die letztern, eine mit der vieldeutigen Unterſchrift: Weil du viel liebteſt, ward dir viel vergeben. Unter dieſer heiligen Ecke, wohin ſich auch allerhand Neujahrs- und Geburtstagsbilder mit Verſen und luſtigen Sprüchlein flüchten, ſteht der tannenhölzerne Tiſch, welcher die Morgen-, Mittags- und Abendkoſt zu tragen beſtimmt iſt

und, um der dazu gehörigen Gebete willen, unter den Bildern und dem Crucifix ſeinen Platz hat. Zwei feſtgenagelte Bänke ſtehen daneben. Eine buntbemalte Zeuglade an der Wand, unter der am Nagel hängenden ſilbernen Taſchenuhr, enthält den Kleidervorrath der Schwagerin und die Bettücher zum friſchen Ueberziehen von Pfühl und Decke, für den Fall eines Jäger- oder Fremdenbeſuchs, um deſſen willen ſichs lohnt das Nachtlager zu räumen und zur Nachbarin zu gehen. Ein Roſenkranz, ein Kamm von hartem Holz, ein Strang Pferdehaare, um ihn zu reinigen, ein paar Flaſchen mit Thierarznei, auch wol eine halbleere mit ſüßem Roſoglio — Nachlaß des letzten Jägerbeſuchs — ein abgegriffenes Gebetbuch vom vorigen Jahrhundert, ein Kalender voll rother Silengeſichter und ſchwarzer Satirprofile als Mondesconterfeie, ein paar Büſchel Stierkraut und Fingerkraut — und das Inventarium der Schwaghütte iſt fertig. Die Nacht über ſteht das Vieh im anſtoßenden Stall. Nach dem Frühmelken wird es ausgetrieben und ſucht ſich ſein Futter ſelbſt; Abends ruft die Stimme der Schwagerin es wieder heim. „Gamſl, Hirſchl, Schäferl" tönts dann in langgezogenen Rufen, und die Gerufenen kennen ſo wohl die Stimme ihrer Schwagerin, wenn ſie ihre Namen durch die hohle Hand ſchreit, wie wenn ſie den Unfolgſamen ein „Alle-Galgen-Vieh" oder eine ſonſtige Verdeutlichung ihres Heimrufens nachwettert.

Fällt ein Ungewitter ein, da gibts am lichten Tage plötzliches Hallo auf der Alm. Alle Dirnen ſind hinter dem weit umher verſtreuten Vieh drein, jede bemüht, das ihrige mit Schmeicheln, Schelten und Steinwürfen unter Dach und Fach zu ſchaffen; denn ein Nebel kann dem Wetter folgen und auf halbe oder ganze Tage das Eintreiben des Viehs vereiteln.

Oft auch hat ſich ein Thier verklettert oder im Zerbenholz verwickelt, daß die Hilfe der andern Schwagerinnen aufgeboten werden muß, um es zu befreien. Oft hat ſich eins völlig verloren und nach allen Seiten nun ſchweifen die Dirnen aus, um es wieder zu ſchaffen. Gibt es gar jungen Zuwachs im Stall oder Vieherkranken, ſo müſſen die Erfahrenſten mit Rath und Hilfe herhalten, und allenthalben geſchieht es willig, da das Trag und Hilf gar raſch in der Reihe herumkommt und wer heute Beiſtand leiſtet, morgen deſſelben benöthigt ſein kann. Dabei zwingt die ſtete Möglichkeit ſchlechter Witterung die Schwagerin zum Vorrathſammeln von ſchmackhaftem Futter. Und hier ſpornt der Eifer der einen denjenigen der andern. Während des Melkens will das Vieh die beſten Kräuter freſſen, ſonſt hält es nicht ſtill; denn das Almvieh iſt lebhaft, unruhig und nahezu der Wildheit zurückgegeben. Während Sturm und auch wol Schnee es im Stall hält, will es gut genährt ſein, oder ein empfindlicher Ausfall an Milch folgt ſofort der Vernachläſſigung auf der Ferſe.

So benutzen die Schwagerinnen denn freie Stunden unermüdlich, um große Futterbündel von allen Seiten zuſammenzuſchleppen. Die ſich der Mühe

verdrießen ließe, unwegſame Stellen zu dieſem Zwecke zu erklimmen, käme bald als ſchlechte Futtergeberin in Verruf, und da es der Mahr erführe und durch ihn der Bauer ſelbſt, ſo hätte ſie ihr Amt in kurzem verſcherzt. Man ſieht die Schwagerinnen daher, ob ſie auch weit aus dem Geſichtskreiſe ihres Brotherrn ſind, immer vollauf beſchäftigt. Sie haben einen ſchweren Dienſt und die zwei bis drei Gulden Monatslohn, das grobe Paar Schuhe, das noch gröbere Hemd und das knallrothe Tüchle, worauf ſie etwa Anſpruch haben, werden ſauer genug verdient.

Dennoch geht die ſteiriſche Dirne gern auf die Alm. Sie hat dort eine Art Selbſtſtändigkeit, welche im engen Bauerhof ihr fehlt, und die jeder Dienende als eine große Erleichterung ſeiner Aufgabe anſieht und anſtrebt. Im Hofe iſt ſie Kühmenſch, Saumenſch, wie die derbe Sprache des bäuriſchen „Hoflebens" ſie ohne Arg, aber auch ohne alle beſchönigende Wendung, getauft hat. Auf der Alm iſt ſie Schwagerin, gleichberechtigt in einer Taſchenrepublik von Leidens- und Freudensgefährtinnen. Der bergſteigende Naturforſcher, der Touriſt, der Maler, der Sittenſchilderer ihres luſtigen Daſeins, — ſie alle klopfen um Obdach bei ihr an, behandeln ſie gut, verrathen ihrem langſamen Verſtand, was ſie ſelbſt nur dunkel faßte: daß es ein eignes, zauberiſches, poetiſches Leben hier hoch oben auf der Alm gibt, wohl werth, daß man Mühe und Anſtrengung nicht ſcheue, um ihm auf flüchtige Stunden nahe zu kommen. Am meiſten ſpricht der Jäger ein, und man weiß bis zu welcher gefürchteten Höhe eben in den ſteiriſchen Gemsbergen der Name Jäger hinaufreicht. Wo anders als in den Hütten der Schwagerinnen läßt ſich Nachtlager finden, wenn der Förſter mittelſt Staffette die Nachricht entſandte, ein Schildhahn balze hoch oben im Gebirg, ein Zwanzigender habe gewechſelt, ein Gemsbock ſei ſchon zum zweiten Mal geſehen worden. Vier- bis fünftauſend Fuß Berghöhe beſeitigen alle Etikette, machen die Ständeunterſchiede zu Nichte wie die Größenunterſchiede der Schober und Stadeln da unten tief im Thale, und laſſen jeden plumpen Beſcheid jenen Reiz der Originalität behalten, der in gewiſſen Kreiſen ſo ſchwer aufzutreiben iſt. Wie gern wiederholt man noch das naive Wort des Köhlers, der einer hohen Perſon beim Forellenfang behilflich ſein wollte, dem aber der wegen eines vielbeſprochenen Attentats dieſer hohen Perſon beigeſellte und immer in der Ferne folgende Gensdarme ein Dorn im Auge: „Wir werden heut nix fangen, wenn Ihna der Herr Hofmeiſter da nit Ruh gibt."

Aber eine andere Art Aufſicht, als die ſchon dem Köhler „zuwidre", fällt im hohen Gebirg weg. Kein Beichtvater ſteigt auf die Alm. Die Sommerzeit gibt den Schwagerinnen Beichtferien, und das Lied „Auf der Alm iſt ka Sünd" ſpricht vollkommen aus, wie hier, hoch über den Kirchthurmſpitzen der Flecken und Dörfer, das Maß von Schuld und — Unſchuld eine weitere Faſſung

hat, als die dort unten gebräuchliche. Und das iſt in einem Lande, wo das eheliche Band nur für begüterte Perſonen erreichbar iſt, begreiflich genug.

In der That hat die Armuth hier faſt niemals Ausſicht bei jungen Jahren heirathen zu können. Der Lohn eines Holzknechts reicht eben hin, ihn in heilen Kleidern zu halten und für die immer durſtige Kehle noch ein paar Sonntagsrauſche übrigzulaſſen. Nicht beſſer ſteht ſich der Forſtknecht oder Jäger. Kaum daß die Arbeiter in den Eiſenſchmelzen ſich zu einer Art Selbſtſtändigkeit durchhelfen. Selbſt der „Mahr“ eines Bauerhofs kann mit ſeinen fünf Gulden Monatslohn, dem üblichen Hemd und dem ſchweren Paar Bundſchuhe nicht eben große Sprünge machen. Sie alle, mit wenigen Ausnahmen, werden deshalb in wechſelnden Verhältniſſen, denen die Weihe der Kirche und die Heiligung der geſetzlichen Anerkennung vorenthalten wurde, alt und grau. Wo aber eine Sitte, und ſei es ſelbſt eine unbezweifelbare Unſitte, tiefe Wurzeln ſchlägt, da hat ſie durch ihre Allgemeinheit ſchon eine Scheinberechtigung gewonnen, und eine laxe Auffaſſung des einmal Unvermeidlichen tritt bald genug an die Stelle des richtigen Empfindens. Faſt jede Hausfrau fügt ſich in die Nothwendigkeit, ihren Dienſtleuten zu gewiſſen Stunden nicht ſtrenge nachzuſchauen. Sie könnte ſich künftig ſelbſt bedienen, wollte ſie nicht fünfe gerade ſein laſſen. Eine Menge Ziehkinder, welche aller Orten untergebracht ſind, die Folge dieſer verſchrobenen Zuſtände, wachſen ohne Vater und Mutter auf und bilden die natürliche Pflanzſchule für die immer weitere Ausbreitung ſolcher launenhaften Bruchtheile des Familienlebens. Uebereinſtimmend mit der milden Beurtheilung dieſer Verhältniſſe, findet man den freundlichen Gebrauch, ſich ſolcher armen Kinder anzunehmen, wenn ſie jemandem heimlich zugetragen werden, und ſie nicht ans Findelhaus abzuliefern. Die zahlreichen Fehlgeburten aber und die große Menge der Todesfälle eben unter den Kindern der dienenden Claſſe beweiſen zur Genüge, wie wenig ſelbſt der gute Wille der Begüterten Mißſtände ſo folgenſchwerer Art unſchädlich zu machen im Stande iſt, und auf welche Abwege zu Zeiten die Scheu vor den Koſten und Opfern, mehr faſt noch als vor dem Bekanntwerden, führen mag.

Es wird hier nicht ohne Intereſſe ſein, die ſtatiſtiſchen Quellen reden zu laſſen, ſo weit ſie uns eben zur Hand ſind, und wie ſich nach ihnen die einſchlagenden Verhältniſſe in ſämmtlichen Provinzen des öſtreichiſchen Kaiſerſtaats*) einer Vergleichung darbieten. Eine eingehendere Zuſammenſtellung aller, bis jetzt uns nur in unvollkommenen Rubriken vorliegenden Merkmale der Sittlichkeits- und Erwerbsverhältniſſe wäre eine Arbeit, welche von großem Nutzen ſein könnte. Alles Predigen von den Kanzeln, alles Ausfragen und Schelten in den Beichtſtühlen, alles Miſſionsausſchreiben und Proceſſions-

*) Das Kaiſerthum Oeſtreich, von Dr. Ad. Schmidl u. Prof. W. F. Warhanek. Wien 1857.

Digitized by Google

anordnen, ſo lobenswerther Eifer ſich darin bethätigen mag, ſie alle rühren nur an die Oberfläche der Erſcheinung und ihre Ergebniſſe ſind daher auch nichts in die Tiefe Reichendes. Eine wiſſenſchaftliche Verarbeitung des ſtatiſtiſchen Materials würde die geheimen Urſachen der offenen Schäden ganz anders an der Wurzel packen, und wäre zu wünſchen, daß eben jener lobenswerthe Eifer ſich dieſem fruchtbaren Felde vorzugsweiſe zuwendete.

Wir haben in folgender Ueberſicht die Zahlen auf Promilledurchſchnitte zurückgeführt. Das Jahr 1851, als das in dem erwähnten Werke am vollſtändigſten ſtatiſtiſch feſtgeſtellte, dient den Ermittlungen als Grundlage.

	Auf tauſend Seelen der Bevölkerung kommen				Es kommen auf tauſend	
	Hochzeiten.	Sterbefälle.	eheliche Geburten.	uneheliche Geburten.	eheliche Geburten todte Kinder:	uneheliche Geburten
in Steiermark	6	25	20	7	21	31
„ Kärnthen	5	24	18	9	10	31
„ Krain	5	26	25	2	13	30
„ Iſtrien (mit Trieſt)	8	26	30	2	18	70
„ Dalmatien	7	23	26	$^3/_4$	3	32
„ Lombardei	8	28	34	$1^1/_2$	11	54
„ Venedig	8	28	$34^1/_2$	$^3/_4$	10	30
„ Schleſien	8	25	33	5	19	27
„ Tirol	6	24	27	2	10	18
„ Salzburg	4	26	20	7	15	25
„ Ob der Enns	6	25	23	5	19	27
„ Unter der Enns (mit Wien)	8	30	26	10	26	45
„ Bukowina	7	19	$27^1/_2$	2	3	3
„ Siebenbürgen	9	24	33	1	8	24
„ Ungarn	11	30	40	2	9	20
„ Woiwodſchaft Serbien und Banat	12	30	40	fehlt	Angabe.	
„ Militärgrenze	15	38	40	$^1/_2$	9	28
„ Galizien	8	31	36	3	12	25

Ueber Kroatien und Slavonien fehlen die Angaben.

Die beiden letzten Rubriken führen vor allem zu den auffallendſten Einblicken in die Geheimfächer der untereinander ſo abweichenden Sitten. Es liegen aber die Schlüſſel für die eigentlichen Urſachen ſo großer Abweichungen nur in Vermuthungen zur Hand. Die ärztlichen Behörden wären vorzugsweiſe berufen, ihre Unterſuchungen dieſem Felde zuzuwenden und durch klares Aufdecken der gewonnenen Reſultate Abhilfe anzubahnen. Es ſcheint in dieſer Richtung noch kaum der Anfang gemacht worden zu ſein. Zum Glück reichen dieſe Sittlichkeitsbilanzen nicht bis auf die Alm hinauf. Sie würden hier nichts beſſern; denn Kloſterſitten bedurften noch immer des Zwanges und der bannenden Mauern, und die Natur müßte ihre Geſetze revidiren, ſollte

Digitized by Google

eine Schwagerin zum freiwilligen Nonnenthum hinneigen. Da aber die Vorbedingungen einmal nicht anders ſind, ſo mag ihren Folgen wenigſtens der ſchwache Reſt von Einfalt und Naturwüchſigkeit nicht verkümmert werden, der doch noch einen Hauch von poetiſcher Jugendfröhlichkeit über das harte Arbeitsdaſein dieſer Gebirgsproletarier verbreitet. Und das thut der Samſtagabend, dieſer ſchlimme Kiltgangsabend, gegen deſſen Ausartungen der Volksfreund von Lützenflue mit ſo vielem Rechte in einem Lande, wo die Ehen weniger erſchwert ſind, den Eifer ſeiner Beredtſamkeit entbrennen ließ. Am Samſtagnachmittage ruht die Axt des Köhlerbuben, die Säge des Holzknechts. In den Schmelzwerken werden die Kohlen der mächtigen Eſſen mit Waſſer ausgegoſſen, der ſchwere Hammer im Hammerwerk wird an die Kette gelegt, der Mahlgang zum Gebläſe trocknet aus und der immer reichliche Gebirgsſtrom brauſt durch die aufgezogenen Schleußen ungenützt dahin. Erſt in der erſten Stunde der Montagsnacht beginnt des Heizers Geſchäft von neuem. Es iſt dem Arbeiter einmal Zeit gegönnt, den Ruß der Eſſen und den Kohlenſtaub abzuwaſchen und ſich ſeiner kaukaſiſchen Abkunft im Wiedergewinnen der hellen Hautfarbe zu erfreuen. Nun gehts im beſten Staat bergauf, eine Blume hinterm Ohr, Gamsbart oder Schildhahnsfeder auf dem grünen Hut. Die Beine ſtecken in kurzen, ſchwarzen Gams- oder Bocksleberhoſen; wo der blaue oder grüne Strumpf der ſtrammen Wade aufhört, beginnt das hohe Oberleder des ſchwerbenagelten Bundſchuhs. Die Bruſt bedeckt der rothe, hinten offene Bruſtfleck von Kattun, darüber das grüne Tragband mit breitem Verbindungsband quer über der Bruſt. Die graue Jacke mit kurzen, grünbelitzten Schößen hängt über die Schulter, damit das friſche weiße Hemd nicht verſteckt werde. Aus der Hoſentaſche guckt das Beſteck in blanker, vielverzierter Stahlſcheide. So gehts bergauf und zur Schwagerin. Die hat ſchon früher als gewöhnlich eingetrieben, abgemolken und ihr beſtes Zeug angelegt. Auf dem Herde brodelt ein gewaltiger Keſſel mit Schmalz d. h. mit eingeſottner Butter. Weißes Mehl wird hineingerührt, bis die fette Maſſe einigen Halt gewinnt. Dann kommt noch ein Löffel voll Schmalz hinzu und nun iſt das Leibgericht der Steirer, der glänzend fette Sterz, fertig. Milch iſt in Fülle zur Hand. Wein oder Roſoglio bringt der Burſche mit, wenn anders er ſeinen Vortheil verſteht. Jetzt macht ſie ſich, ſo lange der „Bua" noch im Auſſteigen begriffen iſt, ans Jodeln. Weit hinab hört ers und ihm müßt es gar ſchwach in den Lungen ſein, wenn er nicht zurückjodelte, daß die alten „G'mäuer", wie der Steirer das Gebirg nennt, vor Einſamkeit und Langerweile Echoruf zurückſtöhnen. Kienfackeln werden angezündet, ſo oft bewölkter Himmel die Wege verdunkelt. Da zieht ſichs leuchtend und jodelnd bergauf, daß die Dirnen im Thal nicht wiſſen, wohin mit den Augen und Ohren. Denn gar viele Singweiſen ſind weit und breit bekannt genug, um

daß bei der Melodie auch der fernen Lauſcherin gleich die Worte mit ins Ohr klingen, und die eine Weiſe, die mit dem ſchönſten Jodler ſchließt, mag hier, wie wir ſie an Ort und Stelle aufſchrieben, unſere Schilderung ſchließen.

Ich freu mi auf die Samſtagnacht,
Do geh i zu mei Mad'l,
Ich tanz mit ihr en Steiriſchen,
Sie dreht ſich wie en Rad'l.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Und wie ich auf die Alma kimm,
So brommelt ſchon der Stier,
Und wenn ich bei der Schwagrin ſchlaf,
So brummt er nah bei mir.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Die Schwagerin heißt Klareli,
Iſt gar e ſaubres Mad'l,
Sie hat ſchwarzbraune Aeugelein
Und ſchlakkeriſche Wad'l.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Der Kuabuab aus Trüibel
Iſt gar e feiner Bua,
Er trinket gern, er zahlet gern,
Er geht der Schwagrin zua
Huli auf der hoheu Alm 2c.

Im tiroleriſchen Pinſchkerland
Da machen's größere Käs,
Sie ſehn's als wie die Schliefſtein aus
E Theil noch größer es.
Huli auf der hohen Alm 2c.

Und dreimal um den Kas herum
Und dreimal um den Herd,
Und wann die Mad'l nit ſauber ſein,
So ſein's kein' Mann nit werth.
Huli auf der hohen Alm!

Die Poſten im alten Rom.

Alle Einrichtungen der Römer gewähren, ſchon mit der erſten Entſtehung ihres Gemeinweſens, eine überraſchende Wahrnehmung.*) Sorgfältig ſind ſie in denſelben bemüht, alle Beſtandtheile des kleinen Staates in einheitliche Uebereinſtimmung zu bringen, nach allgemeingiltigen Formen zu ſtreben, welche das Verſchiedenartigſte zuſammenzuhalten im Stande wären, jede entſtehende Gliederung in den Rahmen der öffentlichen Zwecke einzufügen, auf dieſe Weiſe die heimiſchen Zuſtände feſtzuſtellen, und zugleich neue Erwerbungen anzubahnen, und ihre Verſchmelzung mit dem ſchon Beſtehenden möglich zu machen. Ihr klarer Verſtand ſagte ihnen indeſſen ſehr bald, daß für die Erreichung dieſes ſtaatlichen Zieles unerläßlich ſei, auch die Mittel der äußern Verbindung zu ſchaffen. Sehr frühe wurden zunächſt alle eroberte Punkte in Latium, dann die Landſchaften Campaniens, zuletzt die Gebiete der niedergeworfenen Samniten durch vortreffliche und dauerhafte Kunſtſtraßen mit Rom verbunden. Dieſe Heerwege hatten allerdings zunächſt nur eine kriegeriſche Bedeutung; aber andere Einrichtungen zeigen deutlich, daß man dabei auch auf die Förderung des allgemeinen Erwerbes überhaupt bedacht war. Den höheren Beamten waren für ihren Geſchäftskreis eine Reihe von Perſonen, Hilfsmitteln und Geräthſchaften zur Verfügung geſtellt, welche vor allem andern darauf hinzielten, ihre Verbindung nach außen wie nach innen in umfaſſender und zugleich möglichſt ausdrucksvoller Weiſe zu unterhalten. Das ausgedehnteſte Triebwerk dieſer Art vereinigte ſich in dem gewichtigen Amte der Cenſoren. Die ihnen zukommende Aufſicht über die Landſtraßen und öffentlichen Gebäude, die Verwaltung der Staatsgüter, die Verpachtung der liegenden Gründe, welche ſie zu leiten hatten, machten zahlreiche perſönliche Mittheilungen, häufige Frachten und Verſendungen zur unumgänglichen Nothwendigkeit, und dieſer Verkehr wuchs in eben dem Maße, als das römiſche Gebiet an Ausdehnung gewann. In allen dieſen ſcharf ineinandergreifenden Einrichtungen lagen bereits die Keime, nicht blos der politiſchen Macht des Volkes, ſondern noch weit mehr einer großartigen Weltverbindung und aller der äußeren Anſtalten, durch welche dieſelbe begründet und aufrecht erhalten wurde.

Die kleinen Anfänge dieſes öffentlichen Verkehres, welcher die gegenſeitige Verbindung aufrecht zu erhalten berufen war, gewannen einen be-

*) Aus der ſoeben zu Nürnberg im Verlag von J. A. Stein erſchienenen Abhandlung „Zur Geſchichte der Poſten“ von A. Flegler, welche mit ebenſo viel Gelehrſamkeit als Geſchick die Entwickelung des Poſtweſens von den erſten Anfängen durch das Mittelalter hindurch bis ins 16. Jahrhundert erzählt.

Digitized by Google

deutenden Umfang erſt dann, als die Römer mit ihren Eroberungen über die Grenzen Italiens hinausgingen. Die Nachrichten aus dieſer Zeit ſind es auch, welche uns einen erſten richtigen Blick in die urſprünglichen Einrichtungen geſtatten. Da die Statthalter der römiſchen Provinzen in größerem oder geringerem Umfange die Macht und das Anſehen der römiſchen Behörden daſelbſt zu vertreten hatten und demnach mit den Vollmachten dieſer letzteren ausgerüſtet waren, ſo wurde auch der öffentliche Verkehr nach demſelben Maßſtabe hier wie dort behandelt. Insbeſondere unterhielten die Obrigkeiten der Provinzen durch ihre Bedienſteten, durch ihre Statoren, Curſoren, oder welchen Namen ſie immer tragen mochten, eine äußerſt lebhafte Verbindung. Neben den amtlichen Berichten und Depeſchen übernahmen dieſe öffentlichen Diener auch die Beförderung von Gegenſtänden und Briefen zu Gunſten aller Perſonen, welche zu den obrigkeitlichen Kreiſen in näheren Beziehungen ſtanden.

Weit ausgedehnter als die Beförderung von Briefen und Gepäck, welche die Weibel und Boten der römiſchen Statthalter übernehmen konnten, war die weitverzweigte Fergung, welche durch die Körperſchaft der Pächter in das Werk geſetzt wurde. Es iſt bekannt, daß ſich mit der wachſenden Zunahme des Reiches allmälig eine meiſt aus den Gliedern des ehemaligen Ritterſtandes beſtehende Genoſſenſchaft gebildet hatte, welche die öffentlichen Ländereien ſo wie die auf den Grundſtücken laſtenden Zehnten, Gefälle und Steuern in Pacht nahm. Die Geſellſchaft hatte in allen bedeutenden Städten der Provinzen große Niederlagen von Getreide und Landeserzeugniſſen, die von dieſen Punkten aus in den Handel gebracht wurden. Schon die Beſtreitung der Vorſchüſſe an den Staat erheiſchte fortwährend große Baarſchaften; dieſe wurden noch durch die Ergiebigkeit des Unternehmens fortwährend vermehrt. Die Gelder der Geſellſchaft waren bis in die entfernteſten Gegenden in zahlreichen Kaſſen niedergelegt, woſelbſt ſie durch Zinsgeſchäfte, Darlehen, Umwechſel und anderweitige Unternehmungen der mannigfaltigſten Art fortwährend umgeſetzt wurden. Ein ſo weitverzweigtes Unternehmen machte die ſchnellſte gegenſeitige Mittheilung zur Nothwendigkeit. Die Geſellſchaft hatte daher bis in die kleinſten Städte hinein Briefträger (tabellarii) beſtellt, welche die ihnen übergebenen Briefſchaften, Befehle und Weiſungen regelmäßig nach allen Seiten hin beförderten. Dieſelben übernahmen aber auch die Beſorgung aller Briefſchaften von Privaten, und die letzteren machten von dieſer Bereitwilligkeit einen ſehr ausgedehnten Gebrauch, da eines theils die Verbindungen der Pächter bis in die kleinſten Orte reichten, anderntheils die Briefe ſelbſt, bei der Heftigkeit der bürgerlichen Unruhen, den Nachſpürereien der Parteien wenigſtens nicht unmittelbar ausgeſetzt waren.

Zu den genannten Arten der Beförderung kamen aber noch die beſon-

deren Anſtalten des römiſchen Adels. Alle vornehmen und angeſehenen Familien der Römer waren damals zu großen Beſitzungen in den Provinzen gelangt, oder betheiligten ſich an Bauten und Unternehmungen jeder Art. Sie hatten daſelbſt ferner einen großen Anhang von Gaſtfreunden und Clienten, deren Intereſſen ſie als Schutzherren vor den römiſchen Behörden vertraten. Man war genöthigt, bis nach den entfernteſten Orten hin ſorgfältige Verbindungen zu unterhalten. Daher beſaßen denn auch die großen Familien ihre beſonderen Briefträger, und auch dieſe wurden von dem größeren Publicum, wenn ſchon im beſchränkteren Maße, für die eigenen Bedürfniſſe benutzt.

Außer dieſem beſtanden endlich die zahlreichen Gelegenheiten, welche die Reiſenden überhaupt, und insbeſondere die kleineren Körperſchaften des gewerblichen Lebens, die Schiffer, die Kaufleute, die Hirten, die Fuhrleute, ſelbſt die ſehr gehäbigen Schweinehändler und andere in reichlichem Maße darboten. Alle dieſe beförderten Briefe und Gepäck, und obſchon ihre Wanderungen nach genau feſtgeſtellten Zielen gerichtet waren, oder nur geringe Gebiete umfaßten, ſo wurden ſie grade deswegen in oft ſehr entlegene und wenig beſuchte Gegenden geführt, und füllten damit die Lücken aus, welche die größeren Anſtalten übrigließen. Auf dieſe Weiſe gelangten damals Briefe und Gepäck von den Ufern des Euphrat bis zu dem galliſchen Seehafen Bononia, von dem Fuße des Atlas bis zu den Ufern der Donau. Die Weltverbindung jener Zeit ſteht einzig in ihrer Art da, und wird immerhin für alle Zeiten ſtaunenswürdig bleiben, wenn man erwägt, daß die Schwierigkeiten, welche die Natur entgegenſtellte, nicht durch die zahlreichen techniſchen Erfindungen der Jetztzeit, ſondern nur durch ungeheure Anſtrengung, namentlich durch einen übermäßigen Verbrauch der körperlichen Kräfte von Menſchen und Thieren überwunden werden konnten. Indeſſen war von allen dieſen Anſtalten des öffentlichen Verkehrs keine einzige zu einer Anſtalt der geſammten Geſellſchaft erhoben; Behörden, Körperſchaften und Privatperſonen ſchufen neue Mittel, und benutzten nach Möglichkeit und Willkür die ihnen dargebotenen. In dieſes bunte Gewirr von Verkehrsmitteln brachte die kaiſerliche Zeit eine einſeitige und gewaltſame Abänderung.

Um nämlich von allen Vorgängen in den Provinzen möglichſt ſchnelle und genaue Nachrichten zu erhalten, beſtellte Auguſtus junge, rüſtige Leute als öffentliche Läufer, welche die ihnen übergebenen Briefſchaften ſchnell von einem Orte zum andern beförderten, bis ſie in die kaiſerlichen Hände gelangt waren. Dieſe Einrichtung erhielt bald eine Abänderung. Es ſcheint, daß die brieflichen Mittheilungen dem ſorglichen Sinne des Auguſtus nicht immer genügten; er wünſchte auch mündliche Erkundigungen einziehen zu können. Deshalb wurde verordnet, daß an allen Raſten auf Koſten des Staates Wagen in Bereitſchaft gehalten werden ſollten, auf welchen die gleichen

Couriere, welche ſich von irgend einem Punkte zuerſt in Bewegung ſetzten, ihre Reiſe ohne Unterbrechung fortſetzen und ſo nach Rom gelangen konnten. Statt des früheren Wechſels der Perſonen fand alſo jetzt nur ein Wechſel der Reiſewagen und Geſpanne ſtatt. Man ſah nun perſönliche Augenzeugen vor ſich, welche nach Belieben über alle Dinge befragt werden konnten, von denen in den Briefen ſelber keine Rede war. Die ganze Einrichtung hatte ein militäriſches Gepräge; die Couriere bewegten ſich nur auf den Kriegsſtraßen und ſtanden unter der Leitung des Oberſten der Leibwache, der über die eingegangenen Depeſchen an den Kaiſer zu berichten hatte. Im Grunde der Sache aber, und ſeinen geheimſten Abſichten gemäß, dachte Auguſtus zunächſt nur an eine Anſtalt zur polizeilichen Ueberwachung der Provinzen und der in denſelben aufgeſtellten Heere.

Leider werden von dieſem Zeitpunkte hinweg die Nachrichten äußerſt dunkel und ſpärlich, ſo daß wir darauf hingewieſen ſind, die erhaltenen Bruchſtücke durch Rückſchlüſſe zu einem Ganzen zu vereinigen. Vor allen Dingen iſt einleuchtend, daß die neue Anſtalt nach allen Seiten hin zur Benutzung anlockte, dieweil der Menſch allenthalben geneigt iſt, auf Koſten der Geſammtheit ſich eigne Vortheile zu verſchaffen. Die Umgebungen des Kaiſers, die Vertrauten und Begünſtigten des Oberſten der Leibwache, die höheren Staatsbeamten überhaupt drängten ſich hinzu, und erlangten Freibriefe oder ſogenannte Diplome für die Benutzung der öffentlichen Anſtalt. Züge und Reiſewagen mehrten ſich, und da die von dem Staate für gewöhnlich angeordneten Pferde und Maulthiere zur Beförderung derſelben nicht ausreichten, ſo mußten die Kräfte der Gemeinden weithin mit Vorſpann und Aushilfe in Anſpruch genommen werden. Dies führte zu Klagen und Beſchwerden, und ſo entſtand von ſelbſt die Rechtsfrage, ob die Koſten der Anſtalt von dem kaiſerlichen Fiscus zu tragen, oder zu denſelben auch Städte und Landſchaften herbeizuziehen ſeien. Die willkürlichen Kaiſer, welche auf Auguſtus folgten, deren Kaſſe bei ihren übrigen Verſchwendungen oft geleert war, entſchieden ſich leichten Kaufes für das letztere; für das erſtere aber ſprachen der geſunde Sinn und die Beſchaffenheit der Sache. Aus dieſer Lage der Dinge erklärt ſich eine Verordnung des Kaiſers Nerva, welche wenigſtens für Italien die Nöthigung zum Fuhrdienſte aufhob. Dieſelbe wurde von Trajanus aufrecht erhalten, und ſcheint auch zu Gunſten der Provinzen in milderem Sinne ausgelegt worden zu ſein. Neben dem allgemeinen Poſtweſen blieben noch einzelne Boten, Läufer und außerordentliche Staffetten in fortwährender Uebung.

Auch der Kaiſer Hadrianus erließ ein Geſetz über die Poſten. Aber die Stelle des Aelius Spartianus, welche uns davon Kunde gibt, iſt von dunkler und ſchwieriger Beſchaffenheit und hat zu den abweichendſten Auslegungen Veranlaſſung gegeben. Unzweifelhaft iſt nur, daß darin von Erleichterung

der Obrigkeiten (magistratus) die Rede iſt; aber man ſtreitet darüber, ob darunter kaiſerliche Obrigkeiten zu verſtehen ſeien, zu deren Gunſten man einen neuen Poſtdienſt errichtete, oder die Obrigkeiten der Städte und Bezirke, denen man damit eine drückende Laſt abnehmen wollte. Dem ſei nun, wie ihm wolle — Thatſache bleibt, daß die Leiſtungen der Provinzialen in drückender Weiſe fortdauerten, und daß die dortige Sachlage dem milden Sinne des Antoninus Pius wenigſtens in dieſem Lichte erſcheinen mußte, wenn er ſich veranlaßt ſah, eine Verordnung zur Erleichterung derſelben zu erlaſſen. Die Verfügung des Septimius Severus, wodurch die Laſt des Fuhrdienſtes neuerdings dem Fiscus überwieſen werden ſollte, änderte darin nur wenig; denn ſie war in der That nichts weiter, als ein vorübergehendes Zugeſtändniß an die Volksgunſt, und das Schwergewicht des unförmlichen Räderwerkes drückte von ſelbſt wieder zur Tiefe nieder. Auch ſehen wir die Rechtsgelehrten jener Zeit fortwährend an Formeln meißeln, um die Verpflichtung der Privaten zu den Laſten des Poſtdienſtes als einen vernunftgemäßen Rechtsſatz hinzuſtellen. Die meiſten der uns übriggebliebenen Geſetze über das Poſtweſen häufen ſich gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, und ziehen ſich durch die Regierung der konſtantiniſchen und theodoſiſchen Kaiſer bis in die Mitte des fünften Jahrhunderts ununterbrochen fort. Es iſt dies grade die Zeit, in welcher das Poſtweſen des römiſchen Reiches zu ſeiner höchſten Ausbildung gelangte, aber zugleich zu einem krebsartigen Uebel emporwuchs, das, mit andern Uebeln aus derſelben Quelle ſtammend, zum Untergange des Reiches, wofern wir darunter ſeine äußerliche Maſchinerie verſtehen, weſentlich beigetragen hat. Von jetzt an geſtattet auch die Reichhaltigkeit des Stoffes, die Einrichtungen in das Einzelne zu verfolgen.

Alle große Heerſtraßen waren durch Raſten bezeichnet, welche in den volkreicheren und belebteren Gegenden fünf römiſche Meilen, in den entfernteren und menſchenleeren auch wol acht bis neun Meilen, in dem erſten Falle alſo zwei und eine halbe, in dem anderen vier und eine halbe deutſche Stunde auseinanderlagen. Die größeren und geräumigeren unter denſelben unterſchieden ſich als ſogenannte Manſionen oder kaiſerliche Raſtorte von den kleineren, den ſogenannten Mutationen, die anfänglich nur zum Wechſel der Zugthiere dienten, aber nach und nach den Manſionen immer ähnlicher wurden. Da die letzteren ebenſo wol zur Beherbergung der Reiſenden, als zum Umſpannen der Pferde, Mauleſel und Ochſen dienten, ſo waren ſie mit Gaſtzimmern, Stallungen und Schuppen in ausgedehnteſter Weiſe verſehen. Manche derſelben erhielten grade gegen das Ende des Reiches eine glänzende Ausrüſtung und wurden ſogar mit Paläſten ausgeſchmückt. Manſionen und Mutationen lagen oft in Städten und Dorfſchaften, und wenn ſie auch vereinzelt waren, doch möglichſt in der Nähe derſelben. Zu dieſen Raſten mußten aus

den umliegenden Landſchaften die nöthigen Vorräthe und Hilfsmittel zuſammengebracht und daſelbſt in ſteter Bereitſchaft gehalten werden.

Der Dienſt der öffentlichen Poſten beſtand in Beförderung theils von Perſonen, theils von Laſten und Gepäck. Die erſtere geſchah bald zu Pferde, bald zu Wagen. Von dieſen letztern gab es drei Hauptarten. Zuerſt gehörten dahin die Rheden, jene Reiſewagen alter Form und Gattung (rhedae), deren ſich noch Cicero zu ſeinen Fahrten bediente. Sie ſcheinen etwas ſchwerfällig geweſen, und wenn wir die widerſprechenden Berichte vereinigen wollen, je nach Bedürfniß bald bedeckt, bald unbedeckt geblieben zu ſein. Den kaiſerlichen Verordnungen gemäß ſollten ſie im Sommer mit acht, im Winter mit zehn Pferden beſpannt werden. Die zweite Art bildeten die in den ſpäteren Zeiten oft genannten Carruken (carrucae), Gefährte, welche ohngefähr die Stelle unſerer heutigen Kutſchen vertraten. Sie hatten eine in die Höhe ſtrebende Geſtalt, und waren jedenfalls gedeckt, wenn auch manchmal nur zur Hälfte. Als Fuhrwerke der römiſchen vornehmen Welt wurden ſie oft auf das herrlichſte ausgeſchmückt, mit ſilbernen und goldenen Nägeln beſchlagen, und durch zwei, wol auch durch vier Zugthiere in Bewegung geſetzt. Ihr Name klingt noch in dem berühmten Carrocium der Mailänder wieder, und hat ſich in dem franzöſiſchen Carroſſe erhalten. Den Schluß machen die zweirädrigen Fuhrwerke (birotae), wie ſie noch heutiges Tages in manchen italieniſchen Städten üblich geblieben ſind. Sie entſprachen im Uebrigen den franzöſiſchen Cabrioleten, und mußten auf den Heerſtraßen mit drei Zugthieren beſpannt werden.

Den zweiten Haupttheil des römiſchen Poſtweſens bildete die Beförderung der Laſten und des Gepäckes. Die Römer faßten denſelben unter dem Namen des clavulariſchen Zuges (cursus clavularis) zuſammen, den wir immerhin, wenn wir dabei nur ſtets von einem allgemeinen und freien Verkehr der Geſellſchaft abſehen, unſern ſogenannten Güterzügen vergleichen mögen. Die Laſtwagen (angariae), welche vorzugsweiſe dahin gehörten, hatten eine Art hölzerner Stäbe (clavuli, woher der Name: cursus clavularis), welche ohne Zweifel unſern Rungen ſehr ähnlich waren, und zwiſchen welche der vermuthlich mit Flechtwerk verſehene Wagenkaſten (capsa) eingefügt war. Sie wurden mindeſtens mit vier, in den meiſten Fällen aber wol mit ſechs und acht Stieren beſpannt, welche paarweiſe hintereinander hergingen. Ausnahmsweiſe erſetzte man dieſe auch durch Pferde oder Mauleſel. Die Güterzüge beförderten vorzüglich die Maſſen der Kriegsvorräthe, wie Linnenzeug, Kleidungsſtücke, Waffen und Schießbedarf, ſodann die großen Geldſendungen in Gold und Silber. Ergänzungsweiſe fand mit den Güterzügen auch die Beförderung von Perſonen ſtatt. Dahin gehörten zunächſt die Familien der Soldaten, und ganz beſonders die Nachzügler und Kranken des Heeres.

Es bietet ſich nunmehr ein entſcheidender Punkt in der Frage, bis zu welchem Gewichte Perſonen und Gegenſtände auf den römiſchen Poſtwagen fortgeſchafft werden konnten. Die Angaben müſſen demjenigen, der mit der gewöhnlichen Vorſtellung von den ſehr vervollkommneten Zuſtänden der alten Welt zum Gegenſtande kommt, in hohem Grade überraſchend und räthſelhaft erſcheinen. Durch oft eingeſchärfte kaiſerliche Geſetze war feſtgeſtellt, und zwar aus Schonung gegen die Thiere, daß die Belaſtung der Rheden tauſend Pfund, die der zweirädrigen Cabriolete zweihundert, die der Angarien bei den Güterzügen funfzehnhundert, und die der Karren (carri), einer kleineren Art von Laſtwagen, ſechshundert Pfund nicht überſteigen ſollte, und daß dabei jedem einzelnen Poſtpferde nicht mehr als dreißig Pfund aufgebürdet werden dürften. Dies gibt in der That ein äußerſt geringes Maß, wofern wir, auf die Unterſuchungen bewährter Sachkenner geſtützt, annehmen dürfen, daß die Libra oder das Pondo der Römer ohngefähr das Drittel eines franzöſiſchen Kilogramms, oder etwas über die Hälfte eines wiener Pfundes betrug. Sollte ſich nun auch bei näherer Unterſuchung herausſtellen, daß die Angaben vielleicht nur auf das Gepäck, nach Abzug der Perſonen, Bezug haben, oder daß man das Gewicht ermäßigte, um die Beförderung durch ſchnelleren Lauf der Thiere zu beſchleunigen, ſo bliebe das Ergebniß auch ſo noch unbedeutend genug. Heutzutage haben die Leiterwagen unſrer Landleute ſchon an ſich ein Gewicht von acht bis zehn Centnern, und zwei tüchtige Pferde können nebſt demſelben zugleich noch eine Laſt von zwanzig bis dreißig Centnern ohne erhebliche Schwierigkeit in Bewegung ſetzen. Auf ebenem Wege laufen zwei Pferde mit zwanzig bis fünfundzwanzig Centnern im Trabe.

Was indeſſen die Poſten des römiſchen Staates von den Poſtanſtalten unſrer Zeit weſentlich unterſchied und ſie zu einer wahrhaft drückenden Laſt des Volkes machte, das war ihr rein ſtaatlicher, oder vielmehr fiscaliſcher Zweck. Nur Beamtete und Bedienſtete des Staates hatten Zugang zu denſelben; nur des letzteren Güter wurden befördert; die außerhalb jener Kreiſe liegenden Schichten der Geſellſchaft hatten daran keinen Antheil, keine Vergünſtigung. Dies mochte immerhin geſchehen, wenn dabei die Grenzen der Schicklichkeit und Billigkeit nur einigermaßen innegehalten worden wären. Aber man wälzte mit unerhörter Selbſtſucht die außerordentlichen Koſten der Anſtalt auf die Schultern derjenigen, die davon gänzlich ausgeſchloſſen blieben. Die Freibriefe, ſonſt nur das Vorrecht der Kaiſer und einiger höheren Beamten, wurden in das Unermeßliche vermehrt und von ſolchen ertheilt, die dazu nicht von fern ermächtigt waren, und von andern benutzt, denen jeder rechtliche Anſpruch darauf abging. Die zahlreichen Verordnungen, welche dieſem Mißbrauch abhelfen ſollten, beweiſen nur, daß das Uebel bereits unvertilgbar geworden war. Der Zudrang zu den öffentlichen Poſten ſteigerte ſich fort

und fort. Ganze Scharen von Kriegsleuten benutzten dieſelben, den beſtehenden Verordnungen entgegen, zur Weiterbeförderung. Die chriſtliche Geiſtlichkeit that das Gleiche und hätte ſich ohne dieſes Hilfsmittel kaum ſo oft, als damals geſchah, in Synoden und Concilien vereinigen können. Der koſtbare Unterhalt der kaiſerlichen Raſten, der Mutationen wie der Manſionen, ſammt der großen Zahl der daſelbſt in Bereitſchaft gehaltenen Thiere, blieb den Provinzen aufgebürdet, und wo dieſe nicht ausreichten, da hatten Gemeinden und Grundbeſitzer die Verpflichtung zur Vorſpann, welche mit den Namen der Vereden und Paravereden bezeichnet ward. Darunter begriff man die gewaltſame Verwendung der vorhandenen Perde für den öffentlichen Dienſt, wie man ſie auch in den perſiſchen Länderh vorfand; die Willkürlichkeit des Verfahrens, die dort aus den Zeiten des Kyros ſtammte, hatte ſich mit den römiſchen Einrichtungen auf das beſte verſchmolzen und ſich zu dem Grundſatze des fortdauernden Beſchlages kunſtvoll ausgebildet.

In keinem Zweige der Verwaltung zeigt ſich die öde Unfruchtbarkeit des damaligen Staatsweſens mehr, als in der Anwendung der Poſtanſtalten. Hier drängte ſich der ganze Unſegen des ungefügigen Räderwerks in der abſchreckendſten Weiſe zuſammen. Man verbrauchte die Kräfte der Städte und Gemeinden; man zernichtete das Mark des Lebens bis in die entfernteſten Landſchaften, und ſtatt dafür eine ſchaffende Thätigkeit zurückzugeben, ertödtete man zugleich die Productivität des geſammten Landes.

Der Baumwollenverbrauch in Europa.

Die Baumwolleninduſtrie iſt unendlich viel jünger als die des Flachſes, der Wolle, der Seide, und iſt doch mächtiger in unſerm Jahrhundert geworden als ihre ältern Schweſtern, ja ſie muß als diejenige bezeichnet werden, welche das Signal zu dem gewaltigen gewerblichen Aufſchwung unſers Jahrhunderts gegeben hat, ſie iſt ſo zu ſagen die induſtriellſte der modernen Induſtrien. Das Bedürfniß einer größern Maſſe von Waaren für den offnen Abſatz der Colonien führte zuerſt in England auf Erſetzung der Handarbeit durch Maſchinen. Dies eröffnete der Baumwollenfabrikation eine Bahn unerwarteten Fortſchritts, in ihr feierte die Mechanik ihre zahlreichſten und glänzendſten Triumphe. Die meiſten der Erfindungen, welche heute überall in andern Induſtrien eingeführt ſind, haben ihren Urſprung in den Werkſtätten der Baumwollenfabrikation gefunden und dort die Proben ihrer Nutzbarkeit abgelegt. Die leichte Flocke der Staude, die noch im Anfang vorigen Jahrhunderts in Amerika nur eine Zierpflanze war, iſt der Stoff geworden, der nach dem Getreide zu dem größten Transport veranlaßt und den Verkehr zwiſchen den Ver-

einigten Staaten und Europa vor allem nährt, ſo daß man mit dem trefflichen ſächſiſchen Statiſtiker Dr. Engel wol ſagen kann: „England und die Vereinigten Staaten ſind durch einen Baumwollfaden miteinander verbunden, der, ſo ſchwach und gebrechlich er ſcheinen mag, doch ſtärker iſt, als ein eiſernes Tau.“

Seit den großen Erfindungen von Arkwright, Whatt und Whitney iſt die Verarbeitung des Rohmaterials immer leichter und wohlfeiler geworden, und doch erhöht ſich der Werth keines Stoffes ſo ſehr durch die Verarbeitung als der der Baumwolle. Der der Wolle ſteigt im Verhältniß von 8 : 13, der der Baumwolle um das vier- bis ſiebenfache, ſie iſt auch mehr als alle andern Materien fähig, die verſchiedenſte Geſtalt anzunehmen, die wärmſten und dickſten Stoffe werden jetzt daraus in Mancheſter und Gladbach gemacht, die luftigſten Ballkleider in Tarare. Erſt durch die Baumwolleninduſtrie iſt es möglich geworden, ſich anſprechend, parademäßig und doch ſehr billig zu kleiden, ſie iſt deshalb von größter Wichtigkeit für die arbeitenden Claſſen und die Frage der genügenden Zufuhr für den immer wachſenden Bedarf beſchäftigt mit Recht die beſten nationalökonomiſchen Köpfe, vor allem in den Vereinigten Staaten als dem Hauptculturland.

Um über den Verbrauch der Baumwolle in Europa zuverläſſige Angaben zu erhalten, hatte deshalb der amerikaniſche Congreß im vorigen Jahre Herrn John Claiborne beauftragt, ſich nach Europa zu begeben und dort durch eigne Anſchauung ſich genau über den Stand der Frage zu unterrichten. In ſeiner Inſtruction war er angewieſen, den Ballen Baumwolle, der aus den Händen des Pflanzers kommt, bis zum Uebergang in den wirklichen Verbrauch zu verfolgen. „Jede Meile,“ heißt es hier, „um welche dieſer Weg abgekürzt werden kann, jedes Hinderniß, das zu beſeitigen oder zu vermeiden iſt, jeder Cent, der erſpart werden kann, ſind Vortheile, welche den beiden Individuen zu Gute kommen müſſen, welche an den Enden dieſer Kette ſtehn und Angebot wie Verbrauch vermehren werden.“ Der Commiſſar wird daher angewieſen zu erforſchen:

1) Die Maſſe der in den verſchiedenen Ländern Europas verbrauchten Baumwolle, das in den Etabliſſements angelegte Capital, die Zahl der Spindeln und Stühle, den Durchſchnittspreis der Löhne.

2) Die Quellen, woher das Rohmaterial bezogen wird und den raſcheſten Bezugsweg von den Vereinigten Staaten.

3) Welche Güter dafür nach der Union zurückgehen oder zurückgehen könnten.

4) In welchem Verhältniß die verſchiedenen Fabriken Baumwollengewebe oder blos Garn liefern.

5) Die Zölle und Unkoſten auf das Rohmaterial u. ſ. w.

Der Bericht des Hrn. Claiborne iſt dem Congreß in ſeiner diesjährigen Sitzung vorgelegt, es iſt zu bedauern, daß die Zeit für ſeine Nachforſchungen viel zu knapp zugemeſſen war, und daß er vor allem England, das wichtigſte Land für dieſe Induſtrie, nicht näher hat bereiſen können. Indeß iſt grade über Englands Baumwollenfabrikation vieles geſchrieben, und die Mittheilungen, welche uns der Bericht über den Stand der Induſtrie auf dem europäiſchen Feſtlande gibt, ſind ſo intereſſant, daß wir unſern Leſern für die wichtigſten Länder einige Hauptergebniſſe daraus vorlegen möchten.

Aus einer engliſchen Tabelle erſehen wir zunächſt, daß in der Periode von

Digitized by Google

1821—55 aus den Vereinigten Staaten 18,475,204,240 Pfd. im Werth von 1,829,939,736 Dollars ausgeführt wurden, wovon Großbritannien allein 12,917,989,369 Pfd., alſo über $^2/_3$ abſorbirte. In der Periode von 1821—25 war die Ausfuhr durchſchnittlich 762 Mill. Pfd., während ſie 1851—55 auf 5,128 Mill. Pfd. geſtiegen war, aber wir ſehen auch, daß in der erſten Periode das Pfd. durchſchnittlich 16,19 Cents koſtete, während es in der letzten auf 9,58 geſunken iſt. In jener fünfunddreißigjährigen Periode exportirte England an Baumwollengarn für 194,647,478 Pfd. St., alſo jährlicher Durchſchnitt 5,561,357 Pfd. St. und an Geweben für 598,645,443 Pf. St., jährlicher Durchſchnitt 17,104,156 Pf. St. Wahrlich gewaltige Ziffern, nirgends ſieht man das Geſetz der Maſſenproduction, das die moderne Induſtrie beherrſcht, in ſo großen Zügen geſchrieben.

Während England raſch auf dem Wege der mechaniſchen Baumwolleninduſtrie fortſchritt, als es ihn einmal betreten hatte, machte Frankreich im Anfange dieſes Jahrhunderts nur langſame Fortſchritte und blieb bei den gröbern Sorten. Die erſte Spinnerei ward 1803 in Mühlhauſen angelegt, 1812 wendete Dollfuß ebenda zuerſt Dampf in ſeiner Fabrik an. Erſt ſeit 1820 vervollkommneten ſich die Fabriken und ſchieden ſich die Bezirke, welche ſich den verſchiedenen Arten von Geweben widmen. Frankreich kann in dieſer Beziehung in drei Gruppen getheilt werden: die Normandie, deren Mittelpunkt Rouen iſt für geringere Sorten und Calicos, Mühlhauſen und Nachbarorte im Elſaß, Vogeſen und Doubs für ſchöne Muſſeline, und der Norden mit St. Quentin, Lille, Valenciennes und Calais für Tülle und Spitzen. Außerdem iſt noch Tarare bei Lyon zu erwähnen, das ſeit einiger Zeit mit St. Gallen und Appenzell in feinen Tarlantanen und Stickereien wetteifert. Die normänniſche Gruppe iſt die bedeutendſte, wenn man die Zahl der Spindeln und die Maſſe des verarbeiteten Rohmaterials zum Maßſtab nimmt, denn von den 5 Mill. franzöſiſchen Spindeln kommen $1^1/_2$ auf ſie, und von den 140 Mill. Pfd., die in Frankreich eingeführt werden, werden hier 30 Mill. verbraucht, indeß ſteht der Werth ihrer Producte nicht in gleichem Verhältniß. Die öſtliche Gruppe hat 109 Spinnereien, die 29,996 Arbeiter beſchäftigten und 136 Webereien mit 37,897 Arbeitern, ihre Producte werden auf $41^1/_2$ Mill. Dollars geſchätzt. Für ganz Frankreich ſchlägt Moreau de Jonnès den Verbrauch auf 138 Mill. Pfd. an, die verarbeitet ein Capital von 334 Mill. Franken repräſentiren; nur wenig Baumwolle wird von andern Ländern als den Vereinigten Staaten eingeführt, die Verſuche, ſie in Algier zu akklimatiſiren, haben bis jetzt wenig Erfolg gehabt.

Die Schweiz hat bei der ungünſtigſten Lage ſich eine bedeutſamere Stellung in der Induſtrie der Baumwolle wie in andern Zweigen zu erwerben gewußt. Obwol das Rohmaterial einen größern Weg zu ihr machen muß, als nach irgend einem andern Lande, haben ihre Fabriken durch Geſchick und billige Arbeit erfolgreich mit England concurrirt und im Jahre 1850 an 27 Mill. Pfd. verarbeitet. Sie hat 132 Spinnereien und 48 Webereien. Die kunſtvollen Stickereien der öſtlichen Cantone ſind mit Recht berühmt. Leider hat ſich der Baumwollenimport faſt ganz nach Frankreich gezogen, da der Zollverein noch unverſtändig genug iſt, ſeine Durchfuhrzölle aufrecht zu erhalten und ſo den Bezug über die Hanſeſtädte zu erſchweren.

Dieſelbe falſche Politik erſchwert auch den Bezug der Baumwolle über deutſche Häfen für den Zollverein ſelbſt. Für den rheiniſchen Fabrikkreis wären Emden und

Digitized by Google

Bremen die natürlichen Häfen, aber die Durchfuhrzölle geben Holland und Belgien einen Vorzug, den die hanſeatiſchen Häfen ſelbſt durch ihre liberalen Zolleinrichtungen nicht aufwiegen können. Wann werden die deutſchen Regierungen einſehen, daß die unbedeutenden Zolleinnahmen, welche ihnen dieſe Durchfuhrabgabe einbringt, reichlich durch die Mehreinnahme der Eiſenbahnen und Bereicherung ihrer Angehörigen aufgewogen würden? Dennoch haben die Hanſeſtädte ſich unabläſſig bemüht, die Baumwolleneinfuhr an ſich zu ziehen und haben in dieſen Beſtrebungen erfolgreich geſtrebt. Es wurden nach den amerikaniſchen Schatzkammerberichten ausgeführt nach:

	Bremen.		Hamburg.	
	Pfd.	Werth.	Pfd.	Werth.
1853—54.	— 23,959,656	— 3,348,222 Thlr.	13,760,266	— 1,956,157 Thlr.
1854—55.	— 22,661,173	— 3,030,657 „	8,148,818	— 1,147,258 „
1855—56.	— 46,456,809	— 6,357,750 „	15,609,844	— 2,204,630 „
1856—57.	— 34,378,685	— 6,534,627 „	10,524,075	— 1,967,903 „

Man ſieht daraus, daß dieſe beiden Häfen große Wichtigkeit für den amerikaniſchen Markt haben, bei weitem der größte Theil ihrer Einfuhr geht nach dem Zollverein, in neuerer Zeit fängt Oeſtreich auch an über die Nordſee zu beziehen. Während England 21 Mill. Spindeln hat, Frankreich $3\frac{1}{4}$ Mill., beſitzt der Zollverein deren 2,018,146, er iſt demnach die dritte Macht für den Baumwollenverbrauch, und man darf hoffen, daß er raſch fortſchreiten wird, da jetzt erſt ſein Eiſenbahnnetz vollſtändig geworden iſt, und der größere Betrieb, durch den England ſo lange das Uebergewicht hatte, faſt überall eingeführt wird. Ein wie bedeutendes Feld die Induſtrie hier in Deutſchland noch vor ſich hat, geht daraus hervor, daß einerſeits noch circa 550,000 Centner Baumwollengewebe, namentlich Sammete, von England allein eingeführt werden, welche wir nicht durch höhere Zölle, aber wol durch eigne Tüchtigkeit zu verdrängen haben, und daß andererſeits von Großbritannien über Hamburg allein im Jahre 1857 für 13 Mill. Thlr. Baumwollengarn (Twiſt) importirt wurde. Indeß haben ſich grade in den letzten Jahren die deutſchen Spinnereien ſehr vervielfacht und vervollkommnet, man hat nur noch nicht die feineren Nummern in Angriff genommen; denn da die Vereinszölle nach dem Gewicht bemeſſen ſind und nicht nach dem Werth, ſo laſſen ſich jene höhern Nummern, die außerdem koſtbarere Maſchinen erfordern, vortheilhafter einführen als man ſie in Deutſchland herſtellen könnte. In den untern Nummern dagegen haben die deutſchen Spinner ſich den einheimiſchen Markt ziemlich geſichert, nach und nach wird man zu den feineren Garnen übergehen, und da die jetzt im Zollverein verfertigten Gewebe 236,000 Ballen roher Baumwolle repräſentiren, während nur 158,650 Ballen eingeführt werden, und außerdem 550,000 Ctr. Gewebe, die 175,000 Ballen repräſentiren, von England allein eingehen, ſo ſieht man, daß ſelbſt wenn der Bedarf nicht ſtiege, den deutſchen Spinnern und Webern noch ein weites Feld für ihre Thätigkeit geöffnet iſt. Unter den verſchiedenen Staaten der Union ſteht Sachſen obenan. Es hat 135 Spinnereien mit 600,000 Spindeln, die etwa 30 Mill. Pfd. Baumwolle verarbeiten und $19\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Garn fabriciren im Werth von $5\frac{1}{2}$ Mill. Thlr.; faſt alles dies Garn wird in Sachſen ſelbſt verwebt und noch 15 Mill. Pfd. von England bezogen. Das Königreich hat 20,000 Webſtühle für reine Baumwollgewebe, 10,000 für Miſchungen von Leinen

und Baumwolle, 25,000 für Miſchung der letzteren mit Wolle. Grade dieſe gemiſchten Gewebe ſind Sachſens Haupterzeugniſſe. Preußen hatte 1856: 88 Spinnereien mit 288,907 Spindeln und 71,500 Webſtühle. Obwol die berliner Fabriken Fortſchritte gemacht haben, bleibt die Rheinprovinz der Hauptdiſtrict für Baumwollenwaaren. Einen eigenthümlichen und hervorragenden Platz nimmt hier Gladbach durch ſeine dicken Stoffe ein, bei großer Billigkeit eignen ſich dieſelben namentlich für die arbeitenden Claſſen im Norden. Durch eine von der preußiſchen Regierung angelegte Muſterappreturanſtalt iſt dieſe Induſtrie ſehr gehoben, es ſind jetzt über 6000 Webſtühle in dieſem Bezirke thätig.

Die öſtreichiſche Baumwolleninduſtrie hat in der letzten Zeit große Fortſchritte gemacht. 1856 wurden ca. 85 Mill. Pfd. Baumwolle eingeführt, wovon 84 Mill. in den verſchiedenen Provinzen verarbeitet wurden; für die Lombardei und ſüdlichſten Provinzen ſind Trieſt und Genua die Importplätze; Böhmen, Mähren und Oeſtreich, ja auch Tirol und Vorarlberg beziehen ihren Bedarf über Bremen und Hamburg. Im Ganzen hat der Kaiſerſtaat 189 Spinnereien mit $1^1/_2$ Mill. Spindeln, wovon 140,000 auf die Lombardei und 450,000 auf Böhmen kommen Die Einfuhr von Twiſt und fremden Geweben iſt durch die Prohibitivzölle ſo gut wie unmöglich gemacht.

Sardiniens Baumwolleneinfuhr iſt beträchtlich, doch iſt ſie nicht allein für ſeinen eignen Verbrauch beſtimmt, da ſeit der Beendigung der Genua-Novarer Eiſenbahn die Lombardei einen beträchtlichen Theil ihres Bedarfes über Genua bezieht. Die Fabriken liegen meiſt am Lago Maggiore nahe bei Arona, doch exiſtirten nach der Angabe von Herrn Claiborne keine genaueren ſtatiſtiſchen Notizen über ihre Zahl und ihre weitern Verhältniſſe. Die geſammte Baumwolleneinfuhr ward 1855 auf 19 Mill. Pfd. geſchätzt. In Belgien fehlen dieſe Angaben gleichfalls, ein Schriftſteller ſchätzt die Zahl der Spindeln auf $^1/_2$ Mill. und den Verbrauch auf 22 Mill. Pfd. Dank den zollvereinsländiſchen Durchfuhrabgaben iſt die Maſſe der Baumwolle, welche Belgien nur paſſirt, ſehr bedeutend, 1852 war ſie 14 Mill. Pfd.; 1855 wurde nur der ſiebente Theil der eingeführten Baumwolle im Lande verbraucht. Gent iſt das belgiſche Mancheſter.

In Rußland ward 1823 die erſte Spinnerei eröffnet und gleichzeitig die Einfuhr aller Gewebe verboten. Infolge dieſes Monopols wuchs die Induſtrie raſch auf, und während die Einfuhr 1830 nur 4 Mill. Pfd. war, betrug ſie 1852 63 Mill. Die Garne und Gewebe, welche Rußland bis vor kurzem ausſchließlich zum eignen Verbrauch fabricirte, gehören den unteren Claſſen an. In den letzten Jahren hat ein nicht unbedeutender Export nach Aſien, namentlich auch nach China begonnen; derſelbe wird auf 2 Mill. Rubel geſchätzt. Im Ganzen zählt man 55 Spinnereien mit 1,200,000 Spindeln, die Einfuhr war 1856: 59 Mill. Pfd.

Notiz. — Die in Nr. 36 d. Bl. enthaltne Nachricht, daß Julius von Rodenberg nach Amerika auswandern wolle, iſt, wie uns ein Freund des Betreffenden meldet, unbegründet.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Zur Papiergeldfrage.

Wir dürfen als bekannt vorausſetzen, daß das Münzrecht, d. h. das Recht, aus edlen Metallen diejenige Waare zu verfertigen, welche wir „Geld“ nennen, weil ſie überall gilt, dem Aerar der einzelnen Staaten in der Weiſe, wie es der Regel nach ausgeübt wird und werden ſoll, keinen Gewinn bringt. Das heißt mit andern Worten: der Nominalwerth der in geſetzlicher — von den Staaten vertragsmäßig feſtgeſtellter — Weiſe geprägten Münzen, entſpricht beinahe ganz dem Kaufwerth des dazu verwendeten Metalles in der Art, daß dieſe Münzen, wenn ſie weder beſchnitten, noch durch häufigen Gebrauch abgenutzt, oder in ſonſtiger Weiſe an ihrem Gewichte beeinträchtigt ſind, jederzeit mit ganz unbedeutendem Verluſt an dem betreffenden Nennwerth als bloßes Metall verkauft werden können. Dieſer Verluſt oder Minderwerth repräſentirt die Prägungskoſten, iſt aber nie ſo bedeutend wie dieſe, woher es kommt, daß in den verſchiedenen Budgets der Staatshaushaltungen dieſes Münzrecht immerdar nur in den Ausgaben figurirt, und zwar in um ſo ſtärkeren Poſten, je größer in dem fraglichen Jahre die Summe des geprägten Geldes erſcheint.

Es konnte deshalb nicht fehlen, daß die Volkswirthſchafter und Staatsmänner ein Auskunftsmittel ſuchten, Geld auf noch andere Weiſe als durch die ſo theuren edlen Metalle herzuſtellen, und dieſes geſchah durch Werthzeichen aus Papier, „Papiergeld“, und bald wollten alle Staaten — groß und klein — an den Vortheilen participiren, welche die ſo leichte und verhältnißmäßig mit ſo geringen Koſten zu bewerkſtelligende Schaffung papierner Geldſurrogate dem Aerar gewährt.*) Es iſt dieſes ein ſo natürliches Ereigniß,

*) Ich habe wol nicht nöthig hier zu bemerken, daß ich nur die letztverfloſſenen Decennien im Auge habe und vorzugsweiſe von Deutſchland rede, alſo namentlich die Schwindeleien der von dem Schotten Law zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich gegründeten Bank ſo wenig als die dortige heilloſe Aſſignatenwirthſchaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts, auch nicht die öſtreichiſchen Papieroperationen früherer Zeiten, oder die ruſſiſchen und däniſchen Bankereigniſſe berückſichtige, da ſolche abnorme Zuſtände waren. Selbſt die ſo bedauerliche vor 1820 ſtattgefundene Einlöſung der Noten der öſtreichiſchen Nationalbank nach dem auf

als die Ausführung dieſes Geſchäftes in einer unnatürlichen d. h. den vorliegenden Verhältniſſen durchaus nicht entſprechenden Weiſe geſchieht, denn wie begreiflich hat das Papiergeld nur ſo lange den erforderlichen (Nominal-) Werth, findet alſo nur ſo lange willige Abnehmer, als die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, wieder andere Abnehmer zu finden, oder es an den geeigneten Orten gegen klingende Münze — Metallgeld — ohne Verluſt umtauſchen zu können.*)

Dabei bleibt natürlich der größte Vortheil, welcher einem Staate durch Ausgabe von Papiergeld zugewendet wird, nicht die leichtere und wohlfeilere Beſchaffung deſſelben, ſondern die *Vermehrung der Umlaufsmittel*, indem daſſelbe da, wo das vorhandene baare Geld den lebhaften Umſätzen des inländiſchen Handels und Verkehrs nicht genügt, ein ſehr wünſchenswerther Zuwachs der Circulationsmittel iſt, welcher zugleich einen niedrigeren Zinsfuß mit allen günſtigen Folgen deſſelben erzeugt.**)

Es iſt bekannt und begreiflich, daß, je kleiner ein Staat iſt, deſto bedeutender — wenigſtens verhältnißmäßig — die Menge des Papiergeldes, welches derſelbe ausgibt, in der Regel ſein wird. *Begreiflich* iſt es, ſage ich; denn wenn z. B. das Königreich Preußen mit ſeinen 17 Millionen Einwohnern (ich werde, wenn ich Zahlen anführe, immer nur runde Summen blos annähernd annehmen) etwa für 50 Millionen Thaler Papiergeld ausgibt, ſo

zwei Fünftheile reducirten Metallwerthe übergehe ich hier. Außergewöhnliche Zeiten und Ereigniſſe führen außergewöhnliche Zuſtände herbei, welche jeder auf Vernunſt und Recht baſirten Berechnung ſpotten; — aber grade darin ſieht man, wohin unerwartet eintretende hierher bezügliche Verhältniſſe führen können, und wenn auch ähnliche Zuſtände in Deutſchland bei dem dermalen geſetzlich eingeführten Wege *unbeſchränkter Oeffentlichkeit* des Finanzhaushaltes nicht leicht mehr vorkommen können, ſo fordern jene einmal dageweſenen Ereigniſſe doch immer zur größten Vorſicht auf.

*) Wird nicht in unbeſchränkter Menge Papiergeld geſchaffen, ſondern nach einem genau beſtimmten Verhältniß, und unter den Garantien, wie ich ſie weiter unten vorſchlagen werde, ſo könnte man demſelben vielleicht unbedenklich Zwangscours geben, wie z. B. die Noten der engliſchen Bank nach der Bankreſtriction von 1797 zwanzig Jahre lang als Staatspapiergeld und ſomit geſetzliches Zahlungsmittel (nicht einlösbar gegen Metall) im Umlauf, und trotz der Menge derſelben nur unbedeutenden Coursſchwankungen — welche zuletzt ſogar ganz verſchwanden — unterworfen waren. Wie man aber überhaupt nur als äußerſtes Mittel zu dem mit Recht verhaßten Zwange ſeine Zuflucht nehmen ſollte, ſo auch hier, und dürfte es nicht gerechtfertigt und durchaus unnöthig ſein, unter den gegebenen Umſtänden denſelben zu Hilfe zu nehmen, weil die geſetzliche Einlösbarkeit blos einen Kaſſebeſtand erfordert, welcher vielleicht nicht ſtärker ſein müßte, als das in den Kaſſen eines in finanzieller Hinſicht wohlgeordneten Staates vorhandene Betriebscapital, — denn das Papiergeld iſt in der neueren Zeit ſelbſt in dem kleinen bürgerlichen Verkehr ein ſo beliebtes Zahlungsmittel geworden, daß es nicht nur gern genommen, ſondern ſelbſt vielfach gegen baares Geld eingelöſt, ja ſogar häufig — insbeſondere die preußiſchen Kaſſenanweiſungen — Agio dafür bezahlt wird.

**) Das ſollte wenigſtens der einzige Zweck ſein, weshalb Papiergeld geſchaffen wird; — Erſparung von Zinſen darf nur als angenehme Zugabe angeſehen werden, und nach meinem weiter unten gemachten Vorſchlage nicht einmal, wenigſtens nicht durchgängig, vorkommen.

Digitized by Google

beträgt dieſes auf den Kopf ungefähr $3^1/_8$ Thaler, und macht die Hälfte des jährlichen Staatseinkommens aus, — würde aber in dem Herzogthum Anhalt-Köthen in demſelben Verhältniß dieſes Geldſurrogat in Umlauf geſetzt, ſo betrüge dieſes bei 43,000 Einwohnern nur die höchſt beſcheidene Summe von ungefähr 129,000 Thalern, womit freilich dieſem Staate nur ſehr wenig gedient ſein dürfte. Aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, erſcheint es verzeihlich, wenn die Regierung die ſo eng gezogene Grenze des Verhältniſſes überſchreitet und ſo viel Papiergeld ſchafft und ausgibt, als ſie grade nöthig braucht. Immer aber iſt es nöthig, gewiſſe Grenzen einzuhalten, denn wenn dieſer kleine Staat für zwei Millionen ſolcher Werthzeichen in Umlauf ſetzt, ſo kommen auf den Kopf 47 Thaler, und es überſteigt dieſe Summe die Steuerkraft des Landes, oder was hier gleichbedeutend ſein dürfte, die jährlichen Staatseinkünfte um das Fünffache, alſo zehnmal mehr, als bei Preußen, und da ein ſo großes Land wie das zuletzt genannte jedenfalls noch andere, ſelbſt verhältnißmäßig größere Hilfsmittel hat, als ein ſo kleines Ländchen, ſo iſt die Beſorgniß der Beſitzer ſolchen Papiergeldes wegen endlicher Realiſirung nicht nur verzeihlich, ſondern durchaus gerechtfertigt, und in dem gegebenen Falle um ſo mehr, als ohnedies die Staatsſchulden dieſes Landes die fünffache Höhe der jährlichen Einkünfte bereits nicht unbeträchtlich überſteigen, während z. B. in Preußen dieſe Schulden noch nicht einmal die doppelte Höhe der Jahresrevenuen erreichen. Die Möglichkeit der Einlöſung unter den gegebenen Verhältniſſen wird alſo bei Preußen $11^1/_2$ mal größer ſein als bei dem Herzogthum Anhalt-Köthen.

Die Ausgabe dieſer Geldſurrogate nahm in dem letzten Decennium auf eine überraſchende Weiſe überhand, und verfehlte nicht, im Hinblick auf die Aſſignatenwirthſchaft des vorigen Jahrhunderts und ähnliche traurige Vorkommniſſe, endlich gerechte Beſorgniſſe in der Finanzwelt zu erregen, denn nicht nur Staaten, ſondern auch Communen und Eiſenbahnverwaltungen nahmen, um ſich ihrer Verbindlichkeiten mit Umgehung verzinslicher Anleihen zu entledigen, dieſes leichte Zahlungsmittel zur Hand, das um ſo willigere Abnehmer fand, als es ſich im täglichen Verkehr höchſt vortheilhaft und angenehm bewährte, indem man ſelbſt ſehr bedeutende Summen nicht nur leicht verſchicken, ſondern auch ohne Beſchwerde bei ſich tragen kann.

Dazu kamen nun in dem letzten Luſtrum die allerwärts wie Pilze faſt über Nacht auftauchenden Privatbanken, Creditanſtalten, Kaſſenvereine ꝛc., welche natürlich ihre Lebensthätigkeit mit Schaffung neuer Papiergeldſorten begannen, ſo daß wir jetzt in Deutſchland eine anſehnliche Muſterkarte ſolcher Papiere vorzuzeigen im Stande ſind.

Jener Annehmlichkeit dieſer Zahlungsmittel glaubte man noch weitere Rechnung tragen zu müſſen, indem man für die kleineren Bedürfniſſe des

täglichen Verkehrs bis auf einzelne Thaler und Gulden herab Papierſcheine ausgab, in Oeſtreich ſogar noch weiter ging und ganz einfache Zettel in dem Werthe einiger Kreuzer ſchuf.*)

Der Werth des Papiergeldes gründet ſich jedoch immer nur — wie bereits oben hervorgehoben — auf das dem Ausſteller geſchenkte Vertrauen, daß er auf Verlangen, alſo zu jeder Zeit, die Scheine gegen die darauf bezeichnete Summe in Metallgeld umtauſchen könne und werde. Wenn dieſes Vertrauen abnimmt, wenn der betreffende Staat den Nennwerth ſeines Papiergeldes nicht jederzeit, oder nicht zum vollen Belauf zu gewähren bereit iſt, ſo erſcheint der Schluß auf den Mangel an Zahlungsfähigkeit ſo folgerichtig als erlaubt, und ein plötzliches Sinken des Werthes unausbleiblich, was natürlich zu bedeutenden Verluſten der Beſitzer deſſelben zur Zeit dieſer Entwerthung führen muß. Eine vorſichtige Regierung wird ſolche Möglichkeiten gewiß nicht außer Acht laſſen und jederzeit darauf bedacht ſein, ihre Staatsangehörigen vor ſolchen Verluſten zu bewahren.

---

*) Eine durchaus nicht unwichtige Frage iſt die, bis zu welchem Betrag ſoll das Papiergeld herabgehen, oder welches ſoll die kleinſte durch Papier dargeſtellte Geldſumme ſein? Die Anſichten darüber ſind verſchieden. Ich glaube, man muß hier zwiſchen Staatspapiergeld und Banknoten unterſcheiden; — die letzteren ſollen hauptſächlich dem Handel und der größeren Induſtrie dienen, das letztere wenigſtens nebenbei auch dem täglichen bürgerlichen Verkehr, ſomit genügt es vollkommen, wenn jene höchſtens bis zu 10 fl. herabgehen, während das von dem Staate auszugebende Papiergeld, von welchem ich hier vorzugsweiſe rede, auch in kleineren Beträgen von 5, 2, 1 Thaler und Gulden — in keinem Falle jedoch weiter herab — auszugeben wäre, da es ſich nicht um die Geſammtmenge des Papiergeldes handelt, ſondern nur um die Stückelung der Werthzeichen, und hierbei einzig die Rückſicht auf die Abnehmer entſcheidet, alſo der Begehr derjenigen, welche das Papier ſtatt der Metallmünze umſetzen. Es iſt aber eine feſtſtehende Thatſache, daß gut fundirtes Papiergeld d. h. ſolches, welches allenthalben unbedenklich wieder abgenommen wird, bis zu dieſen Beträgen herab vielfach geſucht iſt.

Die Gefahr der Fälſchung kann hier nicht in Betracht kommen. „Von dem Augenblick an“ ſagt der bekannte franz. Nationalökonom Say, „wo aus wohlſeilem Stoffe eine theure Waare verfertigt werden kann, wird die Gier aller Fälſcher geweckt; den Geſchickteſten winkt eine furchtbare Prämie. Der redliche Mann ſchwebt in beſtändiger Beſorgniß, falſche Papierſcheine zu erhalten. Es thut der Geſellſchaft wehe, daß ſie ſo viel ſtrafen muß. Dies iſt eine traurige Zugabe zu dem Papiergeld, und wenn man bei gehöriger Ordnung und Umſicht darin ein wohlfeiles Werkzeug des Verkehrs finden kann, ſo iſt doch auf der andern Seite die Verſuchung, welche es den Fälſchern bietet, und der ſie nur zu oft unterliegen, ein Gegengewicht, welches man nicht vernachläſſigen darf.“ So weit Say. — Die Zeiten ſind aber anders geworden, ſie überſtürzen ſich, und was heute nichts iſt, als „ein wohlfeiles Werkzeug des Verkehrs“, das iſt morgen eine Nothwendigkeit. Die Abſchaffung des Papiergeldes würde in allen Schichten der Geſellſchaft ſchwer empfunden werden, — Rückſichten auf mögliche Fälſchungen dürfen nicht in den Vordergrund treten. Fälſchungen kamen zu allen Zeiten vor, und wie bekannt nicht nur bei dem Papiergeld, ſondern auch bei den Metallmünzen jeglicher Art. Die Beſtrafung ſolcher Handlungen von Joh. Laws Zeiten an bis herab zu der neueſten Verfälſchung baieriſcher Banknoten, — ſelbſt mit vieljährigem Zuchthauſe, oder gar mit Tod — ſchreckt nicht ab, und wenn ſeither auch meiſtens nur die kleineren Werthzeichen Gegenſtand dieſer verbotenen Nachbildung waren, ſo wagt ſich der Fälſcher alsbald an die größeren, ſo wie es keine kleineren mehr geben ſollte.

Zuerſt wurde Preußen auf die wahrhaft ſündfluthliche Ueberſchwemmung des Geldmarktes mit dieſen Surrogaten, und das ſucceſſive Verſchwinden der klingenden Münze (des Metallgeldes) aufmerkſam, und faßte den Beſchluß, alles ausländiſche Papiergeld in ſeinen Staaten zu verbieten; vorerſt jedoch hat es dieſes Verbot auf Scheine unter zehn Thaler beſchränkt, ſich geeignet findende Ausdehnung deſſelben vorbehaltend.

Dieſe Maßregel hatte die Folge, daß man auch anderwärts die Annahme verweigern zu müſſen glaubte, und ſo ſtrömte dieſes Geld in kürzeſter Zeit an die Emiſſionsſtellen zurück.

Vielfache Verſuche, dieſes Verbot wieder rückgängig zu machen, waren fruchtlos und zeigten nicht die mindeſte Hoffnung auf erwünſchten Erfolg.

Natürliche Folge dieſer Vorgänge waren mehrſeitige Anträge zur Regelung der gegenſeitigen Verhältniſſe der Papiergeldemiſſion. Man unterhielt ſich bereits von ſtaatlichen Conferenzen über dieſen allerdings hochwichtigen, alle ſocialen Verhältniſſe berührenden Gegenſtand, und wenn auch bisher von regierungsſeitlich erfolgten Schritten noch nichts Zuverläſſiges in die Oeffentlichkeit gedrungen iſt, ſo dürfte es doch außer allem Zweifel ſein, daß derartige Unterhandlungen — wenigſtens innerhalb der Grenzen des Zollvereins — bereits ſtattgefunden haben, und in nicht ferner Zeit wirklich Conferenzen darüber ſtattfinden werden; denn das Verharren in dem gegenwärtigen Zuſtande iſt auf die Dauer hin gradezu unmöglich, ja ſelbſt gefährlich.

Nachſtehende Vorſchläge zur Regelung dieſer Angelegenheit möchten als ſachgemäß erſcheinen.

1) Es wird mit Berückſichtigung, wo nicht mit alleiniger Zugrundlegung der Steuerkraft, beziehungsweiſe der durchſchnittlichen Jahreseinkünfte der einzelnen ſich daran betheiligen wollenden Staaten, wobei Beachtung der bereits vorhandenen Landesſchulden nicht unterbleiben darf, beſtimmt, wie viel Papiergeld jedes derſelben ausgeben darf.

   Sollte ein oder das andere Land es in ſeinem Intereſſe finden, eine größere Summe als ihm hiernach zukommt, auf ſeine Rechnung zu nehmen, beziehungsweiſe auszugeben, ſo wird das geſtattet, wenn es ihm möglich iſt, entſprechende — hypothekariſche — Sicherheit dafür zu ſtellen.

Nicht der wirkliche Bedarf d. h. die Summe, welche der Verkehr eines Landes erheiſcht, kann hier maßgebend ſein, ſondern allein die Möglichkeit einer genügenden Sicherſtellung theils den Abnehmern, theils den übrigen Staaten gegenüber, welche letzteren ja alle die Garantie für die geſammte Summe des circulirenden Papiergeldes gewiſſermaßen unter ſolidariſcher Haftbarkeit übernehmen müßten. Denn als Finanzmaßregel an ſich iſt die Ausgabe von Papiergeld wol nie eigentlich zu loben. In ruhigen Zeiten mag

ein Staat ſich mit Vortheil auf dieſe Weiſe, ſtatt durch verzinsliche Anleihe ein unverzinsliches Betriebscapital verſchaffen, allein dieſer Vortheil wird gewiß aufgewogen durch die drohende Gefahr, daß eine Zeit kommen könne, in welcher die Einlöſung ſuspendirt werden muß, — es wird dann, während der Fiscus nicht den geringſten Gewinn dabei hat, der ganze Privatverkehr mit in den Strudel gezogen, und alle Privatſchuldner haben das Mittel, ihre Gläubiger theilweiſe zu betrügen.

2) Es wird nur einerlei Papiergeld, natürlich in verſchiedener Größe, für ſämmtliche Zollvereinsſtaaten ausgegeben; daſſelbe wird nur an einem Orte unter der gehörigen Controle verfertigt, und zwar in Stücken von ebenfalls gemeinſchaftlich beſtimmten Größen nach dem Werthe der in der Münzconferenz vereinbarten, in ſämmtlichen Zollvereinsſtaaten geltenden Münzen, — und dann unter die verſchiedenen Staaten, wie unter 1) feſtgeſetzt iſt, vertheilt.*)

Einestheils würden dadurch gar manche leicht begreifliche Uebelſtände beſeitigt, anderntheils die Controle außerordentlich vereinfacht, endlich würden die Koſten der Fabrikation des Papiergeldes auf ein Minimum reducirt.

3) Es wird jedem Theil nehmenden Staate der ihm zukommende Antheil nur gegen Einlieferung, beziehungsweiſe Vernichtung eines wenigſtens gleich großen Betrages ſeines bereits in Circulation befindlichen älteren Papiergeldes eingehändigt. Dabei iſt derſelbe gehalten, in einer beſtimmten Friſt alles ältere, etwa über die ihm geſtattete Summe noch weiter im Umlauf befindliche Papiergeld nachträglich einzuliefern, beziehungsweiſe zu vernichten, und wird zuletzt durch eine gemeinſchaftliche Bekanntmachung das etwa nicht Eingelieferte außer Cours geſetzt und verboten.

4) Anderes Papiergeld zu machen, beziehungsweiſe auszugeben, unter was immer für Formen und Benennungen, iſt den betreffenden Staaten ſo wenig als Communen oder ſonſtigen moraliſchen Perſonen erlaubt.

5) Es wird dieſes Papiergeld in allen participirenden Staaten bei allen Kaſſen und in allen Zahlungen des bürgerlichen und geſchäftlichen Verkehrs zu dem Nennwerth angenommen.

---

*) Die Beſtimmung, daß nur einerlei Papiergeld in ſämmtlichen Staaten des Zollvereins ausgegeben werden darf, wird die Fälſchung zwar nicht unmöglich machen, aber doch erſchweren. Einestheils würde es möglich ſein, ohne deshalb Mühe, Sorgfalt und Koſten zu ſcheuen, eine größere Sorgfalt auf künſtliche Herſtellung deſſelben zu verwenden — anderntheils könnte jeder Private ſich mit der Beſchaffenheit und den einzelnen Kennzeichen genauer bekannt machen, was gegenwärtig bei den vielen vorhandenen Sorten ein eignes Studium vorausſetzt. Zweckmäßig möchte es auch vielleicht ſein, den Banken, welche Noten ausgeben dürfen, die denſelben geſtattete Summe von dieſem Staatspapiergelde hinauszugeben; — dadurch würde die ſtaatliche Controle ſehr erleichtert, den Banken Koſten erſpart, und die Fälſchung noch mehr erſchwert.

Digitized by Google

Schwerlich wird dieſer Gegenſtand viel einfacher, richtiger und zweckentſprechender geordnet werden können.

Dabei komme ich auf einen Vorſchlag zurück, welchen ich vor funfzehn Jahren bereits an einem andern Orte gemacht habe; — nämlich die Emiſſion ſogenannter Zinszettel, entweder an der Stelle des gewöhnlichen Papiergeldes, oder neben demſelben etwa anſtatt einer jeden verzinslichen Anleihe.

Es ſind dieſes verzinsliche Creditpapiere, welche die Vortheile und Annehmlichkeiten der gewöhnlichen verzinslichen Staatspapiere, Pfandbriefe u. dgl. mit den Vorzügen der Sparkaſſenbücher zur verzinslichen Anlegung kleinerer und größerer Beträge, und des Papiergeldes in ſich vereinigen.

Man könnte nämlich ſolche Zinszettel wie die Kaſſenanweiſungen in beliebigen Beträgen grade wie das gewöhnliche Papiergeld ausgeben. Die davon zu erhebenden Zinſen würden immer zum Capital geſchlagen, und die daraus hervorgehende Zunahme des Werthes für jedes Jahr und ſogar für jeden Monat auf dem Zettel ſelbſt bemerkt, ſo daß jeder Inhaber jeden Augenblick wiſſen kann, wie viel ſein Zinszettel werth iſt. Endlich müßte dieſer Zinszettel einſchließlich der aufgelaufenen Zinſen zu jeder Zeit bei allen herrſchaftlichen Kaſſen in der Art realiſirt werden können, daß man ihn entweder an Zahlung annähme, oder den Nennwerth ausbezahlte, wie dieſes ja auch z. B. mit den preußiſchen Kaſſenanweiſungen und mit den Banknoten bei den verſchiedenen Realiſationscomptoirs der Fall iſt. Es würde dieſes jedoch noch ſeltener als bei dem jetzt üblichen Papiergeld der Fall ſein, indem, wenn man dieſe Zinszettel ganz ruhig in ſeiner Kaſſe liegen läßt, Zinſen nicht verloren gehen, ſondern gewonnen werden.

Legte man — da die Zinſen unter Umſtänden monatlich bezahlt werden müſſen — etwa den Zinsfuß nur zu 3% zu Grunde, was unter den jetzigen Verhältniſſen und auch auf die Dauer hin wol nicht unangemeſſen ſein möchte, ſo würde die Vermehrung des Werthes der Zinszettel von z. B. 10 Fl. — monatlich $1\frac{1}{2}$ Kr. und jährlich 18 Kr. betragen, am Ende einer zehnjährigen Umlaufsperiode aber Fl. 3 — und würde dabei die Ueberſicht, wie viel derſelbe jeden Augenblick werth ſei, ſehr erleichtert werden.

Es geht aus dieſer Beſtimmung hervor, daß ich eine immer nach zehn Jahren ſtattfindende Einlöſung der noch vorhandenen, im Umlauf befindlichen Zinszettel, beziehungsweiſe deren Erſetzung mit einer neu zu emittirenden Serie vor Augen habe, weil anzunehmen ſein möchte, daß nach dieſer Periode die Zettel ziemlich abgenutzt ſein werden, während natürlich die Feſtſetzung dieſes Zeitpunktes ganz in der Willkür der Emittenten liegt. Er könnte dann beiſpielsweiſe folgende Form haben:

Man könnte mir einwenden, daß ein Staat, welcher z. B. in dieſer Weiſe ein Capital von 10 Millionen Gulden aufnehmen wollte, für dieſen Betrag alſo Zinszettel ausgeben würde, ſich am Ende der zehnjährigen Periode genöthigt ſehe, ſtatt für dieſe 10 Millionen nunmehr für 13 Millionen neue Zinszettel auszugeben, weil die Zinſen in dieſer Periode 3 Millionen betragen würden, daß alſo dieſes Papiergeld ihn in Schulden zu ſtürzen Veranlaſſung ſein ſein könne. Dieſem allerdings möglichen Uebel würde jedoch dadurch leicht vorgebeugt werden können, wenn der betreffende Staat jährlich ſo viel als der Betrag der Zinſen ausmacht, an ſolchen Zinszetteln vernichtete, ſo daß auf dieſe Weiſe aus dem alljährlichen Hinzuſchlagen der Zinſen zum Capital keine Vergrößerung der Staatsſchuld erwüchſe. Die Zinſen des als Beiſpiel angenommenen Capitals von 10 Millionen zu 3% betragen jährlich 300,000; würden nun alljährlich ſo viele Zinszettel vernichtet, ſo würde nicht nur ein Zinsrückſtand nicht entſtehn, es würde ſogar durch Erſparung der Zwiſchenzinſen (Zinſen von Zinſen) am Ende der zehnjährigen Periode ein Theil des Capitals abgetragen ſein.

Ebenſo leicht könnte die jährliche Tilgung einer beſtimmten oder beliebigen Summe des Capitals vollzogen werden.

Dieſer Zinszettel No. von 10 Gulden Grundwerth

gilt im Jahre	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	Auguſt	Septbr.	October	November	December
	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.	Fl. Kr. Pf.
1859	10 1 2	10 3 —	10 4 2	10 6 —	10 7 2	10 9 —	10 10 2	10 12 —	10 13 2	10 15 —	10 16 2	10 18 —
1860	10 19 2	10 21 —	10 22 2	10 24 —	10 25 2	10 27 —	10 28 2	10 30 —	10 31 2	10 33 —	10 34 2	10 36 —
1861	10 37 2	10 39 —	10 40 2	10 42 —	10 43 2	10 45 —	10 46 2	10 48 —	10 49 2	10 51 —	10 52 2	10 54 —
1862	10 55 2	10 57 —	10 58 2	11 — —	11 1 2	11 3 —	11 4 2	11 6 —	11 7 2	11 9 —	11 10 2	11 12 —
1863	11 13 2	11 15 —	11 16 2	11 18 —	11 19 2	11 21 —	11 22 2	11 24 —	11 25 2	11 27 —	11 28 2	11 30 —
1864	11 31 2	11 33 —	11 34 2	11 36 —	11 37 2	11 39 —	11 40 2	11 42 —	11 43 2	11 45 —	11 46 2	11 48 —
1865	11 49 2	11 51 —	11 52 2	11 54 —	11 55 2	11 57 —	11 58 2	12 — —	12 1 2	12 3 —	12 4 2	12 6
1866	12 7 2	12 9 —	12 10 2	12 12 —	12 13 2	12 15 —	12 16 2	12 18 —	12 19 2	12 21 —	12 22 2	12 24 —
1867	12 25 2	12 27 —	12 28 2	12 30 —	12 31 2	12 33 —	12 34 2	12 36 —	12 37 2	12 39 —	12 40 2	12 42 —
1868	12 43 2	12 45 —	12 46 2	12 48 —	12 49 2	12 51 —	12 52 2	12 54 —	12 55 2	12 57 —	12 58 2	13 — —

und wird zu dieſem Zeitwerth bei allen Staatskaſſen jederzeit an Zahlung angenommen, oder gegen Silbergeld eingelöſt ꝛc.

Ein beſonderer Nutzen würde in der Eigenſchaft dieſes Papiergeldes, als allgemeine Sparkaſſe zu dienen, liegen. Jeder, der irgend einen Betrag in ſolchen Zetteln entnähme, würde ihn ohne weiteres ſo lange verzinslich benutzen, bis er ihn wieder ausgäbe, und ſo viele Leute aus den niederen Claſſen, die keinen klaren Begriff von dem Werthe des Geldes und von ſeiner verzinslichen und productiven Anwendung haben, würden dieſe Anwendung ohne ihren Willen zu ihrem eignen großen Nutzen kennen lernen. Während ſich ſonſt das Geld in ihrer Taſche verlor, würde es dann vielmehr darin keimen und wuchern. Jeder würde ſich ſo lange als nur immer möglich hüten, ſein Geld auszugeben, wenn es morgen vielleicht ſchon einen höhern Werth hätte, und der Sinn für Sparſamkeit, die Grundlage des Wohlſtandes, würde ſich in allen Claſſen der Bevölkerung, vorzugsweiſe aber in den niederen immer mehr verbreiten.

Auch hier könnte man ſagen, daß ja über unſer ganzes Vaterland ein vollſtändiges Netz von Sparkaſſen verbreitet ſei, welche entſprechende Gelegenheit zur Förderung der Sparſamkeit bieten, indem ſie bereitwillig auch die kleinſten Beträge annehmen und angemeſſen verzinſen u. ſ. w. Eine vergleichende Ueberſicht dieſer gewiß ſehr lobenswerthen und vielen Nutzen ſtiftenden Kaſſen belehrt uns jedoch, daß dieſelben bei weitem nicht ſo benutzt werden, wie ſie es verdienten, daß ſie alſo entweder in ihren Einrichtungen nicht allen Erforderniſſen entſprechen, welche Attribute ſolcher Inſtitute ſein müſſen, oder daß der rechte Geiſt in dem Volke noch nicht geweckt iſt, welcher zur Benutzung derſelben anſpornt. Es geht dieſes ganz unzweideutig aus den Reſultaten derſelben hervor; denn wenn auch einzelne Sparkaſſen bedeutende Capitalien zu verwalten haben, ſo gibt es doch noch gar viele, welche verhältnißmäßig — obſchon größere Bezirke auf ſie angewieſen ſind — wenig benutzt werden. Ein Hauptgrund dieſer Erſcheinungen iſt wol darin zu ſuchen, daß ſolche Kaſſen unmöglich in jedem einzelnen Orte errichtet werden können, vielmehr in der Regel nur in der Kreis- oder Bezirkshauptſtadt beſtehen. Hat nun jemand auf dem Lande eine kleine Summe erſpart, und möchte dieſelbe gern in der Sparkaſſe anlegen, ſo müßte er ſie 2, 3 Stunden weit dahintragen; er will aber den dazu erforderlichen halben Tag nicht verſäumen, und er läßt das Geld liegen, bis er gelegentlich in die Stadt kommt. Erſcheint endlich die Gelegenheit, ſo iſt das Geld häufig wieder ausgegeben. Ein Andrer glaubt das Geld in einigen Monaten wieder zu brauchen, ein Dritter fürchtet, es möchte bekannt werden, daß er ſich Geld erſpart habe u. ſ. w. Alle dieſe Einwände fallen bei dieſen Zinszetteln weg, ja die Leute ſind gezwungen, die Vortheile der Verzinſung anzunehmen, wenn ſie mit ſolchem Papiergeld bezahlt werden, und bald werden ſie den Nutzen einſehen, und der Sache

ſolchen Geſchmack abgewinnen, daß dieſes Geld allem andern vorgezogen wird.*)

Aber auch die reichen Leute würden ſich bemühen, in ihren Kaſſen nur ſolch verzinsliches Geld ſtatt des unverzinslichen Metallgeldes einzunehmen, und während niemand ſonſt gern große Summen baaren Geldes bei ſich behält, würde das leicht zu verwahrende verzinsliche Papiergeld durch bloßes Liegen ſchon ohne irgend eine Bemühung, und ohne irgend eine Gefahr dabei zu beſorgen zu haben, ſich verintereſſiren, darum überall geſucht, und die Nachfrage nach demſelben viel größer ſein, als nach dem gewöhnlichen Papiergeld.

Auch zu Depoſiten würden dieſe Zinszettel vorzugsweiſe benutzt werden, indem mit dem Augenblick der Depoſition die Verzinſung anfinge (oder vielmehr ſie würde gar nicht aufhören) und das Depoſitum jeden Augenblick zurückgenommen werden könnte, ohne daſſelbe vorher aufkündigen zu müſſen.

Welche immenſe Vortheile würden die Staatskaſſen ſich verſchaffen können, wenn ſie z. B. bei den gegenwärtig ſo vielfach negociirt werdenden Anleihen zu Ausführung von Eiſenbahnen ſich ſolcher Zinszettel bedienten. Es iſt doch immer nöthig und ganz unvermeidlich, daß größere Summen baares Geld in den Kaſſen liegen, welche natürlich verzinſt werden müſſen, aber ſelbſt keine Zinſen tragen; — beſtände nun dieſes vorräthige Geld in Zinszetteln, ſo wäre es für die Kaſſe ſelbſt verzinslich, indem bei der Auszahlung jederzeit dem Empfänger der bereits entſtandene Zins aufgerechnet würde.

Man könnte hier den Einwand machen, daß immer der Staat es ſein würde, welcher dieſen Zins zu bezahlen habe, daß ſomit dieſe Zinserſparniß durchaus illuſoriſch ſei, — es iſt jedoch nicht andem. Das baare Geld — die klingende Münze — welche der Staat ſchafft, koſtet demſelben, wie ich oben gezeigt habe, grade ſo viel, als die Summe deſſelben ausmacht, oder mit anderen Worten: Wenn der Staat für 10 Millionen Gulden z. B. klingende Münze ausprägt, ſo koſten ihm die dazu erforderlichen edlen Metalle und die

*) Wir ſehen dieſes deutlich bei den ſogenannten Lotterieanlehen, welche in neueſter Zeit in immer kleineren Beträgen — jetzt ſchon bis zu 7 und 10 fl. herab — ausgegeben werden, und zwar doch nur um deswillen, weil die Luſt dazu in den unteren, weniger bemittelten Kreiſen des Volkes von Tag zu Tag zunimmt. Ueber den größeren Nutzen ſolcher Zinszettel gegenüber ſolchen Looſen etwas zu ſagen, dürfte wol unnöthig ſein. Schon Pölitz (Volkswirthſchaftslehre II., 236) ſagt: „Nur aufgeklärte Individuen und Völker ſetzen das Geld in ununterbrochenen Umlauf, während der engherzige Landmann es vergräbt, weil er dieſes für das Sicherſte hält." Da es, wenn es überhaupt dazu kommen ſollte, jedenfalls noch lange währen wird, bis dieſe Aufklärung alle Schichten der Bevölkerung durchdringt, ſo wird es jedenfalls gute Früchte bringen, wenn man denen, welche ihre Erſparniſſe in ſolcher Weiſe verwenden, Gelegenheit gibt, ohne alle Mühe und Gefahr Zinſen davon beziehen zu können.

Prägungskoſten ſogar etwas mehr als jene 10 Millionen. Hat der Staat nur dieſe Summe z. B. als erforderliches Betriebscapital in ſeinen Kaſſen liegen, ſo gehen die Zinſen verloren, ohne daß jemand irgend einen Genuß davon hätte, während andererſeits das Capital verzinſt werden muß. Die Schaffung der erforderlichen Summe Zinszettel verurſacht keine nennenswerthen Koſten, der Staat hat alſo nur einmal Zinſen davon zu zahlen, und die im andern Falle verloren gehenden Zinſen kommen alsbald den Empfängern der einzelnen Zahlungen zu gut.

Das auf dieſe Weiſe durch die Zinszettel verwirklichte allgemeine Sparkaſſenſyſtem müßte auf den ganzen Haushalt der Völker den weſentlichſten und wohlthätigſten Einfluß haben und würde dem ganzen Geldverkehr eine andere Geſtalt geben. H. H.

Nachtrag.

Die neueſten Nachrichten aus Berlin beſtätigen, daß Preußen mit den einzelnen Bundesregierungen über die Regelung der Papiergeld- und Banknotenemiſſion keine Separatverhandlungen führe, und daß die Regierung es als Grundſatz angenommen habe, auch künftig über ſolche Separatvereinbarungen nicht zu unterhandeln. Namentlich ſcheint dagegen das Bedenken zu ſprechen, daß alle Sonderabmachungen mit einzelnen Staaten wegen der faſt unvermeidlichen Rückſichten auf Specialintereſſen der einzelnen Staaten einer durchgreifenden und allgemeinen Regelung der Papiergeldfrage, wie ſie wünſchenswerth erſcheint, nur Hinderniſſe bereiten könnten. Auch würde ein weiterer Anſchluß ſchon dadurch erſchwert, daß mit dem Hinzutreten neuer Intereſſen und Geſichtspunkte die Principienfragen immer von neuem angeregt werden würden, um die zu engen Grenzen der ſchon beſtehenden Uebereinkünfte zu erweitern.

Wie als beſtimmt verlautet, wird Preußen mit allen denjenigen Zollvereinsſtaaten zuſammen verhandeln, welche ſich an einer gemeinſamen Vereinbarung dieſer Angelegenheit betheiligen wollen. Beinahe ſämmtliche Vereinsmitglieder haben ihre Bereitwilligkeit dazu ausgeſprochen. Ob auch Baiern — welches noch zur Zeit kein Staatspapiergeld, und nur Noten der dortigen Hypotheken- und Wechſelbank, jedoch nicht unter zehn Gulden hat — an den Conferenzverhandlungen, die noch in dieſem Jahre aufgenommen werden, Theil zu nehmen geſonnen ſei, iſt bis jetzt mit Beſtimmtheit noch nicht abzuſehen; — das münchner Cabinet hat in neuerer Zeit ſich darüber nicht weiter ausgeſprochen und ſcheint ſeine frühere, es iſolirende Stellung noch nicht aufgegeben zu haben, indem es ſich von der Regelung dieſer Frage fern halten will. Sollte es übrigens in dieſer Abneigung gegen eine Uebereinkunft auf dem engeren Gebiete des Zollvereins beharren, ſo würde dieſes für die übrigen Staaten ſchwerlich ein Hinderniß abgeben, ihrerſeits zu der für

nothwendig erkannten, nicht länger mehr zu umgehenden Regelung dieſer in das gewerbliche Leben ſo tief einſchneidenden Frage unverweilt zu ſchreiten. Die Staaten, welche ſich dieſer Nothwendigkeit entziehen, haben den unausbleiblichen Nachtheil ſich allein zuzuſchreiben.

Die deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung in München.

2.

Es beſteht in England eine Künſtlerſekte, welche eine übermäßige und blos aus gedankenloſer Nachbetung des Ueberlieferten erklärliche Macht des Conventionellen in der neuern Malerei entdeckt zu haben meint und mit gewaltigem Geräuſch nun gegen dieſe Herrſchaft ankämpft, nur die reine Natur, nichts als die Natur, die natürlichſte Natur in der Kunſt wiederzubilden erſtrebt. Als conventionell betrachten dieſe Männer die Farbenharmonie, die Mehrzahl der perſpectiviſchen Geſetze, vor altem die ſogenannte Luftperſpective; auch die Auswahl der Formen, die Rückſicht auf reinen Linienfluß in der Zeichnung halten ſie vom Uebel, überhaupt die Entwicklung der Malerei ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert für eine dauernde Verirrung. Die Schutzpatrone dieſer Sekte ſind die italieniſchen Maler des funfzehnten Jahrhunderts, der Name, unter welchem ſie ſich in England eingebürgert hat, jener der Praeraphaeliten. Wir beſitzen in Deutſchland nicht den Namen, wol aber die Sache. Die erkünſtelten Schönheitsformen, die Aufgedunſenheit, die als markige Kraft galt, die verzwickte Geziertheit, die für Grazie genommen wurde, kurz alle in akademiſchen Rumpelkammern bewahrte Schablonen fanden vor vierzig oder funfzig Jahren auch bei uns in der ſtrebenden Künſtlerjugend heftige Gegner und erzeugten in dieſer den Entſchluß zur Rückkehr auf primitive Formen. Mitbeſtimmend wirkten literariſche Einflüſſe und jene bekannte Gemüthsdeſperation, die, zu ſchwach, um aus den Wirren der neuern Zeit ſich herauszuarbeiten, die letztere lieber völlig verneinte. Die Flucht aus der Gegenwart war hier ganz anders gemeint, als bei den antik geſinnten Künſtlern. Dieſe nehmen auf ihre einſamen Höhen doch eine allgemeine Lebensfreude, eine für alles Schöne offene Stimmung mit, ſie ſtehen mit dieſer grade jetzt exiſtirenden Menſchheit, nicht mit der Menſchheit überhaupt im Unfrieden, bei der letzteren

Gruppe macht ſich oft ein allgemeiner Lebensüberdruß, der Aerger über die ganze Welt bemerkbar. Fiele mit dieſer Kunſtrichtung nicht auch die Wiederbelebung altdeutſcher Weiſe zuſammen, wir wüßten ihr wenig Dank für die Oppoſition gegen das akademiſche Unweſen. Gewiß haben wir uns über den Untergang des letzteren nur zu freuen; am wenigſten beklagen wir den Tauſch der ausgelebten Phraſeologie, wie ſie unter den Akademikern galt, mit primitiven Formen. Grobheit iſt immer beſſer als Heuchelei. Wäre nur dieſe Heuchelei nicht durch eine andere Thür wieder in die deutſche Kunſt hineingekommen, ſähen wir nicht, wie ehedem die Herrſchaft ſcheinheiliger Formen, jetzt die Macht ſcheinheiliger Geſinnung, die, ſtatt Gott in ſeinen Werken zu verehren, dieſe anſieht, als hätte ſie der Gottſeibeiuns eigenhändig bezeichnet, wäre endlich nicht das Schwächliche präkoniſirt worden und ein Syſtem der künſtleriſchen Anſchauung gepredigt, das in Wahrheit lungenſüchtige Schneidergeſellen zu Idealen der Männlichkeit erhebt. Es iſt kein Unglück, daß die münchner Ausſtellung nur geringe Proben dieſer Richtung aufweiſt. Dagegen bleibt es zu beklagen, daß die Entwicklungsgeſchichte des Mannes, der wieder Kraft und Muth in die deutſche Kunſt brachte, nicht vollſtändig durch Proben belegt iſt. Man braucht allerdings nur einige Straßen weiter zu wandeln, um eine vollſtändige Ueberſicht von der münchner Wirkſamkeit des Meiſter Cornelius zu gewinnen. Aber die Werke aus der älteren Periode, die ohnehin im Gedächtniß jüngerer Zeitgenoſſen nur ſchwach leben, hätten wir gern reicher vertreten geſchaut.

Die Männer, an die man gewöhnlich denkt, wenn von der Blüte unſerer Kunſt geſprochen wird: Overbeck, Cornelius, Schnorr, Schadow, Kaulbach fehlen natürlich in der Ausſtellung nicht, doch bietet, was ſich von denſelben hier vorfindet, keinen neuen Stoff zur Würdigung dieſer oft und viel beſprochenen Meiſter. Die alte Freundſchaft wird man für Overbecks bibliſche Zeichnungen fühlen, gern wieder ſich anregen laſſen von den friſchen naiven Zügen, die in zahlreiche Scenen eingewebt ſind, und den unverwiſchbaren Schönheitsſinn, der aus einzelnen Bildern und Gruppen ſpricht, bewundern. Wer für Wilhelm Schadow anhängliches Wohlwollen aus alter Zeit empfindet und das Greiſenalter ſchonen will, wird raſch den Blick von einzelnen ſchwachen Erzeugniſſen ſeiner ſpäteren Jahre wenden. Verweilen darf man vor dieſen Bildern nicht, ſonſt iſt ein herbes Urtheil ſchwer zu verwinden, zumal dieſen Werken die Anſpruchsloſigkeit fehlt und ſie etwas Großes bedeuten wollen. Fons vitae ſteht mit Lapidarſchrift auf dem einen Bilde geſchrieben. Man erwartet natürlich eine Schilderung, von demſelben Geiſte inſpirirt, der aus den Eyckſchen Darſtellungen leuchtet, und findet ſchwach erfundene, matt charakteriſirte und geiſtlos gefärbte Gruppen. Von Murillo exiſtirt eine Studie zu ſeinem großen Moſesbilde, ein einfaches Weib mit Kindern, die

halbverdürſtet nach dem friſchen Labetrunk greifen. Es iſt ein einfaches Bild aus dem Volke, in Sevilla hat es der Künſtler wahrſcheinlich oft genug erblickt, alltäglich kann man auch jetzt es an heißen Sommertagen ſchauen. Kein „fons vitae“ ſteht auf dem Bild geſchrieben. Wozu auch? deſto deutlicher ſpricht aus den Geſtalten die belebende Kraft der älteſten Gottesgabe. Wenn es eines warnenden Beiſpieles gegen die ſymboliſche Malerei noch bedürfte, hier wäre es gegeben. Das Bildniß Immermanns aus dem J. 1834 zeigt, was Schadow war, ehe ihm unklare Speculationen das einfache Kunſtgefühl raubten, und erklärt, warum der Geſchichtſchreiber der modernen Kunſt anerkennender von ihm ſpricht, als es nach einzelnen hier vorhandenen Proben gerechtfertigt erſcheint. Um Schnorr zu beurtheilen, überhaupt eingehend kennen zu lernen, wird man wohl daran thun, in den Reſidenzbau zu pilgern, hier, wo er nur kärglich (die Hauptwerke nur durch Kupferſtiche) vertreten iſt, dürfte eine h. Familie aus d. J. 1817 vorzugsweiſe intereſſiren. Johannes Eltern ſind nach Nazareth zu Beſuch gekommen und werden vom h. Joſeph herzlich begrüßt. Die Madonna ſelbſt ſitzt in einem eingezäunten Hof, den Schlaf des Chriſtkindes bewachend. Daß der kleine Johannes von der Ferne bereits ſchelmiſch auf den Spielkameraden weiſt, iſt ein glücklich erfundener, naiver Zug. Im Uebrigen wird man die ſtrenge Nachbildung vorraphaeliſcher Muſter, einen Rückfall in primitive Formen, eine ſteile, hölzerne Compoſition, die bloße Färbung der von ſcharfen Contouren eingeſchloſſenen Flächen ſtatt eines lebendigen Colorites wahrnehmen. Welche Fülle von Kraft und welche Geſundheit gehörte dazu, um von dieſem Bilde die Entwicklung bis zum Nibelungencyklus und zu den bibliſchen Zeichnungen zu finden.

Es bleiben von den Koryphäen deutſcher Kunſt noch Cornelius und Kaulbach übrig. Die wahrſcheinlich auswärts verbreitete Meinung, die Werke dieſer Männer würden den Mittelpunkt der Ausſtellung bilden, die gewaltigſte Anziehungskraft üben, wird nicht beſtätigt. Die Mehrzahl der Beſucher geht ruhigen, ja gleichgiltigen Blickes an denſelben vorüber und hat Muße und Aufmerkſamkeit genug für die Betrachtung und Bewunderung der übrigen ausgeſtellten Bilder übrig. Doch das entſcheidet nicht. Zunächſt ſind es ſämmtlich ſchon wohlbekannte und oft geſchaute Werke, die uns hier entgegentreten. Von Cornelius ſehen wir einzelne Cartons zu den Fresken in der Glyptothek, in der Ludwigskirche und im berliner Campo santo. Kaulbach wird repräſentirt durch Fragmente des Bilderſchmuckes im berliner neuen Muſeum: durch die Cartons der Völkerſcheidung, des welthiſtoriſchen (nicht der Bedeutung, ſondern dem Inhalt nach) Kinderfrieſes und einzelne allegoriſche Figuren. Die Hoffnung, den vielgerühmten Entwurf zur Salamisſchlacht zu ſehen, ging leider nicht in Erfüllung. Dazu kommt noch der weitere Umſtand,

Digitized by Google

daß reich, oft buntgefärbte Oelgemälde den Cartons benachbart ſind, wodurch natürlich das Auge des Beſchauers für die Auffaſſung einfacher Cartonzeichnung abgeſtumpft wird. Wer ſich durch dieſe Hinderniſſe hindurchwindet, wird nicht anſtehen, die energiſche Kraft, die ergreifende Schilderung des tragiſchen Leidens und mächtiger Affecte bei Cornelius, die geiſtreiche, pointenreiche Auffaſſung bei Kaulbach bewundernd anzuerkennen. Wenn auch die Darſtellung der Paſſion und der Evangeliſten (aus der Ludwigskirche) keine große Wirkung übt und es ſcheint, als ob die Seele des Künſtlers nicht am Werke Theil genommen, er vielmehr mit der Anordnung kunſtvoller Gruppen ſich begnügt — der Untergang Trojas und die apokalyptiſchen Reiter, die wir in der Ausſtellung erblickten, bleiben große künſtleriſche Schöpfungen.

Nicht ohne Einfluß auf den geringeren Erfolg des Meiſters in dem religiös-hiſtoriſchen Fache war vielleicht die beſchränkende Nähe muſterhafter Vorbilder, welche die Phantaſie unwillkürlich in die von ihnen breitgelegten Geleiſe zurückführten, jedenfalls die Hoffnung, in der Schilderung neu und doch eben ſo gut zu verfahren, vernichteten, und die Gefahr minderer Einfachheit und Wahrheit heraufbeſchworen. Bei den apokalyptiſchen Scenen iſt der moderne Künſtler nicht in gleicher Art gezwungen, gegen Sonne und Wind zu kämpfen, die Tradition hat hier keine Auffaſſungsweiſe ſo geregelt, wie dies z. B. bei der Paſſionsgeſchichte der Fall iſt, die Phantaſie bewegt ſich freier, das Bewußtſein, gleich den großen Ahnen, ſchöpferiſch auftreten, einen bis dahin ſpröden Stoff künſtleriſch geſtalten zu können, gibt dem Auge Schärfe, der Hand Schwung. Hier wird die Kühnheit herausgefordert, dort auch eine reiche Kraft gelähmt. Bei einem Künſtler, deſſen Erfindungsgabe ſo hoch gerühmt, als die ſtärkſte Eigenſchaft geprieſen wird, iſt die Neuheit oder Abgegriffenheit der Motive keineswegs gleichgiltig. Die Erfindungsgabe unſerer Meiſter bezieht ſich nicht allein auf neue poetiſche Verbindungen größerer Gedankenreihen, die ſelbſt wieder erſt aus dem tiefſinnenden Geiſte des Meiſters geboren wurden, auch die Formenwelt muß ſich ſeinem Willen beugen, ihre Maße ſeinem Belieben ſich unterordnen. Vom artiſtiſchen Standpunkt bildet der letztere Umſtand den wichtigſten Unterſchied zwiſchen Cornelius und den übrigen Idealiſten, die geringe Sorge um den allgemeingiltigen Kanon der Verhältniſſe, der als Geſetz die endlichen und in ihrer Reinheit getrübten Erſcheinungen umſchwebt und von allen auf plaſtiſche Schönheit ihrer Gebilde bedachten Künſtlern befolgt wird, die Aufſtellung beſonderer von der Wirklichkeit blos abweichenden, nicht ihr zu Grunde liegenden Maßverhältniſſe iſt ein weſentliches Charaktermerkmal ſeiner Kunſtweiſe. In den letzten Werken von Cornelius, z. B. in der auch ſonſt völlig unbedeutenden „Erwartung des Weltgerichtes“ macht ſich dieſe Manier am ſtärkſten geltend, doch auch in den ältern apokalyptiſchen Bildern, auch in den Deckenbildern der Glyptothek, kann

man dieſe Vorliebe für fictive Formen und Verhältniſſe wahrnehmen. Die Erinnerung an ähnliche Vorgänge bei Dürer läßt Viele dieſe Eigenthümlichkeit als nationalen Zug erkennen und gibt ihnen einen neuen Grund, Cornelius zu preiſen. Es bliebe aber zu erwägen, ob denn das verſchiedene Material, in welchem Dürer und Cornelius ihre Gedanken verkörpern, nicht auch für die Formengebung verſchiedene Geſetze feſtſtellt. Der Holzſchnitt und Kupferſtich geht ſeiner ganzen Natur nach auf die Detaillirung der Daſeinsformen nur in geringem Grade ein, er beſitzt (von modernen Stichen iſt hier nicht die Rede) nicht die Mittel, hat auch nicht den Zweck, die ſelbſtſtändige Geltung der letzteren zum Ausdruck zu bringen, er begnügt ſich mit der halbwirklichen, traumhaften Schilderung und wird eben dadurch ein unübertreffliches Mittel, jene Ideen, wo das Phantaſtiſche mitſpielt, zu verkörpern. Kann man dieſe Darſtellungsweiſe, die ganz weſentlich durch die Natur des Holzſchnittes und Kupferſtiches bedingt iſt, ohne Gefahr, manierirt zu erſcheinen, auch auf den Kreis monumentaler Malerei übertragen, verwiſcht man nicht vielleicht dann die Grenzen in Wahrheit ſcharf voneinander geſchiedener Kunſtzweige?

Wie bei Cornelius die ſubjective Vergewaltigung der Erſcheinungsformen und geſetzlich giltiger Verhältniſſe, ſo fällt bei Kaulbach die große Einförmigkeit der Formenſprache in hohem Grade auf. Seine Kindergeſtalten namentlich gehören nicht blos derſelben Familie an, ſie ſind Zwillingsgeſchwiſter, ſo ſeine jungen Weiber, ſo ſeine Heldenmänner. Die Zudringlichkeit, mit welcher dieſelbe Phyſiognomie, dieſelbe Charaktermaske immer wieder vor das Auge tritt, wird nachgrade läſtig. Der witzige Verſtand, der an der Hervorbringung Kaulbachiſcher Werke einen ſo großen Antheil nimmt, hat für die reinen Formen keinen ſonderlichen Reiz, ja ſelbſt das Grobe und Manierirte wird er nicht von ſich ſtoßen, falls nur die geſuchte Pointe zum Ausdruck gelangt. Einfache poſitive Exiſtenzen zu ſchildern iſt nicht Kaulbachs Sache. Sein Karl der Große, Moſes und Solon beſitzen durchaus keine Individualität, ſeine Perſonification der Geſchichte, Wiſſenſchaft u. ſ. w. keinen beſondern Charakter. Das ſchneidige Weſen Kaulbachs macht ihn für das Erfaſſen des ruhig Großen ſchlecht geeignet und zwingt ihn, zu Gemeinplätzen ſeine Zuflucht zu nehmen. Nur Motive, die in das Traumartige übergreifen, nur Geſtalten, die einen negativen Zug an ſich tragen, des geſchloſſenen Charakters entbehren, mühſam innere Widerſprüche verhüllen, zwiſchen Himmel und Erde, noch beſſer aber zwiſchen Erde und Hölle ſchweben, feſſeln nachhaltig ſeine Phantaſie und empfangen eine durchdringende Verkörperung. Die ſieben Todſünden von Kaulbach gemalt, würden wahrſcheinlich ebenſo viele Meiſterwerke werden, ſollte er einmal die ſieben Cardinaltugenden darſtellen, würde er über die Phraſe ſchwerlich herauskommen. So

nichtsſagend die Geſtalten der Geſchichte und der einzelnen Künſte, ſo ergreifend und charakteriſtiſch iſt das Bild der Sage, die mit den unterirdiſchen Mächten verkehrt und von finſterm Dämonengeiſte beherrſcht wird. Auch auf dem Carton der Völkerſcheidung erſcheinen die Repräſentanten der niederen Raçen ungleich ſchärfer und tiefer gefaßt, als die Gruppen, in welchen die reine, entwicklungsreiche Menſchheit geſchildert werden ſoll. — Zuſammengehalten mit den ältern Meiſtern der Ausſtellung zeigen die zuletzt genannten Künſtler einen reicheren und größeren Inhalt. Sie haben neue Gedankenkreiſe der Malerei zugeführt, die Aufmerkſamkeit auf Motive von unbeſtreitbarer Mächtigkeit gelenkt, Kraft und Kühnheit in die Auffaſſung der letzteren gebracht. Das reine Formengefühl freilich findet bei ihnen keine vollkommene Befriedigung, die einfache Schönheit, der Wohllaut, der aus den Werken von Carſtens, Wachter nnd Schick ſpricht, keine heimathliche Stätte. Mit dem Großartigen, Tiefſinnigen oder Geiſtreichen ihrer Intentionen beſchäftigt, hatten ſie keine Muße, nach Art des alten Idealismus die an und für ſich giltigen Formengeſetze zu durchdringen oder ſie fanden ſie gar in denſelben Schranken für die freie Verkörperung ihrer Phantaſiegebilde, welche durchbrochen werden mußten. Es wird gewöhnlich erſt in Kaulbachs Werken das Vorwalten des ironiſchen Elementes wahrgenommen und als Eigenthümlichkeit des Meiſters betont. Daß es in dem Verhalten des Künſtlers zu dem darzuſtellenden Motiv ſchon früher beſtand, zeigt Koch, der ſeinem „Tiroler Landſturm" noch einen beſonderen pikanten Reiz einzuverleiben meinte, indem er zu Hofers Füßen einen Schlund ſich öffnen ließ, aus dem eine Schlange emporſteigt, und welcher die Ueberſchrift: Politica hat. Iſt aber nicht auch in der von Cornelius beliebten Formengebung, in den alle Exiſtenzbedingungen vernichtenden Maßverhältniſſen eine gewiſſe Ironie gegen die Formengeſetze enthalten? Jedenfalls hindert dieſer Zug den Künſtler, eine legislatoriſche Wirkſamkeit zu entfalten, wie ſie in einem beſtimmten Kreiſe Carſtens unzweifelhaft übt und noch geraume Zeit bewahren wird.

Die Künſtlergruppe, die ſich in den dreißiger Jahren an Cornelius in München, an Schadow in Düſſeldorf anſchloß, ebenſo die älteren berliner Maler fanden in der Ausſtellung nur eine ungenügende Vertretung. Ob eine glänzendere Repräſentation derſelben die alte, dem jüngeren Geſchlechte kaum mehr begreifliche Liebe des Publicums zurückgebracht hätte, ob in unſerer Bruſt noch immer Sympathien für die ſchwächlichen, in Leiden halbaufgelöſten Geſtalten der älteren düſſeldorfer Schule ruhen, ob wir noch immer den angeblichen Gedankenernſt, der in Cornelius Schule heimiſch war, ſo gewaltig hoch ſtellen, daß wir darüber die Formenrohheit, den oberflächlichen Dilettantismus im eigentlichen Maleriſchen vergeſſen, darf man wol bezweifeln. Steinbrücks Elfen und Klöbers Nymphen zeigen uns jetzt nur den argen Abfall

Digitized by Google

von der keuſchen Auffaſſung der Antike, wie ſie Carſtens ſiegreich angebahnt hatte, Hildebrandts Söhne Eduards kann man ohne Verwunderung über die geringen Anforderungen, die man an die techniſche Tüchtigkeit des Künſtlers ſtellte, nicht betrachten, bei Hermanns deutſchen Geſchichtsbildern weiß man nicht recht, ob man über die Selbſtüberſchätzung des Malers ſich ärgern, oder über die kindiſche Auffaſſung namentlich des Mittelalters und der neuern Zeit lachen ſoll, Erwin Speckters: Frauen am Grabe mit Chriſtus zeigen, welchen Grad der Mangel an Schulung erreicht hatte, Krügers Wachparade vollends erſcheint uns nur noch als Curioſum und erfüllt uns mit Dank für die Erfindung der Photographie. Solche Aufgaben werden hoffentlich nicht mehr an Künſtler geſtellt werden.

Die Zahl der Cartons, die wir ſonſt noch in der Ausſtellung erblicken, iſt keine unerhebliche. Thüringen namentlich ſtellt ein reichliches Contingent von Künſtlern, welche die in München ſelbſt wenig gepflegte Richtung ſogenannter idealer Geſchichtsmalerei fortſetzen. Doch läßt ſich von dieſen Arbeiten eines Loſſon, A. Müller und Wislicenus keine Eigenthümlichkeit behaupten. Dagegen bewahren Rethels Entwürfe zu den achner Fresken und ſeine Skizzen zu Hannibals Zug über die Alpen ihren alten Ruhm und laſſen den frühen Verluſt des Mannes für die Kunſt innig bedauern. Er hielt hiſtoriſchen Ernſt mit tiefer Empfindung nicht für unvereinbar, verwechſelte nicht den Kothurn mit Stelzen und ſtrebte kräftig nach einfacher Würde der Schilderung.

Ein ſchön geformtes nacktes Bein iſt ein würdigerer Gegenſtand künſtleriſcher Darſtellung als gelbe Lederhoſen, ein jungfräulicher Leib in ſeiner zarten Entfaltung für jeden, der einen geſunden Sinn ſich bewahrt hat, eine größere Augenweide, als ein roſtiges Schwert, ein ſchmuziger Büffelkoller oder blank geputzte Stiefel. Das iſt das kurzgefaßte Urtheil der Freunde der Antike über jenen in Deutſchland erſt ſeit einigen Jahren gepflegten Zweig der hiſtoriſchen Malerei, welche die charakteriſtiſche Wahrheit der Schilderung vorzugsweiſe betont, die äußeren Erſcheinungsformen mit ſichtlicher Vorliebe und oft mit bewunderungswürdiger Genauigkeit wiedergibt und als weſentlichſtes Ausdrucksmittel das Colorit benutzt. Der mächtige Eindruck der Zeichnungen und Aquarelle von Carſtens, die Bewunderung, die Kochs poetiſcher Kraft, Schicks anmuthiger Grazie allgemein gezollt wird, haben der kleinen Gemeinde der Helleniſten neuen Muth verliehen, und die Hoffnung, es könnte ſich ihnen, den lange Vernachläſſigten und wie ſie glauben Verkannten wieder die öffentliche Gunſt, die verdiente Anerkennung zuwenden, belebt. Der alte Streit, ob ein Gemälde eines ſtofflichen Intereſſes bedürfe oder nicht, ob das Colorit auch eine ſelbſtſtändige Bedeutung beſitze, ob die täuſchende Wiedergabe eines Scheines, mag derſelbe auch an unreinen oder gleichgiltigen For-

men haften, unſere Phantaſie anrege, oder ob nur der plaſtiſche Formengehalt die Schönheit beſtimme, iſt wieder entbrannt. Auch Parteinamen hat man glücklich gefunden, in den beiden Worten: Idealismus und Realismus wohlfeile Mäntelchen entdeckt, unter welchen man Freund und Gegner raſch unterbringen kann und je länger man kämpft, je hitziger man ficht, deſto unklarer werden die Köpfe, deſto verworrener die Begriffe. Die lange Zurückſetzung hat viele der ſogenannten Idealiſten im Innern verbittert, ſo daß ſie dem Colorit auch nicht die geringſte künſtleriſche Wirkungskraft zugeſtehen wollen, die maleriſchen Effecte, die Charakteriſtik durch die Farbe nicht blos für ein Spiel, ſondern auch für ein leichtes Spiel erklären. Seltſam, daß dann ſo viele zwar die Luſt, ſo wenige aber den Muth haben, dieſes leichte Spiel zu beginnen. Sie haben in manchen Fällen ein volles Recht zu dem Vorwurf, daß der Kopf ihrer Gegner einen photographiſchen Apparat ſtatt der Phantaſie berge, und dieſe für den Fleiß, den ſie auf die genaue Reproduction ſilberner Leuchter, metallner Buchbeſchläge, damascirter Schwertklingen u. ſ. w. verwenden, ſich durch lebloſe Allgemeinheit des Ausdruckes in den Hauptfiguren ſchadlos halten. Wenn ſie aber ſolche zufällige Mängel des einen oder andern Bildes ausſchließlich dem Kunſtprincip als Schuld anrechnen, als ob daſſelbe zu jenem Verfahren nöthige, ſo betrügen ſie ſich nur ſelbſt und offenbaren Unredlichkeit oder Unwiſſenheit. Sie wollen nicht wiſſen oder wiſſen wirklich nicht, daß Rembrandt und die ſpätern Niederländer überhaupt, die Spanier des 17. Jahrhunderts und die Venetianer das gerade Gegentheil der Kunſtverderber bilden.

Die da ſagen, in der Malerei komme es vorzugsweiſe auf die Poeſie der Gedanken, auf die Gewalt und Bedeutung des Stoffes an, müßten uns eigentlich erſt ſagen, welches Recht denn die Malerei auf das Daſein als beſondere Kunſtgattung beſitze. Wenn uns der Künſtler über ſeine hohen Intentionen einfach verſtändigte, wenn er auf irgend welche Weiſe, — conventionelle Zeichen würden den Zweck vollkommen erfüllen — die Vorſtellung ſeiner poetiſchen Gedanken in uns erweckte, ſo hätte er allen Anforderungen an ſein Künſtlerthum genügt. Nach dieſer Aeſthetik iſt alle weitere Entwicklung der Malerei ſeit dem Ausleben der byzantiniſchen Kunſt eine überflüſſige Kraftverſchwendung geweſen. Welche verwickelten Gedankenſyſteme haben dieſelben nicht als Motive der Darſtellung gewählt, mit welcher Kühnheit wußten ſie nicht auch die entlegenſten Himmelsgeſtalten der Erinnerung nahe zu rücken, wie ſinnreich erfanden ſie zwiſchen dem Inhalt des Bildes und ſeiner räumlichen Umgebung beſtimmte Beziehungen. Für den kirchlich Gläubigen enthalten die byzantiniſchen Werke eine Fülle ſtofflicher Poeſie, einen unendlichen Reichthum hoher Gedanken. Bedarf es zur Vollendung eines Gemäldes nur ſolcher, ſo iſt nicht abzuſehen, warum wir nicht zu dieſer Richtung

zurückkehren und das bekannte Malerbuch vom Berge Athos nicht blos als eine archäologiſche Reliquie, ſondern auch als praktiſches Kunſtbuch verehren. Wahrlich, man wird zuletzt noch beweiſen müſſen, daß das Auge und nicht die innere Vorſtellung die maleriſche Schönheit erfaſſe.

Minder im Unrecht, aber doch auch im Unrecht ſind die andern, welche die ſelbſtſtändige Geltung der Formenſchönheit behaupten, und die Frage nach dem Ideengehalt als etwas Gleichgiltiges behandeln. Unter den Idealiſten des alten Schlages beſitzt dieſe Anſicht noch zahlreiche Anhänger. Schwunghafte Formen, fließende Linien, anmuthige Gruppirung, jenes einfache Maß des Ausdruckes, welches die Aufmerkſamkeit nicht von dem Genuſſe des äußeren Wohllautes der Zeichnung abzieht, eine plaſtiſche Compoſition endlich, nicht in dem Sinne, daß die einzelnen Figuren ſich vom Grunde abheben, rund und voll erſcheinen, ſondern in der andern Bedeutung des Wortes, daß die Geſtaltenbildung auf das urſprünglich Reine, allgemein Giltige, formell Ebenmäßige zurückgeht, bedingt nach ihrer Meinung ausſchließlich den künſtleriſchen Werth eines Gemäldes. Die Lüge ſteckt aber ſchon darin, daß man alle dieſe Eigenſchaften ohne einen lebensvollen Inhalt möglich, ſie unabhängig exiſtirend glaubt. Der trockene Begriff, der ſchale Einfall, der unlebendige Gedanke wird alle dieſe Schönheiten nicht etwa blos für den Beſchauer zerſtören, er wird auch den ſchaffenden Künſtler an ihrer Verkörperung hindern. Es iſt nicht die Form, es iſt der Gedanke, welchen ſeine Phantaſie zuerſt gebiert, an dem Gedanken erſt ſchießen die äußeren Formen empor; zu welchen er nicht die ſtärkſten Triebe, eine unmittelbare Nöthigung in ſich ſchließt, dieſe werden nimmermehr an den Tag treten. Oder laſſen ſich denn die idealen Formen, der hohe Stil nach einem für alle Fälle feſtſtehenden trockenen Schema auf jeden beliebigen Inhalt ankleben? Das wäre ja der leibhaftige Zopf, wie er nicht ärger in ſeiner glorreichſten Zeit beſtand. Die Zopfkünſtler waren der formellen Bildung, der geſchulten Hand keineswegs ſo bar, wie man gewöhnlich annimmt. Sie beſaßen einen offenen Sinn für das formell Schöne, für das Plaſtiſche, eine große Verehrung für die Antike. Weil ſie aber, während ſie die Formen ſchufen, den Einfluß der kalten, nüchternen, unlebendigen Gedanken, die ihre Phantaſie erfüllten, nicht abwehren konnten, ſo verwandelte ſich ihnen unter der Hand das Anmuthige in das Süßliche, das Schöne in das Gezierte, das Erhabene in das hohl Pathetiſche. Grade das bedingt ja Carſtens Größe, daß er vom leeren Formalismus ſich abkehrte, in ſchwerer Geiſtesarbeit ſich den Ideenkreis der Antike aneignete und von hier aus das Formengerüſte reformirte. Auf Grundlage der Antike gebildete Formen und ein antiker Ideenkreis gehören nothwendig zuſammen. Grade die Empfänglichſten für den Genuß der erſteren würden am lauteſten ihr Entſetzen kundgeben, wollte man das Eine von dem Andern

trennen. Welchen Grad von Unmittelbarkeit beſitzt aber für uns noch die antike Ideenwelt? Wir bezweifeln nicht die Fähigkeit einzelner Künſtler, ſich in dieſelbe ſo zu vertiefen, daß ſie nahezu mit Naivetät Motive und Geſtalten derſelben verkörpern, ein kleiner Kreis von Auserwählten wird auch ſtets eine innige Empfänglichkeit für ſie bewahren, dem eigentlichen Volksbewußtſein iſt ſie aber ſo weit fern gerückt, daß es nicht die unmittelbare Empfindung für ihre Reproductionen bereit hält. Selbſt die Luftbrücken, welche ehedem die falſche Sehnſucht nach dem idylliſchen Naturzuſtande, der Republikanismus und Imperialismus zwiſchen dem Alterthum und der Zeitbildung geſchlagen hatten, ſind zerſtört. Unſer gegenwärtiges Leben hat einen poſitiven, ernſten Inhalt, der uns vollſtändig erfüllt, der unſere Intereſſen, unſer Denken und Empfinden abſorbirt, den wir auch in unſern künſtleriſchen Anſchauungen vertreten wiſſen wollen. Schon die verhältnißmäßig ſtreng objective Natur unſerer Erkenntniß des claſſiſchen Alterthums dürfte dafür bürgen, daß es unſer unmittelbares Gefühl nicht in Anſpruch nimmt. Der ſtolze, ſelbſtzufriedene Künſtler dürfte ſich vielleicht mit dem Beifall einiger wenigen Auserwählten begnügen, auf die Theilnahme der plebs freiwillig verzichten, und die Miſſion der Kunſt, auf das Volk im Großen zu wirken, ihm das vergeiſtigte Spiegelbild ſeines Weſens entgegenzuhalten, gering anſchlagen. Er kann aber, unzertrennlich vom Volksganzen, wie er daſteht, nicht die Gefahren für ſeine eigne, auf die Antike gerichtete Phantaſie beſeitigen, nicht verhindern, daß das feinere Empfindungsvermögen abgeſtumpft vom kühlen Verſtande ſich erſetzen und ihn nur oberflächlich das Weſen der Antike berühren läßt. Vergeſſen wir auch nicht die Winkelſtellung zwiſchen dem in ſeiner Eigenthümlichkeit entwickelten maleriſchen Scheine und der antiken Formenbildung. Es iſt nicht grade nöthig, die Formhäßlichkeit, wie dies zuweilen bei Rembrandt und Velasquez, den beiden größten Farbenkünſtlern der Vergangenheit vorkommt, als Princip auf die Fahne zu ſchreiben, jedenfalls wird ſich der Coloriſt in der feineren Individualiſirung, in der Schilderung ſelbſt der leiſeſten Empfindungsregungen, wozu ihn ſeine Ausdrucksmittel auffordern, beengt fühlen durch die Rückſicht auf das plaſtiſche Maß, der dem claſſiſchen Ideal huldigende Künſtler wieder wird einer Kunſtweiſe fluchen, die ihn zwingt, die Mehrzahl ſeiner Vorzüge, die feſte Contourenzeichnung, den einfachen Wohllaut der Linien in den Hintergrund zu drängen.

Hätte Carſtens zur Verkörperung ſeiner wunderbar antiken Gedanken das vollſtändige Farbenmaterial angewendet, ſchwerlich würden wir ihn in ſo ſcharfer Weiſe Mengs einerſeits und den ſpätern Akademikern andererſeits entgegenſtellen. Grade der Verzicht auf jede maleriſche Wirkung, die Koch in ſeinen Copien Carſtenſcher Zeichnungen nicht zum Vortheil derſelben einigermaßen retten wollte, ſicherte dem Meiſter die naive Sicherheit und Reinheit in der Auffaſſung der

Antike. Die gleichzeitigen Franzoſen wollten dies antike Weſen nicht auf Koſten der eigentlichen Malerei in die neuere Kunſt einführen und erzielten als Reſultat das Ungenügen nach beiden Richtungen hin und das Ausleben der Schule, noch ehe ihr Gründer geſtorben war. Carſtens unmittelbaren Nachfolgern, welche ſeinen Muſterformen einen ſchärferen maleriſchen Ausdruck verleihen wollten, erging es nicht beſſer, und eben das Gefühl, daß der innerhalb der Grenzen der Antike eingeſchloſſene Idealismus nicht befriedigen, nicht lebendig erhalten werden könne, rief die bekannten Beſtrebungen von Cornelius und ſeinen Genoſſen auf. Genelli, auf welchen ſich Carſtens Natur am reinſten vererbt hat, greift zu dem gleichen Auskunftsmittel, läßt ſich durch den Vorwurf, er beſitze kein Farbenverſtändniß und mache aus der Noth eine Tugend, nicht irre machen, und beharrt mit Recht bei primitiven Ausdrucksmitteln. Bendemann in ſeinem anheimelnden Bilde der Nauſikaa erkannte gleichfalls als die entſprechende Form für ſeinen Gegenſtand eine reliefartige Compoſition und eine mit dem Fresco an Eintönigkeit wetteifernde Färbung. Rahl in Wien iſt wol gegenwärtig der einzige, welcher den Ruhm eines tüchtigen Coloriſten und eines treuen Anhängers des traditionellen Idealismus zu vereinigen erſtrebt. Die Anlage zum Farbenkünſtler beſitzt er in hohem Grade, ſeine Porträts bürgen dafür, die überraſchenden Leiſtungen ſeiner zahlreichen Schüler zeigen die bewußte Beherrſchung jener Anlagen. Aber grade das Bild, welches wir von ihm auf der Ausſtellung erblicken: Odyſſeus bei König Alkinoos, und das die erwähnte Vermittlung anſchaulich machen ſoll, offenbart Rahls Vorzüge in geringerem Grade. Es fehlt Luft zwiſchen den einzelnen Perſonen und insbeſondere dem Helden an Beſtimmtheit des Ausdruckes. Das Colorit iſt ſchwer und dumpf und ſelbſt die Zeichnung werden ſtrenge Idealiſten ſchwerlich ſcharf genug finden. Sind wir auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der auf Grundlage der Antike ausgebildete Idealismus (eine Verwahrung, als ob wir die Herrlichkeit der Antike und den Werth ihres Studiums gering achteten, brauchen wir wol nicht einzulegen) nur geringe Ausſichten auf die Herrſchaft in der Malerei habe, ſo folgt daraus noch keineswegs, daß wir alles, was dieſem Idealismus zuwiderläuft und mit dem Namen des Realismus ganz widerrechtlich prunkt, gutheißen und unſere Sympathien dieſem entgegentragen. Akademiſche Hohlheit wird vom wahren Idealismus getrennt, ebenſo ſollte man ordinäre Modelle mit einigen Coſtümfetzen behangen nicht mit realiſtiſcher Schilderung gleichbedeutend halten. Der Cultus hiſtoriſcher Größe iſt der beſte Zug in unſerer Bildung, der Wunſch, auch die bildende Kunſt möge demſelben ſich weihen, daher keineswegs verwerflich. Wenn die Leiſtungen der letzteren einen Wiederhall in unſern Herzen wecken ſollen, ſo müſſen auch ſie ihrerſeits einen offenen Sinn bewahren für alles, was uns erregt, ergreift,

begeiſtert. Der Beweis, daß die ſogenannte Profangeſchichte der poetiſchen und maleriſchen Stoffe eine große Fülle in ſich berge, bedarf wol nicht angetreten zu werden, dagegen muß die Forderung laut werden, daß in der Schilderung unſerer Vergangenheit nicht blos äußere Treue, ſondern auch innere Wahrheit herrſche, die Charakteriſtik vor ſicherer Individualiſirung nicht zurückſchrecke, vor allem aber den Ausdrucksmitteln der Malerei, die allein das Innere der dargeſtellten Helden bloßlegen und unſere Empfindung packen, die höchſte Aufmerkſamkeit zuwenden werde. Die weiſen Männer der Kritik, die ſich blöd darüber wundern, daß für die Beurtheilung von Gemälden ſo viel vom Maler geſprochen wird, müſſen wiſſen, daß es ſich hier nicht etwa blos um ein größeres oder geringeres Maß techniſcher Geſchicklichkeit handle, ſondern daß jene Farbenpoeſie gemeint iſt, welche in die Schilderung erſt die rechte Stimmung bringt und die Charaktere über die gewöhnliche Alltäglichkeit erhebt.

Für viele unſerer Künſtler beſitzt aber die Vergangenheit leider keinen andern Reiz, als daß ſie die Flucht aus der Gegenwart erleichtert. Von Kindesbeinen an werden wir gelehrt, die äſthetiſche Seite unſeres Lebens gering zu achten, die abſolute Unfähigkeit der Gegenwart zur künſtleriſchen Verklärung wird feierlich zum Dogma erhoben, Verſpottung derſelben als das richtigſte Merkmal feinerer artiſtiſcher Bildung angeſehen. Daß die Wahrheit eines ſolchen Glaubens uns überhaupt das künſtleriſche Vermögen rauben würde, und alle dieſe üblen Eigenſchaften der Gegenwart dem Künſtler, auch wenn er ſich in die fernſten Zeiten zurückflüchtet, auf dem Fuße nachfolgen möchten, hat man noch niemals bedacht. Beſäßen unſere Hiſtorienmaler nur die Hälfte des Muthes, der unſere Landſchaftsmaler auszeichnet, hätten ſie die Energie, unbefangen zu beobachten und abgegriffene äſthetiſche Begriffe zu vergeſſen, es würde ſich die Meinung über den künſtleriſchen Werth des gegenwärtigen Lebens bald anders ſtellen und die Ueberzeugung, nur in Pluderhoſen oder Bruſtharniſch ſei eine männliche Geſtalt maleriſch brauchbar, zum Wanken gebracht werden. Zeigt denn dieſen „Gewandhubern“, die die Malerei zur Coſtümdarſtellung herabſetzen, nicht der einfache Volksinſtinct die falſche Fährte, die ſie eingeſchlagen? Wie kommt es, daß alle dieſe Conradins und Tillys, dieſe Fürſten, die ſich das Todesurtheil verkündigen laſſen oder aus der Haft entlaſſen werden, nicht zünden, nicht nur keine Theilnahme, ſondern nicht einmal die äußerlichſte Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, daß auf der andern Seite z. B. des trivialen Feuermüllers oder des doch wahrlich künſtleriſch nicht hochſtehenden Flüggen Schilderungen weite Kreiſe feſſeln, die Sympathie anregen, die Phantaſie der Beſchauer mit ſich reißen? Das Volk, dankbar, daß es ſelbſt, ſeine lebendigen Glieder zum Gegenſtand der künſtleriſchen Darſtellung gewählt wurde, vergißt auch die Trivialität und den

geringen Kunſtaufwand und findet darin zwar getrübte, aber doch kenntliche Spiegelbilder ſeines Weſens. Wenn einmal der Mann kommt, der unſer Volk bei der rechten Seite ſeines Wirkens und Leidens erfaßt, ſo werden wir ſtaunen über unſere Blindheit, die dort nur Proſa und geiſttödtenden Materialismus wähnte, die Trivialität der Darſtellung unabwendbar glaubte und die Quellen reicher lebendiger Poeſie nicht erblickte. Schon auf dieſer Ausſtellung ſtoßen wir auf ein treffendes Zeugniß, daß auch unmittelbar gegenwärtige Motive, wenn ſie nur ein echter Künſtlergeiſt ergreift, die Idealität des Gedankens nicht ausſchließen. Ph. Folz hat eine Bauerfrau mit ihrem Kinde in ungewöhnlich großen Dimenſionen gemalt. Eine junge Mutter war mit dem Säugling ihrem Mann auf die Wieſe nachgewandert. Hier auf dem Graſe gelagert, hatte ſie den prächtigen Jungen ſich an der Bruſt ſatttrinken laſſen. Wir ſehen ſie im ſcharfen Profil, wie ſie trunken vom Glücke jauchzend ihr Kind erhebt, es hoch in der Luft zappeln läßt und die volle Seligkeit des Muttergefühles genießt. In der Ferne, an die Senſe gelehnt, in einem Augenblicke der Raſt, ſteht der Gatte, voll Antheil an dem wonnigen Schauſpiel. Dieſe Bauerngruppe iſt auch eine heilige Familie, der Born von Poeſie, den die Anſchauung der Mutterliebe und des Mutterglückes gewährt, tief erſchöpft, der Ausdruck der Holdſeligkeit unübertrefflich wiedergegeben. Für dieſes Bild aus dem Volke gibt jeder Unbefangene die hochtrabenden Scenen aus dem Mittelalter, dem Bauernkriege u. ſ. w. (ſchon in dieſer Wahl ganz allgemeiner nichtsſagender Situationen gibt ſich die Nüchternheit der Auffaſſung kund) willig her. Wer es mit dem Realismus redlich meint, kann gegen dieſe ſeelenloſen, trockenen Schauſcenen — hiſtoriſches Genre nennen es höfliche Leute — nicht ſcharf genug ſich ausſprechen. Für alle die zahlreichen Enttäuſchungen, welche die Betrachtung profangeſchichtlicher Bilder bietet, kann nur die Anſchauung des wirklich großen Fortſchrittes, den grade dieſer Zweig der Malerei in dem letzten Jahrzehnt erfahren hat, Erſatz gewähren. Wir können auch gegenwärtig auf kein vollendetes Werk in dieſer Richtung hinweiſen; wenn wir aber die jüngſten Leiſtungen der Hiſtorienmalerei mit den berühmten Werken der früheren Jahrzehnte vergleichen, ſo fühlen wir, daß eine ernſte, vielverſprechende Entwicklung hier ſich offenbart. Man braucht gar nicht Kochs Landſturm, oder Tiſchbeins Conradin heraufzubeſchwören, man ſtelle nur berühmte hiſtoriſche Bilder aus den dreißiger und vierziger Jahren mit Pilotys Gründung der Liga; Dietz' Zerſtörung von Heidelberg, Menzels Ueberfall bei Hochkirch, Leutzes (auf der Ausſtellung leider nicht vorhandenen) Waſhington zuſammen, um die mächtige Entwicklung, welche dieſer Kunſtzweig in kurzer Zeit erfahren hat, zu erkennen. Wo hatten wir denn die Augen, als wir Rubens Columbus und vollends gar Schorns Wiedertäufer als bedeutende Leiſtungen bewunderten? Das letztere Bild mit ſeinen farbloſen

Phyſiognomien, ſeiner ſchülerhaften Zeichnung, ſeinen allgemeinen Blondinen und Brünetten, ſeinen hier mit rothem Bart, dort mit ſchwarzem Bart maskirten Modellen erregt gegenwärtig nur Lachen. Sage man ja nicht, die Werthſchätzung ſolcher hiſtoriſcher Gemälde hänge von der Mode ab und was wir heute über Schorn ſtellen, werde morgen ebenſo verſpottet werden. Die neueren Bilder ſind nicht blos anders, ſondern weſentlich beſſer als ihre Vorgänger. Die Auffaſſung iſt ernſter und wahrer, die Charakteriſtik lebendiger und eingehender, die Phraſe, die abſtracten allgemeinen Köpfe, die bloßen Coſtümfiguren minder vorherrſchend geworden. Die Gruppe des Blinden und der auf den Treppenſteig Flüchtenden in dem Bilde von Dietz, das lebendige Getümmel der aufwärts ziehenden franzöſiſchen Scharen, einzelne Köpfe (freilich nur von Nebenfiguren) auf Pilotys Gemälde ſind nicht blos relativ gut, ſondern an und für ſich vortrefflich. Könnten dieſe Männer ſich von dem Aberglauben frei machen, jedes Kunſtwerk verlange ſtiliſtiſche Einſchiebſel und blos raumausfüllende Figuren, könnten ſie die Chorknaben, die Pagen und Knappen, die nichts thun als langweilig dareinſchauen, und den beſten Raum wegnehmen, aus ihrer Phantaſie verbannen, hätten ſie keine lächerliche Furcht vor naivem, lebendigem Erfaſſen der Situation, vor dramatiſcher Concentration der Handlung, der Fortſchritt wäre noch größer, die Freude und der Genuß des unbefangenen Beſchauers noch rückhaltloſer. Jedenfalls, wenn man das Schickſal des Idealismus ſeit Carſtens und die Fortſchritte des Realismus ſeit zwanzig Jahren zuſammenhält, kann man gar nicht zweifelhaft ſein, für welche Richtung die Götter ſtreiten, wo allein der energiſche, ſtetige Fortſchritt ſich kundgibt, und wo eine lebendige, ernſte und energiſche Entwicklung mit Beſtimmtheit erwartet werden kann.

Wollte man in einer Art Tribuna die Perlen der Ausſtellung vereinigen, und unter Kunſtkennern wie im übrigen Publicum die Stimmen ſammeln, um zu erfahren, welchen Werken die allgemeine Meinung den Preis der Vollendung zugeſteht, ſo würden über gar manche Bilder die Meinungen ſchroff auseinandergehen. An Guſtav Richters Auferweckung von Jairus Töchterlein, z. B. preiſen bekanntlich die Einen die Humaniſirung der religiöſen Geſchichte; der Ausdruck unendlicher Liebe und wahrhaft göttlichen Erbarmens im Chriſtuskopfe, die jeden äußern Gegenſtand durchdringen, zu ſich emporziehen und mit dem eignen Leben verſchmelzen, dünkt ihnen muſterhaft für die künſtleriſche Behandlung des an ſich ſpröden und unſinnlichen Motives, die Andern zucken mitleidig die Achſeln über den „Magnetiſeur“, zu dem Chriſti Geſtalt herabgewürdigt wurde, und meinen, der auf theologiſchem Gebiet längſt beſiegte Rationalismus habe Zeit und Mittel ſchlecht gewählt, um ſich in die Kunſt einzuniſten. Die hier wahrgenommene Auffaſſung bibliſcher Scenen kann zwar nicht den Ruhm unbedingter Neuheit für ſich in Anſpruch nehmen,

unter den Franzoſen iſt dieſelbe ſchon lange eingebürgert, außer andern namentlich von Ary Scheffer in zahlreichen Werken bethätigt worden, bei uns geht aber die Vorliebe für religiöſe Stoffe mit gläubiger Geſinnung ſo regelmäßig Hand in Hand, daß es nicht wundern darf, wenn die entgegengeſetzte Schilderungsweiſe Aufſehen erregt und über der Erörterung der Principienfrage die Anerkennung der tüchtigen Malkraft, die ſich vielleicht noch vollendeter in einem ausgeſtellten Frauenbildniſſe G. Richters offenbart, vergeſſen wird. An einem andern Werke wird die Wahl des Motives an und für ſich ſchon die Parteileidenſchaften anfachen. Pilotys Gründung der Liga kann ſo wenig die Sympathien der Proteſtanten für ſich erwerben, als Jaroslav Czermaks Schilderung, wie im ſiebzehnten Jahrhundert der Katholicismus in Böhmen wieder eingeführt wurde, hoffen darf, trotz der ſeltenen techniſchen Gewandtheit und der naiven Charakteriſtik der durch Heiligenbilder verführten Huſſitenkinder die kirchlich Gläubigen zu befriedigen. Riedels Genrefiguren, die kokette Sakuntala, die ſauber gewaſchene neapolitaniſche Fiſcherfamilie u. a. werden zwar von Vielen mit Bewunderung betrachtet werden, ſie ſind angenehm dem Auge, ſtrengen den Geiſt nicht an, und erfüllen vollkommen alle Bedingungen, welche triviale Kunſtfreunde an die Malerei ſtellen, ſchwerlich werden ſie aber den Preis vor jenen erlangen, welche den Maler nicht mit dem Theaterſchneider verwechſeln, und das Geſchick, daſſelbe Modell heute in dieſes, morgen in ein anderes Coſtüm zu hüllen, von poetiſcher Begabung trennen. So wird in zahlreichen Fällen bald das Motiv, bald die maleriſche Form Anſtoß erregen, das Urtheil unſicher hin- und herſchwankten. Ein Werk jedoch wird nicht allein von allen, ſondern auch von allen zuerſt als die Perle der Ausſtellung genannt und mit Jubelruf auf den Ehrenplatz getragen werden. Das iſt Schwinds Verkörperung des Märchens von den ſieben Raben und der treuen Schweſter. Schwind hat bekanntlich von der artiſtiſchen Variation des Sprichwortes: Irren iſt menſchlich, von dem unveräußerlichen Künſtlerrechte, auch einmal ſchwache Werke zu ſchaffen, keinen allzukargen Gebrauch gemacht. Noch ſein letztes Gemälde: der Grabritt Rudolfs von Habsburg bereitete ſeinen Freunden keine geringe Verlegenheit. Sie zweifelten nicht an der genialen Kraft ſeiner Phantaſie, ſie bewahrten ihre Ueberzeugung, daß Deutſchland keinen größern Künſtler beſitzt; aber dieſem hölzernen Kaiſer, dieſen hölzernen Rittern und Bauern gegenüber konnten ſie im beſten Falle nur ſtumm ſich verhalten. Doch wer denkt jetzt noch daran, wem iſt noch im Angeſicht des Rabenmärchens die Muße gegeben, ſich des illuminirten Ritter Kurt, der karikirten Sänger auf der Wartburg, der langweiligen Einweihung des freiburger Münſter zu erinnern. Die ſieben Raben Schwinds erzählen nicht blos ein Zaubermärchen, ſie ſind ſelbſt ein Zauberwerk, daß den Sinn gefeſſelt hält und jeden, der ſeine Kreiſe betritt, alles Uebrige in der Welt

vergeſſen macht. Wir vernehmen, daß Schwind bereits vor funfzehn Jahren ſich mit dieſem Bildmotive beſchäftigt hat, ohne aber gleich die rechte Form der Verkörperung zu finden. Erſt bis ihm auch die feinſten Züge des Märchens lebendig vor der Phantaſie ſtanden und ſeine Empfindung das geheimnißvolle Weſen des Motives vollkommen bewältigt hatte, ſchritt er an die Ausführung, die in überraſchend kurzer Zeit zu Ende gebracht wurde. Auf dieſe Art kam die reife Weisheit und die unmittelbare Begeiſterung gleichmäßig zu ihrem Rechte, im vollkommnen Gleichgewicht finden wir ſie auch in dem Werke, dem beſten, das Schwind bis jetzt geſchaffen. Wir kannten Schwind ſchon längſt als einen Meiſter naiver Schilderung, wir ſchätzten in ihm und Ludwig Richter, der leider auf der Ausſtellung nicht den ihm gebührenden Raum — und ein Ehrenplatz müßte es ſein — einnimmt, die ſeltene Befähigung, einen recht volksthümlichen Ton einzuſchlagen, und ihre Geſtalten aus unſerem beſten Marke zu ſchneiden. Schwind hatte ſich noch den rechten Humor gerettet, der das Kleine erhebt, ohne das Große zu verläſtern, ihm war vor allem die Gabe verliehen, zu unſerm Herzen zu ſprechen und unſere Empfindungen lebendig zu erregen. Charaktere, die ein rauhes Schickſal etwas aus dem Lothe gebracht, welche aber in ihrer abgeſchloſſenen Beſonderheit doch noch feſtſtehen, verſteht niemand ſo wahr und ergreifend zu ſchildern wie Schwind. Aber die Formfiendigkeit, den Sinn für großartige oder rein anmuthige Bewegungen hat Schwind niemals noch ſo glänzend entfaltet als in dem Rabenmärchen, niemals auch alle ſeine poſitiven Eigenſchaften und Vorzüge ſo harmoniſch vereinigt, wie diesmal.

Das erſte Bild des aus funfzehn Feldern beſtehenden Aquarellcyklus zeigt uns oben, leicht ſkizzirt die einleitenden Scenen des Märchens, unten eine Märchenerzählerin, umringt von einem reichen Zuhörerkreiſe, von dem wir vermuthen, daß in ihm der Meiſter alle ſeine Lieben verewigt hat. Dieſe gemalte Widmung fällt vielleicht ein wenig aus dem Rahmen, der das Ganze umſpannt, heraus, doch reſpectiren wir ſie als eine wahrhaft innige Herzensergießung und halten mit jeder weitern Bemerkung zurück. Bei der Vervielfältigung des Werkes im Stiche, die uns hoffentlich nicht lange wird vorenthalten bleiben, dürfte ohnehin das erſte, blos für den engern Freundeskreis des Künſtlers beſtimmte Bild ausfallen. Das zweite Bild hebt die Geſchichte der getreuen Schweſter, die ihre Brüder durch beharrliches Spinnen und Schweigen erlöſt, von dem verhängnißvollen Augenblicke an, wo die Einſame von dem nahenden Jagdzuge entdeckt wird. Wir laſſen den luſtigen Jägertroß an uns vorübereilen, verweilen aber deſto länger bei dem dritten Felde, der Schilderung des Königsſohnes, der mitten im Waldesgrün die reizende Jungfrau auffindet. Walther von der Vogelweide kann nicht zarter und ſeelenvoller von der minniglichen Mädchenſchönheit ſingen, als ſie hier Schwind in

einfachen, aber unendlich anziehenden Zügen zeichnet. Keuſch und ſittſam, in ihr goldenes Haar gehüllt, ſucht ſie ſich den Blicken, in welchen bereits Liebesfeuer entglimmt, zu entziehen. Doch vergebens. Im nächſten Bilde ſehen wir die Jungfrau bereits, von den Armen des Jünglings geſtützt, ihr Verſteck verlaſſen, geleiten ſie weiter in das Königsſchloß und wohnen der Brautſchmückung bei. Ueber alle dieſe Bilder weht ein Hauch der Anmuth und der Lieblichkeit, alle Formen und Bewegungen durchzieht ein Wohllaut, wie er kaum beſſer und reiner gedacht werden kann. Gleich einer h. Eliſabeth gewahren wir im ſiebenten Felde das junge Königsgemal am Arme des (vielleicht nicht genug individualiſirten) Gatten Almoſen austheilen. War es in den vorangehenden Bildern der lautere Schönheitsſinn, den wir an dem Meiſter bewunderten, ſo feſſelt uns hier die ergreifende Charakteriſtik der Bettlergruppe. Hunger und Elend, körperliche Krüppelhaftigkeit und geiſtige Verwahrloſung treten uns in ſchneidenden Geſtalten entgegen. Welch entſetzlicher Jammer blickt nicht namentlich aus den Zügen des vorderſten Bettelknaben! Nur ein Reſt von menſchlicher Form iſt ihm übriggeblieben, um die Verthierung, die Stumpfheit deſto unheimlicher hervorzuheben. Aus der grellen Wirklichkeit führt uns das nächſte Bild in eine nächtliche Kummerwelt. Das beharrliche Schweigen hat die getreue Schweſter ſchon längſt verdächtigt, ſelbſt der Gatte kann ſich des Mißtrauens kaum erwehren, als er ſie in nächtlicher Stille, ſtatt an ſeiner Seite ruhend, emſig die Spindel drehend gewahrt. Geiſtreich iſt hier in der Färbung ein grauer, nebelhafter Ton angeſchlagen, indem er das Geiſterhafte der ganzen Erſcheinung andeutet, und ſo die ſpäteren Vorgänge, die Nachgiebigkeit des Königsſohnes gegen die Ankläger der Zauberin motivirt. Im neunten Bilde tritt die Kataſtrophe ein. Die ſchweigſame Königin hat ein Zwillingspaar geboren, unter den Händen der Hebamme fliegen ſie aber als putzige Raben empor. Schrecken und Entſetzen malt ſich in den Zügen der Umſtehenden. Während die Einen überraſcht von der ungeahnten Verwandlung furchtſam die ungeſchickten Rabenjungen abwehren, haben die Andern bereits den böſen Zauber gerochen und ihr Urtheil über die unglückliche Mutter, die im Hintergrunde ruht, und reſignirt zur herbeigeeilten Fee blickt gefällt. Die zahlreichen Beſchauer, die namentlich dieſes Bild mit ſtets friſcher Theilnahme betrachten, glauben zuerſt, es gebe nichts über die Lebendigkeit und echt dramatiſche Kraft der Schilderung der vordern Gruppen. Erblicken ſie aber die Wöchnerin, die, noch verſchönt durch das Muttergefühl, ſo ſtill und innig ihrem Schickſal entgegenharrt, bei welcher ſelbſt der Kampf zwiſchen Mutter und Schweſterliebe nicht die urſprüngliche Holdſeligkeit trüben kann, ſo begreifen ſie nicht, wie ſie noch für eine andere Geſtalt auf dem Bilde ein Auge haben können. Je länger ſie aber in der Anſchauung beharren, und nur gewaltſam kann man ſich von dem Werke trennen, deſto klarer wird die

Ueberzeugung von der Einheit der Compoſition, von der tiefen Wechſelwirkung der beiden Handlungen. Das iſt es eben, was wir an dieſem Meiſterwerke ſo hoch preiſen, daß Schwind niemals ſeine Kraft mißbraucht, ſeine beſonderen Vorzüge nicht auf Koſten der Wahrheit voranſtellt, die Einfachheit in Gedanken und Formen nicht verſchmäht. Es folgt das Vehmgericht, der rührende Abſchied vom Geliebten und die Vorbereitung zum Tode. Bei aller Sympathie für die verfolgte Unſchuld wird man die Geſtalt des dicken Kerkermeiſters nicht ohne Befriedigung betrachten können. Nur eine einzige Stunde fehlt noch, um die ſieben Jahre voll zu machen und die verzauberten Brüder zu befreien. Die Fee mit dem Stundenglaſe erſcheint in den Lüften und ſpricht der Bedrängten Muth zu. Eine gute Hilfe leiſten nun aber die Bettler, die ihre Wohlthäterin nicht verlaſſen mögen, die Kerkerthür ſtürmen und dem Vollzuge der Hinrichtung ein mächtiges Hinderniß entgegenſetzen. Es ſind dieſelben Geſtalten und Köpfe, die wir ſchon auf dem ſiebenten Bilde erblickten, aber das Abſtoßende und Unheimliche iſt dennoch verſchwunden, die Dankbarkeit hat die Züge verklärt, die Hoffnung, retten zu können, Hunger und Elend und Siechthum vergeſſen laſſen. Dank dieſer Verzögerung verrinnt die letzte Prüfungsſtunde, die Raben werden mit den von der getreuen Schweſter geſponnenen Hemden bekleidet, entzaubert und eilen nun auf milchweißen Roſſen, von der Fee, einer wunderbar mächtigen, ſtolzſchönen Geſtalt geführt, herbei, um die Schweſter vom Brandpfahle loszuhauen. Das ſturmgleiche Heranbrauſen der Brüder, der Liebesſchmerz des Königsſohnes, der am Fuß des Scheiterhaufens in ſich verloren kniet und wenn auch nur vom Rücken geſehen, dennoch eine der ſprechendſten Geſtalten bildet, der Volksjubel über die Befreiung, die komiſche Haſt der flüchtenden Henker, all das Wogen und Drängen, der plötzliche Wechſel in den Empfindungen ſind trefflich wiedergegeben und ſtempeln dieſes Bild zum würdigen Schlußſteine des ganzen Werkes.

Man kann daſſelbe zwar keiner der beſtehenden Facultäten einordnen, es zeigt weder anatomiſche Kenntniſſe, noch philoſophiſche Gelehrſamkeit, noch theologiſche Myſtik. Dafür wird es von jener Weisheit getragen, die das einfach kindliche Gemüth, wie die gereifte Lebenserfahrung gleichmäßig erfreut. Kein reicher Verſtand ſpricht aus demſelben, deſto reiner waltet in ihm die naive Phantaſie; keine glänzenden Phraſen ſchmücken daſſelbe, dagegen beſitzt es den Reiz inniger Poeſie und eines freudigen friſchen Sinnes für die lebendige Realität, die wir beinahe ſchon verloren wähnten. Mit einem Worte, Schwind hat uns mit einem Kunſtwerk beſchenkt, das uns in die beſten Zeiten der Vergangenheit zurückverſetzt, und beſſer als alle andern berühmten Schöpfungen unſrer Tage die Eigenthümlichkeit und Stärke des deutſchen Kunſtgeiſtes offenbart. Der Jubel, den es in allen Beſchauern hervorruft,

die ganz allgemeine Begeiſterung, die es wirkt, gehört zu den tröſtlichen Zeichen der Zeit, und beweiſt, daß für das echt Schöne und wahrhaft Künſtleriſche unſer Sinn troß der Irrungen, denen er ausgeſeßt war und bleibt, nicht erſtorben iſt.

Springer.

Die Küſten am Kanal La Manche vom militäriſchen Standpunkt.

2.

Portsmouth und Cherbourg.

Es kann als ein charakteriſtiſcher Unterſchied zwiſchen den Anlagen der engliſchen und franzöſiſchen Seefeſtungen gelten, daß England ſeine Vertheidigungswerke ſo erbaue, daß ſie den unmittelbaren Eingang in den Hafen und dieſen ſelbſt nach allen Seiten mit Geſchüßfeuer beſtreichen, während die Vertheidigung der vorliegenden Rhede hauptſächlich den Schiffen überlaſſen bleibt, daß man dieſe alſo ſo ſpät wie möglich in den Hafen einſchließt, während Frankreich ſchon die Rhede durch detachirte Forts zu vertheidigen ſucht und ſeine Schiffe vor überlegenen Flotten zeitig im Hafen birgt. Die Briten legen faſt nie Batterien auf den Enden der Molen oder Hafendämme an, während dies die Franzoſen überall thun; die Briten halten das Feuer der Schiffe dem der Landbatterien, die Franzoſen das leßtere dem erſteren überlegen, und nach den neueſten Erfahrungen möchte man ihnen hierin Recht geben. Von dieſem Geſichtspunkt aus müſſen wir auch Portsmouth und ſeine Rhede von Spithead betrachten, um den charakteriſtiſchen Unterſchied zwiſchen der Anlage dieſer Feſtung und der von Cherbourg aufzufinden. Portsmouth, der größte britiſche Kriegshafen am Kanal, iſt gegen die Angriffe einer feindlichen Flotte durch die Natur ſo geſchüßt, wie ſo leicht kein zweiter, und zwar durch die vorliegende Inſel Wight, welche die ganze Fronte deſſelben deckt. Schon Heinrich III. richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Hafen, und ſeit dieſer Zeit ward er nach und nach das, was er jeßt iſt, und ſelbſt in der neueſten Zeit hat man viel gethan, ihn zu verſtärken. Die Einfahrt in denſelben kann nur von Oſten oder Weſten aus erfolgen, auf beiden Seiten iſt ſie großen Schiffen nur zur Zeit der Flut und troß der ausgelegten Boyen nur mit Hilfe von Lotſen möglich. Vertheidigt iſt ſie von detachirten kaſemattirten Forts, die ſowol auf Wight als auch auf dem Feſtland von England liegen und das Waſſer mit raſirendem Feuer beſtreichen. — Die Feſtung ſelbſt beſteht

aus drei ſelbſtſtändigen Theilen, Portsmouth, Portſea und Gosport, die ſo angelegt ſind, daß ſie ſich gegenſeitig vertheidigen. Die Werke nach der Landſeite ſind theilweis mit naſſen Gräben umgeben, und überhöhen das umliegende Terrain innerhalb der Kanonenſchußweite. Die nach dem Hafen zu beſtehen aus ſoliden kaſemattirten Batterien, die ſich ſo ſecundiren; und das Waſſer ſo beſtreichen, daß eine Einfahrt in denſelben nicht möglich iſt, ſo lange ſie nicht in Trümmer gelegt ſind, was um ſo ſchwieriger iſt, als ihre Hauptfronte dem directen feindlichen Feuer gänzlich entzogen iſt. Hafen und Rhede von Spithead ſind ſo geräumig, daß die größten Flotten Platz finden, die Arſenale ſo vollſtändig, daß man Schiffe mit allem Nothwendigen verſehen kann, nur ſind die Geſchütze, womit die Werke armirt ſind, etwas zu leicht, da in den letzten Jahren alle Seemächte ſichs angelegen ſein ließen, ihre Schiffe ſo ſchwer als möglich zu bewaffnen. Die Erfahrungen, welche man im letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege machte, benutzend, hat man viele detachirte Batterien auf Wight angelegt, von denen eine der größten unweit der Needles liegt. Sollte eine feindliche Flotte bis hierher vordringen, ſo würde doch die Schwierigkeit des Fahrwaſſers, das, wenn die Boyen zurückgenommen und keine Piloten zu bekommen ſind, kaum zu finden ſein dürfte, ihre weiteren Fortſchritte hemmen. Es bliebe in dieſem Falle dem Feinde nichts übrig, als ſich der Inſel Wight zu bemächtigen, und von ihr aus, nachdem die Strandbatterien genommen ſind, Rhede und Hafen zu beunruhigen.

Wollte Frankreich dieſen Hafen paralyſiren, ſo mußte es mit ungeheuren Koſten einen ſeiner Küſtenpunkte in dieſer Gegend befeſtigen. Dies iſt geſchehen. Cherbourg war ſchon ſeit lange beſtimmt, ein franzöſiſches Portsmouth zu werden, und es hat ſein Muſter und Vorbild ſogar übertroffen. Es iſt ein Seehafen erſten Ranges errichtet, der England die Herrſchaft im Kanal ſtreitig zu machen geeignet iſt. Cherbourg kann als Sammelpunkt für offenſiv operirende Flotten benutzt werden und zugleich als Rückzugsplatz für geſchlagene dienen, und ſeine Seearſenale ſind ſo ausgerüſtet, daß ſie nicht nur defecte Schiffe wieder herzuſtellen vermögen, ſondern daß ſie alle Materialien und Anſtalten enthalten, um neue zu bauen, ohne deshalb der Hilfe anderer Werften in irgend einer Weiſe zu bedürfen. Wir ſagten, der Zweck dieſes Hafens ſei ebenſo gut ein offenſiver als ein defenſiver. Hätte man blos das Letztere erreichen wollen, ſo würde man ihn nicht mit ſo ungeheuren Koſten in ſo großer Nähe der engliſchen Küſten angelegt haben, gewiß nicht dem größten britiſchen Kriegshafen unmittelbar gegenüber, gewiß nicht an dem vorſpringendſten Punkte der Küſten der Bretagne. Namentlich macht die Eiſenbahnverbindung, ſo wie die Einrichtungen, die offenbar getroffen ſind, Truppen nicht blos möglichſt raſch heranzuziehen, ſondern auch mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit einzuſchiffen, den Eindruck einer Offenſiv-

Digitized by Google

feſtung; denn bei der Stärke der Fortificationen an und für ſich bedarf man erſterer Anſtalten zu ihrer bloßen Vertheidigung wahrlich nicht. — Die Befeſtigungen umſchließen die Stadt von allen Seiten, es liegt dieſe in einer Ebene am Ufer und hat rings Höhen hinter ſich. Weſtlich von der Stadt liegt, dieſe an Ausdehnung bei weitem übertreffend, der Kriegshafen mit ſeinen Docks und Arſenalen, im Centrum die Rhede mit den ſie ſchützenden Molen, öſtlich ein hoher grauer Felſen, La Roule, auf dem die Citadelle erbaut iſt, welche die ganze Feſtung, Hafen und Rhede beherrſcht. Ein baſtionirter Wall umgibt in Form eines Halbcirkels die Hafenetabliſſements nach der Landſeite und lehnt ſich mit ſeinen Flanken an das Meer; er hat nach erſterer nur ein ſehr ſtark befeſtigtes Thor. Das große, 70 Fuß tiefe Baſſin iſt künſtlich durch Ausſprengen von Felſen hergeſtellt, und hat an ſeinen Seiten ſieben Docks, welche durch Schleußenthore mit ihm in Verbindung ſtehen, und die ſowol zur Ausbeſſerung als zum Neubau von Schiffen benutzt werden können. Der Molo, welcher die innere Rhede abſchließt, iſt ein wahres Rieſenwerk, er dient nicht blos dazu, die hinter ihm vor Anker liegenden Kriegsſchiffe vor Sturmfluten zu ſchützen, ſondern ganz weſentlich die Annäherung feindlicher Flotten zu hindern, zu welchem Zwecke vier ſtarke Forts auf ihm angelegt ſind, deren drei mit 60, das vierte mit 35 Geſchützen bewaffnet iſt.

Jedes dieſer Forts hat zwei Etagen Kaſematten, eine dritte Reihe Geſchütze feuert von der Plattform aus. Hierbei iſt ein Hauptvortheil, den ſie gewähren, nicht zu überſehen. So lange ſie nämlich nicht vom Feinde genommen ſind, wird es dieſen unmöglich, den Kriegshafen ſelbſt und die daran ſtoßenden Marineetabliſſements zu beſchießen und zu zerſtören. Den Eingang des Hafens ſelbſt vertheidigen mehre ſtark armirte Forts. Das Kaliber ihrer Geſchütze iſt ein ſehr ſchweres; ganz analog den Anſichten des Kaiſers, die er in dem Werke über Artillerie ausſprach, und die er auch bei den Feldgeſchützen durch Vergrößerung der Kaliber in Anwendung brachte, ſind es nur 64pfündige Kanonen nnd 10zöllige Mörſer. — So große Geſchütze manipuliren ſich allerdings etwas ſchwer, doch haben ſie gegen Schiffe eine ſehr bedeutende Wirkung. Die engliſchen Küſtenbatterien ſind viel leichter bewaffnet, in der Regel nur mit langen Zweiunddreißigpfündern, ja mit noch kleineren Kanonen, während die engliſchen Schiffe größere Geſchütze tragen. Man findet in Portsmouth, Dover und Weymouth Batterien, die blos mit Achtzehn- oder kurzen Vierundzwanzigpfündern bewaffnet ſind. Man ſieht den Fehler, den man damit beging, jetzt ein, und von Woolwich werden jetzt ſo viele Achtundſechzigpfünder dahin abgeſendet, als man eben vorräthig hat oder fertig machen kann.

Sämmtliche Forts in Cherbourg ſind ſo angelegt, daß ſie ebenſo wol

ſich ſelbſt flankiren, als auch die Außen- und Innenrhede und den Hafen mit kreuzendem Feuer beſtreichen, und die Citadelle la Roule kann ihre Geſchützmaſſen auf jeden beliebigen Punkt richten. — Der Ausgangspunkt der Eiſenbahn mit ſeinen Etabliſſements liegt am Fuße dieſes Felſens, gänzlich unter dem Feuer der Batterien der Citadelle. Ebenſo wie Cherbourg durch dieſe mit Paris, iſt Portsmouth durch eine ſolche mit London verbunden und kann namentlich dadurch, daß dieſe nahe an dem Lager von Aldershott vorüberführt, von da raſch Truppen zu ſeiner Verſtärkung heranziehen. Indeß hat die Verbindung mit London darum weniger Werth als die Cherbourgs mit Paris, weil letzteres befeſtigt und ein militäriſcher Centralpunkt iſt, während London, eine offene Stadt, Schutz und Hilfe von ſeinen Feſtungen verlangt, dieſen aber keine Unterſtützung zu gewähren vermag. Wir kommen hier auf den Werth von Centralfeſtungen zurück, ohne welche Seefeſtungen bedeutend am Werthe verlieren. Immer ſind dieſe, mögen ſie noch ſo ſtark befeſtigt ſein, überlegenen feindlichen Angriffen ausgeſetzt, und werden denſelben endlich unterliegen, wenn ſie nicht vom Lande aus gehörig unterſtützt werden. — Hierfür iſt die Belagerung von Sebaſtopol das beſte Beiſpiel; es wurde ſogar trotz dieſer Unterſtützung, die ſtets von der nordöſtlichen Seite aus erfolgte, genommen. Fehlen nun Centralfeſtungen gänzlich, wie hier in England, ſo muß der Fall einer Seefeſtung von den traurigſten Folgen begleitet ſein. Das Land liegt alsdann den Fortſchritten des Feindes offen, eine verlorne Feldſchlacht gibt es dem Feinde Preis, denn die geſchlagene Armee findet keinen geſchützten Sammelplatz, keine befeſtigten Depots, um ihre Verluſte an Mannſchaft und Kriegsmaterial zu erſetzen, und es iſt unter dieſen Umſtänden nur zu leicht möglich, daß ſie gänzlich vernichtet wird. Der Einwand, daß im Jahre 1806 die Feſtungen Preußen durchaus nicht geſchützt hätten, iſt nicht maßgebend, denn ſie wurden größtentheils gar nicht, oder ſehr ſchlecht vertheidigt; nur wenige machten davon eine rühmliche Ausnahme. Napoleon I. wußte dies ſehr wohl und deshalb mußte Carnot ſein Werk über Vertheidigung von Feſtungen ſchreiben. — Die vorſpringende Landzunge, auf welcher Cherbourg liegt, bildet die öſtliche Grenze der Bucht von St. Michel, in deren Hintergrund das ſtark befeſtigte St. Malo liegt, das nothwendig iſt, um die Bucht ſelbſt zu decken und die vorſpringende Landzunge der Bretagne zu flankiren. Dieſer Bucht gegenüber liegt der zweite große britiſche Kriegshafen, Plymouth. Die Mündung des Plym und Tamar bilden hier eine breite Bucht, welche befeſtigt als Hafen benutzt wird. Vor dieſer liegen die 5,100 Fuß langen Molen, welche, da ſich auf ihnen keine Forts befinden, nur den Zweck haben, die Rhede vor Sturmfluten zu ſchützen. Der über eine engliſche Meile breite Hafen dürfte einer feindlichen Flotte ſchwerlich, ohne Unterſtützung der eignen, bedeutenden Widerſtand leiſten, er iſt mehr eine Flotten-

ſtation, als eine Seefeſte, und ſeine Arſenale ſind einzig und allein zum Erſatz erlittener Schäden, nicht aber zum Neubau von Kriegsſchiffen beſtimmt. Weiter weſtlich befindet ſich weder ein engliſcher, noch ein franzöſiſcher Kriegshafen am Kanal.

Die Engländer nehmen jetzt an, daß ſie von drei Seiten aus gegen Cherbourg operiren könnten, und zwar mit Hilfe der Flotten von Plymouth, Portsmouth und Sheerneß, daß ſie infolge deſſen auf concentriſchen Operationslinien vorgehen würden, während die Franzoſen bei einem Landungsverſuch von hier aus zwiſchen dieſe gerathen, folglich in eine ſehr unangenehme Lage kommen würden. Dies beruht aber auf einer Täuſchung; denn auch die Franzoſen haben zwei äußere ſtarke Punkte, von denen ſie ausſegeln können, Dünkirchen und Breſt, welche die Engländer wieder auf innere Operationslinien zurückwerfen. Bis jetzt hat allerdings die franzöſiſche Flotte die engliſche an Macht und Größe nicht erreicht, dafür iſt ſie aber auch nicht genöthigt, in ſo vielen Meeren Kriegsſchiffe zu halten und ſich infolge deſſen ſo zu zerſtückeln, als letztere, und daß ſie in der Neuzeit einen rieſigen Aufſchwung genommen hat, kann niemand in Abrede ſtellen; ebenſo wenig kann man vorausſagen, wenn Frankreich mit dieſer neuen Schöpfung aufhören wird; vor der Hand hat es durchaus nicht den Anſchein, als ſollte dies ſo bald geſchehen.

Aus den gegebnen Umſtänden geht für England die Nothwendigkeit hervor:

1. ſeine Dampfflotte möglichſt zu verſtärken,
2. ſeine Küſtenbefeſtigungen zu vervollſtändigen,
3. Centralfeſtungen anzulegen,
4. ſein ſtehendes Heer zu reorganiſiren und zu verſtärken.

Sobald das engliſche Gouvernement dieſe Nothwendigkeiten nicht einſieht, wird es früher oder ſpäter alle Urſache haben, die Vernachläſſigung zu bereuen. Man weiß, daß die Allianz zwiſchen den Cabineten von London und Paris in den Herzen der Völker nicht Wurzel geſchlagen hat, daß der alte Nationalhaß nicht erloſchen iſt, und wenn die Preſſe irgend der Ausdruck der Gefühle der Nationen iſt, ſo braucht man nur die Zeitungen beider Länder zu leſen, um ſich von der Wahrheit unſerer Anſicht zu überzeugen. Der Beſuch in Cherbourg, die bei dieſer Gelegenheit gewechſelten Reden ſtoßen dieſe nicht um, und faſt möchten wir ſagen, daß man jetzt ſchon auf den Punkt gekommen iſt, wo man ſich die Zähne weiſt; denn gleich nach der Rückkehr der Königin, erhielt das Arſenal in Woolwich Befehl, ſo raſch als möglich ſchwere Geſchütze nach den Feſtungen und Forts an der Südküſte abzuſenden.

Wir ſagten, England müſſe zuerſt ſeine Dampfflotte verſtärken, wir haben dafür folgende Gründe. Um die Küſten, wo ſie auch immer angegriffen werden mögen, möglichſt raſch unterſtützen zu können, und das feindliche Opera-

tionsobject möglichſt ſchnell zu erreichen, bedarf man ſolcher Schiffe, die ſich ſehr raſch bewegen können und vom Winde möglichſt unabhängig ſind, folglich der Dampfſchiffe; man muß aber auch mit überwiegenden Kräften an ſolchen bedrohten Punkten erſcheinen können, um die feindliche Flotte zu ſchlagen und eine Landung zu verhindern, folglich bedarf man einer großen Anzahl derſelben. — Alte Segelſchiffe in Dampfſchiffe umzuwandeln, hat ſich in den meiſten Fällen als unpraktiſch herausgeſtellt, und kann man dieſe viel beſſer als eine Flottenreſerve in Portsmouth vereinigt halten, weil ſie von hier aus, ziemlich in der Mitte des Kanals, den kürzeſten Weg nach jedem bedrohten Punkte hin zurückzulegen haben. Die Dampfflotte bildet dann die eigentliche Manövrirflotte, ihre leichten Schiffe ſind als Beobachtungsposten gegen die franzöſiſchen Häfen vorzuſchieben, und um jede Bewegung der Flotten dieſes Landes raſch melden zu können, müſſen ihnen Aviſodampfer beigegeben ſein; das Gros der Dampfflotte muß einer ausſegelnden feindlichen dann raſch entgegengehen und ſie entweder zurückzutreiben oder doch ſo lange aufzuhalten ſuchen, bis es ihr möglich iſt, ſie mit Hilfe der herbeigekommenen Reſerveflotte zu ſchlagen; letzterer ſind auch die Dampfkanonenboote zuzutheilen, doch haben dieſe ſich immer mehr am Ufer zu halten, da ſie in einer Seeſchlacht auf offenem Meere nur von wenig Nutzen ſein würden, während ihre Wirkſamkeit bei Vertheidigung angegriffener Küſtenſtriche viel weſentlicher iſt. Iſt über die Flotte in dieſer Weiſe disponirt, ſo würde eine feindliche Invaſion ſehr erſchwert ſein, weil ihr immer eine Seeſchlacht vorausgehen müßte.

Wenn wir ſagten, daß die Küſtenbefeſtigungen verſtärkt werden müſſen, ſo wollen wir natürlich nicht eine Befeſtigung nach Art der chineſiſchen Mauer damit gemeint haben, ſondern wir meinen einfach, daß Dover und Folkſtone, welche gute Häfen beſitzen und einer feindlichen Landung ſehr ausgeſetzt ſind, beſſer befeſtigt werden müßten, namentlich auch, weil ſie London ſo nahe liegen und von Boulogne und Dünkirchen aus bedroht ſind. Bei Dover befindet ſich ein ſtehendes, bei Folkſtone ein befeſtigtes Lager, mithin ſind dort immer Truppen zur raſchen Einſchiffung bereit. — Sich zur Abwehr einer Invaſion ganz allein auf die Flotte zu verlaſſen, halten wir nicht für gerathen. Die Oberherrſchaft auf dem Meere hat oft gewechſelt, kleine Marinen haben ſie viel zahlreicheren ſtreitig gemacht, ein ſehr fähiger Admiral, vom Glück begünſtigt, gibt ſelbſt einem ſehr ſchwachen Geſchwader eine große Ueberlegenheit, und warum ſollte nicht auch in Frankreich ein ſolcher erſtehen können? Genueſen, Portugieſen, Spanier und Holländer haben nach und nach die Meere beherrſcht, mithin kann in einer Welt, wo alles dem Wechſel unterworfen iſt, dieſe Herrſchaft auch einſt den Engländern verloren gehen. Frankreich macht alle Anſtrengungen, ſeine Marine zu heben, während man in England der

Hauptſache nach bei dem Beſtehenden verblieb, und mit dem Bau von Dampfkriegsſchiffen viel zu langſam vorwärts ſchritt.

Je ſchwächer eine Armee an Zahl iſt, deſto mehr bedarf ſie der Stützpunkte, und in einem Lande, wo es natürliche Wälle und Gräben, als große Ströme, unüberſteigliche Gebirge nicht gibt, müſſen künſtliche hergeſtellt werden. Viele Feſtungen ſchwächen, wegen der ihnen nöthigen Garniſonen, die im Felde operirende Armee, und es iſt unmöglich, ſie in gehöriger Stärke herzuſtellen, will man die Finanzen des Landes nicht zu ſehr beſchweren. Wie der Stand der Dinge in England iſt, würden einige Centralfeſtungen, in deren Schutze ſich bewaffnete Lager befänden, den Zweck, einen vordringenden Feind aufzuhalten, bis man die Armee verſtärkt, d. h. die Miliz eingezogen hat, vollſtändig erreichen. Die ſtrategiſche Lage derſelben ergibt ſich ganz genau aus den Bedingungen, welche ſie zu erfüllen haben, und dieſe ſind Unterſtützung der Seefeſtungen, Schutz der Hauptſtadt und der hinter ihnen liegenden Theile des Landes, bis die Armee concentrirt iſt. Sie müßten demnach vor der Linie Briſtol-London angelegt werden. Werfen wir einen Blick auf die Karte, ſo würde im Oſten des Reiches Chatham als ſolche gelten können, wenn die Landſeiten ſtärker befeſtigt würden. Eine zweite müßte ſich bei Farnham befinden, ungefähr da, wo jetzt das Lager von Aldershott liegt. Die dritte müßte am Kenne- und Avonkanale angelegt werden. Könnte man eine vierte in der Gegend von Taunton errichten, ſo würde dies höchſt vortheilhaft ſein. Dieſe Feſtungen richtig benutzt, würden das Vordringen des gelandeten Feindes unendlich erſchweren; auch verlangt die Heeresverfaſſung Englands gebieteriſch eine ſolche Innenbefeſtigung für den Fall, daß es dem Feinde möglich wurde, einen überraſchenden Angriff zu machen, und dieſen Hauptfactor zum Siege würden ſich im Kriegsfall die Franzoſen nicht entgehen laſſen, das beweiſt die ganze Anlage der Feſtung Cherbourg.

Die numeriſche Schwäche der königlich engliſchen Armee, ihre Zerſtreuung über alle Theile der Welt, machten ſchon früher die Organiſation von Streitkräften nöthig, welche die Vertheidigung des Mutterlandes mit übernehmen müſſen. Dieſe Streitkräfte bilden die Milizen und die Yeomanrykavalerie, die ſeit dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Kriege mehrfach einberufen wurden, und gegenwärtig wegen der indiſchen Wirren zum Theil noch unter Waffen ſtehen. Ein Nebenzweck der Miliz iſt, durch freiwilliges Engagement aus ihr Erſatz für die königliche Armee zu erhalten, die wegen des herrſchenden Werbeſyſtems oft Mangel an Rekruten leidet. Die Milizen ſind nach den Provinzen eingetheilt und werden von dieſen geſtellt; ſobald ſie bei der Fahne ſind, ſtehen ſie in allem der königlichen Armee gleich; iſt erſteres nicht der Fall, ſo iſt nur ein Capitän und das Muſikcorps beſoldet. Ihre Offiziere werden von den Lordlieutenants der Grafſchaften ernannt, und haben keine weitere militäriſche

Ausbildung, als daß ſie die nöthigen Bewegungen nach dem Reglement auszuführen verſtehen. — Die Milizen müſſen von den Grafſchaften geſtellt werden, wie wir ſchon ſagten, doch findet auch hier eine Art des Loskaufens ſtatt, und zwar kann ſich ein junger Mann gegen Zahlung von 10 Livres Sterling von dieſem Dienſt befreien. Ihre Anzahl iſt ſehr bedeutend und mag 200,000 Mann erreichen, die aber der Hauptſache nach erſt kurz vor oder während eines Krieges einberufen werden, wo die Zeit fehlen wird, ſie gehörig zu exerciren und mit den verſchiedenen Pflichten eines Soldaten bekannt zu machen. Sie werden mehr oder weniger immer ein Heer von Rekruten ſein, das von mehr als mittelmäßigen Offizieren befehligt wird. Man darf wol annehmen, daß es unter Zeit von vier Wochen unmöglich ſein wird, dieſe Milizen ſo einzuüben und ſo zu concentriren, daß man ſie gegen den Feind führen kann. Was kann aber in derſelben Zeit nicht alles verloren gehen? — Der Feind wird feſten Fuß gefaßt und ſich verſtärkt haben, er wird auf die Depot- und Sammelplätze der Milizen losgehen, die, da ſie nicht befeſtigt ſind, keinen bedeutenden Widerſtand zu leiſten vermögen, und wird letztere auseinandertreiben. Hieraus geht hervor, daß England gar ſehr nöthig hat, ein kampfbereites ſtarkes Heer im Mutterlande zu halten. Die Zeiten ſind vorüber, wo man an die Unüberwindlichkeit ſeiner Heere und Flotten glaubte, und es wird wohlthun, ſich in deren gegenwärtigem Zuſtand nicht allzuſehr auf ſie zu verlaſſen. England ſtellt ſich die Möglichkeit einer Invaſion nicht ernſt genug vor; hin und wieder hat es wol eine dunkle Ahnung davon, und man kann nur wünſchen, daß es zum klaren Erkennen ſeiner Lage komme, ehe es zu ſpät iſt.

v. Tr.

Von der preußiſchen Grenze.

Was in den letzten Wochen in Berlin vorgefallen iſt, wird einem künftigen Geſchichtſchreiber einen intereſſanten Stoff bieten, und vielleicht iſt die Zeit nicht fern, die eine ſolche Geſchichtſchreibung möglich macht. Vorläufig begnügen wir uns, die Reſultate feſtzuſtellen, die im Weſentlichen einen erfreulichen Eindruck machen. In der Regentſchaftsfrage hat man ſich nach langem Sträuben entſchloſſen, auf den Weg der Verfaſſung einzulenken, der diesmal auch der Weg der natürlichen Logik iſt. Ob in dem genügenden Umfang, das werden die nächſten Tage lehren; wenigſtens hat man ſich zu der Einſicht durchgearbeitet, daß eine Monarchie eines wirklichen Regenten bedarf, daß zwei Regenten nebeneinander ein Unding ſind, und daß es für Preußen, wenn es nicht ſeine Selbſtſtändigkeit einbüßen will, die höchſte Zeit

iſt, eine unabhängige Regierungsgewalt zu conſtituiren. Ein noch wichtigeres Reſultat haben die Confiſcationen der liberalen Blätter hervorgebracht Die Juſtiz hat ſich endlich ermannt, der Polizei, die um des „allgemeinen Beſten“ willen ſich unter Umſtänden der beſtehenden Geſetze überheben zu können glaubte, eine ernſte Mahnung zuzurufen, und da dieſe Mahnung von günſtigem Erfolg begleitet iſt, ſo dürfen wir hoffen, daß auch hier, wo es am dringendſten nöthig war, der Weg des Rechts wieder wird betreten werden. Aber dieſe Hoffnung darf uns nicht einſchläfern, ſie muß uns vielmehr auffordern, alle Kräfte aufzubieten, um für die ununterbrochne Fortdauer des Rechtszuſtandes ſichere Garantien zu gewinnen. Das Wichtigſte ſind die bevorſtehenden Landtagswahlen.

Die Nationalzeitung bringt ein Programm, in welchem ſie erklärt, „den beſten und ſicherſten Entwicklungsgang unſeres öffentlichen Lebens darin zu erblicken, daß die Verfaſſung kräftig vertheidigt und mit größerem Eifer als bisher aus- und durchgeführt wird.“ Natürlich ſtehen wir darin mit ihr auf gleichem Boden und billigen noch entſchiedener das Schlußwort:

„Die eigenthümliche Aufgabe der nächſten Sitzungen wird eine Reinigung der ſittlichen Atmoſphäre ſein, es wird gelten, den durch eine wüſte Reaction verſchütteten Quell altpreußiſcher Gewiſſenhaftigkeit und Rechtsliebe zu befreien. Auf den zurückgelegten hochtrabenden Zeitraum, wo jeder den Staat retten wollte und ſich bei dieſen Großthaten von den kleinen Rückſichten auf ſeine rechtlichen Schranken entbunden hielt, muß das ſchlichtere Loſungswort folgen, daß es um den Staat nur gut beſtellt iſt, wenn jedermann an ſeinem Orte das Recht zu üben ſich bemüht und ſich beſcheidet. Zu verbannen iſt die Willkür aller Staatskünſtler und Gaukler, auf welchem Felde immer ſie ſich niedergelaſſen haben; wieder herzuſtellen und gegen Uebergriffe zu ſchützen iſt die perſönliche Freiheit, die Selbſtſtändigkeit der Gerichte und aller Verwaltungsbehörden. Die Abgeordneten, die jetzt zu wählen ſind, haben ihre ganz beſondere Aufgabe. Die Wähler brauchen nicht zu wiſſen, ob künftig Herr v. X. oder Herr v. Z. Miniſter des Innern ſein wird und ob ihre Vertreter ſich zu des Herrn Miniſters Anhängern oder Gegnern ſetzen ſollen. Sie mögen nur Männer wählen, welche das Ende jeder Willkür wollen, und das Weitere der Zukunft überlaſſen.“ — Wir können dieſen Wünſchen um ſo unbefangener beipflichten, da wir ſie vor einiger Zeit bereits ſelber ausgeſprochen haben.

Von dieſem Geſichtspunkt ausgehend, erörtert nun die Nationalzeitung die Frage, inwieweit ſie ihren politiſchen Freunden, der demokratiſchen Partei, rathen ſoll, Candidaten der conſtitutionellen Partei zu unterſtützen. Die Frage hätte vielleicht in einem ſchicklicheren Ton erörtert werden können, indeß ſoll uns das nicht anfechten, da wir in den praktiſchen Reſultaten übereinſtimmen. In der That hat die conſtitutionelle Partei meiſtens die Neigung, zu vermitteln, auch da, wo eine Vermittlung nicht möglich iſt: es liegt das nicht blos in dem Charakter der zufälligen Vertreter dieſer Partei, ſondern in der Natur der Bildungsſchicht, aus der ſie hervorgegangen iſt. Zwar glauben wir — und darin weichen wir von der Nationalzeitung ab — daß es Entwicklungsperioden gibt, wo die Politik der Transaction die allein richtige iſt, wo es darauf ankommt, den Strom der augenblicklich herrſchenden Richtung über ſich hinbrauſen zu laſſen, damit nicht das Ganze aus den Fugen gehe; aber wir theilen die Ueberzeugung der Nationalzeitung, daß die gegenwärtige

Digitized by Google

Periode nicht in dieſe Kategorie fällt, daß vermittelnde Naturen in die gegenwärtige Seſſion nicht gehören, daß es vielmehr darauf ankommt, Männer zu finden, die mit unbeugſamem Willen das Unrecht überall aufdecken und für ſeine Beſeitigung ſorgen.

Wenn wir nun unſrerſeits unſern politiſchen Freunden, der conſtitutionellen Partei, einen Rath ertheilen ſollen, inwieweit Candidaten der demokratiſchen Partei zu unterſtützen ſind, ſo wäre es folgender. Haben die Conſtitutionellen die Neigung, zu viel Rückſichten nach Oben zu nehmen, ſo haben die Demokraten die ebenſo bedenkliche, Rückſichten nach Unten zu nehmen. Sie haben, verleitet von dem Dogma der Volksſouveränetät, nicht ſelten den Willen des Volks über das Geſetz geſtellt, ſie haben dieſen Willen in dem Geſchrei wüſter Pöbelmaſſen geſucht und die Barrikade als eine Rechtsquelle behandelt. In der übertriebenen Empfindung ihres Gegenſatzes gegen die beſtehenden Zuſtände haben ſie eine organiſche regelmäßige Entwicklung für unmöglich gehalten und das Mittel des Fortſchritts ausſchließlich in Revolutionen geſucht, während doch nach der Erfahrung aller Zeiten jeder Revolution, weil ſie in ihren Sprüngen der Natur voreilt, einen natürlichen Rückſchlag herbeiführt, der das Volk weiter zurückdrängt, als es anfangs ſtand. Wenn wir in Preußen auch im Ganzen weniger erlitten haben, als wir hätten erleiden können, ſo hat doch die Nationalzeitung ſelbſt das ganz richtige Gefühl, daß unrecht Gut nicht gedeiht, da ſie im Gegenſatz gegen die gegenwärtigen Zuſtände, die Früchte der Revolution, fortwährend das altpreußiſche d. h. vormärzliche Rechtsbewußtſein hervorhebt. Noch auf eins müſſen wir hinweiſen, was freilich nur den kleinern Theil der Demokratie trifft, der in der Wuth des Nivellirens zuweilen alles preußiſche Gefühl verleugnete und über die Herabdrückung dieſes Staats wol gar eine tückiſche Schadenfreude empfand: Belege finden ſich nicht blos in der Paulskirche, ſondern auch in der berliner „Reform“ und ähnlichen Zeitſchriften.

Demokratiſche Candidaten hat man alſo (nach dem Ausdruck der Nationalzeitung) zunächſt „aufs Korn zu nehmen“, ob ſie ſich auch von dieſen ſchlechten Neigungen völlig losſagen; wo nicht, ſo kann ihnen ein Conſtitutioneller ſeine Stimme nicht geben. Wenn ſie ſich dagegen dem Programm der Nationalzeitung anſchließen, wenn ſie auf dem Boden der Verfaſſung und in dem Geiſt derſelben jeder Willkür rückſichtslos entgegenzutreten verheißen, und wenn ihr Charakter dieſe Verheißung verbürgt, ſo verdienen ſie die Unterſtützung aller Freunde des Vaterlandes, gleichviel welchen Namen ſie der Partei geben, die ſie zu vertreten gedenken.

† †

Literatur.

Neue Dramen. — Brachvogel, der mit ſeinem Narciß eine ſo außerordentliche Wirkung auf die Bühne ausgeübt, erſcheint mit einem neuen Trauerſpiel vor dem Publicum: Adelbert vom Babenberge (Leipzig, Coſtenoble); es iſt kein Fort-

Digitized by Google

ſchritt. — Wilhelm Wolfſohn gibt ſeine geſammelten dramatiſchen Werke heraus (Dresden, Kuntze); die beiden erſten Bände enthalten: „Zar und Bürger“ und „Nur eine Seele“. Fehlt bei Brachvogel in der Erfindung alles Maß, ſo möchte man hier eine größere Kühnheit wünſchen; die Tendenz iſt durchaus wohlmeinend. — Julius Moſen im „Sohn des Fürſten“ (Oldenburg, Berndt) behandelt die Jugendgeſchichte Friedrich des Großen; die Haltung iſt ganz idealiſtiſch und nimmt auf den Ton der Zeit keine Rückſicht. — Ludwig Eckardt hat ſich die ſchwierige Aufgabe geſtellt, den Tod des Sokrates zu einem Trauerſpiel zu verarbeiten (Jena, Hochhauſen). Der ſterbende Sokrates verkündet den gekreuzigten Erlöſer, und ſo dient auch dies dramatiſche Spiel dem Lebenszweck des Verfaſſers, den Theismus wieder herzuſtellen. —

Neue Gedichte. Venus im Exil, ein Gedicht in 5 Geſ. von Robert Hamerling. (Prag, Kober), ſucht die verſchiedenen Geſtalten, in der die Göttin erſcheint, zu einer myſtiſchen Einheit zu verbinden. — Barbaroſſas Erwachen, ein Geiſterſpiel von Maximilian John (Berlin, Plahn), verheißt dem „edlen Preußen-Aar“ den Sieg. — Ferner zeigen wir an: die Haideblumen von Martin Weihe (Leipzig, Frieſe), die Gedichte von Carl Stelter (Leipzig, Cnobloch), von Rudolf Günther (Jena, Neuenhahn), von Maria Clausnitzer (Leipzig, Hunger), von A. G. v. Thünen (Bremen, Schünemann); das Album lyriſcher Originalien von Friedrich Oſer (Baſel, Schweighauſer), und ſchließlich das allerliebſte „Räthſelbüchlein“ von Dr. Miſes (Leipzig, Schlicke). —

Muſik. Da auch in der Muſik in der letzten Zeit die Productivität nicht ſehr ausgiebig iſt, ſo bleibt es ein großes und unſchätzbares Verdienſt, die guten Werke der alten Zeit durch billige und gut ausgeſtattete Ausgaben dem größern Publicum zugänglich zu machen. Mit großem Vergnügen zeigen wir zwei neue Unternehmungen dieſer Richtung an, indem wir uns vorbehalten, im weitern Verlauf darauf zurückzukommen. — Hallbergers Prachtausgabe der Claſſiker Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, in ihren Werken für das Pianoforte allein. Neu herausgegeben mit Bezeichnung des Zeitmaßes und Fingerſatzes von Moſcheles. Vollſtändig in circa 400 Notenbogen, im Subſcriptionspreis den Bogen zu 1 Ngr. (alſo das Ganze zu ungefähr 13 Thlr.; bei der vortrefflichen Ausſtattung ein ſehr billiger Preis.) — Stuttgart, Hallberger. — Ferner Illuſtrirte Ausgabe erleſener muſikaliſcher Meiſterwerke: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, mit einem Porträtstableau in Stahlſtich, den Biographien der ſechs Meiſter und Bemerkungen über den Vortrag der einzelnen aufgenommenen Stücke. (Leipzig, Gumprecht.) Dieſe Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen: Claſſiſches Pianofortealbum und claſſiſches Sopranalbum, jede zu 6 Lieferungen. Die Auswahl iſt ſehr verſtändig, die zweite Abtheilung zeichnet ſich vorzüglich durch die Ueberſetzung der Texte aus, die mit Rückſicht auf die Declamation und den muſikaliſchen Periodenbau ausgeführt iſt. — Für die Kenntniß der neueſten Leiſtungen ſorgt eine dritte Sammlung: Das Pianoforte. Ausgewählte Sammlung älterer und neuerer Originalcompoſitionen, unter Redaction von Franz Liſzt. (Stuttgart, Hallberger).

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von G. E. Elbert in Leipzig.

Der volkswirthſchaftliche Congreß in Gotha.

Wir glauben die Aufmerkſamkeit des Leſers, welche der vorliegende Gegenſtand im hohen Grade verdient, von vornherein nicht beſſer feſſeln zu können, als wenn wir den Kern der Beſchlüſſe des Congreſſes unſerer Darſtellung der Verhandlungen deſſelben voranſtellen.

Die Verſammlung deutſcher Volkswirthe beſchloß

I. die Gründung eines volkswirthſchaftlichen Congreſſes, welcher in jährlichen Wanderverſammlungen zuſammentreten, und deſſen laufende Geſchäfte durch eine ſtändige Deputation verſehen werden ſollen, welche aus ſechs durch den Congreß und aus drei durch Cooptation zu wählenden Mitgliedern beſtehen ſoll. Für das nächſte Jahr beſteht dieſe Deputation aus den Herrn Präſident Dr. Lette als Präſident, Schulze-Delitzſch, von Bennigſen aus Hannover, Finanzrath Hopf aus Gotha, Anwalt Braun aus Wiesbaden, Dr. Pickford aus Heidelberg, Präſident von Patow aus Berlin, Rewitzer aus Chemnitz und Dr. Georg Varrentrapp aus Frankfurt.

Die Verſammlung beſchloß:

II. Der Congreß ſpricht ſich 1) für den Grundſatz der Gewerbefreiheit aus. Derſelbe ſetzt 2) einen Ausſchuß nieder, welcher der nächſten Verſammlung über die in den einzelnen deutſchen Staaten beſtehenden Zuſtände und Einrichtungen des Gewerbeweſens von dem Standpunkt der Gewerbefreiheit aus einen durch den Druck zu veröffentlichenden Bericht erſtattet. Dieſer Ausſchuß beſteht aus drei Mitgliedern, welche ſich nach Bedürfniß durch Ergänzungswahlen verſtärken können. In dieſen Ausſchuß wurden gewählt die Herrn Dr. Boehmert aus Bremen, A. Lammers aus Hannover und Dr. Braun aus Wiesbaden.

Die vom ſtändigen Gewerbeausſchuß zu ſeiner Ergänzung noch hinzugewählten Mitglieder ſind:

1) Für Preußen, Bergius aus Breslau, 2) für Frankfurt, M. Wirth,

3) für Baden, Dr. Pickford aus Heidelberg, 4) für Würtemberg, Dr. Schäffle aus Stuttgart, 5) für Oldenburg, Regierungsrath Strackerjan, 6) für Oeſtreich, Bernhard Friedemann aus Wien, 7) für das Königreich Sachſen, Rewitzer aus Chemnitz, 8) für Kurheſſen, Weigel aus Kaſſel, 9) für Thüringen, Regierungsrath Müller aus Gotha, 10) für Hamburg, Hertz, 11) für Hannover, Lammers, 12) für Bremen, Dr. Böhmert, 13) für Naſſau, Braun, 14) für Baiern, Brater aus München, 15) für Heſſen-Darmſtadt, Dr. Schirges aus Mainz, 16) für Mecklenburg, Tanckwarth.

III. Der Congreß beſchloß öffentlich zu erklären:

1) daß er den Grundſatz anerkenne, es könne die Einführung und Regelung des Aſſociationsweſens nicht durch den Staat erfolgen, ſondern müſſe dieſelbe aus der freien und eignen Thätigkeit der gewerbtreibenden und arbeitenden Claſſen hervorgehen;

2) daß er nach den in Deutſchland, England und Frankreich angeſtellten Erhebungen und den bisher gemachten Erfahrungen die Bildung

a) von Vorſchußvereinen und Darlehnskaſſen,

b) von Aſſociationen ſpecieller Gewerbe zum gemeinſchaftlichen Bezug von Rohſtoffen,

c) von Conſumvereinen zur Anſchaffung nothwendiger Lebensbedürfniſſe im Ganzen als vorzügliche Mittel zur Selbſthebung der unbemitteltern Gewerbtreibenden und der arbeitenden Claſſen empfehle, da die volkswiſſenſchaftlichen Grundſätze des Einzeleigenthums und der freien Concurrenz gewahrt bleiben.

d) Daß nach den gemachten Erfahrungen bei den Vorſchußvereinen und den Aſſociationen zum gemeinſchaftlichen Bezug von Rohſtoffen als vorzügliches Mittel zur Beſchaffung des erforderlichen Betriebsfonds das Princip der unbedingten ſolidariſchen Verpflichtung aller Mitglieder für die von dem Verein als ſolchen von dritten Perſonen aufgenommenen Capitalien und Spareinlagen ſich praktiſch bewährt habe;

3) daß übrigens durch Empfehlung ſpecieller Arten des Aſſociationsweſens keineswegs einer weitern Entwicklung deſſelben vorgegriffen werden ſolle, ſondern auch die nach andern Richtungen hin gemachten Verſuche, ſobald poſitive Erfahrungen hierüber vorliegen, den künftigen Erörterungen des Congreſſes vorbehalten bleiben.

Endlich trägt die Section darauf an:

4) daß der Congreß ſeine ſtändige Deputation beauftrage, die nöthigen Schritte zur Beſchaffung des ſtatiſtiſchen Materials, über die in unſerm gemeinſamen Vaterland auf dem Gebiet des Aſſociationsweſens ge-

machten Erfahrungen zu thun und ſo den geeigneten Mittelpunkt für die zerſtreuten Notizen auf dieſem wichtigen Felde zu bilden.

IV. Der Congreß beſchließt einen Ausſchuß zu ernennen, welcher die vom volkswirthſchaftlichen Standpunkt wünſchenswerthe Geſtaltung der künftigen Handelspolitik und der Zollgeſetzgebung des Zollvereins darzulegen hat. Für die Aufſtellung eines Zolltarifs ſind folgende Geſichtspunkte feſtzuhalten:

1) Möglichſte Vereinfachung des Tarifs, und vollſtändige Aufhebung aller finanziell unerheblichen Zölle.

2) Beſeitigung, reſp. Ermäßigung derjenigen Schutzzölle, welche durch das wirthſchaftliche Bewußtſein der Gegenwart als unvereinbar mit einer geſunden induſtriellen Entwicklung anerkannt ſind.

3) Sicherung einer ſolchen Zolleinnahme, welche der jetzigen nicht nachſteht.

Der Ausſchuß hat zeitig vor der nächſten Verſammlung deutſcher Volkswirthe ſeine Arbeit der ſtändigen Deputation, womöglich bereits gedruckt, vorzulegen zur Erwägung darüber, ob und in wie weit dieſe Arbeit auf die Tagesordnung des nächſten Congreſſes zu ſtellen ſei.

In dieſen Ausſchuß wurden die Herrn Dr. Wolff in Stettin, O. Michaelis und Prince-Smith in Berlin gewählt und denſelben freigeſtellt, ſich durch eine weitere Anzahl berathende Mitglieder zu ergänzen.

V. Verſchiedene Anträge einzelner Mitglieder, Aufhebung des Salzmonopols, der Spielbanken u. ſ. w. betreffend wurden der ſtändigen Deputation zur geeigneten Berückſichtigung bei der nächſtjährigen Tagesordnung überwieſen und ſchließlich noch von der letzteren mit Genehmigung des Congreſſes die Anordnung getroffen, daß die officiellen Protocolle und die ſtenographiſchen Berichte über die Verhandlungen der Verſammlung in dem zu Frankfurt a. M. erſcheinenden „Arbeitgeber“ abgedruckt werden.

Wenn wir uns dieſe Beſchlüſſe genau betrachten und einen Vergleich mit den Beſtrebungen für das Volkswohl bei unſern Nachbarvölkern anſtellen, ſo können wir wol mit einigem Stolz auf dieſe gemeinſame Wirkſamkeit deutſcher Volkswirthe hinblicken. Wir hörten da nichts von den phraſenhaften Exclamationen über den einreißenden Pauperismus, welche z. B. bei dem weiland Wohlthätigkeitscongreß von Herren in weißer Cravatte bei Champagner und Trüffeln zu Markt getragen wurden. Wir vernahmen nichts von jenen ſocialiſtiſchen Syſtemen, denen z. B. Frankreich zum großen Theil ſeine Ideenverwirrung und den Despotismus, unter dem es jetzt ſeufzt, verdankt, auch nichts vom „Recht auf Arbeit“, nichts von der „Nothwendigkeit der Vernichtung des Capitals“, nichts von Arbeiterwerkſtätten, nichts von

Phalanſterien, nichts von Regelung des Handels und der Induſtrie durch den Staat, — kurz nichts von allen jenen verderblichen Theoremen, welche einſt zehntauſend Arbeiter auf die pariſer Schlachtbank geſchickt haben.

Nicht die Einfälle ungebildeter Leute, deren Blick nicht über ihren eigenen Horizont und ihre perſönliche Erfahrung geht, die nicht wiſſen, daß es lange bevor ſie zu denken begannen, eine Wiſſenſchaft gab, der die Löſung der ſogenannten ſocialen Frage zur Aufgabe geſtellt iſt, — nicht die Hirngeſpinnſte ſolcher Socialiſten waren es, von welchen die erſte Verſammlung deutſcher Volkswirthe beherrſcht war, — ſondern die Geſetze der Wiſſenſchaft, welche durch die Erfahrungen der ganzen Weltgeſchichte ſanctionirt ſind. Es war eine Verſammlung wiſſenſchaftlich und practiſch gebildeter Männer, von deren klarem Blick jeder ſocialiſtiſche Wahn ſofort in der Geburt erſtickt wurde. Wir haben alle Urſache, um ſo größeren Werth auf dieſe Thatſache zu legen, daß die erſte gemeinſame wirthſchaftliche Agitation in Deutſchland von bewährten Vertretern der Wiſſenſchaft geleitet wurde, als eben das furchtbare Elend, welches Frankreich betroffen hat, vorzugsweiſe dem Umſtand beizumeſſen iſt, daß die Anregung und Agitation zur Reform des ſocialen Organismus von unwiſſenden Dilettanten, von wiſſenſchaftlich ungebildeten Phantaſten ausgegangen iſt, während die Männer der Wiſſenſchaft ſich anfänglich zurückhielten und erſt dann einſahen, wie nothwendig es ſei, daß die Wiſſenſchaft ins Volksleben thätig eingreife, als es bereits zu ſpät war.

Dieſes Gefühl, dieſe Ueberzeugung, welche ſich bewußt oder unbewußt, mit mehr oder weniger Klarheit der Mehrheit der Verſammlung bemächtigt hatte, mochte dazu beigetragen haben, dem Congreß eine Phyſiognomie aufzuprägen, die wir noch bei wenigen deutſchen Verſammlungen beobachtet hatten. In ſummariſcher Behandlung der formellen Theile der Geſchäfte konnte die Verſammlung jedem amerikaniſchen Meeting kühn zur Seite geſtellt werden, während die Sachkenntniß in der Behandlung des Stoffes ſelbſt einem Parlament nur zur Ehre gereicht hätte. Die Mehrzahl der Mitglieder war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ſie einen wirklich fruchtbaren Boden betreten und daß der Weg, den man eingeſchlagen, noch zu großen und erſprießlichen Erfolgen und Früchten führen müſſe. Deshalb trafen wir auch eine Reſignation, ein Zurücktretenlaſſen aller perſönlichen Rückſichten und Motive, welches die Formulirung der Anträge, die Verſtändigung und die Beſchlußfaſſung ungemein erleichterte.

Zuerſt machte ſich dieſer Geiſt geltend bei der Berathung der Gewerbefrage. In der Vordebatte über dieſen Gegenſtand waren Mittheilungen über die Zuſtände der Gewerbe und der Gewerbeverfaſſung in verſchiedenen deutſchen Ländern gemacht worden, und hatte zuerſt Dr. Boehmert in friſchen Farben die grellen Widerſprüche dargeſtellt, welche die Zunftverfaſſung in

Bremen hervorrief, hinſichtlich deren intereſſanten Details wir auf die ſtenographiſchen Berichte verweiſen müſſen. Dr. Kreuzberg aus Prag machte nach einem hiſtoriſchen Rückblick auf die gewerblichen Verhältniſſe Oeſtreichs die erfreuliche Eröffnung, daß die Gewerbefrage in ſeinem Lande bald die praktiſche Löſung finden werde, und Cruſius, Buchbindermeiſter aus Leipzig, entgegnete auf die wider das „Handwerk“ gerichteten Bemerkungen Boehmerts, daß nicht alle Uebelſtände auf Rechnung des Zunftzwanges zu bringen ſeien, daß eine weſentliche Urſache des Nichtfortſchreitens der Zünfte darin liege, daß Seitens der Regierungen zu wenig für die Fortbildung der Handwerker geſchehe. Prince-Smith aus Berlin nahm Böhmert lebhaft in Schutz: nicht das Handwerk ſei angegriffen worden; das Handwerk, das Werk der Hand, der Stolz des Menſchen müſſe geehrt werden; nur gegen die Einengung des Handwerks proteſtire man. R. D. Wichmann aus Hamburg wies an einzelnen Thatſachen nach, daß die Verhältniſſe in Hamburg um nichts beſſer als die in Bremen ſeien. Die Bemerkung des Herrn Beck, des Vertreters des Handwerkervereins in Magdeburg, daß die Gewerbe ſeit Einführung der Gewerbefreiheit im Jahr 1807 in Preußen gelitten hätten, veranlaßte die Herrn Stadtrath Dr. Woeniger und Präſident Lette von Berlin zu einer gründlichen Darlegung der gewerblichen Entwicklung in Preußen in dieſem Jahrhundert, deren Thatſachen wenig zu Gunſten der Zunftverfaſſung ſprachen. Die Argumente dieſer Redner wurden noch verſtärkt durch die ſtatiſtiſche Angabe Dr. Otto Hübners aus Berlin, daß von den infolge der die Gewerbefreiheit wieder einſchränkenden Geſetzgebung im Jahr 1849 eingeſetzten ſechsundneunzig Gewerberäthen nur noch acht beſtänden und nur einer von dieſen acht noch in Thätigkeit ſei. Advocat Braun aus Wiesbaden erwähnte über die Verhältniſſe des Herzogthums Naſſau, daß von 1819 bis 1849 Gewerbefreiheit beſtanden habe, welche ſeit 1849 einem Zwitterding gewichen ſei, das man weder Zunftzwang noch Gewerbefreiheit nennen könne. Aus dem Geſetz von 1849 hob er einen Paragraphen hervor, welcher die abſurde Beſtimmung enthält, daß „ein Handwerksgewerbe dasjenige iſt, von welchem der Bezirksrath beſchließt, daß es als ſolches zu betrachten iſt,“ — und daß der Bezirksrath auch die Grenzen jedes Handwerks bezeichnen kann, wodurch, da achtundzwanzig Bezirksräthe in Naſſau exiſtiren, eine achtundzwanzigfache abweichende Geſetzgebung in dieſer Beziehung ſtattfinden kann. Regierungsrath Dr. Engel aus Dresden wies auf den eigenthümlichen Widerſpruch der Zuſtände in Sachſen hin, wo neben der Gewerbefreiheit in der einen Gegend, noch entſchiedener Innungszwang in der andern exiſtire, wodurch Verwicklungen oft der ſeltſamſten Art entſtänden. So z. B. ſtritten ſich zur Zeit als die Schuhſchlittſchuhe aufkamen nicht weniger als vier Zünfte über das Recht ſie anzufertigen. Die Bewegung im Lande für Gewerbefreiheit, an deren Spitze das rührige Chemnitz ſtehe, nehme fort-

während zu. Dr. Boehmert fügte hinzu, daß der roßweiner Gewerbeverein ſich ausdrücklich für Gewerbefreiheit erklärt habe. Dr. Malß berichtete über die eignen Mißbräuche, zu welchen die Zunftverfaſſung in Frankfurt a. M. Anlaß gibt. A. Lammers machte nach einer Schilderung der Verhältniſſe in Hannover die Bemerkung, daß auch dort die Richtung für Gewerbefreiheit mehr und mehr ſich Bahn breche. Advocat Boldt aus Roſtock lieferte ein Bild der Zuſtände ſeiner Vaterſtadt, welches zeigte, daß neben der Handelsfreiheit dort noch ein tüchtiges Stück Zunftzwang exiſtirt. Webermeiſter Rewitzer aus Chemnitz ergänzte in einem klaren und eingehenden Vortrag die Mittheilung über Sachſen und wies namentlich auch auf den Mißſtand widerſprechender Entſcheidungen der Localbehörden gewerbefreier und zünftiger Bezirke hin. Zu Gunſten der Gewerbefreiheit führte er namentlich die Gegenden der freien gewerblichen Entwicklung an, welche ſich am entſchiedenſten für allgemeine Gewerbefreiheit ausſprechen.

Dr. Riecke aus Nordhauſen führte an einzelnen Beiſpielen aus, wie die Gewohnheit die Zunftſchranken durchlöchert habe, wie z. B. der ſogenannte Bier- und ſaure Gurkenzwang in Torgau dadurch gebrochen worden ſei, daß man den Bedarf des Militärs von auswärts einzuführen verſtattete. Profeſſor Biedermann gab, nachdem er angeführt, daß der Fortſchritt der gewerblichen Bewegung in Chemnitz vorzugsweiſe das Verdienſt des Herrn Rewitzer ſei, eine Darſtellung der Verhältniſſe in Weimar, woraus hervorging, daß dort daſſelbe Mißverhältniß zwiſchen freien und zünftigen Gewerben wie in Sachſen beſtehe, und knüpfte daran die Mittheilung, daß die Regierung entſchieden für Gewerbefreiheit ſei und nur auf die Mitwirkung andrer Regierungen warte, um auf dem Wege der geſetzlichen Reformen vorzuſchreiten.

Nachdem hierauf die Specialdiscuſſion geſchloſſen war, ergriff Dr. Boehmert als Berichterſtatter der Section das Wort, um folgende Anträge derſelben zu rechtfertigen:

Die Section für Reform der Gewerbegeſetze erkennt in der Befreiung der Arbeit von den beſtehenden Beſchränkungen ein Mittel zur Hebung des Gewerbeſtandes und beantragt: die Verſammlung wolle beſchließen, mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln für Beſeitigung der beſtehenden Hemmniſſe der Arbeit, namentlich dahin zu wirken:

1) daß die Gewerbs- und Handelsthätigkeit von denjenigen ausſchließenden und beſchränkenden Befugniſſen, welche bisher beſtimmten Corporationen oder Einzelnen zugeſtanden haben, befreit werde;

2) daß die Gewerbs- und Handelsthätigkeit nicht länger durch Lehrzwang, Wanderzwang, Befähigungsnachweis und Ertheilung von Conceſſionen beſchränkt werde;

3) daß den Regierungen nur aus Sanitäts-, oder Feuer-, oder Waſſer-

oder ſonſtigen polizeilichen Rückſichten eine Einmiſchung in den Betrieb einzelner Gewerbe eingeräumt werde;

4) daß im Uebrigen auch im Gewerbe- und Handelsbetrieb nur die allgemeinen bürgerlichen Geſetze, z. B. bezüglich der Dispoſitionsfähigkeit zur Geltung kommen.

Separatantrag des Dr. Böhmert.

1) Die Verſammlung wolle ſich ſpeciell gegen den Verſuch einer Zuſammenlegung der Gewerbe erklären und ihre Ueberzeugung dahin ausſprechen, daß die Reform der Gewerbegeſetze eine gründliche und raſche ſein müſſe, weil ein langſames Abſterbenlaſſen des hinſiechenden Veralteten ein Siechthum auch in die neuen Verhältniſſe legt, und weil nur die volle Freiheit der wirthſchaftlichen Bewegung einen Erſatz für die unhaltbaren Privilegien bietet und ein Vorwärtsſchreiten im Gewerbe, ſo wie die zeitgemäße Veränderung der bisherigen Betriebsweiſe ermöglicht. 2) Die Verſammlung wolle beſchließen, die in der Gewerbefrage gefaßten Beſchlüſſe mit gründlicher Motivirung und mit beſonderer Berückſichtigung der thatſächlichen hiſtoriſchen und ſtatiſtiſchen Mittheilungen aus den verſchiedenen Ländern in möglichſt weiten Kreiſen zu verbreiten und zugleich dahin zu wirken, daß dieſe Grundſätze womöglich in der Form eines allgemeinen deutſchen Gewerbegeſetzes nach Art des Wechſelgeſetzes und des angeſtrebten Handelsgeſetzes, wo aber nicht, in der Form von Specialgeſetzgebungen der einzelnen deutſchen Länder zur Geltung gebracht werden.

Die Section hatte ſich in ihrer entſchiedenen Mehrheit für Abſchaffung der Meiſterprüfungen ausgeſprochen. Zur Aufrechterhaltung der letzteren ſtellten die Herren Senator Döll aus Gotha und Buchbinder Cruſius aus Leipzig einen Separatantrag, welcher vom Senator Döll gerechtfertigt wurde. Als im Verlauf dieſer Discuſſion die Aeußerung fiel, daß man ebenſo gut wie die Meiſterprüfung auch die Prüfung der Juriſten und Mediciner abſchaffen könne, bemerkte Prince-Smith, daß in England, wo es gewiß tüchtige Juriſten gäbe, ein juriſtiſches Examen nicht beſtehe. Die Discuſſion wurde hierauf durch einen die Sectionsanträge ausſchließenden Vorantrag der Herren Wolff und Braun abgeſchnitten, welcher nach kurzer Verhandlung zu dem oben ſtehenden Beſchluß zu Gunſten unbedingter Gewerbefreiheit führte.

Die Verhandlungen über die Angelegenheit der Aſſociationen, wofür der Congreß den deutſchen Ausdruck Genoſſenſchaften adoptirte, führte zu einem wahren Triumph des Herrn Schulze-Delitzſch, welcher um ſo erfreulicher war, als die Beſtrebungen des verdienſtvollen Mannes eine Reihe von Jahren hindurch ganz vereinzelt dageſtanden hatten. In der Section, wo Profeſſor Huber die engliſchen und franzöſiſchen Aſſociationen vorzugsweiſe als Vorbild hingeſtellt wiſſen wollte, fand Schulze die Anerkennung,

daß die nachher vom Congreß angenommenen Anträge, in welchen die Sanction ſeiner Beſtrebungen liegt, nicht von ihm ſelbſt, ſondern von dritter Seite ausgingen und die einmüthige Beiſtimmung ſämmtlicher Mitglieder erhielten. Obgleich in der Section eine ganz entſchiedene Verwahrung gegen einzelne von den Schulzeſchen Genoſſenſchaftseinrichtungen abweichende Aſſociationen, wie z. B. gegen die des erfurter Vereines, weil derſelbe der Speculation die Thür öffne, eingelegt worden war, ſo erhielt Schulze doch die fernere Genugthuung, daß ihm als Berichterſtatter unbeſchränkte Vollmacht zur Rechtfertigung der Anträge ertheilt wurde, in welcher letzteren er der ſoeben erwähnten Verwahrung nur mit weiſer Mäßigung gedachte. Dieſe Rechtfertigung ſelbſt war ein Meiſterſtück von Beredtſamkeit, das mehr durch das Gewicht der Thatſachen, als der Worte die Verſammlung zur Begeiſterung hinriß.

Die Wirkung dieſer Rede, auf deren Einzelnheiten einzugehen wir uns leider aus Mangel an Raum hier verſagen müſſen, die aber ſowol in den im „Arbeitgeber“ erſcheinenden ſtenographiſchen Berichten wie in Schulzes neueſtem Buch, „die arbeitenden Claſſen und das Aſſociationsweſen in Deutſchland“ nachgeleſen werden können, — war ſo groß, daß die Verſammlung ſich mit einmüthigem Beifall erhob und durch den Präſidenten ihren Dank ausſprach. Ein Antrag auf Annahme der Anträge en bloc wurde nur deshalb verſchoben, um der Ruhe und Gründlichkeit der Verhandlungen keinen Eintrag zu thun. Nachdem hierauf Finanzprocurator Hallbauer aus Meißen über die Einrichtung des dortigen Vorſchußvereines, Ender über den Creditverein in Königsberg Bericht erſtattet, Dr. Adami aus Bremen Einwendungen gegen die ſolidariſche Haftbarkeit der Genoſſen aus ſeinen Erfahrungen in Bremen gemacht, Freiherr von Eberſtein aus der Provinz Sachſen dagegen angeführt hatte, daß die großen Actiengeſellſchaften einer Handelsſtadt mit den Genoſſenſchaften kleinerer Orte nicht zu vergleichen ſeien; nachdem Herr von der Leyen aus Hamm noch bemerkt hatte, daß die Unterſtützung der Genoſſenſchaften durch Hilfe der bemittelteren Claſſen doch nicht ausgeſchloſſen ſein ſolle, wurden die Anträge der Section raſch ohne weitere Discuſſion, und nur mit einer kleinen von Prince-Smith vorgeſchlagenen Aenderung, welche eine ſtrengere Ausſchließung des Staats (deſſen Mitwirkung Finanzrath Hopf aus Gotha gewahrt wiſſen wollte) ausdrückt, angenommen.

Aus den Verhandlungen über die Anträge der Zollſection haben wir nur zwei Momente hervorzuheben, das eine, daß Dr. Kreuzberg aus Prag, welcher ſich offen als Schutzzöllner bekannte, die Mitglieder des gewählten Zollausſchuſſes erſuchte, daß ſie, da ſie lediglich aus Männern des freihändleriſchen Bekenntniſſes beſtänden, um der gründlichen, unparteiiſchen Beurtheilung willen auch Vertreter der entgegenſtehenden Anſicht zu ihren Berathungen zulaſſen ſollten. Das andere Moment beſtand darin, daß die Befürchtung gel-

tend gemacht wurde, der Beſtand des Congreſſes möchte gefährdet werden, wenn ſchon bei der nächſten Verſammlung zu Frankfurt, wo wahrſcheinlicherweiſe die Schutzzollpartei ſtärker vertreten ſein werde, ein entſchiedener Freihandelszolltarifentwurf zur Verhandlung käme. Dieſe Erwägung führte zur Annahme des von Bennigſen gemachten Zuſatzes, wonach es der ſtändigen Deputation überlaſſen bleiben ſoll, ob ſie den Gegenſtand auf die Tagesordnung des nächſten Congreſſes ſtellen ſolle oder nicht.

Zum nächſtjährigen Verſammlungsort wurde Frankfurt a. M. gewählt.

Zum Schluß müſſen wir noch eines überaus durchgreifenden Momentes erwähnen. Herr Profeſſor Huber hatte ſich nämlich bereit erklärt, im Gewerbeverein einen Vortrag über ſeine auf einer zweiten Reiſe in England und Frankreich über die Aſſociationen geſchöpften Beobachtungen zu halten. Um Zeit und die Wiederholung deſſelben Vortrags zu ſparen, waren auf Wunſch des Redners die Mitglieder des Congreſſes zu der Verſammlung eingeladen worden, welche ſehr zahlreich beſucht war. Profeſſor Huber entrollte ein überaus anziehendes und getreues Bild namentlich der engliſchen Genoſſenſchaften zu Rochdale und Leeds, welches nicht wenig zur Vorbereitung für die Entſcheidung der wichtigen Aſſociationsfrage beitrug. Der Vortrag war ſo umfaſſend, daß wir auch hier auf die ſtenographiſchen Berichte, ſo wie auf die bereits im deutſchen Gewerbeblatt (Innung der Zukunft) über dieſen Gegenſtand erſchienenen Artikel verweiſen müſſen.

Der Eindruck, welchen dieſer Vortrag gemacht hatte, wurde noch überboten durch die mächtige Wirkung, welche ein darauf folgender Vortrag von Schulze-Delitzſch hervorbrachte, und welcher eine kräftige Appellation des Redners an das Ehrgefühl des Gewerbeſtandes enthielt. Derſelbe führte den Gewerbetreibenden das Beiſpiel ihrer Vorfahren vor Augen; er bewies ihnen an der Hand der Geſchichte, daß die Zünfte im Mittelalter in ihrer Zeit ein wirthſchaftlicher und politiſcher Fortſchritt waren, daß ſie dem Sonderbetrieb auf dem Lande damals entgegenſtanden, wie die heutigen Genoſſenſchaften den Zünften, daß den großen Vorrechten der Zünfte ebenſo ſo große Pflichten gegenüberſtanden, daß die heutigen Zünfte nicht die Pflichten, ſondern nur die Vorrechte wollten. Schulze forderte die Handwerker auf, ſich zu ermannen, wenn ſie nicht vom Großbetrieb erdrückt werden wollten, ſich ſtatt auf die Hilfe des Staates auf ſich ſelbſt zu verlaſſen, ſtatt nach Schutz zu rufen auf die eigne Kraft ſich zu ſtützen, damit es nicht einſt heiße, die deutſchen Handwerker bedürfen vor allem des Schutzes gegen ſich ſelbſt. — Die allgemeine Begeiſterung auf der einen und die Reſignation, welche dieſe Rede auf der andern Seite hervorrief, war ſo ſeltener Art, daß ſie gewiß von nachhaltiger Wirkung auch in weitern Kreiſen ſein wird.

Digitized by Google

Und ſo rufen wir den deutſchen Volkswirthen zu ihrem jungen Werke ein fröhliches. Glückauf! zu.

Die repräſentative Regierung in Sardinien.

Chiala: Une page d'histoire du gouvernement représentatif en Piemont. Turin, 1858. —

Wir haben dies Buch, obwol es breit und in ſchlechtem Franzöſiſch geſchrieben iſt, mit lebhaftem Intereſſe geleſen, denn der Gegenſtand iſt von eigenthümlicher Anziehungskraft für jeden, der die Entwicklung des freien Verfaſſungslebens in Europa verfolgt. Ein kleiner Staat, der freiwillig in eine neue Bahn tritt und nach einem kühnen aber unglücklichen Kampf gegen einen übermächtigen auswärtigen Gegner dieſelbe beharrlich feſthält und ſich vor Ausſchreitungen nach rechts wie nach links zu wahren weiß, der den Muth behält, ſich an einem großen europäiſchen Kampf, welcher ſeine Intereſſen nicht unmittelbar berührte, zu betheiligen und neben den Großmächten in den Congreſſen ſitzt, muß in der That die Aufmerkſamkeit des Politikers auf ſich lenken. Man hat Piemont das Preußen Italiens genannt, und wirklich finden ſich viele Analogien in der Stellung beider zu dem Geſammtvaterland, indeß wenn man von Preußen ſagen kann, daß eine ernſte Verwirklichung der repräſentativen Regierung dem Scheinconſtitutionalismus der Mittel- und Kleinſtaaten gegenüber es hoch in Deutſchland heben wird, ſo iſt dies noch in viel höherm Grade der Fall bei Sardinien, welches das einzige nicht despotiſch regierte Land der apenniniſchen Halbinſel iſt. Und nicht blos der Gegenſatz der italieniſchen Verfaſſungsformen kommt für Piemont in Betracht, ſondern mehr noch, daß eine der wichtigſten Provinzen, welche noch dazu ſein Grenznachbar iſt, unter der Botmäßigkeit einer auswärtigen Macht ſteht. Dieſe äußern Verhältniſſe ſind ſo ſchwerwiegend, daß ſie auf die innere Politik des Staates den entſchiedenſten Einfluß haben müſſen, und wiederum hat die innere Politik mehr als in vielen andern Staaten Bedeutung nach außen. Die repräſentative Frage hat in Sardinien deshalb eine doppelte Seite, es iſt einmal die Entwicklung im Innern, ihr Verlauf und ihre Ausſichten für die Zukunft zu betrachten, andrerſeits die Stellung, welche das Land dadurch zu Oeſtreich und dem übrigen Italien eingenommen hat.

Die Beſitzungen, welche Oeſtreich im vorigen Jahrhundert in Oberitalien

behauptete, waren vereinzelte Vorlande, die ſchlecht mit dem Reichskörper zuſammenhingen, durch den wormſer Frieden (1743) verlor es noch Stücke der Lombardei, Tortona und Rorera an Piemont, und der Teſſino vom Lago Maggiore bis an den Po ward die Grenze gegen ſeinen weſtlichen Nachbar, Venedigs Gebiet war noch unangetaſtet. Die Revolutionskriege änderten dieſe Lage, Piemont ward das Opfer für die Coalition und gleichmäßig von Frankreich und Oeſtreich mißhandelt, letzteres dagegen breitete ſich aus und wurde hier für ſeine Verluſte in Deutſchland und den Niederlanden entſchädigt; nach wechſelndem Kriegsglück ging es beim Frieden mit dem Erwerb Venedigs und Dalmatiens hervor, wodurch ſeine italieniſchen Beſitzungen eine compacte, mit den übrigen Provinzen wohl zuſammenhängende Maſſe wurden, und ſo daſtehend wurde es als Großmacht der tonangebende Staat der apenniniſchen Halbinſel. Nur zögernd und weil es dies nicht hindern konnte, gab es die Vereinigung des genueſiſchen Gebiets mit Piemont zu, jede Vergrößerung nach Oſten, die für ſeine Eroberungen nur ſchwach compenſirt hätte, wußte es zu verhindern, mit dem übrigen Italien hing es nur durch die ſchmale parmeſaniſche Grenze zuſammen. Chiala citirt ein Memorandum, welches der ſardiniſche Geſandte, Graf d'Agliè, auf dem wiener Congreß Lord Caſtlereagh überreichte, in dem die Stellung Piemonts erörtert wurde. „Man hat," heißt es in demſelben, „dem turiner Hofe den Wunſch ſich zu vergrößern vorgeworfen, aber wenn der wiener Hof in ſeiner Abſicht beharrte, alle Gebiete zu behalten, die er jetzt in Italien innehat, würde er denſelben Vorwurf verdienen. Die Fürſten des Hauſes Savoyen zwiſchen zwei mächtige Nachbarn, welche ſtets ihre Staaten eiferſüchtig bewachen, geſtellt, haben natürlicherweiſe nach Mitteln ſuchen müſſen, ſich zu verſtärken und zu vergrößern, je mehr ſich ihre Nachbarn ausdehnten und je mehr das Militärſyſtem ſich in einem Maße ausbildete, wie das in frühern Jahrhunderten unbekannt war. Früher hatte Piemont, gegen Frankreich durch die Alpen einigermaßen ſicher geſtellt, wenigſtens auf der italieniſchen Seite durch die Schwäche ſeiner Nachbarſtaaten keinen Grund der Beunruhigung. Allerdings war auch damals das Haus Oeſtreich ein mächtiger Nachbar, aber weder durch die Ausdehnung ſeiner Beſitzungen, noch durch deren Lage furchtbar. Das Herzogthum Mailand war von den andern öſtreichiſchen Erbſtaaten getrennt, die Zahl der Truppen während des Friedenszuſtandes gering, in Kriegszeiten aber machte dieſe Entfernung es Piemont möglich, ſich in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Wenn nun aber jetzt eine ſchon furchtbare Macht die Abſicht kundgibt, ſich den beſten und größten Theil Italiens anzueignen und ſein Gebiet bis zur Grenze Piemonts auszudehnen, ſo darf man die Anſtrengungen, die der turiner Hof machen würde um eine Gebietserweiterung und Hilfsquellen, welche der Gefahr, von der er bedroht iſt, entſprechen, nicht als Begehrlichkeit bezeichnen. In dieſem

Fall iſt Vergrößerung nicht Ehrgeiz, ſondern eine Garantie, ein unentbehrliches Mittel, ſeine Unabhängigkeit zu bewahren. Dagegen ſind die Abſichten Oeſtreichs durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigt und berühren weder ſeine Sicherheit noch ſeine Unabhängigkeit. Man darf ſelbſt weiter gehen und ohne Zaudern behaupten, daß die in Frage ſtehende Vergrößerung, obſchon an ſich beträchtlich, kein andres Reſultat haben würde, als die Knechtung (asservissement) Italiens und die Zerſtörung des Gleichgewichts in Südeuropa, ohne Oeſtreich wahre und dauernde Vortheile zu bringen. Dieſe Behauptung, ſo auffallend ſie auch ſcheinen mag, iſt auf Vernunft und Erfahrung gegründet; die natürlichen Grenzen zwiſchen Italien und Deutſchland ſind zu klar, als daß dieſe beiden Länder jemals zu einem verſchmolzen werden könnten. Die Bewohner der Oeſtreich untergebenen italieniſchen Provinzen können ſich heute ſo wenig als vor hundert Jahren den Deutſchen aſſimiliren." — Trotz dieſer gewichtigen Gründe und ungeachtet der Bemühungen des ſardiniſchen Geſandten in Petersburg, Grafen de Maiſtre, vollzog ſich die Vertheilung, welche den heutigen Beſitzſtand ergab. Es iſt wahr, daß die ſchroffe Reaction und Prieſterherrſchaft, welche in Sardinien der Wiedereinſetzung des alten Königshauſes folgte, gegen ſeine Wünſche einnahm, und Oeſtreich beutete dieſen Umſtand geſchickt nach beiden Seiten aus, indem es den andern Mächten zu verſtehen gab, die Lombardei wolle nicht unter ſolchem Regiment ſtehen, und indem es andrerſeits durch ſeinen Einfluß auf die Geiſtlichkeit feſten Fuß in Piemont faßte; dazu kamen fürſtliche Familienverbindungen. Doch würde man ſich täuſchen, wenn man glaubte, daß die ſardiniſchen Ultras, ſo ſehr ſie im Innern das retrograde Syſtem aufrechthielten, ſich in Bezug auf die Gefahr, welche dem Staate durch Oeſtreich nach außen drohte, einſchläfern ließen. Der Graf de la Marguerita, deſſen Reactionsſtarrheit ſo verrufen iſt, ſchrieb als auswärtiger Miniſter 1835 dem ſardiniſchen Geſandten in einem Circular: „Die öſtreichiſche Politik hat ſich nicht geändert, ſie verfolgt immer dieſelben Ziele, ihr Ehrgeiz iſt noch größer als früher. In demſelben Augenblick, da ſie die päpſtlichen Legationen begehrt, wirft ſie einen verlangenden Blick auf das rechte Ufer des Teſſino, den ſie wieder überſchreiten möchte, um ihre Grenzen über die hinauszuſchieben, welche die Verträge von Worms und Aachen feſtſtellten. Wenn Genua Sardinien einverleibt iſt, ſo ſind wir Oeſtreich ſicher nicht dafür verpflichtet, ſicher hat es uns auf dem wiener Congreß nicht unterſtützt. Glauben Sie ja nicht, daß wir irgend eine Verbindlichkeit gegen eine Macht hätten, die uns nur das Gute gewährt, was ſie nicht hindern kann. Darnach iſt abzunehmen, mit wie großem Mißtrauen man alle Freundſchaftsbetheuerungen und alle Anerbietungen, welche in unſerm Intereſſe gemacht ſcheinen, aufnehmen muß. Den Worten der öſtreichiſchen Geſandten darf kein Glaube geſchenkt werden und ihren Verſprechungen kein Vertrauen."

Und Oeſtreich täuſchte ſich über dieſe Lage der Dinge nicht. Graf d'Hauſſonville erzählt, daß Fürſt Metternich dem franzöſiſchen Botſchafter zu Wien 1830 ſagte, für ihn ſei die Frage Piemonts die Frage von ganz Italien. Doppelt mußten die Anzeichen beunruhigen, welche 1847 eine neue Ordnung der Dinge in Sardinien verkündeten. Der Kampf, den letzteres 1848 und 49 unternahm und ſeine Ergebniſſe ſind bekannt, Oeſtreich war Sieger geblieben, aber die Grenzen waren nicht verrückt. Zwei Dinge waren es, die Piemont retteten, einmal die Eiferſucht der europäiſchen Mächte, welche nicht geduldet hätten, daß Oeſtreich ſich in Turin feſtſetzte, und zweitens die Aufrechthaltung der liberalen Inſtitutionen. Durch ſie war die Regierung, wie ſich nicht leugnen läßt, zum Kampf getrieben; nach deſſen unglücklichem Ende wäre es nicht zu verwundern geweſen, wenn dieſe Inſtitutionen gefallen wären, und wenn Oeſtreich nicht in Turin war, konnte dann doch ſein Einfluß dort allmächtig werden. Die Loyalität und der geſunde Blick des jungen Königs verhinderten dies, er ſah ein, daß die Aufrechthaltung dieſer Grundverſchiedenheit von der lombardiſchen Regierung ein moraliſcher Schlagbaum gegen Oeſtreich ſei, und blieb ſeinem Eide treu. Umſonſt verſuchte das wiener Cabinet ihm die Niederlage von Novara und ſelbſt die Abdankung ſeines Vaters als die Niederlage des revolutionären Geiſtes darzuſtellen und ihm mit der Wiedererlangung der unumſchränkten königlichen Gewalt zu ſchmeicheln; er zog es vor, als mit ſeinem Volk beſiegt zu erſcheinen, ſtatt durch die Oeſtreicher die Revolution zu beſiegen. Dank dieſem Muthe iſt Sardinien eine Macht in Italien geblieben, es repräſentirt noch mehr als zuvor in der nördlichen Halbinſel die Möglichkeit eines unabhängigen Italiens. Nicht mehr Erfolg hatte Oeſtreich bei den Männern der äußerſten Rechten in Piemont, welche den neuen Inſtitutionen feindlich geſinnt waren, ſie ſind reactionär, aber vor allem doch national, und wollen lieber in ihrem Lande dulden, was ſie als Unrecht anſehen, als ſich auf auswärtige Hilfe ſtützen. Nur der Klerus iſt Oeſtreich zugethan, weil er ohne Nationalität iſt; aber ſo antiöſtreichiſch iſt die Stimmung im ganzen Volk, daß er nur mit vieler Vorſicht die Vertheidigung der lombardiſchen Zuſtände unternehmen kann. Endlich machte das wiener Cabinet noch einen Verſuch, mit Frankreich insgemein die repräſentativen Inſtitutionen in Sardinien zu gefährden. Als nach dem Staatsſtreich vom 2. Decbr. 1852 die Reaction auf der Höhe in Europa ſtand, ſtellte Oeſtreich dem Prinzpräſidenten die Gefahren vor, welche beiden Ländern durch die Flüchtlinge und die freie Preſſe in Sardinien erwüchſen. Der Marquis d'Azeglio beauftragte ſeinen Geſandten in Paris, der franzöſiſchen Regierung die Uebertreibungen zu zeigen, welche Oeſtreich ſich hierbei zu Schulden kommen ließ, und wie es damit nur einen Schlag auf Piemonts Regierung zu führen gedenke, um ſeinen Einfluß unbeſchränkt in Italien herrſchen zu machen, wodurch es eben

den Frankreichs gänzlich vernichten würde. Das Cabinet der Tuilerien theilte dieſe Auffaſſung und lehnte die angetragene Cooperation mit Oeſtreich ab, es wollte die neuen Inſtitutionen Frankreichs nicht Sardinien zum Vortheil Oeſtreichs aufdrängen. Eine freie Tribüne in Turin erſparte Frankreich ein Beobachtungscorps am Fuße der Alpen. Zugleich brach das Miniſterium, dem Azeglio vorſtand, jenen Anſchuldigungen die Spitze ab, indem es einige der gefährlichſten Flüchtlinge auswies, andere auf den Wunſch Frankreichs internirte, und trotz heftigen Widerſtandes der Kammer ein Geſetz über die Preſſe durchführte, welches die Beleidigung fremder Souveräne dem Urtheil der Geſchwornen entzog und jene Fürſten ſo mehr beſchützte als den eignen König. Die Regierung zeigte darin eine weiſe Nachgiebigkeit und keine Feigheit; denn die Staaten zweiten Ranges können ſich dem Einfluß großer Nachbarn, mit denen ſie auf gutem Fuße leben wollen, nicht entziehen. Frankreich erklärte ſich durch dieſe Maßregeln befriedigt, und als ſein Geſandter H. de Butenval in Turin auf eigne Hand einen zu hohen Ton annahm, ward er abberufen.

Der bedeutſamſte Act, durch den dann ſpäter Sardinien in die europäiſchen Fragen eingegriffen hat, iſt bekanntlich ſein Zutritt zur weſtlichen Allianz gegen Rußland. Man hat dieſelbe vom rein politiſchen Geſichtspunkt vielfach getadelt und gefragt, was hat ſie dem Staate eingebracht? Materiell allerdings nichts; ſie hat vielmehr Geld und Blut gekoſtet, moraliſch hat indeß Sardinien gewiß Vortheil davon gezogen. Es iſt immerhin etwas, ebenbürtig an der Seite der Großmächte und Oeſtreich zum Trotz auf den europäiſchen Congreſſen zu erſcheinen und ſeine Vertreter in allen Commiſſionen ſitzen zu haben, welche ſich mit der Ordnung der ſchwebenden Fragen beſchäftigen. Sardinien hat hier nach dem alten Satz eines ſeiner Fürſten gehandelt, der ſeinem Nachfolger ſagte: surtout voyez, que rien ne se fasse en Europe, sans que vous y soyez, und dieſe active Politik hat es namentlich den andern italieniſchen Regierungen gegenüber gehoben, welche in träger Unthätigkeit verharrten, ja Neapel ſah die weſtmächtlichen Geſandten infolge des pariſer Friedens abberufen, während Sardinien als eng mit dieſen Mächten verbunden erſchien. Darauf aber, durch ſein Beiſpiel die öffentliche Meinung in den andern Staaten Italiens zu gewinnen, kommt für Piemont alles an, bei jeder Maßregel, die es nimmt, wird es ſich fragen: welchen Eindruck wird ſie in Italien machen? Nicht daß wir die Lenker ſeiner Regierung für revolutionär halten, im Gegentheil glauben wir, daß dieſelben und namentlich Graf Cavour allen umſtürzenden Plänen feind ſind und eine Einheit Italiens dermalen für unmöglich halten. Sie wünſchen aber aus Italien einen Staatenbund zu machen, in welchem ihr Staat die Hegemonie hätte, zu dieſem Zweck wollen ſie die Bevölkerungen gewinnen und durch ihr Beiſpiel einen moraliſchen Druck auf die Regierungen üben. Letzteres iſt allerdings bisher noch wenig

gelungen, obwol ſich nicht ſagen läßt, was durch dies Beiſpiel verhindert iſt; in ſeinen Zwiſtigkeiten mit Toscana, dem Kirchenſtaat und Neapel iſt Sardinien nicht glücklich geweſen, in der letzten Angelegenheit, der des Cagliari, gab Neapel gefliſſentlich England nach, um nicht den Anſchein zu haben, dem verhaßten turiner Cabinet zu weichen. Indeß kann ſich das letztere hierüber tröſten, den erſten Zweck, die Popularität in Italien, erreicht es deſto vollſtändiger; wo ein namhafter Mann von den despotiſchen Regierungen verfolgt wird, geht er nach Piemont und daſſelbe hat dadurch einen Zufluß von hervorragenden und reichen Leuten erhalten, der es nur heben kann.

Beſondere Erwähnung verdienen noch die Zwiſtigkeiten mit Rom, weil ſie einen kirchlichen Charakter haben. Vor 1848 war Sardinien ein ſo geſegnetes Prieſterland wie Spanien, 1841 war mit dem päpſtlichen Stuhl ein Concordat abgeſchloſſen, welches die Geiſtlichen von den ordentlichen Gerichtshöfen eximirte, der Artikel 24 des Verfaſſungsſtatutes hob alle außerordentliche Gerichtsbarkeit auf und damit auch die der Geiſtlichen. Der Juſtizminiſter Graf Sclopis, der dies beſonders in einem Circular hervorhob, zeigte ſich zugleich bereit, wegen dieſer Frage mit dem päpſtlichen Stuhl zu verhandeln; aber trotz der ſchlimmen Lage, in welcher derſelbe war, lautete die Antwort wenig entgegenkommend, die Unterhandlungen wurden von päpſtlicher Seite lau geführt und eine beſondere Sendung des Grafen Siccardi führte zu nichts. Der Papſt erklärte, daß jene Maßregeln, welche die geiſtlichen Privilegien modificiren ſollten, ſein Herz wie die Kirche gleich verletzen müßten. Das Anerbieten Piemonts nach der Flucht des Papſtes, ihn wieder nach Rom zu führen und dort zu vertheidigen, ward kühl abgewieſen. Man mußte einſeitig vorgehen. Das Siccardiſche Geſetz, deſſen Urheber Miniſter geworden, ward mit 130 gegen 27 Stimmen angenommen. Dies ward der Ausgangspunkt großer Schwierigkeiten, ſowol gegenüber dem Oberhaupt der Kirche wie gegenüber dem Klerus, und das Geſetz über die Civilheirath erhöhte dieſe Mißhelligkeiten noch. Die Geiſtlichkeit hatte bei dem letzteren einen Schein von Recht für ſich, indem der erſte Artikel des Statutes die katholiſche Religion für die Staatsreligion erklärt. Man wird aber nach der ausführlichen und unbefangenen Darſtellung Chialas, der im Gegentheil vielleicht etwas zu ſehr auf die klerikale Seite neigt, der ſardiniſchen Regierung die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie alles Mögliche gethan, das gute Einvernehmen mit Rom wiederherzuſtellen und daß grade ihre gemäßigſten Vorſchläge den wenigſten Erfolg bei dem Papſte gehabt haben.

Der Raum mangelt uns hier, um die innere repräſentative Geſchichte, welcher das Buch Chialas vornehmlich gewidmet iſt, im Einzelnen näher zu verfolgen, aber man wird ſie mit Intereſſe leſen, namentlich wird jeder Preuße bei der Beobachtung, wie eine neu eingeführte Volksvertretung in einem

Lande, das mit Preußen ſo manche Aehnlichkeit hat, ſich bewährt hat, etwas von dem tua res agitur fühlen. Man muß Sardinien Glück wünſchen, daß es eine Reihe bedeutender Männer gefunden, welche ſich um die neuen Inſtitutionen geſchart haben, beſonders aber auch, daß es einen König hat, welcher dieſelben gedeihen läßt. Man ſagt, er beſchäftige ſich nicht viel mit den innern Angelegenheiten, indeß wir glauben, daß dies für einen conſtitutionellen König eher empfehlend als tadelnswerth iſt. Wie dem aber ſei, er hat in kritiſchen Momenten nicht nur die größte Loyalität, ſondern auch den geſundeſten Blick gezeigt. Ein glänzendes Beiſpiel hierfür iſt folgendes. Als nach dem unglücklichen Frieden das Miniſterium durch die demokratiſche Majorität heftig angegriffen ward und infolge deſſen die Kammer auflöſte, erließ der König eine Proclamation an ſein Volk. „Durch die Auflöſung,“ ſagte er darin, „laufen die Freiheiten des Landes keine Gefahr, ſie ſind durch die Erinnerung an meinen erlauchten Vater beſchützt und der Ehre des Hauſes Savoyen anvertraut. Ich habe in einer frühern Proclamation den Wählern ans Herz gelegt, das Statut nicht unmöglich zu machen, aber die Kammer iſt feindlich gegen die Krone aufgetreten. Es iſt ihr Recht, aber ich darf von ihr deshalb ſtrenge Rechenſchaft fordern, ich habe mit Oeſtreich einen ehrenhaften und nicht zu nachtheiligen Frieden geſchloſſen, das Staatswohl forderte es, und die Ehre des Landes wie mein Eid forderten getreue Erfüllung. Meine Regierung verlangte die Zuſtimmung der Kammer dazu, und dieſe fügte eine Bedingung hinzu, welche ihre Zuſtimmung unannehmbar machte. Ich habe geſchworen, die Gerechtigkeit und die Freiheit eines jeden nach ſeinem Rechte aufrechtzuerhalten, ich habe dieſe Verſprechungen erfüllt, indem ich eine unmöglich gewordene Kammer auflöſte und eine andere berufen habe. Aber wenn das Land, wenn die Wähler mir ihre Unterſtützung verweigern, ſo fällt die Verantwortlichkeit für die Zukunft nicht mehr auf mich, ſie werden ſich über ſich ſelbſt allein zu beklagen haben.“ — Kann man ehrenhafter und verſtändiger ſprechen? Die Anſprache verfehlte ihre Wirkung nicht, und die Wahlen gaben dem Miniſterium eine anſehnliche Mehrheit.

Drei Männer ſind es vorzüglich, die unter denen, welche ſich ſeit der neuen Ordnung der Dinge ausgezeichnet, hervorragen. Azeglio, Cavour und Ratazzi. Azeglio hatte ſchon vor 1848 einen Namen in ganz Italien. Aus alter Familie entſproſſen, hatte ihn der vornehme Müßiggang des Militärlebens im Frieden abgeſtoßen; er widmete ſich der Malerei und zeichnete ſich als Landſchafter aus, zugleich ſchrieb er in längern Zwiſchenräumen die drei hiſtoriſch politiſchen Romane Ettore Fieramosca, Nicola de Laſſi und die Caſi di Romagna, in welchen unter geſchichtlicher Einkleidung ebenſo warm die Unabhängigkeit Italiens verfochten, als die revolutionären Sympathien zurück-

gewieſen waren. Als Pius IX. die Amneſtie gab, veröffentlichte Azeglio den Entwurf eines Programms für die öffentliche Meinung Italiens und im Januar darauf, nach den blutigen Auftritten in Mailand: die Kämpfe der Lombardei. Als der Krieg erklärt war, nahm er den Degen in die Hand und empfing bei Vicenza eine ſchwere Wunde. Wiederhergeſtellt kämpfte er in Toscana vergeblich gegen die Revolution und ward, nach Turin zurückgekehrt, in die Kammer gewählt. Im Mai 1849 berief der König Victor Emanuel ihn als Miniſterpräſidenten, und man dürfte wol ſagen, daß ſein Name allein ein Programm war. Es war die erſte Wendung zum Beſſern. Genua ward durch einen glücklichen Handſtreich Lamarmoras unterworfen, der Friede mit Oeſtreich unterzeichnet und mit der neugewählten Kammer der Weg ernſter aber ruhigerer Debatte betreten, die tumultuariſchen Scenen erneuerten ſich nicht mehr, ſein Ruf als Patriot und ſeine unangezweifelte Ehrenhaftigkeit gaben ihm das allgemeine Vertrauen. Der ideenreiche Schriftſteller, der feinſinnige Kunſtliebhaber zeigte ſich als praktiſcher Staatsmann, er wußte zu warten und zur rechten Zeit zu handeln, „zieht das Korn nicht an den Aehren," ſagte er einmal, „ihr würdet es ausreißen und man müßte es nochmals ſäen." Wenig bellen und oft beißen, erklärte er ein andermal als ſeinen Grundſatz. Als er von ſeinem Poſten zurücktrat, durfte er ſich ſagen, ſeinem Lande unſchätzbare Dienſte geleiſtet zu haben.

An ſeine Stelle trat Graf Camillo Cavour, der kurz zuvor wegen einer Differenz aus dem Cabinet geſchieden war. Der europäiſche Ruf des Mannes wird einige nähere Mittheilungen über ihn rechtfertigen. Aus alter Familie entſproſſen, war er wie Azeglio kein Freund vom Müßiggehen; ſein ſcharfer Verſtand warf ſich auf die exacten Wiſſenſchaften und Volkswirthſchaft. Da hierfür in Piemont unter dem alten Staatsweſen kein Raum war, ging er ins Ausland, um ſeine Studien zu verfolgen. Ein Artikel von ihm über Irland zog die Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich; er bereiſte England und hielt ſich mehre Jahre in Paris auf. Bei ſeiner Rückkehr nach Sardinien half er die Aſſociazione Agraria mit begründen, welche unter dieſem Namen nationale Tendenzen nährte. Ende 1847 nach den erſten Reformen gründete er die Zeitung Riſorgimento und unterzeichnete die Adreſſe an den König, welche um Gewährung einer Verfaſſung bat; als das Statut erſchien, trat er als Abgeordneter in die Kammer ein, und ward wegen ſeines Widerſtandes gegen das damalige demokratiſche Miniſterium ſehr unbeliebt. In der neuen Kammer unterſtützte er das Miniſterium Azeglio auf das lebhafteſte und ward von demſelben bei einer Vacanz dem König lebhaft als Handelsminiſter empfohlen. Victor Emanuel hatte nichts gegen ihn, aber ſagte mit ſeinem geſunden Takt auf dieſen Vorſchlag dem Miniſter des Innern: Aber ſehen Sie nicht, daß dieſer Mann ſchließlich Sie alle ausſtechen wird? — Die Folge gab ihm Recht

Cavour verſtärkte das Cabinet weſentlich durch ſeine Talente, ſein Einfluß innerhalb deſſelben wuchs raſch, und er war es, der die Verbindung des Miniſteriums mit dem linken Centrum vermittelte oder richtiger, Azeglio zu bewegen wußte, deſſen Unterſtützung anzunehmen. Wegen einer Differenz mit dem Miniſter des Innern trat er aus und ward, wenn auch nicht Gegner des Cabinets, ſo doch demſelben unbequem; zu den Zwiſtigkeiten mit Rom kamen finanzielle Schwierigkeiten für das Miniſterium, es gab ſeine Entlaſſung und Cavour ward Präſident des neuen Cabinets mit dem Portefeuille der Finanzen. Dieſe Stellung bekleidet er noch, indem er faſt ſtets ein anderes Miniſterium ad interim verwaltet, manchmal ſogar zwei, das des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Seine ungeheure Arbeitskraft ſcheint jeder Aufgabe gewachſen, er hat die dornige Aufgabe, die hart bedrängten Finanzen zu beſſern, nach Kräften durchgeführt, eine freiſinnige Handelspolitik begonnen und durch Verträge mit Oeſtreich, England, Frankreich, Belgien 2c. befeſtigt, das Eiſenbahnnetz vollſtändig gemacht und dem ganzen Verkehr einen großen Aufſchwung zu geben gewußt. Er iſt die Seele des weſtmächtlichen Bündniſſes geweſen, und hat offen die Fahne einer italieniſchen Politik entfaltet, er hat auf dem pariſer Congreß ſeine Stimme für Italien erhoben und bei allen Berathungen dem Land, welches er vertrat, durch ſeine Talente, das Freunde wie Gegner bewundern mußten, Achtung zu verſchaffen gewußt. In der Kammer iſt er aus heftigen Debatten als Sieger hervorgegangen, ſo daß alle Parteien ihn als Mann der Situation haben anerkennen müſſen. Cavour iſt nicht eigentlich ein Redner, ſein Organ iſt ſcharf und unangenehm, der oratoriſche Schwung fehlt ihm, aber niemand weiß eine Sache klarer auseinanderzuſetzen, niemand iſt fertiger zur Erwiederung, niemand ſchärfer und kauſtiſcher im Witz als er, er gleicht in dieſer Beziehung Thiers. Zuerſt macht er den Eindruck eines behäbigen Bourgeois, aber obwol er an der Spitze des dritten Standes in Piemont ſteht, ſo merkt man, noch ehe er geredet, an dem feinen ironiſchen Lächeln den überlegenen Weltmann, welchen ſeine Unterhaltung ſtets zeigt. Ehrgeizig iſt Cavour gewiß, aber wir glauben weniger perſönlich als für die Ideen, welche er verficht, wenigſtens kann ihm niemand nachweiſen, daß er aus perſönlichen Motiven geſchwankt; lange ehe er ins öffentliche Leben eintrat, hatte er dieſelbe politiſche Grundanſchauung, die ihn ſpäter geleitet, gewonnen und die Verbindung mit dem linken Centrum, welche ihm lebhaft vorgeworfen ward, war der einzig mögliche Weg, mit der Kammer zu regieren.

Der Führer dieſer Linken war Ratazzi. Er trat 1848 ins öffentliche Leben mit dem Ruf eines bedeutenden Rechtsgelehrten und Redners ein, ging zuerſt weit links und machte große Fehler in der italieniſchen Frage. Er ward dann Miniſter unter Gioberti, deſſen Herrſchaft bekanntlich nur kurz war, mit

einem Worte ſein erſtes Auftreten war durchaus verfehlt und unglücklich. Er fand aber ſeine Stellung nachher als parlamentariſcher Redner und Führer und ward nach lebhafter Oppoſition erſt Vicepräſident, dann Präſident der Kammer. Allmälig kam es zur Vereinigung zwiſchen ihm und Cavour, in deſſen Miniſterium er nach San Martino für das Innere eintrat und bis Anfang dieſes Jahres blieb; er iſt ein gewandter und bedeutender Kopf, doch mehr parlamentariſcher Taktiker als Staatsmann. R.

Georg Friedrich Händel von Fr. Chryſander.

Die Erſcheinung dieſes Werkes, deſſen erſter Band hier vorliegt, fällt in eine für die Wiederbelebung der Händelſchen Hinterlaſſenſchaft ungemein thätige Zeit; in Leipzig bereitet eine Geſellſchaft nach Art des Bachvereins, an deren Spitze Chryſander ſteht, die Herausgabe ſämmtlicher Werke Händels vor, und für das Händeldenkmal in Halle wird viel Thätigkeit entfaltet, ſowol in der Geburtsſtadt des Meiſters ſelbſt, als auch an andern Orten, ſo daß der Plan ſeiner endlichen Verwirklichung entgegengeht. Jederzeit bleibt jedoch die allgemeinere Verbreitung der Werke durch die Herausgabe das beſte Denkmal — ſo hat das Studium und die Würdigung Bachs ohne Frage einen großen Aufſchwung genommen, ſeit ſeine Werke auch in Hände gelangt ſind, welche ſich bei den bisherigen theuern Preiſen und der Seltenheit der Drucke und Handſchriften oft genug vergebens danach geöffnet haben mögen. Ueberdies regt ſich in ganz Deutſchland mit wunderbarem Eifer eine große Thätigkeit für Wiederaufnahme von Werken alter Kunſt, nicht nur vereinzelt bei Sammlern und Geſchichtſchreibern, ſondern mit dem wirklichen Beſtreben, dieſe verborgenen Schätze auch weiteren Volkskreiſen zugänglich zu machen, und ein populäres Verſtändniß derſelben anzubahnen.

Da unſre Kunſt in der unmittelbaren Gegenwart bis jetzt noch zu keinen maßgebenden Reſultaten über die Vergangenheit hinaus gelangt iſt, ſondern erſt an der Erweiterung ihrer Ideenkreiſe arbeitet, ſo iſt das Beſtreben, durch die Populariſirung in ſich vollkommener Werke feſtabgeſchloſſener Perioden auch im Volk einen ſichern Grund zum höhern Weiterbau zu legen, wol in keiner Weiſe anzufechten. Wer die Vergangenheit mit einiger Kenntniß und Aufrichtigkeit betrachtet, kann beſtimmt nicht zu der Meinung gelangen, man müſſe die in ihr zum Abſchluß gelangten Ideen völlig abſchütteln, um ſo im

Stande zu ſein, Neues unmittelbar aus ſich ſelbſt herzuſtellen; dennoch iſt dieſe Täuſchung heute, beſonders unter Künſtlern nicht ſo ſelten. Ebenſowenig kann ſich auch die Anſicht bilden, die Kunſt hätte überhaupt ihre Beſtimmung erfüllt und würde bei den bis jetzt erreichten Reſultaten ſtehen bleiben, das heißt, ihrem Verfall entgegengehn. Das iſt aber gradezu gegen die ganze Kunſtgeſchichte, wie überhaupt wieder die Natur der unendlichen Fortbewegung und Weiterbildung des Geiſtes im Menſchen und in der ganzen Welt. In der ganzen Entwicklung der Kunſt, ſelbſt in den unproductivſten Uebergangsperioden, hat dieſer Geiſt unabläſſiger Fortbewegung zum Höheren auch nicht einen Augenblick geruht. Allemal, wenn die höheren Ideen einer Zeit vollkommen Gemeingut geworden, und ſo das ganze Volk auf eine höhere Stufe erhoben und für das Empfängniß neuer Ideen befähigt haben, ſind neue und weitere Ausſichten in das Reich des Geiſtes eröffnet worden, bis auch dieſe erreicht ſind, und der Proceß der geiſtigen Entwicklung ſich ſo ins Unendliche fortſetzt. Wenn der Zeitpunkt eintritt, daß das Erbtheil unſrer großen Vorfahren in der Kunſt nicht mehr vereinzelter Beſitz, ſondern allgemein geiſtiges Eigenthum iſt, nicht mehr in einſeitiger Betrachtung und halbem Verſtehen als abgethan angeſehn und ſo des wirklichen Einfluſſes auf einen wahrhaften Fortſchritt beraubt wird, dann können wir unbeſorgt einer ſicheren Weiterentwicklung der Kunſt entgegenſehen; ſie iſt noch nie ausgeblieben, und wird auch in heutigen Tagen nicht ausbleiben.

Somit darf man in dem Beſtreben, die alte Kunſt als etwas für unſern Fortſchritt Lebenskräftiges hinzuſtellen, keineswegs das Verlangen, in alte Formen und Anſchauungen zurückzukehren, erblicken, ſondern nur die Abſicht, einen feſten und ſichern Boden zu erhalten, aus deſſen Bearbeitung die Keime einer neuen und immer höheren und reicheren Blüte emporſtreben ſollen. Namentlich für die Kirchenmuſik bedürfen wir ſo feſter, in ihren Ideen und Formen beſtimmt abgeſchloſſener Vorbilder, wie ſie uns die alten Meiſter gegeben, wenn dieſelbe nicht ihr ideales Reich verlaſſen und durch die gezwungene Verbindung ſich gegenſeitig negirender Stoffe und Ausdrucksmittel für die Kunſt nur zu einem Scheinleben herabſinken ſoll. Die Kirchenmuſik, welche in dem Verhältniß des Menſchen zur höchſten Vernunftidee — dem göttlichen Weſen — ihre Stoffe findet, darf einer einſeitig ſinnlich unklaren Gefühlspoetiſirerei ebenſo wenig verfallen, wie einer unſelbſtſtändigen Verſtandesnachahmung ausgelebter Formen. In der heutigen Zeit, in der gewiß der Drang lebt, die durch Formenweſen verdunkelte Religionsanſchauung zur reineren Klarheit herauszuſtellen, ohne bis jetzt zu einem Abſchluß gelangt zu ſein, iſt auch die Kirchenmuſik, wenn man überhaupt von einer ſolchen ſprechen kann, ebenſo häufig einer unklaren Gefühlsſchwärmerei wie dem abſtracten Verſtandesformalismus verfallen. In

den Werken altkirchlicher Kunſt bis zu ihren Gipfeln Bach und Händel, iſt Stoff und Ausdruck untrennbar, völlig Eins, wie es in der Kunſt ſein ſoll, überall in ſich die vollkommenſte Wahrheit, wenn auch die Ausdrucksform durch die Anſchauungsweiſe des Zeitalters bedingt. Deshalb iſt das Studium der alten Meiſter für die religiöſe Muſik unſerer, über deren Standpunkt ſehr unklaren Zeit, das beſte Kräftigungsmittel; jedoch auch nur dann, wenn es die innern Beziehungen zwiſchen der äußern Erſcheinung und der darin ruhenden Idee aufzudecken, und durch unſere heutige Anſchauung modificirt, in uns ganz verſtändlicher Weiſe wieder herauszuſtellen ſucht, ſich aber nicht mit bloßer Betrachtung und Nachahmung der äußerlichen Form begnügt.

Indem wir noch flüchtig den Nutzen berühren, welchen in dieſer Beziehung die Ausgabe der Bachgeſellſchaft geſtiftet hat, wenn man auch mit deren die Folge der herausgegebenen Werke betreffenden Anordnung allerdings keineswegs einverſtanden ſein kann — wollen wir der Händelgeſellſchaft nur Glück wünſchen, daß ſie einen ſo vorzüglichen Kenner ſeiner Sache, wie Chryſander an ihrer Spitze hat. Andrerſeits macht die allgemeine Vortrefflichkeit ſeiner Händelbiographie das Verlangen rege, daß auch eine ähnliche Lebensbeſchreibung Bachs die Herausgabe ſeiner Werke begleiten möchten. Eine Biographie Bachs muß man faſt noch für eine größere Aufgabe halten; ſein Leben und Schaffen, ſehr in ſich gekehrt und nach außen hin weniger bewegt wie Händels, hat für uns etwas Myſtiſches, grade wie ſeine Werke, deren Stoffe, wenn auch mit den kirchlichen Satzungen ſeiner Zeit im engſten Zuſammenhang, doch durch ſeine allumfaſſende Geiſteskraft in den mannigfachſten Formen einen unendlichen allgemeinen Ideeninhalt gewonnen haben. Bei dem kräftig nach außen hin lebenden Händel, deſſen ganzer Entwicklungsgang klarer zu überſehn und mit ſeinen Werken in Einklang zu bringen iſt, kommt dem Geſchichtſchreiber auch mannigfaches biographiſches, freilich der Sichtung ſehr bedürftiges, Material zu Gute; über Bach weiß man aber ſehr wenig. Bei keinem Meiſter iſt die Perſon vor den Werken mehr in den Hintergrund getreten. Die Kraft und Liebe, mit der Chryſander ſeinen Meiſter ſtudirt und ſich in ihn hineingelebt hat, die außerordentliche Richtigkeit und Geſundheit des Urtheils laſſen in ihm einen Muſikgeſchichtſchreiber erblicken, wie die heutige Zeit unter den Lebenden kaum eines zweiten ſich rühmen kann. Ob aber auch Bach durch ihn ſeine ganz gerechte Würdigung erlangen würde, müßte noch durch ſeine von Natur aus innige Stellung zu Händel in Frage geſtellt bleiben.

Am Schluß des erſten Capitels ſpricht der Verfaſſer die Worte aus: „Die Beſchreibung eines ſolchen Lebens höherer Begabung muß beſtrebt ſein, jeden Schritt ſeiner Entwicklung, von der traulichſten Umfriedung der Familie aus bis zum höchſten auffſteigend, verſtändlich darzuſtellen.“ Dieſem Aus-

ſpruch iſt er unermüdlich treu geweſen; die große Sicherheit, mit welcher Chryſander ſeinen ganzen Stoff überſehn und geordnet hat, Beziehungen aufdeckt, das Dunkel erhellt, mit dem frühere Händelbiographen manche Ereigniſſe überſchattet haben, Thatſachen zu erklären und in Einklang zu bringen weiß, können nur ein Reſultat des ernſteſten Fleißes in der Forſchung und der freudigſten Hingebung an die Sache ſein. Allerdings iſt auch nicht zu überſehen, daß dieſe an ſich ganz natürliche Hingabe an eine ſo machtvolle Künſtler- und Menſchengeſtalt wie Händel, deſſen ſchöpferiſche Kraft und innere Gemüthsreinheit ſo untrennbar Eins waren, daß alle Lebensſtürme ſie nicht wanken machen konnten — leicht zur Unterſchätzung der Zeitgenoſſen und anderer Richtungen führt, daß das Beſtreben, Perſon und Thätigkeit ſtets im Einklang hinzuſtellen, leicht veranlaßt, Erklärungen zu finden, wo man ſie finden will, und ſo, wenngleich in der beſten Abſicht, die Treue der rein hiſtoriſchen Darſtellung etwas zu trüben. Daß Chryſander, namentlich in ſeiner Poſition Händels Bach gegenüber wol etwas zu weit geht, desgleichen die hamburger Zeitgenoſſen ſehr dunkel färbt, um den Helden aus dieſem Schattencomplex deſto reiner hervorſtrahlen zu laſſen; andrerſeits auf Händel unmittelbar wirkenden Künſtlern, wie Steffani, eine zu hohe Stellung einräumt, iſt mehr vom Geſichtspunkt der künſtleriſchen Darſtellung wie der hiſtoriſchen Strenge zu rechtfertigen. Die Form der Biographie gewinnt allerdings dadurch außerordentlich an Klarheit, daß Händel überall ſeine Zeitgenoſſen mit einem künſtleriſch und ethiſch ſo verklärten Licht, in das alle Strahlen der damaligen Geiſtesbewegung in der Kunſt zuſammenfließen, ſo überglänzt, daß ſelbſt Bach ihm nur als Nebenſonne beigeordnet erſcheint. Die Klarheit und Beſtimmtheit, mit welcher der Verfaſſer alle früheren Erſcheinungen auf Händel ſelbſt hindeutend und alles Gleichzeitige in ihm als in die Erfüllung aufgehend darſtellt, läßt den ganzen ungemein umfaſſenden Stoff wie ganz von ſelbſt in einem Punkt die Vereinigung finden, ſo daß auch ein mit der Sache wenig vertrauter Leſer von Händel ſelbſt und zugleich von ſeiner Zeit ein in höchſter Vortrefflichkeit concentrirtes, lebensvolles Bild bekommt. Dazu trägt die einfache, aber höchſt kernhafte Darſtellungsweiſe nicht wenig bei — jedes Wortpathos und jede an Stelle von Gedanken tretende Phraſe iſt dem Verfaſſer von Natur aus unmöglich, deshalb auch überall die logiſche Richtigkeit. Kommt man in dem Werk auf einen Punkt, in dem die eigene Anſicht mit der Chryſanders nicht übereinſtimmen kann, ſo wird man doch nie auf etwas ſtoßen, was ſich in ſich ſelbſt widerſpräche, oder nur ſo obenhin geſagt wäre. Eine höchſt gründliche und umfaſſende Kenntniß der muſikaliſchen Satzkunſt, und ſein immer wacher und ſcharfer Blick in die beurtheilten Partituren, laſſen ihn ſtets aus den Werken und Quellen ſelbſt, aus denen er allein ſeine Anſicht entwickelt, oft an ſich unſcheinbare Merkmale finden, woraus ſich

jedoch wichtige Reſultate für ſeine ganze Schilderung ergeben. Schon durch dieſe wahrhaft tüchtige Sachkenntniß hat Chryſander einen unendlichen Vorſprung vor der faſt geſammten Muſikſchriftſtellerei der heutigen Tage, der es, Gott ſeis geklagt, oft genug an poſitiver Kenntniß und folglich an tüchtig ſachlicher Beurtheilung fehlt, ſonſt würden in der neueſten Muſikliteratur ſich nicht eine Maſſe Fragen herumtreiben, zu deren Erledigung es, bei allerdings gründlichem Studium, in vielen Fällen nur einer zwanglos freien, unmittelbar von der Sache ſelbſt, nicht von ſelbſtgefälligen Hypotheſen ausgehenden Fixirung bedürfte. Die unendliche Phraſenmacherei, welche in der heutigen Muſikliteratur ſich breit macht, und öfter ein Erzeugniß perſönlicher Eitelkeit wie reeller Sachkenntniß iſt, verwirrt den Gegenſtand, auf den ſie ſich wirft, ſtatt ihm Klarheit zu verleihen. Unſere meiſten Muſikſchriftſteller können von Chryſander lernen, und ihm für ſein Vorbild dankbar ſein. —

Der vorliegende erſte Band der Biographie umfaßt Händels Jugend und Lehrjahre in Deutſchland 1685—1706, und ſeine Wanderungen in Italien und England bis zur Rückkehr von Cannons 1720. Händel wurde 1685 zu Giebichenſtein bei Halle geboren; alle edeln Gemüthseigenſchaften, welche ſich ſpäter in ihm entwickelten, findet Chryſander ſchon in ſeiner Mutter, Tochter des Paſtor Tauſt zu Giebichenſtein, vorgebildet: „den hellen Geiſt, die tiefe Frömmigkeit und Bibelkenntniß, die ſtarke Liebe zu den Eltern, die geringe Neigung zur Heirath eben in der Blüte der Jugend, die Tüchtigkeit im geſammten Tagewerk, den Ernſt und die Sittſamkeit, das alles hat ſie mit ihm gemein, hat ſie ihm eingebildet und eingeboren.“ Und in ähnlicher Weiſe beſaß der Vater „etwas von dem kühnen Drange nach außen und aufwärts, von dem unbeugſamen Willen und der bis ins höchſte Alter ungeſchwächten Kraft, von jenen Eigenſchaften alſo, durch welche der Sohn die Bewunderung der Zeitgenoſſen erregte, und ſeinem Genius nach langem Kampf zum Sieg verhalf.“ Der damals in Deutſchland allgemeine Widerwille gegen „die Profeſſion der Muſik“ wohnte auch Händels Vater inne, er wünſchte, daß der Sohn etwas Gutes lernen, und ſich zu einem tüchtigen Juriſten bilden möge, deshalb durfte er die Kunſt, für welche er von der Natur vorausbeſtimmt war, im elterlichen Hauſe anfänglich nur heimlich und ſpäter zwar geduldet ausüben, aber ihr keineswegs ganz angehören. Als er in Halle die lateiniſche Schule bezog, wurde er jedoch dem Organiſten Zachau (1663—1712) auch als Schüler in der Tonkunſt überwieſen. Wenngleich Zachau keine ſelbſtſtändige Bedeutung in der damaligen Kunſtentwicklung gewann, und Händels Natur von der ſeinigen grundverſchieden war, ſo „trafen ſie ſich doch in der glücklichen Zeit, wo Zachau noch friſch, und Händel ſeiner abweichenden Art ſich noch nicht bewußt war,“ und es iſt anzunehmen, daß er, tüchtiger als Lehrer wie als Componiſt, Händels Studien eifrig und geſchickt geleitet habe. Das

Digitized by Google

Componiren ging Händel ſchnell von der Hand „Orgelſtücke und Kirchencantaten waren das Gewöhnliche, auch mußte Woche für Woche etwas Neues aufgetragen werden." Auf einem Ausflug nach Berlin 1696 lernte Friedrich I. den Knaben kennen, und wollte ihn auf ſeine Koſten in Italien ausbilden laſſen; weil aber ſeine lebenslängliche Abhängigkeit vom preußiſchen Hof dadurch bedingt worden wäre, lehnte ſeine Familie das Anerbieten ab. Schon 1697 ſtarb Händels Vater, dennoch hielt der Sohn deſſen früheren Wunſch, ihn auf einer wiſſenſchaftlichen Bahn zu ſehen, heilig, und bezog 1702 die Univerſität zu Halle als Student der Rechte. „Das äußere Leben mit dem innern in Einklang zu bringen, iſt das Beſtreben jedes kräftigen Menſchen, und wie ſehr mußte unſer Händel danach Verlangen tragen! dennoch hat er ſolches niemals eigenmächtig oder vorzeitig durchſetzen mögen. Bei allem übermächtigen Genie, das in ihm lebte, hat er ſeinen Eltern nie durch Genieſtreiche kummervolle Nächte gemacht. Erſt als er ein geſetztes Alter und jene wunderbare innere Reife erlangt hatte, bog er mit aller Einwilligung in die Bahn ein, welche der angeborne Beruf ihm anwies." Am 13. Mai 1702 wurde der Studioſus Händel „als geſchicktes Subject" zum Organiſten bei der Schloß- und Domkirche zu Halle förmlich inſtallirt; wahrſcheinlich ſchlug man die guten Lebensregeln, welche die ſchriftliche Beſtallung würzten, ſo hoch an, daß der Gehalt ſich nur auf quartaliter 12 Thlr. 12 Sgr. belief. Grade genug für ſo ein „Subject," um dabei zu verhungern — kommt heutigen Tages auch noch vor. Gelegenheit zum Componiren und Fantaſiren hatte er hier genug, aber die Stelle legte er nach Ablauf eines Jahres nieder, mit ihr auch für immer das Corpus juris, und wandte ſich nach Hamburg, 1703.

Hier blühte die Muſik in jener Zeit wie nirgend anders in Deutſchland — und zwar beſonders die Oper. Die erſten Verſuche im Muſikdrama um 1600 in Italien entwickelten ſich langſam in Ausdruck und Form, ſchon 1638 jedoch bildete ſich zu Venedig eine ſtehende Opernbühne. 1660 wurde die Oper durch Cavalli nach Frankreich verpflanzt. In Deutſchland ſchuf Heinrich Schütz 1628 das erſte deutſche Singſpiel, welches, die Feſtopern ſeit 1650 abgerechnet, keine Fortbildung fand, bis 1678 von einigen Privatperſonen in Hamburg ein öffentliches, deutſches Opernhaus errichtet wurde, welches jedermann zugänglich war. Trotz den Ungewittern und rhetoriſchen Waſſerfluten, welche von den Kanzeln und in Druckſchriften der Geiſtlichkeit dagegen losgelaſſen wurden, faßte das Unternehmen Fuß im Volke, und die Bühne ſtand von 1692—1703 in hoher Blüte. Die Künſtler waren angeſehen und in Ehren gehalten. Reinhard Keiſer ſchrieb von ſeinen 120 Opern die meiſten für Hamburg, er war der Held des Tages; an muſikaliſchem Genie reich, von natürlicher Melodiefülle überſtrömend, iſt er durch die Friſche und Naturwüchſigkeit ſeiner Erſcheinung der Entwicklung der hamburger Oper fördernd geweſen. Seine Sittlichkeit jedoch beſchränkte ſich

ſo ziemlich auf „eine galante Tugend“, und deshalb konnte ſein ganzes Wirken weniger auf Veredlung und Erhebung der Kunſt, als auf augenblickliches Genügen gerichtet ſein. Mattheſon, damals erſter Tenoriſt am Theater und ausgezeichneter Klavierſpieler, nahm Händel unter ſeine Futige und that ſich, ſeinem eiteln Charakter gemäß, allerdings nicht wenig darauf zu gut. Händels Thätigkeit wandte ſich hier, eine Paſſion nach Johannes ausgenommen, der Oper zu; daß er aber für die Dauer in dieſem, allerdings geiſtig höchſt bewegten, aber auch durch Lascivität und Gemeinheit befleckten Treiben keine volle Befriedigung finden und ſeine Entwicklung nicht zur Reife bringen konnte, iſt natürlich. Trotz ſeiner nahen Beziehungen zum Theater lebte er von demſelben zurückgezogen und erwarb durch Fleiß und Sparſamkeit die Mittel zur Reiſe nach Italien. Auch hier bewahrte ſein reiner und hoher Geiſt die Unabhängigkeit; ſeine tiefe Moralität und ſein nur aufwärts gerichteter Genius ließen ihn aus dem galanten, das heißt liederlichen und frivolen Treiben der hamburger Künſtler und Muſenſöhne unberührt hervorgehen, und nur das in ſich aufnehmen, was ſeiner Entwicklung förderlich war. Chryſander gibt von dem hamburger Künſtlerthum ein Bild von unvergleichlicher Plaſtik, wenn auch mit etwas zu grellen Farben und zu tiefen Schatten; Händels Geſtalt ragt mit einer wahrhaft idealen Einfachheit und Kraft aus dem Gewirr kleinlicher und niederer Leidenſchaften hervor.

Er trat mit ungetrübter innerer Reinheit ſeine Reiſe nach Italien an, welches ſeit hundert Jahren als die Hochſchule der Muſik galt, wenngleich zu Händels Zeit die Wanderungen dorthin nachließen, weil die Muſik in Deutſchland bei dem gewonnenen neuen Boden die claſſiſche italieniſche Schule entbehren zu können glaubte. Das Theater ſtand in Italien in höchſter Blüte, in den Jahren um 1700 war das muſikaliſche Schaffen zu einer wahren Gemeinthätigkeit geworden „es bildete ſich nach und nach für die muſikaliſche Kunſt ein feſter Kanon, der an bildender Kraft der Antike nichts nachgab. Italien wirkte nur auf Händel, wie das Alterthum auf Italien gewirkt hatte.“

Chryſander legt mit Recht großen Werth auf Händels Studien und Reiſen in Italien, indem dieſe Lebensperiode auf ſeine ganze ſpätere künſtleriſche Entwicklung von großem Einfluß geweſen iſt. Deshalb iſt auch nichts überſehen, was ein Licht auf dieſe Periode werfen könnte, kein Punkt und keine Einzelnheit, noch ſo geringfügig erſcheinend, iſt abgefertigt, ohne zur möglichſten Erkenntniß des richtigen Ganzen etwas beigeſteuert zu haben. Die Handſchrift, das Waſſerzeichen des Papiers haben den Autor oft auf Schlüſſe geführt, welche mindeſtens große Wahrſcheinlichkeit für ſich beanſpruchen.

Höchſt intereſſant zeigt ſich ſchon hier wie ſpäter bei Betrachtung ſeiner Werke die ſtete geiſtige Fortentwicklung Händels in der Art und Weiſe, wie er ſowol eigne Melodien und Motive, als auch von andern Meiſtern ent-

lebnte, vielfach umbildete und vervollkommnete, und in dieſer neuen und vollendeteren Geſtalt ſpäteren Werken einfügte. Chryſander läßt uns „einen Blick in die Werkſtatt“ des Meiſters werfen: „Seine eignen Gedanken, ſo lange ſie noch unerſchöpft und mangelhaft geſtaltet waren, unterlagen derſelben Umbildung, die er denen andrer Tonmeiſter angedeihen ließ. Was er angriff wurde ſein eigen. Man kann in ſeinen Werken fremde Quellen nachweiſen, aber nicht fremde Gedanken. Ohne eine wirkliche geiſtige Uebermacht würde auch das größte muſikaliſche Geſchick ihn dazu nicht befähigt haben. Auf ſolche Weiſe hat er die Entlehnung fremden Gutes gerechtfertigt, zugleich auch die betreffenden Meiſter, und damit weſentlich die ganze Muſikgeſchichte vor ihm mit einer Schärfe und Gerechtigkeit beurtheilt, von der man heutzutage wol weit entfernt ſein muß, da für dieſe große That Händels ſogar das Verſtändniß fehlt.“ Damit erſcheinen dieſe „Plagiate“, welche Händel an andern Meiſtern begangen haben ſoll, in der That erledigt — unſere Gegenwart muß dieſe Rechtfertigung ſehr wohl gelten laſſen; denn wenn ſie ſelbſt alles verdammen ſollte, was nicht unmittelbar neu in ihr entſtanden iſt, ſo würde ihr leider wenig unverurtheilt übrigbleiben. Davon ſind die Kunſtrichtungen, welche gradezu die Vergangenheit negiren und ſich als ſelbſtſtändig aus der Zeit emporgewachſen hinſtellen wollen, am allerletzten ausgenommen. Durch Vervollkommnung und Erweiterung des Ueberlieferten hat die Kunſt, mit der Weiterbildung des menſchlichen Geiſtes Schritt haltend, ihren Entwicklungsgang zum Höhern genommen; unmittelbar neu vom Himmel gefallen iſt nichts. Auf die Entlehnung eines Motives kommt es auch nicht an, ſondern auf die vollkommnere Geſtaltung deſſelben zu einem Gedanken, ein und daſſelbe Motiv kann durch die Entwicklung vollkommen neu werden.

Auch in Italien wurde das eigentliche Feld der Thätigkeit für Händel die Oper, in der Kirchenmuſik hatte Italien „einen Kanon, von dem die italiſchen Componiſten nicht abwichen. Das möglichſt genaue Eingehn darauf mußte für Händel Pflicht ſein, wenn er hier durchdringen wollte, dennoch hielt er hier an ſeiner Weiſe, wie an ſeiner Confeſſion feſt.“ Die liturgiſchen Sätze boten ihm nicht das Lehrreiche wie die Oper, und „er war nicht nach Italien gegangen, um ſeine Gottesfurcht zu bethätigen, ſondern um in der Kunſt Neues zu lernen.“

Händel beſuchte Florenz, Venedig, Rom und Neapel und erweckte überall ſeiner Kunſt Bewunderung und ſeinem Charakter Achtung. Alle ſinnlichen Reizungen Italiens vermochten nicht, ſeinen aufwärts gerichteten Blick vom Höchſten abzulenken — ein Werk Il Trionfo del Tempo e del Disinganno, in welchem die Schönheit die Verlockungen der Sinnlichkeit abweiſt und noch in vollſter Blüte ſich zur Weisheit wendet, iſt bezeichnend genug für ſein Weſen. Er hat dieſen, mit ihm ſo eng zuſammenhängenden Gedanken ſtets

aufs neue umgewandelt und erweiternd veredelt, er bildete auch den Schlußſtein ſeines Wirkens „er arbeitete zu allerletzt daran, in den wenigen Augenblicken, welche die Tage ſeiner Blindheit erhellten, bis in ſein 72. Jahr.“ Auch Verſuche ihn zum Katholicismus zu bekehren mißlangen natürlicherweiſe. Aus der Oper Agrippina, 1708, ging eine in die Oper Pyrrhus von Scarlatti aufgenommene Arie nach England über — die erſten Töne, welche von Händel nach England drangen und auch ſogleich Wurzel ſchlugen. In Venedig lernte er Kielmannsegge und Steffani kennen, ging mit ihnen nach Deutſchland, wurde Kapellmeiſter zu Hannover, und trat im Spätherbſt 1710 ſeine erſte Reiſe nach London an.

„Wenn irgend etwas in ſeiner an großen Zügen ſo reichen Wanderung, ſo iſt dieſe Fahrt über eine Kunſtreiſe gewöhnlichen Schlages erhaben. Sie war folgenreich für ſein ganzes Leben, indem ſie ſeine Neigungen ſo ſehr an dieſes Land feſſelte, daß er demſelben fortan faſt ausſchließlich ſeine Kräfte weihte; und ſie war im höchſten Maße bedeutſam für die engliſche Muſikgeſchichte, da mit Händels Auftreten eine neue Periode, die eigentliche Glanzzeit beginnt.“

Man ſah Händel mit großer Erwartung entgegen, der Ruf von ſeinen ungemeinen Fähigkeiten war ihm ſchon vorausgegangen. Die Muſikliebe war während der letzten Jahre ſehr gewachſen, entbehrte aber noch des eigentlichen Führers; im Volk lebte wol das Verlangen, ſich auf eine höhere Kunſtſtufe zu ſchwingen, aber nicht die dazu nöthige productive Kraft. Selbſt Purcell, der reichbegabte Vorgänger Händels, vermochte nicht, trotz Geſundheit, Vielſeitigkeit und dramatiſch einheitlicher Geſtaltungskraft, die engliſche Oper zur Vollendung zu führen. Aber das in ſich kraftvolle, poetiſch damals hochſtehende Volk mit einer neu aufblühenden Literatur und vielem Kunſtdrang, war der geeignete Boden, in dem die durch Purcell gepflanzte und durch Händel zur Reife gebrachte Frucht wohl gedeihen konnte. Der junge Theaterdirector am Heumarkt, Aron Hill, ein vielſeitig gebildeter junger Mann voll Phantaſie und Feuer, aber ebenſo voll Unſicherheit und heißblütiger Unbeſtändigkeit bei Ausführung ſeiner verſchiedenartigſten Pläne, empfing Händel mit offenen Armen. Die Oper Rinald kam in vierzehn Tagen durch Händel zu Stande und brachte ihm Ehre und Ruhm in Italien, Hamburg und, mit Ausnahme des Widerſpruchs bei Addiſon und Steele, auch in England.

Am Schluß der Saiſon ging er nach Hannover, um das Kapellmeiſteramt, welches ſein berühmter Vorgänger Agoſtino Steffani, geb. 1655 zu Caſtel franco niedergelegt hatte, anzutreten. Die ausführlichen Mittheilungen Chryſanders über Steffani ſind von Intereſſe, da im Ganzen über Steffanis Werke und Wiſſen wenig bekannt iſt. Auf die Entwicklung der Oper als dramatiſches Kunſtwerk im Ganzen hat er keinen großen Einfluß geübt; die

vorzüglichen Duetten, wodurch er die ſchalen Zwiſchengeſänge verdrängte, und deren viele auch außerhalb der Oper entſtanden, ſind ſein größtes Verdienſt. Auch als Schriftſteller erließ er ein, von Chryſander zu hoch geſchätztes Schriftchen, in welchem die Begründung der Muſik als Kunſt und Wiſſenſchaft dargethan wird. Es läßt ſich denken, daß Steffani ſowol als Künſtler, als auch durch manches in ſeinem Betragen auf Händel vortheilhaft gewirkt hat. Dieſer kehrte bald nach England zurück; ſeine londoner Erlebniſſe mannigfacher Art, der Erfolg ſeiner neuen Opern (mit dem Ertrag der erſten Abende nahm Herr Swiney, der Director, Gelegenheit davon zu laufen) ſein Leben beim Grafen Burlington, ſein wechſelndes Verhältniß zum Hof, fügen ſich zu einem reich bewegten Lebensbild. Ein Ausſpruch Popes, dem er bei Burlington begegnete, iſt intereſſant, Händel war ihm beſonders als Deutſcher von Genie „ein Phänomen, welches er erklärt wünſchte.“ Sein unmuſikaliſches Ohr ließ ihn beim Anhören der feinſten engliſchen Klavierſtücke ſagen: es nehme ſie mit derſelben Gleichgiltigkeit auf, wie die Melodien der Straßenballaden.

Als König Georg nach Hannover ging, begleitete ihn Händel, und hierher fällt die Compoſition der Brockesſchen Paſſion, an der Keiſer ſchon zum Kirchencomponiſten geworden war; Mattheſon und Telemann bearbeiteten ſie gleichfalls. Der Text, den Winterfeld im Auszug mittheilt, ſucht an Geſchmackloſigkeit und ſchwülſtig phraſenhaftem Pathos ſeines Gleichen. Das Urtheil, welches Chryſander bei Gelegenheit dieſer Paſſion über Bach ausſpricht, erſcheint beengt durch ſeine außerordentlichen Händelſtudien, und die naturverwandte Vorliebe für dieſen Meiſter. Er ſagt zwar ganz richtig, „es iſt ein müßiger Wunſch, wenn man dem einen das noch zugeſellen möchte, was den Hauptwerth des andern ausmacht;“ aber es ſcheint auch faſt ein müßiger Ausſpruch, daß Bach von den drei Elementen des Händelſchen Kunſtcharakters nur eins, „die deutſche Frömmigkeit, den kirchlichen Sinn und Tiefſinn mit einem Anflug ſubjectiver Myſtik“ in ſeinen Werken offenbart haben ſoll, allerdings „in einer Innigkeit und Stärke, daß ſeine Schöpfungen über das Zeitalter der Geſchmackloſigkeit, in dem der Meiſter doch befangen blieb, und über den Mangel geſtaltenbildender Kraft ebenfalls zu unvergänglicher Dauer hinausgekommen ſind.“ In der Paſſion hätte Bach, ſagt Chryſander, einem pietiſtiſchen Prediger ſeiner Zeit um ſo viel näher geſtanden, wie Händel den hiſtoriſchen Paſſionsgeſtalten; Bibelwort und Choral vertraten bei Bach diejenige Geſtalt, die bei Händel frei und urſprünglich wie eine neue Schöpfung emporwuchs. „Hierin ſehen wir den Fortgang von Händels Paſſion zu Bach, namentlich zu dem Werke nach Matthäus, und ſpäter von Bachs Paſſionen zu Händels Oratorien.“ Dieſe Rangordnung, welche einige der größten und unmittelbarſten Werke Bachs zwiſchen ein noch ganz unentwickeltes Werk Hän-

dels, eben jene Paſſion, und ſeine Oratorien hineinſtellt, erſcheint mehr geſchickt conſtruirt, als wahr, und nicht unabhängig von dem Einfluß, den der Meiſter auf ſeinen Biographen geübt hat. Solch ein Urtheil, welches Bach in ſehr enge vom Pietismus gezogene Grenzen hineinbannt, ſteht von der unter Laien noch keineswegs ausgetilgten Meinung, er ſei nur ein contrapunktiſtiſcher Formkünſtler geweſen, nicht ſehr weit entfernt. Ein allgemeines Urtheil über dieſe beiden Meiſter wird erſt dann möglich, wenn die Ausgaben der Werke beider vollſtändig da und in die Hände des gebildeten Volkes übergegangen ſind; bis dahin werden immer nur vereinzelte, mehr oder weniger durch Naturrichtung und Individualität bedingte Meinungen, durch größere oder geringere Beweiskraft unterſtützt, entſtehen und auch gelten müſſen. Ein wahrhaft allgemeines Urtheil wird wol den Streit darüber, wer von beiden höher ſteht, ganz bei Seite werfen, und beide Meiſter als zwei ſich ergänzende gleiche Größen feſtſtellen. Man findet es, beſonders unter Muſikern oft beſtätigt, und in der eignen Entwicklung hat es mancher durchgemacht, daß die Neigung für Händel bei einer ernſteren Beſchäftigung mit Bach zurücktritt. Wenn man durch den geſunden, kraftvollen Realismus Händels einen feſten Grund gewonnen hat, wird das Eindringen in Bachs Ideen und Geſtaltenkreiſe eine das ganze fernere Leben mit Befriedigung erfüllende Aufgabe. Bach beſchäftigt neben dem Combinationsvermögen mehr die Empfindung und Phantaſie wie Händel, deshalb iſt die Neigung derer, die der Kunſt als Künſtler, nicht als Gelehrte angehören, ſtets mehr auf Bach gerichtet. Der Forſcher wird durch Händels Klarheit und Prägnanz der Formen unbedingt mehr belohnt, er findet mehr zu erklären, vermag die Entwicklung ſeines Lebens und ſeiner Werke erfolgreicher darzuſtellen — bei Bach iſt vieles in Dunkel gehüllt, vieles bleibt in ſeinen Werken dem Wort unerklärbar. Händels Schöpfungen umfaſſen ein größeres Gebiet, die Oper und das Oratorium, Bach hat nur die Kirchenmuſik, aber in ihr einen ebenſo unendlich allgemeinen Inhalt und Formenreichthum offenbart, daß ſie, trotz der oft allerdings pietiſtiſchen Texte über dieſe ſelbſt und jede zeitweilige Religionsanſchauung zur reinſten Idealität ſich erheben. Was aber die rein muſikaliſchen Werke kleinerer Formen, als Sonaten, Orgelfugen u. dgl. anbelangt, ſo wird es heute keinem Menſchen mehr einfallen, Händel darin höher wie Bach zu ſtellen.

1716 ging Händel wieder nach England zurück, und wurde Muſikdirector des Herzogs von Chandos zu Cannons; der Tod ſeiner Schweſter, 1718, veranlaßte ihn zu einem jedoch erſt ſpäter ausgeführten Beſuch der Seinigen in Deutſchland. Chryſander ſchließt mit dem erſten Band auch den erſten Lebensabſchnitt, den der Studien und der Entwicklung, um uns hoffentlich bald in den zweiten, den der Reife und des völlig freien und ſelbſtſtändigen Schaf-

fens, einzuführen. „Händel ſelbſt, der dieſe beiden Lebenshälften und ihren Charakter ſehr klar überſah, ſchied ſie voneinander und ſetzte einen Denkſtein in das Jahr 1720, indem er ſagte: Man muß lernen, was zu lernen iſt, und dann ſeinen eignen Weg gehen.“

Somit ſei dieſes vortreffliche Buch zu jedermanns Händen aufs beſte empfohlen, Künſtler und Laien können ſich genußreiche Stunden damit bereiten und ſehr viel daraus lernen.

Ebenſo Gutes läßt dieſes Werk von Chryſanders Leitung der Händelausgabe durch die leipziger Händelgeſellſchaft ſicher vorausſagen; es ergehe deshalb der Aufruf an das kunſtliebende Publicum Deutſchlands, dieſes Unternehmen durch lebhafte Theilnahme recht kräftig zu unterſtützen.

Das Händeldenkmal, wofür beſonders Robert Franz und der Verein in Halle aufs thätigſte wirken (es ſteht wiederum eine große Aufführung des Judas Maccabäus bevor) geht zwar allmälig ſeiner endlichen Verwirklichung entgegen, doch fehlt noch immer viel dazu. Es iſt Sache des Volkes, dazu beizutragen, deshalb mögen diejenigen Städte und deren Muſikvereine, welche ſich noch nicht thätig daran betheiligt haben, durch Concerte und Aufführungen daran mithelfen, daß wenigſtens dieſe geringe Dankbarkeitsſchuld gegen einen der größten Meiſter der Tonkunſt bald ausgeglichen werde. In Leipzig iſt der Riedelſche Verein mit gutem Beiſpiel vorangegangen, doch ſollte man mit allem Recht eine Nachfolge anderer hieſiger Kunſtinſtitute erwarten können.

D.

Die deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung in München.

3.

Beinahe der dritte Theil der ausgeſtellten Bilder gehört dem landſchaftlichen Fache an (von 1744 nahezu 500), ein Achtel der ganzen Summe hat die ſogenannte Genremalerei beigeſteuert. So groß dieſe Zahlen vielleicht erſcheinen mögen, ſo drücken ſie noch immer nicht hinlänglich das richtige Verhältniß namentlich der landſchaftlichen Schöpfungen zur modernen Kunſtproduction aus. Die gute Hälfte unſerer künſtleriſchen Thätigkeit iſt der Pflege der Landſchaftsmalerei gewidmet. Sollen wir dieſes Vordrängen der beiden genannten Kunſtzweige mit der Ueberflutung unſeres Tonſinns durch Salonmuſik in eine Paralelle ſtellen und dann ähnlich wie hier auf eine Abnahme unſeres künſtleriſchen Vermögens ſchließen? Kein Zweifel, daß dieſe Frage von Vielen

Digitized by Google

bejaht und der Aufſchwung der Landſchafts- und Sittenmalerei aus der Bequemlichkeit, mit welcher ſich ſolche Gemälde in unſern Stuben zwiſchen Blumentiſchen und Etageren unterbringen, aus der Leichtigkeit, mit welcher dieſelben dem übrigen Zimmerſchmuck ſich einordnen laſſen, erklärt werden wird. Mögen aber auch manche Kunſtfreunde und Bilderkäufer von ſolchen Rückſichten ſich leiten laſſen: ſo folgt daraus noch keineswegs, daß die Künſtler in gleicher Weiſe fremdartigen, niedrigen Zwecken nachgeben und mit der Rolle einfacher Decoration ſich begnügen wollen. Aus der ſchlechten oder unwürdigen Verwendung darf man noch keineswegs auf den geringern inneren Kunſtwerth ſchließen. Wir zweifeln nicht an der vollkommnen Ebenbürtigkeit der Landſchafts- und Genremalerei mit den übrigen Kunſtzweigen; poetiſche Kraft und maleriſcher Blick finden auch hier einen reichen Wirkungskreis und ſind die weſentliche Bedingung zum Gelingen des Werkes. Ueberdies liegen die äſthetiſchen Anregungen unſerer Bildung vorzugsweiſe in dieſer Richtung und befördern die Lebendigkeit der Anſchauungen bei dem Künſtler, die Unmittelbarkeit des Verſtändniſſes bei dem Beſchauer. Offenbar werden die Kreiſe der Landſchafts- und Genremalerei von der Gunſt der Zeit getragen, fragen wir nun, welchen Gebrauch die auf der münchner Ausſtellung vertretenen Maler von dieſer Gunſt machten?

Die Vergleichung der modernen Kunſt mit jener früherer Jahrhunderte wird von den wohlwollenden Freunden der erſteren nicht allzueifrig empfohlen. Bleibt doch gewöhnlich als Reſultat die Ueberzeugung übrig, daß heutzutage dem Künſtler Fehler und Irrthümer ungleich näher liegen und lockender erſcheinen, als die einfache, wahre Schönheit. In einem einzigen Punkt allein ſcheuen wir uns nicht, die Unterſchiede zwiſchen Jetzt und Sonſt aufzuſuchen. Er betrifft die Bildungsverhältniſſe unſerer Künſtler. Wer eine längere Reihe holländiſcher Genrebilder ohne Unterbrechung nacheinander betrachtete hat gewiß die Einförmigkeit der Motive, und in der Wahl der wenigen, die ſtets wiederkehren, das Walten eines nicht immer feinen Sinnes beobachtet. Ausnahmen gibt es nach der einen und der andern Richtigung. Bei Jan Steen z. B. überraſcht grade die große Mannigfachheit der Motive, bei anderen iſt die elegante, zierliche Formengebung nur der Ausdruck entſprechender Vorſtellungen. Von der Mehrzahl niederländiſcher Genremaler jedoch kann man weder die reiche Erfindungskraft loben, noch behaupten, daß die rauchenden und trinkenden Bauern, die Zahnbrecher, die waſſerbeſchauenden Aerzte, die Gemüſehändlerinnen und ähnliche Vorwürfe eine gehobene Lebensanſchauung verrathen. Unſere Maler dagegen geben uns am wenigſten Grund, ſie der Läſſigkeit im Erfinden anzuklagen; jeder ſtrengt ſich an, durch Originalität zu glänzen und den ihm eigenthümlichen poetiſchen Sinn ſchon in der Wahl der

Motive offen zu legen. Vor allem hat der Kreis des Komiſchen eine reiche Vertretung gewonnen. Ob gemalte Witze und Anekdoten als ſachliche Bereicherung unſerer Kunſt angeſehen werden können, ſteht dahin, es fehlt aber auch nicht an wirklich draſtiſchen Situationen und mit geſunder Komik aufgefaßten Charakterſchilderungen. Menſchliches Stillleben, niedliche in Farben und Linien erzählte Novellen haben gleichfalls in der münchner Ausſtellung Raum gefunden. Wenn Kirner uns die Toilette eines Bahnwärters am Kirmeßtag ſchildert — er hatte eben nur Zeit gefunden, ſein Barbiergeſchäft zur Hälfte zu vollenden, als ſchon die Locomotive heranbrauſt und er ſich genöthigt ſieht, mit einer eingeſeiften Wange, die er natürlich abwendet, den Zug nach bairiſcher Landesſitte militäriſch zu ſalutiren —, wenn Enhuber uns gleichfalls die ähnliche Toilette eines Wanderers auf freiem Felde vorführt, ſo lohnt der „Spaß“ ſchwerlich die auf deſſen Verkörperung verwendete Mühe. Die Pointen laſſen ſich hier wie in ſo vielen andern Fällen nicht mit der Spitze des Pinſels hineintragen, dieſes iſt die Illuſtration der komiſch gedachten Vorſtellung, aber in ſich ſelbſt ohne bedeutende komiſche Kraft. Wirklich komiſch in der Situation traten uns dagegen viele andere Genrebilder und zwar insbeſondere der münchner Schule entgegen, welche, wie es ſcheint, für einen luſtigen Schilderungston eine ungleich größere Vorliebe beſitzt, als die noch von ſentimentalen Traditionen genährte düſſeldorfer Künſtlergruppe. Als Beiſpiele führen wir nur Enhubers unterbrochene Spielpartie, Rambergs Fenſterln und Spaziergang, Flüggens Kirchenmuſik u. a. an. Wir begegnen da bald glücklich reproducirten Charakterfiguren, bald mit natürlichem Humor ausgemalten Situationen. Der aus dem Seminar eben entlaſſene Hofmeiſter auf Rambergs Bild, der ſeine Zöglinge auf den Spaziergang führt und die Luſt der letzteren, ſich in das Spiel ungezügelter Straßenjungen zu miſchen, mit pedantiſcher Geberde abwehrt, der Dorfheld bei Enhuber, deſſen Kameraden haſtig das Kartenſpiel verſtecken und der ſelbſt die Flucht unter den Tiſch nicht verſchmäht, um dem erſten Strom der Gardinenpredigt ſeiner beſſern Hälfte auszuweichen, die mit eingeklemmten Armen die Schwelle der Wirthsſtube betritt, machen der Phantaſie der Künſtler alle Ehre. Auch in den novelliſtiſchen Schilderungen ſtoßen wir oft auf ſinnige Züge und lernen eine feine Beobachtungsgabe kennen, groß iſt vor allem die Mannigfaltigkeit der Motive. Ländliche Wallfahrer, eine appenzeller Stickerin und Blankeneſerinnen am Brunnen, ein Mönch, der einer Trauung in der Kloſterkirche zuſieht, Indianer in Südamerika, franzöſiſche Marquiſen, Schatzgräber und Alchymiſten, Landsknechte und Bürgerwehrmänner, Bauern und Cavaliere gehen in bunter Reihe an uns vorüber. Einzelne Paradeſcenen wiederholen ſich zwar: Verlobungen, die durch den Eintritt alter verlaſſener Geliebten geſtört werden, Spieler, denen die Gattin zu Gewiſſen redet u. ſ. w., im Allgemeinen

iſt aber für die Kurzweil der Beſchauer gut geſorgt und das Prädicat der Originalität und reicher Erfindungsgabe für unſere Genremaler wohlverdient. Hätten ſie nur nach einer andern Seite hin ſich minder genügſam erwieſen und ſauberes Illuminiren mit der Kunſt zu malen nicht für gleichbedeutend genommen.

Den Genrebildern entſprechen auf einem andern Kunſtgebiet ziemlich genau die kleinen dramatiſchen Spiele und einactigen Bluetten des modernen Bühnenrepertoirs. Alle Welt iſt darüber einverſtanden, daß bei dieſen die geiſtreiche Führung des Dialoges, die gewandte und ſpannende Schürzung des an und für ſich ziemlich gleichgiltigen Knotens vorzugsweiſe den Erfolg ſichert und auch das weſentliche Verdienſt des Dichters bildet. Niemand würde zweifeln, daß in Bezug auf die Genremalerei ein ähnliches Verhältniß gilt, und auf die maleriſche Durchführung der Hauptnachdruck gelegt werden muß, wäre nicht die Irrlehre verbreitet, unſere Maler ſeien vorzugsweiſe Dichter, die Betonung der maleriſchen Form aber würde dieſen Vorzug nicht klar und deutlich genug erſcheinen laſſen. Warum greifen dieſelben aber dann nicht lieber gleich zu dem rechten Material und ſchreiben Gedichte, und überlaſſen nicht Menſchen, die auf den Ruhm, als Univerſalkünſtler zu glänzen, bereitwillig verzichten, die Malerei? Die Verwirrung iſt noch geſtiegen durch die abſichtliche Verwechslung der techniſchen Geſchicklichkeit mit eigentlicher Farbenpoeſie. Wenn jemand die letztere als Erforderniß des vollendeten Abbildes aufſtellt, ſo zucken die angeblichen Vertreter des wahrhaft Dichteriſchen in der Malerei mitleidig die Achſel über den armen Wicht, der ſich von der brillanten Technik blenden läßt, denunciren ihn wol auch mit ſalbungsvoller Miene als Materialiſten und behaupten, er wolle die Kunſt zur Künſtelei herabziehen. Ja, wenn es möglich wäre, auf dem mechaniſchen Weg, wie man eben ein Handwerk erlernt, dieſe Fertigkeit im Künſteln ſich anzueignen: die Zahl der Verächter der Farbenpoeſie würde raſch abnehmen. Weiß man ja doch, daß das drückende Bewußtſein, darin unfertig, nur halbausgebildet zu ſtehen — und bei der ſchlechten Erziehung unſerer Künſtler wäre es ein Wunder, wenn dies anders ſich verhielte — Troſt ſucht in der Geringſchätzung des Unerreichbaren, und daß der geheime Cultus nicht der Farbenpoeſie etwa, ſondern ganz ordinärer techniſcher Recepte, nirgend ſo viele Anhänger zählt, als in den Werkſtätten unſrer Künſtler. Dieſe, wenn ſie aufrichtig ſind, müſſen lachen über die Complimente, die ihrer dichteriſchen Phantaſie gezollt werden. Iſt doch die maleriſche Durchführung ihre Hauptſorge, die gelungene Bewältigung der Form insgeheim ihr größter Stolz. Freilich kommen ſie ſelten zum Genuß des letzteren, und deshalb bleibt von ihrer Seite die Verſicherung: in der Malerei ſei das Malen nur Nebenſache, ohne Widerſpruch. Wie der Muſiker in Tönen denkt, ſo drückt des Malers Empfindung die Farbe aus, ſie verſinnlicht nicht

blos deutlicher ſeine Gedanken, ſondern verleiht denſelben erſt die rechte Stimmung.

Unger in Göttingen wagte jüngſt den Verſuch einer maleriſchen Harmonielehre und meinte, Accorde, Tonarten, den Satzbau, wie er im Kreiſe der Muſik nach beſtimmten Geſetzen ſich regelt, auch im Gebiet der Malerei nachweiſen zu können, nicht blos in abſtracter Theorie, ſondern an concreten hiſtoriſchen Erſcheinungen. Giorgiones, Van Dycks, Oſtades Colorit ſollte gewiſſen Tonarten entſprechen, in einzelnen Bildern beſtimmte Accordfolgen ſich offenbaren. Der Verſuch mißlang, zunächſt weil der feinere Farbenmeſſer und eine maleriſche Notenſchrift mangelt, die Umſchreibung von Farbennuancen durch das bloße Wort immer unklar und nebelhaft bleibt. Aber mit dem Grundgedanken, mit der Annahme eines muſikaliſchen Elements in der Malerei hat es ſeine volle Richtigkeit. Die alten holländiſchen Genremaler offenbaren daſſelbe in der glänzendſten Weiſe und verleihen dadurch ihren Werken einen poetiſchen Schein, welcher durch kein ſtoffliches Intereſſe erſetzt werden könnte. Der Farbenwohllaut iſt nicht etwa das einfache Reſultat techniſcher Anſtrengung, kein bloßes Kunſtſtück, durch berechnete Verdunklung des Ateliers, Oberlichter zu erzeugen, ſonſt würden wir unter den modernen Belgiern lauter Oſtades zählen, ſondern der Ausfluß der ſpecifiſch maleriſchen Phantaſie, die ſich im Genrefach am wenigſten gebunden fühlt, hier am liebſten ſich bethätigt. Auf der münchner Ausſtellung wird ein harmoniſch geſtimmtes Colorit, eine charakteriſtiſche, ausdrucksvolle Farbe das Auge ſelten erfreuen. Es iſt dies um ſo mehr zu bedauern, als grade die deutſche Anſchauung den kräftigſten Anſatz zum Humor in ſich birgt, dieſer aber, wie überhaupt die bis zur feinſten Beſonderheit des Charakters fortgehende Schilderung, im Colorit das beſte Ausdrucksmittel beſitzt. Der Glaube an die alleinſeligmachende Schönheit der Pifferari und Minetten iſt glücklicherweiſe gelockert. Die wenigen Proben, welche die Ausſtellung von italieniſchen Genrebildern aus den frühern Jahrzehnten aufweiſt, überheben uns der Mühe, ausführlicher gegen dieſe Richtung zu ſprechen. Auch jetzt noch könnte der Blick unſrer Künſtler für das kernhafte unmittelbare Leben ihrer Umgebung an Schärfe zunehmen; aber ſo völlig abgeſperrt von demſelben, ſo vollkommen befangen in der Atelieräſthetik, die über gelungene Poſen abgegriffener Modelle nicht Höheres kennt, ſind ſie lange nicht mehr. Die trockene Manier älterer düſſeldorfer Genremaler findet gleichfalls nur noch wenige Bewunderer. Wir freuen uns über harmloſe Gedanken, wenn aber auch die maleriſche Charakteriſtik die Harmloſigkeit ſo weit treibt, daß ſie den Dilettantismus nicht verſchmäht, ſo kehren wir uns ab von derſelben. Uebrigens iſt in Düſſeldorf ſelbſt, wie namentlich Vautier beweiſt, ein mächtiger Fortſchritt bemerkbar. Eine andere Unart dagegen ſcheint noch immer das Feld behaupten zu wollen, eine bis zum Geleckten glatte Malerei,

eine kalte Sauberkeit der Durchführung, für welche holländiſche Hausfrauen, nicht aber die alten holländiſchen Maler das Vorbild geliefert haben mögen, und was das Aergſte iſt, eine falſche Koketterie der Charakteriſtik, die alle naive Wahrheit zerſtört.

Wir werfen Riedel, Pollack, Amerling und andern das Gleißneriſche in ihren Charakterfiguren vor. Riedels Fiſcherfamilie, Amerlings ſchlafende Kinder ſind vom Kopf bis zur Zehe erlogen, und werden darin höchſtens von Pollacks berühmten Hirtenknaben in der Campagna, bei Porzellanmalern ebenſo beliebt, wie ohne Rubens Ave Maria lebende Bilder gar nicht geſtellt werden können, übertroffen. Schade, daß dieſer Hirtenknabe uns in der münchner Ausſtellung nicht vorgeführt wird. Zur Beurtheilung der Kunſtzuſtände der dreißiger Jahre bietet er einen wichtigen Anhaltepunkt. Nur die große Vernachläſſigung der maleriſchen Form in jenen Tagen erklärt es, daß man ſich von jenem oberflächlichen Schein blenden ließ, ſeelenloſe Glätte und triviale Farbeneffecte für Anmuth und Farbenpoeſie nahm. Es wäre gar nicht wunderbar, wenn in Kunſtberichten aus jener Zeit von einem wiedergeborenen Murillo geſprochen, ja Pollack und Riedel vielleicht der Vorzug vor dem ſpaniſchen Meiſter eingeräumt worden wäre. Heutzutage übt man eine lobenswerthe Vorſicht in der Ertheilung ſolcher Complimente. Man ſollte aber auch Billigkeit üben, und wenn man gegen jene Maler den Vorwurf erhebt, daß ſie das Sybaritenthum fördern, die auch ſonſt weit verbreitete Unart nicht unerwähnt laſſen, durch eine glatte Eleganz den Mangel an individueller Charakteriſtik und naiver Wahrheit erſetzen zu wollen. Schöns Alpenmädchen, Meyerheims Mutter und Kinder, Waldmüllers Bauern, ſind gleichfalls nur zierlich geputzte Puppen, die allem andern eher entſprechen, als dem Titel, den ſie führen: Lebens- und Volksbild. Und dieſen Muſtern eifern gar viele Künſtler nach, dieſer Richtung wird noch in gebildeten Kreiſen, als wäre ſie die Vollendung des Maleriſchen, gehuldigt!

Gar wohlthuend wirkt auf dieſe gemalten Gaſſenhauer die Anſchauung einiger harmloſer Genrezeichnungen, die aber das Verdienſt individuellen Ausdrucks, voller Charakterwahrheit und lebendiger Schönheit beſitzen. Die eine hat nach dem Katalog einen ſonſt unbekannten Auguſt Richter in Dresden zum Schöpfer, die andere rührt von Grünewald in München (wenn wir nicht irren, einem Würtemberger) her. Von Richters Compoſition gibt vielleicht die Bezeichnung, ſie bilde das nordiſche Gegenſtück zu Leopold Roberts Schnittern, den beſten Begriff. Richters Erntezug entwickelt natürlich die Züge bacchiſcher Freude in geringerem Grade. Die einzelnen Geſtalten feſſeln nicht durch die plaſtiſche Formenſchönheit. Ueber die ganze Gruppe, voran die Schnitter, auf dem hohen von Ochſen gezogenen Fruchtwagen der Hausvater mit ſeiner Familie, hintennach das jubelnde Geſinde, lagert ſich aber

ein ſo heiterer Freudenſchein, jeder Einzelne iſt ſo ſehr mit ganzer Seele bei dem Feſt, daß ähnlich wie in Roberts Schilderung eine gehobene Stimmung aus der reichen Gruppe ſpricht, zumal als auch ein ſchöner Linienfluß beobachtet wurde und die einzelnen Figuren in einfacher, wohlthuender Weiſe ſich zu einem geſchloſſenen Ganzen aufbauen. Grünewald führt in einer Friesſkizze das menſchliche Leben in den vier Jahreszeiten vor, ein uraltes Motiv, dem aber der Maler ſo viele friſche und ſinnige Züge entlockt, daß man Mühe hat, ſich von dem Werk zu trennen. Die große Freude, die es erregt, in jüngern Kreiſen vielverſprechende Kräfte zu erblicken und richtige Grundſätze, vor allem die ſo lange verachtete Einfachheit und Wahrheit hier geltend anzutreffen, darf jedoch gegen die Verdienſte anerkannter und längſt berühmter Künſtler nicht verblenden.

Im Landſchaftsfach haben die letzteren ihre alte Anziehungskraft bewährt, die Palme, die ihnen längſt ſchon gereicht wurde, bleibt noch immer in ihren Händen. Die bekannten Lieblinge des Publicums, die beiden Achenbach, und Weber in Düſſeldorf, Schirmer in Karlsruhe, Alb. Zimmermann, Schleich, Morgenſtern u. a. in München, Hildebrandt in Berlin ſind auch im münchner Glaspalaſt mächtige Anziehungspunkte. Wenn neue Namen denſelben ſich anſchließen, wie jener Marcos und Raffalts aus Wien, ſo gehören dieſelben nicht dem jüngern Geſchlecht an, ſondern bewährten Männern, deren Wirkſamkeit ſich nur in einem minder zugänglichen Kreiſe bewegte. Die jüngern tüchtigen Kräfte, an denen es keineswegs mangelt, folgen willig den Spuren der Meiſter und wiſſen nichts von dem tiefen Zwieſpalt, der auf den übrigen Gebieten der Malerei die letzte Künſtlergeneration von der früheren trennt. Auch die Flucht in das Ausland, zunächſt techniſcher Zwecke willen, die bei unſern jüngern Hiſtorienmalern immer allgemeiner wird und jedenfalls Beachtung verdient, kommt hier ſo gut wie gar nicht vor, und wenn ſie vorkommt, wie z. B. bei dem frankfurter Maler Burnitz, regt ſie keineswegs die Zurückgebliebenen zur Nachfolge an. Den Einwirkungen, die Jaroslav Czermak, falls er der deutſchen Künſtlerwelt angereiht werden kann, Knaus, Henneberger und theilweiſe auch Piloty der Fremde verdanken, läßt ſich im Kreiſe der Landſchaftsmalerei nichts zur Seite ſtellen. Es fehlt auch hier nicht an Gegenſätzen. Zwiſchen Achenbach und Schirmer liegt eine ganze Welt, ebenſo ſind Achenbach und der Berliner Hildebrandt, Schirmer und die münchner Stiliſten weit getrennt, trotzdem daß ſie eine gleichnamige Richtung verfolgen. Die Entwicklung der modernen Landſchaftsmalerei geht vorzugsweiſe auf das Maleriſche. Auch diejenigen Meiſter, deren Bilder durch den bedeutſamen Bau der landſchaftlichen Formen, durch Linienſchönheit wirken, und ſymboliſche Beziehungen auf menſchliche Verhältniſſe in ſich bergen, benutzen das Colorit als Ausdrucksmittel und würden, obgleich ſie ſich ſelbſt

den Idealiſten beizählen, von den ältern Anhängern dieſer Richtung wahrſcheinlich mit demſelben Spottnamen beſchenkt werden, den David für den „Gemüſehändler“ Ruysdael bereithielt. Hat ſich ihre poetiſche Kraft abgeſchwächt, weil ſie nicht wie die Landſchaftsmaler der ältern Generation harte Umriſſe ſtehen laſſen, nicht jede Form ſcharf abgrenzen und mit trockener Deutlichkeit die Structur der Landſchaft ſchildern? Daß dort die einzelnen Motive die Spuren der Erfindung kräftiger offenbaren, kann nicht füglich als größeres Verdienſt hervorgehoben werden, da ja dieſelbe im Weſentlichen auch nur eine Reproduction früher geſchauter Naturformen iſt und das Hineintragen von charakteriſtiſchen Empfindungen und ſymboliſchen Beziehungen in die letzteren bei ſogenannten Stimmungsbildern gleichfalls vorkommt. Nur bleibt hier dieſes Geſchäft dem Beſchauer überlaſſen, während in den ſtiliſirten Landſchaften der Künſtler ſelbſt dies thut.

Schlimm wäre es um die poetiſche Bedeutung einer Landſchaft beſtellt, wenn erſt die Staffage über ihren Charakter Aufſchluß gäbe und jedenfalls gereicht es z. B. den vier bibliſchen Landſchaften Schirmers, welche die Geſchichte des barmherzigen Samariters erzählen, nicht zum Schaden, daß ſie auch an und für ſich eine große Wirkungskraft üben und das Gemüth des Beſchauers ſich angezogen fühlt von der charakteriſtiſchen Schilderung des friſchen, zur Wanderung in die Ferne reizenden Morgens, der ſchwülen Mittagsluft und des friedlichen, zur Ruhe einladenden Abends, der dem Ermüdeten Erquickung gewährt, ähnlich wie der Samaritaner durch ſeinen Balſam dem Verwundeten Labſal ſpendet. Daß es nicht unumgänglich ſymboliſcher Beziehungen bedarf, um eine Landſchaft poetiſch zu geſtalten, beweiſt Schirmer ſelbſt, deſſen Bilder: Ein Sonnenblick vor dem Regen und Ueberſchwemmung nicht blos durch die Wahrheit der Darſtellung auffallen, ſondern auch durch die tiefe Empfindung entzücken, und von vielen über ſeine bibliſchen (in Oel gemalten) Landſchaften, von allen dieſen gleichgeſtellt werden dürften. Ob Schirmer ſeine großen Erfolge den von ihm befolgten allgemeinen Grundſätzen oder der durch einen reichen Studienkreis erworbenen Formen- und Farbenkenntniß verdanke, wird von verſchiedenen Seiten verſchieden beantwortet werden, an der Thatſache ſelbſt wird niemand zweifeln.

Wären alle bedeutenderen Landſchaftsmaler nur annähernd ſo vollſtändig in München vertreten, wie Schirmer, ſo würde nicht allein die Erkenntniß der mannigfachen Wandlungen unſerer Kunſt an Tiefe gewonnen, ſondern auch mancher Streitpunkt ſeine Erledigung gefunden haben. Leider ſind grade auf dieſem Gebiet die größten Lücken bemerkbar. Am meiſten zu beklagen iſt die gänzliche Abweſenheit Leſſingſcher Landſchaften, die einen ſo großen Einfluß auf die Richtung der düſſeldorfer Schule gewonnen haben, wenn ſie auch gegenwärtig mehr als den Reiz der Neuheit einbüßten. Auch die andern

Digitized by Google

düſſeldorfer Meiſter ſind ungenügend vertreten. A. Achenbachs Hochflut bei Oſtende offenbart uns die energiſche Kraft des Meiſters, der das tobende Element mit klarem und feſtem Auge überblickt, ſeine Anſicht von Carleone beweiſt ſeine große techniſche Gewandtheit, die anſchaulichen Belege für ſeine merkwürdige Vielſeitigkeit fehlen jedoch, und ebenſo wird man durch die vier ausgeſtellten Landſchaften über das Eigenthümliche ſeiner Naturanſchauung und ſeiner vielfach nachgeahmten Malweiſe ſchlecht unterrichtet. Auch ſein Bruder, Oswald Achenbach iſt beſſer, als ihn die drei in München vorhandenen Bilder erſcheinen laſſen. Daß Flamm und Kalkreuth gänzlich fehlen, wird zwar bei dem minder ausgedehntem Ruhm der beiden Künſtler in weiteren Kreiſen nicht auffallen, doch bleibt die Abweſenheit beſonders des erſteren bei ſeiner ſeltenen maleriſchen Begabung und ſeinem friſchen Blick für die Schönheit der italieniſchen Natur immerhin bedauerlich. Oswald Achenbach und Flamm bilden glücklicherweiſe nicht die einzige, wol aber eine der glänzendſten Ausnahmen von dem herrſchenden Wahne Coloritwirkungen laſſen ſich nur durch ſchreiende Lichteffecte erzielen. Die ganze Palette über die Leinwand zu ſchmieren, iſt nicht, wie viele meinen, der Anfang, ſondern das Ende der künſtleriſchen Weisheit, auch das Augenblenden keineswegs das Ziel der Landſchaftsmalerei. Wir begreifen vollkommen den Urſprung dieſer Manier. Es galt, den Reiz der landſchaftlichen Schilderung durch das ſtoffliche Intereſſe, das ſich an die gewählten Motive knüpft, zu erhöhen. Unſer Sinn ſchweift gern in das Weite, unſere Empfänglichkeit umfaßt weitere Kreiſe, unſer Verſtändniß erſtreckt ſich auf eine kaum mehr begrenzbare Welt von Erſcheinungsformen. Die Landſchaftsmalerei wollte nicht hinter der Bildung unſerer Zeit zurückbleiben und that recht daran. Wenn wir aber auch im Allgemeinen zugeben, daß dem Beſchauer zumeiſt erſt das ſtoffliche Intereſſe den Weg zum Verſtändniß der künſtleriſchen Form bahnt, und die Ueberzeugung hegen, daß der ſchaffende Künſtler ſelbſt für das gegenſtändlich Gleichgiltige die volle Begeiſterung nicht bereithalten kann und dieſe Gleichgiltigkeit auch in der Formengebung ſich offenbaren muß: ſo verlangen wir doch von ihm, daß er ſich von dem ſtofflichen Intereſſe nicht gefangennehmen läßt, vielmehr über daſſelbe hinaus zum Begreifen und zur Bewältigung der maleriſchen Formen gelangt. Im Angeſicht der zahlloſen Schilderungen ſeltſamer Naturphänomene und frappanter Lichterſcheinungen können wir uns in der Regel des Glaubens nicht erwehren, als hätte auch den Maler die bloße Neugierde an das Motiv gefeſſelt und erwarten in jedem Augenblick den langen Stab des Erklärers vor unſern Augen ſchwingen zu ſehen, der uns auf die Raritäten aufmerkſam macht. Nicht das eine oder das andere Individuum, nicht dieſe oder jene Schule trägt die Schuld davon. Grade die große Gunſt, welche dieſe Richtung genießt, lockt zu Uebertreibungen und läßt die letztern allenthalben erſtehen.

Von der preußiſchen Grenze.

Das trübe Jahr, welches Preußen in eine ſo zweifelhafte Lage zu den übrigen europäiſchen Mächten gebracht, hat nun endlich einen glücklichen Ausgang gefunden. Durch die Proclamation der Regentſchaft iſt die einheitliche und unabhängige Regierung, deren der Staat dringender bedurfte als je, hergeſtellt und durch die politiſch correcte Form, in welcher dieſer Act vor ſich gegangen iſt, das Rechtsbewußtſein des Volks wieder aufgefriſcht worden. Alle Intriguen ſind vereitelt und wir können einer Zukunft entgegenſehn, die wenigſtens klarer ſein wird als die verfloſſenen zehn Jahre. Ueber die materiellen Veränderungen, welche dieſer Regierungswechſel mit ſich bringen wird, können wir natürlich für jetzt noch keine Vorſtellung haben, aber ein äußerſt günſtiges Zeichen iſt die neue Beſetzung des Miniſteriums des Innern, welche an demſelben Tage ſtattgefunden hat. Grade dieſe Gleichzeitigkeit iſt das Erfreulichſte daran. Denn daß auf die Länge das gegenwärtige Beaufſichtigungsſyſtem ſich nicht halten würde, war freilich vorauszuſehn. Wir glauben, daß man die Bedeutung des Herrn von Weſtphalen in der politiſchen Entwicklung der letzten Jahre zu gering angeſchlagen hat. Es kommt gar nicht darauf an, wie viel Geiſt, Scharfſinn und Bildung an dieſer Stelle aufgewandt wird, ein zäher Wille, der kein Bedenken kennt, der an ein enges Syſtem geknüpft, in unabläſſiger Geſchäftigkeit nach dieſer einen Seite hin arbeitet, richtet im Lauf der Jahre mehr aus, als die feinſte Intrigue. Das Syſtem, welches durch den Eintritt des Herrn von Weſtphalen in das Miniſterium indicirt wurde, das abſolute Polizeiregiment im Intereſſe der feudaliſtiſchen Partei, hätte keinen wirkſameren Träger finden können; mit welcher Unverdroſſenheit und wie allſeitig es ins Werk geſetzt worden, darüber werden wol bald intereſſante Enthüllungen folgen. Der glänzendſte Erfolg dieſes Syſtems war der Landtag, der in einigen Tagen zum letzten Mal zuſammentritt und die ſtaunenswürdigſte Leiſtung des Syſtems war die Rede, mit welcher der Herr geheime Regierungsrath Hahn im Dienſt des Herrn von Weſtphalen dieſen Erfolg mit völligſter Unbefangenheit der Kammer verkündete. Es wäre zeitgemäß, dieſe Rede wieder ins Gedächtniß zurückzurufen.

Der Name des Mannes, welchem die interimiſtiſche Vertretung dieſes Miniſteriums anvertraut iſt, bürgt dafür, daß die ſchon früher, aber immer nur heimlich angekündigte Verſicherung des Prinzen von Preußen, die neuen Wahlen ſollten ohne willkürliche Einmiſchung der Polizei vor ſich gehn, jetzt zur Wahrheit werden wird. Ein Staatsmann aus der altpreußiſchen Schule, an geſunden Menſchenverſtand und an Rechtſchaffenheit der Amtsführung gewöhnt, wird er dafür ſorgen, daß man mit dem Geſetz nicht ſpielt. Das Reſultat der Wahlen iſt alſo in die Hand der Wähler gegeben; es wird ſich jetzt zeigen, ob das preußiſche Volk zur conſtitutionellen Verfaſſung reif iſt.

Eine freilich ſehr unerquickliche aber durchaus nothwendige Aufgabe des neuen Landtags wird nun ſein, die Wirkſamkeit und die Folgen des jetzt zu Grabe getragenen Syſtems ausführlich zu Tage zu bringen. Es mag zu beklagen ſein, daß die Verfaſſung für den unbeſtimmten Begriff der miniſteriellen Verantwortlichkeit keine geſetzlichen Formen gefunden hat, aber es handelt ſich hier auch nur darum,

die Wiederkehr der Uebelſtände zu verhüten, unter denen wir ſo ſchwer gelitten haben, und dazu genügt eine offene, unumwundene und vollſtändige Darlegung des Sachverhalts, um den Regenten, das Volk und vor allem auch den Beamtenſtand in Kenntniß davon zu ſetzen. Der größere Theil unſeres Beamtenſtandes lebt noch in der altpreußiſchen Tradition und hat keine Ahnung von dem bisherigen Walten des Syſtems. Es wird im hohen Grade nützlich ſein, ihm die Augen zu öffnen und den Beweis zu liefern, daß eine ſchriftliche Aufzeichnung der Geſetze noch lange nicht genügt, daß es auch darauf ankommt ſie auszuführen. Eine zweite Aufgabe des Landtags wird freilich ſein, die Unbeſtimmtheiten der geſetzlichen Faſſung wegzuſchaffen, die der Willkür einen ſo großen Spielraum gelaſſen haben und auch hier ſind wir überzeugt, daß die Regierung mit der Volksvertretung Hand in Hand gehen wird. † †

Literatur.

The Life and Works of Goethe, with Sketches of his Age and Contemporaries, from published and unpublished sources. By G. H. Lewes. Copyright edition. Second edition, revised by the author. 2. Bd. Leipzig, Brockhaus. — Dies bedeutende Werk, über deſſen Vorzüge und Schwächen wir uns bei Gelegenheit der Ueberſetzung von Freſe bereits ausführlich ausgeſprochen haben, ſei auch in dieſer Form dem deutſchen Publicum dringend empfohlen. Die Ausſtattung iſt elegant und dem innern Werth des Buchs angemeſſen.

Das Inſekt. Naturwiſſenſchaftliche Beobachtungen und Reflexionen über das Weſen und Treiben der Inſektenwelt. Von J. Michelet. Mit einem Vorwort von J. H. Blaſius, Profeſſor. Braunſchweig, Fr. Vieweg und Sohn. 1858. — Ein Seitenſtück zu dem „Vogel" des Verfaſſers, welches wie dieſer beweiſt, daß man ſehr geiſtvoll und vorzüglich ſehr phantaſiereich ſein kann, ohne deshalb den Beruf zu haben, das Verſtändniß der Natur zu fördern. Die Naturwiſſenſchaften vertragen am wenigſten eine dilettantiſche Behandlung, und Michelet iſt durchaus Dilettant. In zwei, drei einfachen Vorſtellungen findet er die Bürgſchaft für einen Zuſammenhang aller Einzelnheiten des Gebiets, das er behandelt. Dieſe Vorſtellungen verfolgt er mit einer lebhaften Einbildungskraft bis zu den äußerſten Grenzen der Erfahrung und ſo entſteht ein ſubjectives Bild, welches lediglich für dieſe Subjectivität einiges Intereſſe erregt. —

Notiz: Im erſten Artikel über die Münchner Ausſtellung muß es Seite 7, 8 und 9 Wächter ſtatt Wachter heißen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

[library stamp]

Geſchichte der baieriſchen Kammerauflöſung.

1.

Am 30. September wurde die baieriſche Kammer aufgelöſt, nachdem ſie erſt am 25. deſſelben Monats zuſammengetreten, noch nicht einmal formell eröffnet und eben erſt in ihrer Conſtituirung begriffen war. Zum erſten Präſidenten hatte ſie, wie in allen Seſſionen ſeit 1849 den Grafen Hegnenberg-Dux ernannt, zu Secretären mit derſelben conſervativen Conſequenz die ebenſo lange fungirenden, von der Regierung während und wegen ihrer wohlgefälligen parlamentariſchen Wirkſamkeit zum Regierungsrath und zum Conſiſtorialrath beförderten ehemaligen Bürgermeiſter Nar und Maier. Den zweiten Präſidentenſeſſel beſetzte ſie mit dem, nach Auflöſung der Geſetzgebungsausſchüſſe von ſeiner würzburger Profeſſur, trotz aller Gegenpetitionen zum eichſtädter Appellationsgericht als Rath verſetzten Dr. Weiß. Daß jene Beförderung nicht als Gunſterweis zu gelten hatte, läßt ſich nur daraus ſchließen, daß der jetzige Miniſterpräſident Dr. Ludwig Freiherr v. d. Pfordten, wie deſſen offiziöſe Biographien ausdrücklich ſagen, unter dem Miniſterium Abel ſeiner damals mißliebigen politiſchen Ueberzeugungen halber ebenfalls von ſeiner würzburger Profeſſur an das Appellationsgericht Aſchaffenburg verſetzt worden war, weshalb er den Ruf nach Leipzig angenommen habe und ſolchermaßen ſeinem engeren Vaterland mehre Jahre lang entzogen geblieben ſei. Demnach wird die höchſt überraſchende Kammerauflöſung, ſeit 1848 die dritte, ſelbſt ſchon in den telegraphiſchen Depeſchen an die Wahl des Dr. Weiß zum Vicepräſidenten gebunden.

In unſrer parlamentariſch ernüchterten Zeit iſt eine Kammerauflöſung ein ſo gewaltſamer Schritt, daß es beinahe blos eine Blasphemie der bekanntlich immer wühlenden Propaganda des Umſturzes ſein kann, wenn einer erleuchteten und ſtarken Regierung dafür ein ſo untergeordnetes Motiv untergeſchoben wird. Man hat daher gewiß den Grund viel tiefer zu ſuchen, man

hat ſicherlich dieſe Auflöſung als Ausgangspunkt einer gewaltigen und unausgleichbaren Principiendifferenz zwiſchen den geſetzgebenden Gewalten Baierns zu betrachten. Dies beſonders, da bekanntlich die königlich baieriſche Regierung unter der Leitung des Freiherrn v. d. Pfordten und durch ſeinen Mund ſchon oftmals die bewundernde Aufmerkſamkeit Europas dadurch in Anſpruch nahm, daß ſie es ſeit zehn Jahren vermocht hat, ohne rettende Thaten, Oktroyirungen u. ſ. w. zu herrſchen, obgleich bekanntlich der Novemberbundesbeſchluß von 1855 den Regierungen für Abänderung der Verfaſſung keine beſtimmten Grenzen vorzeichnet und dadurch principiell feſtſtellt, daß nicht Regierung und Stände durch Vereinbarung, wol aber die alleinige Regierungsgewalt zu Verfaſſungsänderungen befugt iſt. Dieſem Princip entſprechend begutachtete damals auch die bundestägliche Commiſſion und ſanctionirte den Bundesbeſchluß (bei Gelegenheit der hannoverſchen Verfaſſungsfrage), daß man auf Unterſuchung einzelner ſtändiſchen Beſchwerden nicht einzugehen brauche, wenn dieſelben dahin gingen, daß eine Regierung mit ihren Verfaſſungsänderungen noch hinter die Bundesnormen vom 23. Aug. 1851 zurückgegangen ſei. Da dieſer Grundſatz beſteht, ſo iſt es allerdings weit mehr Gnade der Machthaber, als etwa grundgeſetzliches Recht, wenn überhaupt eine Regierung der Verfaſſung nachkommt und dieſe nicht mit beliebigen adminiſtrativen Verordnungen außer Kraft erklärt. Die baieriſche Verfaſſungsbeharrlichkeit iſt ſonach ein Gnadengeſchenk des jetzigen Miniſteriums.

Dies hatte die 1849 gewählte baieriſche Kammer ſich wol geſagt, ehe noch jener Bundesbeſchluß erſchien. Die ſogenannte Lerchenfeldſche Majorität verwahrte ſich zwar immer feierlichſt dagegen, daß ſie die Principien der Regierung theile, ſtimmte aber unfehlbar für deren Vorlagen in jedem einzelnen Fall. Nur beim Landtag 1854—55 ſtellte ſich einige praktiſche Differenz bei Gelegenheit eines Wahlgeſetzentwurfs heraus, welcher detaillirte ſtändiſche Gliederungen zu Grundlagen des activen, und paſſiven Wahlrechts machte, vollberechtigte Staatsbürger wegen ihres Glaubens davon ausſchloß, die Wahlfähigkeit anderer an vexative Vorausſetzungen band und dem adminiſtrativen Ermeſſen vollſtändige Grenzenloſigkeit ſeiner Herrſchaft zuwenden wollte. Von da an beginnt die Verſtimmung zwiſchen den geſetzgebenden Gewalten, und es mag nicht ohne Intereſſe ſein, die letzten parlamentariſchen Jahre Baierns bei der heutigen Veranlaſſung wenigſtens in allgemeinen Umriſſen zu recapituliren.

Im Januar 1855 war es, daß der erwähnte Wahlgeſetzentwurf zur Debatte geſtellt wurde. Man kam ſchon mißgeſtimmt dazu zuſammen. Denn unmittelbar vorher hatte die Kammer — es war noch immer jene mit der ehemals ſo abſolut gefügigen Majorität unter Herrn v. Lerchenfelds Leitung — ſich des vom betreffenden Ausſchuß zur Verwerfung begutachteten Antrags ange-

nommen, welcher Geſetzes- und Rechtsſchutz forderte gegen die adminiſtrative Willkür, womit die rheinpfälziſche Kreisregierung über tauſend unbeſcholtene Männer, welche „eine Stütze der Ordnung geweſen, als alles erſchüttert war", von den Gemeinderäthen ausgeſchloſſen hatte. Weiter hatte die Regierung ihre Nachforderungen für die außerordentlichen Militärkoſten der kurheſſiſchen Expedition zurückziehn müſſen, um ſelbſt nur mit einiger Hoffnung auf Gewährung der Creditforderung von 15 Millionen Thalern hervortreten zu können, womit „die Vorbereitungen für die Bereithaltung der Armee zur Mobiliſirung" getroffen werden ſollten. Denn unter den damaligen orientaliſchen Kriegsverhältniſſen erachtete es Herr v. d. Pfordten für eine „Pflicht Baierns und Deutſchlands, diejenigen Vorbereitungen zu treffen, ohne welche den Ereigniſſen nicht beruhigt entgegengeſehen werden könne." Man möge ſich dabei erinnern, daß Baiern damals mit an der Spitze der bamberger Politik und Coalition ſtand.[1]

Daß bei ſolchen Rück-, An- und Ausſichten dem Miniſterium v. d. Pfordten die Annahme des oben erwähnten Wahlgeſetzes ſehr erwünſcht geweſen wäre, kann gewiß nicht bezweifelt werden. Dagegen meinte die Kammer, welche ſich auf ihre ſechsjährige treue, folgſame und ehrliche Dienſtleiſtung berief, der neue Wahlgeſetzentwurf ſei wie ein ſchlechtes Leumundszeugniß für ſie, deſſen Mitunterzeichnung ihr doch nicht zugemuthet werden könne. Nebenbei bemerkte ſie, die Regierung verfahre ſich damit in allerlei Inconſequenzen ihrer früheren „unumſtößlichen Principe" und „heiligſten Ueberzeugungen", weil ſie ihrem eignen Geſetz über Judenemancipation durch die Wahlbeſtimmungen ins Geſicht ſchlagen und nur in privilegirten Ständen die moraliſch, politiſch und intellectuell fähigen Vertreter des Landes erblicken wolle. Man bemerkte gehorſamſt, wolle die Regierung die Conſtitution umſtoßen, ſo möge ſie die Kammer auflöſen und ein neues Wahlgeſetz octroyiren, allein der jetzigen Landesvertretung, die ſich auf ihr gutes Gewiſſen berufe, möge ſie nicht zumuthen, den Urſprung ihres eignen Mandats zu verleugnen. Der Geſetzentwurf ward verworfen.

Dieſe Aeußerung der loyalitätsbewußten Landesvertreter wurde von der Regierung in gutem Gedächtniß bewahrt. Noch bevor daraus die Conſequenz der Verwerfung der Wahlgeſetzvorlage erwuchs, erhielt die Kammer eine Belehrung über ihre Hinweiſungen auf angebliche Inconſequenzen der Regierung, eine Art von Programm der innern Politik des Herrn v. d. Pfordten. Man könne — ſagte der beredte Staatsmann — bequem auf Conſequenz pochen, ſo lange man in der Minorität ſei. Damit ſchien er eigentlich blos auf die Minorität der Macht hindeuten zu wollen, denn diesmal war die Regierung in der Minorität der Meinungen, und er fuhr dennoch fort: Die Regierung, im Sturm der Revolution ans Ruder gekommen, habe nur ihr

Ziel, nicht die Stationen ihres Weges vorauswiſſen können; Conſequenzenreiterei ſei einem praktiſchen Staatsmann unmöglich. Wenn die Kammer ihren eignen revolutionären Urſprung nicht verleugnen wolle (man darf nicht vergeſſen, daß ſie nach einer Kammerauflöſung gewählt wurde, welche Herr v. d. Pfordten ſelbſt vollzogen), ſo beweiſe das zu viel, darum nichts als eben „den ſympathiſchen Zug der Zeit nach dem Revolutionären“.

Allein die Kammer blieb trotzdem unempfänglich für dieſen Panegyrikus auf die Inconſequenz ſtaatsmänniſcher Praxis und beharrte bei ihrem Beſchluß. Das Votum erſchien um ſo bedeutſamer, als die Drohung mit einer Octroyirung durchaus nicht undeutlich gefallen war. Daß es indeſſen der Kammer nicht um Oppoſitionsmacherei oder Conſequenzenreiterei zu thun war, wie ihrer Mehrheit vom Miniſtertiſche Schuld gegeben wurde, zeigten mehre folgende Beſchlüſſe, bei denen die alte Praxis befolgt wurde, der Regierung den Willen zu thun, ohne mit ihren Principien übereinzuſtimmen. Allein der alte harmloſe Friede blieb dennoch getrübt, die alte Willfährigkeit nicht mehr fraglos. Im Februar 1850 hatte Herr v. Lerchenfeld, welcher zufolge der Augsb. Allg. Zeitung „der liebenswürdige Staatsmann“ par préférence iſt, bei Gelegenheit der parlamentariſchen Behandlung des baieriſchen Preßgeſetzes die Behauptung aufgeſtellt, daß die baieriſche Preſſe ſich in den Händen von „Buben“ befinde. Dieſe Zeit war 1855 lange vorüber, auch ſchrieb Herr v. Lerchenfeld keine Artikel mehr, und blos in der Allg. Zeitung finden ſich noch ſeine Kammerreden, aus dem Stenographiſchen ins Deutſche überſetzt, als ebenſo ungetrübte wie endloſe Glanzbreiten. Er war es nun, der mit edler Selbſtüberwindung eingeſtand, wie ſehr man ſich damals getäuſcht habe, als man das baieriſche Preßgeſetz nach der Regierungsvorlage angenommen hatte. Es war nämlich eine Klage an die Kammer vom Redacteur des „Nürnberger Couriers“ gelangt, welcher mit monatelang conſequent fortgeſetzten Confiscationen, von denen keine einzige von der richterlichen Behörde als gerechtfertigt anerkannt wurde, zu Tode gemaßregelt worden war. Die Kammer erkannte die Klage für begründet und beſchloß nahezu einſtimmig den Antrag auf deren Abſtellung. Dagegen meinte der Miniſter des Innern, dieſe ganze ſyſtematiſche Polizeiwillkür gehöre gar nicht zur Competenz der Kammer, „da kein Verfaſſungsgeſetz verletzt ſei“. Ja, um dies den Landesvertretern recht praktiſch zu demonſtriren, wurden bereits am andern Tage (24. u. 25. Jan. 1855) durch das ganze Königreich alle Zeitungen beſchlagnahmt, welche in ſelbſtſtändigen, wenn auch rein referirenden Artikeln dieſe Kammerdebatte mittheilten. Nur die gewarnte A. A. Zeitung entging vorſichtig demſelben Geſchick, indem ſie das officielle ſogenannte Mutterprotokoll und einen Auszug vom Ausſchußbericht veröffentlichte.

Auch dieſe Zwiſchenfälle trugen nicht grade zu freundlichſter Uebereın-

ſtimmung der Landesvertretung mit dem Landesregiment bei. Die Milch der frommen Denkungsart begann ſtark zu ſäuern, und zwar nicht blos im Lerchenfeldſchen Centrum, ſondern auch in der ſtreng katholiſchen Rechten, welche dem Miniſterium ihrerſeits nicht vergab, daß daſſelbe einen Antrag zu Fall brachte, welcher einen Verfaſſungsartikel, wonach die Zinſenüberſchüſſe reicher Kirchen „unter Mitwirkung des Staates“ zu den Bedürfniſſen dürftiger Gemeinden concurriren, ganz beiläufig hatte beſeitigen wollen. Nun kam es an die wichtigſte Frage, an die oben berührte Creditforderung für die Armeeentfaltung Baierns, „ohne welche den Ereigniſſen (des orientaliſchen Kriegs) nicht beruhigt entgegengeſehen werden könne“. Und hier war es Herr v. Lerchenfeld, welcher als Berichterſtatter der Commiſſion mit hoch überraſchendem Nachdruck und einer bei ihm unerhörten Energie die maßloſe Verſchwendung der Kriegsverwaltung Schwarz auf Weiß ſo überzeugend nachwies, daß die Kammer ohne alle materielle Discuſſion und mit großer Mehrheit (97 gegen 25 Stimmen) nach dem Commiſſionsantrag die angeſonnene Summe auf die Hälfte herabſetzte. Was aber das Allerbedenklichſte, das war die Art ſelbſt dieſer Bewilligung. Herr v. d. Pfordten hatte nämlich die Mahnung, daß die baieriſche Politik ſich national erweiſen und in der orientaliſchen Angelegenheit an Oeſtreich anſchließen ſolle, mit gewohnter Redefertigkeit benutzt, um zu erklären: entweder vertraue man der Regierung und dann bewillige man ihr, gleichviel ob viel ob wenig; oder man vertraue ihr nicht, dann ſolle man auch keinen Kreuzer geben, die Miniſter würden als Ehrenmänner wiſſen, was ſie zu thun hätten. Dieſe in jeder Seſſion wiederholte und niemals vollzogene Drohung mit einem Rücktritt des Miniſterpräſidenten war allerdings praktiſch, nach den bisherigen Erfahrungen, keine Alternative zu der Gefahr, daß jede Bewilligung, die größte, wie die kleinſte, ein ſpecielles Vertrauensvotum involvire. Man wünſchte alſo jedenfalls gegen letztere Vorausſetzung zu proteſtiren, und ſo erklärten nach und nach die Führer aller ſelbſtſtändigen Fractionen einzeln, indem ſie für den Commiſſionsantrag ſtimmten, dem gegenwärtigen Miniſterium damit durchaus kein Vertrauensvotum ertheilen zu wollen.

In den gouvernementalen Kreiſen war dadurch die Entrüſtung ſo hoch angeſchwollen, daß ſelbſt die officiöſe Preſſe gegen die Kammer plaidiren mußte; nicht gegen die im ſpeciellen Fall kundgegebenen Anſichten, ſondern gegen den ganzen Geiſt und ihre geſammte Haltung. Dieſelben Elemente, welche ſeit ſechs Jahren als wohldenkend und wahrhaft patriotiſch geprieſen worden waren, erlagen jetzt plötzlich — der inſpirirten Preſſe zufolge, in welcher ſich namentlich die von Dr. Jäger geleitete Pfälzer Zeitung durch wohldieneriſche Schmähſucht auszeichnete — der Verführung durch die **aura popularis**, der parlamentariſchen Eitelkeit, verdächtigen und verdäch-

tigenden Einflüſſen, oder ſie litten an der bekanntlich von Zeit zu Zeit epidemiſch graſſirenden Beſchränktheit des Unterthanenverſtandes. Noch höher ſteigerte ſich aber die gouvernementale Verſtimmung, als auch die Kammer der gebornen und ernannten Reichsräthe, trotzdem Fürſt Thurn und Taxis, der Sieger von Bronnzell, mit voller Rüſtung für die unverkürzten Militärforderungen einſprang, ſo vollkommen im Princip mit der „untern Schweſterkammer“ zuſammenſtimmte, daß der Miniſterpräſident, um wenigſtens deren materielle Zugeſtändniſſe zu retten, ſelber die Zuſtimmung zu ihrem Beſchluß befürwortete (12. Febr.). Eiligſt wurde das Geſetz promulgirt, ſchon am 6. März das Anlehen zur Subſcription zum Cours von 94½ mit 4½ Proc. aufgelegt und als Vertrauensvotum des Publicums für die miniſterielle Politik verkündet, daß am 18. deſſelben Monats die Zeichnungen bereits geſchloſſen worden ſeien. Von dem lucrativen Geſchäft, welches damit die Capitaliſten in dieſer geſchäftsloſen Zeit machten, geſchah keine Erwähnung; man begrüßte alle Zeichnungen wie lauter Loyalitätsadreſſen.

Es war freilich auch überaus nothwendig. Denn während das Publicum ſich mit dieſem Speculationsgeſchäft abgab, erörterte die Kammer das Armeebudget, das Lottoweſen und die Staatsrechnungen in einer Weiſe, daß eine Vertagung auf unbeſtimmte Zeit oder eine Auflöſung und „Appellation an das Volk“ tagtäglich als offenere oder verdecktere Drohung in die Oeffentlichkeit geſendet wurde. Allein die Kammer war ſich ihrer Aufgabe bewußt und beeilte ſich eben nicht allzuſehr, für das erſt am 8. März vorgelegte Budget pro 1855—61, welches abermals mit einem Deficit von 6 Millionen Gulden abſchloß, ihre materiellen Bewilligungen zu machen, und gab bei jeder einzelnen Poſition ihre Bedenken gegen die Verwaltungspraxis und ihre Wünſche für beſſere Organiſation kund. Die Erörterung der Staatsabrechnungen und ſpeciell des Kriegsminiſteriums verwandelte die bisherigen Differenzen endlich in einen entſchiedenen Bruch. In den Armeeausgaben, wie bei andern Poſitionen waren die Budgetanſätze weitaus überſchritten. Nirgend aber ſtanden die Ueberſchreitungen in ſo rückſichtsloſer Weiſe, ſo ohne Rechtfertigung und Entſchuldigung in die Abrechnungen aufgenommen, als in denen des Kriegsminiſteriums. Der eingehaltenen Form nach hätte man füglich daran zweifeln können, ob überhaupt ein Normalbudget exiſtire. Hierbei zuerſt, aber auch deſto energiſcher, machten ſich die Beſchwerden über die wie abſichtlich zur Schau getragene Geringſchätzung der Verwaltung gegen die conſtitutionellen Inſtitutionen Luft. Man erkannte zwar ſchließlich die Militärrechnungen von 1849—52 an, nicht aber die Ueberſchreitungen im Penſionsetat.

Dadurch ward der Kriegsminiſter in eine ſo unhaltbare Stellung gebracht, daß ſein (am 25. März erfolgender) Rücktritt eine unausweichliche Nothwen-

digkeit wurde. Bevor jedoch derſelbe zur Ausführung kam, hatte ſich die parlamentariſche Kritik gleichermaßen einſchneidend, ſowol in materieller als principieller Beziehung auch gegen das Gebahren des Miniſteriums des Innern gewendet. In principieller Beziehung entflammte ſich aber der Kampf ganz ſpeciell bei den ſogenannten „unbenannten Ausgaben". Es iſt bekannt, daß der größte Theil derſelben zur Subvention der officiöſen und officiellen Preſſe dient. Hierbei ward ganz namentlich hervorgehoben und betont, wie die geſammte Haltung dieſer einheimiſchen Blätter und der leicht erkenntlichen Artikel ihrer Beſoldeten in ausländiſchen Zeitungen vollkommen grundgeſetzfeindlichen Charakters ſei. Habe man darin die Anſichten der Regierung zu erblicken, ſo müſſe man gradezu an eine Bedrohung und abſichtliche Untergrabung des geſammten conſtitutionellen Lebens durch die auf die Conſtitution verpflichteten, für ihre Ausführung verantwortlichen Organe glauben, es bleibe der Landesvertretung nichts übrig, als ſich direct an das Staatsoberhaupt zu wenden. Umſonſt ſuchte die Regierung, wie noch immer, jede Solidarität mit dem nichtamtlichen Theil der officiellen Blätter, vollends aber jeden Zuſammenhang mit den als inſpirirt und ſubvenirt geltenden Journalen und Artikelſchreibern abzulehnen; umſonſt verſprach man auch vom Miniſtertiſch Verbeſſerungen in der Organiſation der officiöſen Journaliſtik. Der Damm der Zurückhaltung war zuſammengebrochen, und alles, was die Kammer ſeit ſechs Jahren in dem Beſtreben, mit dem Miniſterium zu gehen, unter Ueberwindung ihrer beſſeren Ueberzeugungen zurückgedrängt, brach ſich jetzt Bahn. Die ſpäte Vorlegung des Budgets ſpielte keine geringe Rolle; man betrachtete ſie als eine Abſichtlichkeit, darauf berechnet, dem Landtag, deſſen Mandat am 24. Juli zu Ende ging, keine genügende Zeit zur ſpeciellen Prüfung der einzelnen Anſätze zu laſſen. So erfolgte der Antrag von 25 Mitgliedern des Centrums, unter Führung des Herrn v. Lerchenfeld, daß eine Adreſſe an den König erlaſſen werde, worin die Bitte enthalten ſein ſolle, das Budget blos auf zwei Jahre feſtſtellen zu dürfen (20. März.).

Doch nicht dies allein. Vielmehr ſolle die Adreſſe dem König zugleich darlegen, wie die Kammer während ihrer ſechsjährigen Wirkſamkeit nur unvollſtändig ihre Aufgabe habe erfüllen können. Daraus ſeien in verſchiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, insbeſondere in der Juſtiz, ſchwere Mißſtände heimiſch geworden; endlich ſei auch das vorgelegte Budget bis zum Endtermin des Kammermandats unmöglich zu erledigen. Trotz des am Miniſtertiſch bis zum Aeußerſten geſteigerten Widerſtandes ward der Antrag auf eine ſolche Adreſſe nach verhältnißmäßig kurzer Debatte mit 78 gegen 37 Stimmen genehmigt und ſofort (Abends) ein Adreßausſchuß gewählt, welcher den Präſidenten der Kammer mit der Abfaſſung des Schriftſtückes beauftragte. Nachdem aber die Verſammlung wenige Tage nachher zum Schluß ihrer vor-

öſterlichen Thätigkeit die Abrechnungen von 1849—52 mit beſtimmten Vorbehalten genehmigt hatte, entgegnete ihr die Regierung mit einem Auflöſungsdecret. Dieſes motivirte natürlich die überraſchende Maßregel mit keiner Silbe. Dagegen ſagte die officielle N. Münchner Zeitung: Wenn der Landtag mit einer Thronrede eröffnet werde, hätten regelmäßig die Kammern Adreſſen an den König gerichtet. Werde aber der Landtag ohne Thronrede eröffnet, ſo ſei das Adreßerlaſſen nicht gebräuchlich, noch weniger aber herkömmlich, während des Laufes der Verhandlungen von einer Kammer allein eine Adreſſe an den Thron zu richten. Man wolle in ſolchen Adreſſen „nur ſeine Anſichten und Wünſche in aufregender Weiſe" geltend machen, ſie ſeien immer nur in leidenſchaftlich bewegten Zeiten und von den Führern der Oppoſition geſtellt worden. Gleiches ſei auch vom jüngſten Adreßantrag zu befürchten geweſen, deshalb habe die Regierung guten Grund gehabt, „eine Discuſſion abzuſchneiden, welche nachtheilig, wahrſcheinlich aber auch im höchſten Grad aufregend gewirkt haben würde."

Deutſchland war damals viel zu ſehr in Anſpruch genommen vom orientaliſchen Kampf und den immer weiter greifenden Betheiligungen der geſammten Culturwelt daran, um dieſen baieriſchen Vorgängen beſondere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Baiern ſelbſt ſetzte zugleich ſeine Kriegsrüſtungen mit einer auffallenden Energie und in einem Umfang ins Werk, wie keiner der andern Mittelſtaaten, als gälte es, die bürgerlichen Mahnungen der zweiten Kammer an das Mißverhältniß zwiſchen den Militärkoſten und den Staatskräften, ſo wie die reichsräthlichen Warnungen vor militärpolitiſcher Großmannsſucht durch die ſoldatiſche Praxis gleichermaßen zu dementiren. Dieſer Anſchein wuchs, da auffallenderweiſe zu dieſen Anläufen nach einer activen Machtſtellung die politiſchen Ausführungen der inſpirirten und „gutunterrichteten" Preſſe und Publiciſten den ſchroffſten Gegenſatz bildeten, indem ſie die abſolute Neutralität des Bundes und alle jene Principien, welche die nationalen Wünſche und Bedürfniſſe am meiſten verleugneten, mit emphatiſcher Berufung auf die materiellen Vortheile einer unbetheiligten Stellung Deutſchlands verfochten. Man konnte alſo im Lande, wie außerhalb deſſelben in dieſer militäriſchen Entfaltung nichts weiter ſehen, als ein abſichtliches Zurſchautragen vollſter Geringſchätzung für alle parlamentariſchen Kundgebungen grade hinſichtlich des Militärweſens. Eben dadurch wuchs jedoch die Mißſtimmung über die verfochtene orientaliſche Politik im geſammten Publicum ſo hoch, daß man ſich endlich zu journaliſtiſchen Erläuterungen veranlaßt ſah. Dieſelben erfolgten „auf Grund von Mittheilungen von unterrichteten und zuverläſſigen Perſonen" unter der Form der Ableugnung „einer entſchiedenen Hinneigung Baierns zu Preußens Politik und der gegentheiligen Haltung gegen Oeſtreich". Namentlich wurde in Abrede geſtellt, daß Baiern, „zu Preußens

Anſichten ſich bekennend, in einem Separatvertrag mit dieſer Großmacht zu gemeinſchaftlichem Vorwärtsgehen gegen Oeſtreich ſich verpflichtet habe.“

Dieſe officielle Berichtigung einer „nach allen Anzeichen vielfach verbreiteten Meinung“ bezeugt lauter, als wenn wir die anklagenden Stimmen ſprechen laſſen würden, die Höhe des Mißtrauens im Publicum gegen die Tendenzen und Neigungen der gouvernementalen Politik. Man war ſich deſſen in den leitenden Kreiſen auch recht wohl bewußt und hegte deshalb über die Anordnung von Neuwahlen für die Kammer vorläufig lebhafte Beſorgniſſe. Um nähere Einſicht in die Stimmungen der einzelnen Provinzen zu gewinnen, griff man zu dem auffälligen Mittel, ſämmtliche Regierungspräſidenten des Königreichs in München zu verſammeln (April 1855). Die N. Münchner Ztg. berichtete darüber in einer officiellen Notiz: „Dieſelben (Regierungspräſidenten) hatten Gelegenheit, über die wichtigſten Fragen der innern Verwaltung die Regierungsgrundſätze zu vernehmen und zugleich ihre Erfahrungen und Anſichten hierüber darzulegen. Zu dieſem Behuf haben mehrfache Conferenzen derſelben mit den Staatsminiſtern, von denen eine unter der perſönlichen Leitung Sr. Maj. des Königs ſtattgefunden. Inskünftige ſollen ſich dieſe Zuſammentritte alljährlich wiederholen. Der dadurch gewonnene mündliche Ideenaustauſch unter den oberſten Beamten der innern Verwaltung kann das lebensthätige Eingreifen der Regierung zur Förderung der Intereſſen des Landes und ſeiner Bewohner nur in wohlthätigſter und erfreulichſter Weiſe fördern.

Dieſes „lebensthätige Eingreifen“ ſollte ſich ſofort bewähren. Verordnungen und Circularſchreiben der Regierungspräſidenten, worin die Beamten und ſelbſt die unterſten Schichten der Amts- und Kanzleibedienſteten wiederholt, unter drohenden Mahnungen aufgefordert wurden, amtlich wie außeramtlich darauf hinzuwirken, daß nur conſervative Männer gewählt würden, erfüllten die nächſten Wochen. In Erlaſſen gleichen Sinnes ſchärften ſämmtliche Biſchöfe und evangeliſche Kirchenbehörden der Weltgeiſtlichkeit und den Pfarrern ein, daß ein weſentlicher Theil ihres Seelenhirtenamtes in der Sorge für die Wahl gouvernemental geſinnter Abgeordneten beſtehe. Den Offizieren ward durch ein Kriegsminiſterialreſcript die Theilnahme an den Wahlen kurzweg unterſagt, weil ſie von dem 1848 geleiſteten Verfaſſungseid entbunden worden ſeien, jeder Wähler aber auf dieſen Eid verpflichtet ſei. Da die Zeitungen dieſe und ähnliche Thatſachen blos unter äußerſt vorſichtigen Formen an die Oeffentlichkeit ſtellten, und ihre Zweifel, ob auf dieſe Weiſe das Staatsgrundgeſetz eingehalten werde, welches jede amtliche Einwirkung auf die Abgeordnetenwahlen ausdrücklich unterſagt, nicht einmal äußern durften, ſo bekam das „deutſche Ausland“ natürlich keinen Begriff davon, in welcher Weiſe ein ſolches „lebensthätiges Eingreifen der Regierung“ die „Intereſſen des Landes und ſeiner Bewohner nur in wohlthätigſter und erfreulichſter Weiſe fördern“

konnte. Jedenfalls bildete das Wahlausſchreiben vom 15. Mai, welches die Vorwahlen auf den 20., die Abgeordnetenwahlen auf den 30. Mai feſtſetzte, mit ſeinen Worten einen ſeltſamen Gegenſatz zu dieſen gouvernementalen Präventivmaßregeln. Denn ſeine Schlußworte lauteten: „Wir erwarten von allen Behörden gewiſſenhafte Erfüllung ihrer beſchworenen Pflichten, Leitung der Wahlverhandlungen mit rückſichtsloſer Unbefangenheit, Beſchirmung der Freiheit der Wahlſtimmen vor Einſchüchterung oder Beſtechung, und pflichtgetreue Enthaltung von Beſchränkung der Wahlfreiheit."

Bei der Wahlhandlung ſelbſt mußte es auch nach ſolchem königlichen Befehl auffallend genug erſcheinen, daß die Acten derſelben, wie Stimmliſten, Wahlprotokolle und dgl. nicht, wie bisher, an die Communalbehörden, ſondern an die Polizeiſtellen abgeliefert werden mußten. Man ſchloß daraus, daß ſie der Polizei gewiſſermaßen als „ſchätzbares Material" zu politiſchen Conduitenliſten über Einzelne und ganze Gemeinden dienen ſollten. Auch mußte die officiöſe Pfälzer Zeitung (zweite Hälfte des Juni) das Eingeſtändniß machen, daß z. B. denjenigen Wahlbezirken, welche nichtgouvernementale Vorwahlen getroffen hatten, ſofort angekündigt wurde, „ſie würden in dieſem Sommer keine Tanzmuſiken halten dürfen" (A. Allg. Ztg. 1855 No. 167.). Noch viel ſchlimmere Thatſachen enthält aber das damals auch in weiteren Kreiſen bekannt gewordene „Streiflicht auf die pfälzer Wahlen im Jahr 1855", welches die wohlgeſinnten Gegner wol zu beſchimpfen und zu verdächtigen, doch in ſeinen Thatſachen nirgend einer Unwahrheit zu zeihen vermochten. Dieſe Einzelheiten kommen indeſſen hier nicht in Betracht, es galt nur daran zu erinnern, in welcher Weiſe der königliche Befehl von den königlichen Behörden und zwar unmöglicherweiſe ohne Billigung der königlichen Staatsregierung in Ausführung gebracht wurde.

Halten wir uns an das factiſche, rein ſtatiſtiſche Reſultat der Kammerwahlen. Unter den 145 neuen Abgeordneten befanden ſich allerdings blos 44 Mitglieder der aufgelöſten Kammer, von denen 27 für und 9 gegen die Adreſſe geſtimmt hatten, wegen welcher die Auflöſung eingetreten, 8 nicht anweſend geweſen waren. Von den übrigen 101 Abgeordneten traten an 90 überhaupt zum erſten Mal in die Kammer. Das bureaukratiſche und klerikale Element erſchien gegen die vorherige Diät außerordentlich vermindert, das communale grundbeſitzende, gewerbtreibende ſehr verſtärkt. Ueberwiegend miniſteriell hatte blos die Rheinpfalz gewählt — es ſollte ſich bald zeigen, wie dieſer vermeintliche Sieg ſich in eine ſchwere moraliſche Niederlage der Behörden verwandelte. Wie aber officiell verſichert wurde, benutzte die Regierung die Zeit bis zum Zuſammentritt des neuen Landtags zu einer Reviſion des Budgets, durch welche die früher vorgelegten Anſätze herabgemindert werden ſollten. Man geſtand alſo damit ein, daß die aufgelöſte Kammer materiell im vollen Recht

gehandelt, und daß ausſchließlich der formelle Ausweg einer Immediateingabe an den König ihre Auflöſung veranlaßt habe. Da ſie aber ihre Bedenken gegen viele Zweige der innern Verwaltung, ihre Beſchwerden über die finanziellen Ausſchreitungen im Kriegsdepartement, ihre Klagen gegen die Hintanſetzung der conſtitutionellen Inſtitutionen durch die Verwaltung und gegen den grundgeſetzfeindlichen Geiſt der gouvernementalen, vom Staat ſubvenirten Preßorgane auf keine andere Weiſe zu wirkſamer Geltung bringen zu können überzeugt war, ſo erſchien grade erſt jetzt die Auflöſung als Mittel, die Stimme der Landesvertretung vom König fern zu halten, die Ueberzeugungen der Landesvertreter mundtodt zu machen, dem gouvernementalen Ermeſſen alle grundgeſetzliche Rechte und Befugniſſe der Landesvertretung unterzuordnen.

Preußen in der polniſch-franzöſiſchen Revolutionszeit.

Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. Von Heinrich von Sybel. Dritter Band, erſte Abtheilung. Düſſeldorf, J. Buddeus.

Es gibt wenig Begebenheiten in der neuern Geſchichte, die von der öffentlichen Meinung ſo allgemein gebrandmarkt wären, als die Theilung Polens und der Friede von Baſel. Hört man die gewöhnlichen Urtheile, ſo ſollte man annehmen, in der Politik des achtzehnten Jahrhunderts habe ſonſt die vollkommenſte Sittlichkeit geherrſcht, und nur durch jene beiden Thatſachen ſei der böſe Geiſt des Machiavellismus in die europäiſchen Zuſtände eingeführt worden. Beide Mal iſt es Preußen, dem man die Laſt dieſer ſchweren Verantwortlichkeit aufbürdet. Etwas Richtiges liegt ſo allgemein ausgeſprochenen Anſichten immer zu Grunde. Die Theilung Polens iſt zwar nicht unmoraliſcher als irgend ein anderer Ausdruck des Arrondirungsſyſtems, welches im achtzehnten Jahrhundert für die Politik der Fürſten maßgebend war und maßgebend ſein mußte, wenn man ſich aus dem verwickelten, lebensunfähigen Rechtsſyſtem des ſiebzehnten Jahrhunderts freimachen wollte, aber die Form, in der ſie ausgeführt wurde, iſt allerdings cyniſcher als irgend etwas, das ſonſt nach dieſer Richtung geſchehn iſt. Außerdem hat ſie für die Theilnehmer bittere Früchte getragen, namentlich für Preußen, welches dies fremdartige Element noch immer nicht hat abſorbiren können, und dadurch in Verbindungen verſtrickt iſt, die ſeinen wahren Bedürfniſſen widerſprechen. Der

Friede von Baſel ſetzte zwar nur fort, was die deutſchen Fürſten ſeit dem dreißigjährigen Krieg begonnen hatten, aber er war allerdings der erſte verhängnißvolle Schritt, durch welchen jener franzöſiſchen Uebermacht Bahn gebrochen wurde, die zwanzig ſchwere Jahre auf Deutſchland gelaſtet hat. Jene beiden Ereigniſſe zu rechtfertigen, ſie gar als wohlthätig für die neuere Entwickelung nachzuweiſen, wird kaum gelingen, aber bei einer detaillirten Darſtellung kommt man bald zu der Ueberzeugung, daß ein Schritt den andern bedingte und daß in dem Naturproceß, der darin waltet, die Schuld des Einzelnen und namentlich Preußens kaum in Betracht kommt.

Dieſe innere Nothwendigkeit klar gemacht zu haben, iſt eines der vorzüglichſten Verdienſte des Geſchichtſchreibers, deſſen Werk uns zu dieſen Bemerkungen veranlaßt. Mit einer Reife der Bildung, einer Vollſtändigkeit und Unbefangenheit der Forſchungen und einer kalten Beſonnenheit des Urtheils, wie ſie ſich unter unſern Schriftſtellern ſehr ſelten findet, verbindet Heinrich v. Sybel eine Rechtſchaffenheit des Gefühls, die ihn davor bewahrt, was er begreift auch zu billigen. Die Verwickelung der Umſtände hat eine ſehr weitreichende Macht, aber der Wille des Menſchen, durch das Gewiſſen gekräftigt, iſt doch fähig ſich darüber zu erheben, und faſt überall wird ſich zeigen, daß die Hochherzigkeit der Geſinnung, die im Stande iſt, die Verhältniſſe groß aufzufaſſen und die kleinen Motive des augenblicklichen Erfolgs dem Gefühl der Pflicht und des allgemeinen Berufs unterzuordnen, auf die Dauer auch in der Politik den richtigſten und namentlich auch den ſicherſten Weg weiſt. Die traurigſte Rolle aber ſpielen diejenigen Charaktere, die, in eine kritiſche Zeit geſtellt, wo es darauf ankommt, mit ſchnellem Entſchluß den Augenblick zu ergreifen, von verſchiedenen Motiven erregt werden, und bald der Pflicht und der Ehre, bald dem Intereſſe Gehör geben. Eine ſolche Rolle hat Preußen ſeit dem Tode Friedrich des Großen faſt ununterbrochen geſpielt und ſie würde ſeinen Untergang herbeigeführt haben, wenn nicht die unverſiegliche Lebenskraft in den natürlichen Grundlagen dieſes Staats auch aus den ungünſtigſten Verhältniſſen immer neue Nahrung zu ziehn wüßte.

Seit dem dreißigjährigen Krieg war der preußiſch-brandenburgiſche Staat durch den großen Kurfürſten in die europäiſche Politik eingeführt worden. Er hat nicht blos ſeinen Staat in die Höhe gebracht, er hat auch das völlig zerrüttete und in ſeinem Lebensnerv angegriffene, dem allgemeinen Schimpf und Hohn ausgeſetzte Deutſchland, ſo weit es unter den traurigen Umſtänden möglich war, wieder in ſeine Fugen eingerenkt. Schon damals begann Oeſtreich, mit den ſcheinbaren Rechten und Pflichten der alten Kaiſerwürde ausgeſtattet, jene Politik, die es Preußen gegenüber ſtets aufrecht erhalten hat: es benutzte den friſch aufkeimenden, in ſeinen inneren Verhältniſſen geordneten tüchtigen Kriegerſtaat, dem Feind die entſcheidenden Schläge beizubringen,

dann aber wachte es mit eiferſüchtiger Sorgfalt darüber, daß dem gefährlichen Nebenbuhler keine Vortheile daraus zuflöſſen, die ſeine Macht bedenklich erweiterten. Spielte auch im Krieg der jüngere Staat die Hauptrolle, ſo blieb im Frieden der ältere doch der mächtigere, und er verſchmähte es nicht, auch Deutſchlands Vortheil den öffentlichen Feinden Preis zu geben, wenn es zugleich der Vortheil ſeines Nebenbuhlers war. Der große Kurfürſt empfand dieſe Lage mit bitterm Unmuth, aber er ließ ſich dadurch nicht verleiten, von dem geraden Weg der Politik abzugehn. So wohl er es verſtand, ſeinen eigenen Vortheil wahrzunehmen, blieb er doch deutſcher Reichsfürſt und hielt zu Oeſtreich, auch wo dieſes ihn ſchwer kränkte, in der feſten und vollkommen begründeten Ueberzeugung, dieſer gerade Weg werde ihn troß aller Eiferſucht Oeſtreichs am ſicherſten dem Ziel zuführen, dem der Ehrgeiz ſeines Hauſes entgegenſtrebte.

Was der Gründer des preußiſchen Staats mit Plan und Einſicht durchführte, weil er die Verhältniſſe groß auffaßte, ſetzten ſeine beiden Nachfolger aus Schwäche fort. Allein dieſe Schwäche hat die Entwickelung des Staats nicht beeinträchtigt, weil die Politik in der geraden Linie blieb. Preußen war innerlich gekräftigt und fiel ſchwer in die Wagſchale der Entſcheidung, als Friedrich der Große bei ſeiner Thronbeſteigung plötzlich die angeſtammte Politik ſeines Hauſes aufgab und ſeine Macht mit raſchem Entſchluß gegen Oeſtreich wandte. Dies iſt nun eine von jenen kritiſchen Zeiten, in denen man das Urtheil über eine That nicht nach der Idee abmeſſen darf, die derſelben zu Grunde lag, ſondern nach der Kraft, die dabei verwandt wurde. Die Politik der Jahre 1740 bis 1745 wäre die Politik eines vermeſſenen Abenteurers geweſen, wenn ſie nicht die Politik eines der größten Männer war, die die Weltgeſchichte kennt. Uebermächtigen Intriganten gegenüber, denen jedes Mittel recht war, hatten bis dahin die ſchwächeren preußiſchen Fürſten langſam Erfolge erreicht, indem ſie ehrlich den Weg der Pflicht vor ſich hingingen; Friedrich erreichte einen ſchwindelnden Erfolg, indem er ſie an Rückſichtsloſigkeit überbot. Er hat durch die Größe ſeiner Thaten, durch den Segen, den ſein Vaterland, durch den Ruhm, den das ganze deutſche Volk ihm verdankt, das Frevelhafte ſeines Unternehmens längſt in Vergeſſenheit gebracht. Aber nur er, der gewaltige eiſerne Mann, der immer nur eins wollte, und der an Charakterſtärke ebenſo über ſeinen Zeitgenoſſen ſtand, wie an Einſicht, Genie und Reichthum des Geiſtes, konnte es in Vergeſſenheit bringen; dieſelben Maximen würden einen Charakter, der nicht ganz von Eiſen iſt, ſchmählich zu Grunde richten. Man ſollte neuerdings in der Empfehlung der altenfritzeſchen Politik vorſichtiger ſein; denn ſie war eben nur für den alten Fritz gemacht.

Nun wollte das Unglück, daß unter ſeinem ſchwachen Nachfolger bald

die eine, bald die andere Richtung der altpreußiſchen Politik in den Vordergrund trat. Friedrich Wilhelm II. war intellectuell keineswegs ſo unbedeutend, als man gewöhnlich annimmt. Bei ſeiner lebhaften allſeitigen Empfänglichkeit, bei ſeinem ſchnellen Verſtändniß, bei ſeinem Sinn für das Höhere, konnte man ihm ſelbſt das Prädicat eines geiſtvollen Mannes nicht verſagen. Freilich ließ er ſich durch die Sitten des Hofes von Verſailles mehr beſtimmen, als ſich mit der preußiſchen Ueberlieferung vertrug, freilich verkehrte er zu viel mit Geiſterbannern und andern Individuen jener Claſſe, die man ſpäter als Romantiker bezeichnete, aber er dachte auch viel über Staatsangelegenheiten nach, er beſchämte augenblicklich manche ſeiner Diener durch eine feine Auffaſſung der Verhältniſſe, er hatte einen Willen, der ſich unter Umſtänden ſehr energiſch durchzuſetzen wußte, er beſaß Ehrgeiz und Ehrgefühl. Er dachte wie ſeine Vorfahren an ſeine Pflichten als Reichsfürſt und bemühte ſich im Intereſſe Deutſchlands mit Oeſtreich Hand in Hand zu gehn. Er fühlte ritterlich für die franzöſiſche Königsfamilie und verabſcheute die Jakobiner aus moraliſchen Gründen. Er hatte Sinn für die Entwickelung eines freien Volksweſens, wie ſie ſich in der polniſchen Conſtitution von 1791 vorzubereiten ſchien. Er fühlte lebhaft den Beruf, den die Großthaten ſeines Oheims ihm hinterlaſſen hatten, und er war nicht ſchwach genug, die Intriguen Oeſtreichs gleichmüthig hinzunehmen. Das alles waren weſentliche Geſichtspunkte, nur leider widerſprachen ſie einander, und da bald der eine, bald der andere in ſeinem Gemüth in den Vordergrund trat, ſo kam dadurch in ſeine Politik ein Schwanken, das leicht hätte verhängnißvoll werden können und das unter ſeinem Nachfolger auch verhängnißvoll wurde. Dieſem unſteten Willen gegenüber ſpielt Oeſtreich die alte Rolle fort, nur daß die frühere Beſorgniß gegen den rivaliſirenden Staat noch durch einen Haß gefärbt wurde, der ſich aus dem Andenken an den ſiebenjährigen Krieg leicht erklärt. Hätten die öſtreichiſchen Staatsmänner einen großen Blick gehabt, ſo hätten ſie ſchon damals eingeſehn, daß nur eine feſte Allianz mit Preußen ihre Bahn ebnen konnte, und daß ſie weit entfernt, die Vergrößerung Preußens durch Intriguen zu hintertreiben, um dieſer Allianz willen alles daranſetzen mußten, den jüngern Staat zu kräftigen. Aber Thugut, der in der Periode von 94 den Ausſchlag gab, verband mit einer ſcharfen Einſicht und einem zähen rückſichtsloſen Willen eine kleine Seele und fachte die alte Eiferſucht in einer Weiſe an, die auch das ruhigſte Gemüth erbittern und endlich zur ausgeſprochenen Zwietracht führen mußte.

Noch hatte Friedrich ſeinem Staat ein verhängnißvolles Erbtheil hinterlaſſen, das ruſſiſche Bündniß. Für ſeine unmittelbare Lage war es freilich ein Meiſterſtück, daß er die ruſſiſch-öſtreichiſche Allianz löſte, die ihn hätte erdrücken müſſen. Man ſpricht häufig von der Unmöglichkeit, daß Oeſtreich und

Rußland ſich miteinander verſtändigen könnten; für den Augenblick iſt freilich durch menſchliche Motive zwiſchen beiden Staaten eine Entfremdung eingetreten, die nicht leicht zu beſeitigen ſein wird, aber von einer Unmöglichkeit iſt nicht die Rede. Freilich ſtrebte Rußland ſeit langer Zeit nach dem Beſitz Polens und der Türkei, und Oeſtreich hatte gerechten Grund, ſich dieſem Streben zu widerſetzen; allein die Habgier konnte es leicht beſtimmen, ſich durch einen Antheil an der Beute beſchwichtigen zu laſſen. So geſchah es bei der erſten Theilung Polens, und dieſe Politik erneuerte ſich 1790, als beide Mächte ſich einigten, die Türkei zu theilen. Der Erwerb der Türkei war der leitende Gedanke der ruſſiſchen Politik. Für ihn benutzte man bald Preußen, bald Oeſtreich. Um hier freie Hand zu haben, trieb Katharina II. die beiden deutſchen Mächte in den Ritterkrieg gegen die franzöſiſche Republik, der ihr allein zu Gute kam und ſie doch keine Opfer koſtete. Das Verhältniß Rußlands zu Preußen war ein ganz anderes als das Oeſtreichs. Von Eiferſucht und Haß war keine Rede, es war nur die Geringſchätzung, welche aus dem Gefühl brutaler Uebermacht und größerer Verſchmitztheit hervorging. Wie geringſchätzig man bei der zweiten Theilung Polens mit Preußen umging, haben am deutlichſten die Memoiren des Grafen Sievers gezeigt; zuletzt hatte man ſich doch verſtändigt. Aber die neue Inſurrection der Polen gab zu neuen Reibungen Veranlaſſung.

Friedrich Wilhelm hatte den Krieg gegen Frankreich aus Ritterpflicht übernommen, gegen die Ueberzeugung der meiſten ſeiner Rathgeber. An dieſe Ritterpflicht wurde er fortwährend von den Ruſſen höhniſch erinnert, wenn man einen Augenblick zu bemerken glaubte, daß er im Intereſſe ſeines Landes bereit war, ihn aufzugeben. In dieſem Krieg lag der ganze Idealismus ſeiner Politik: freilich gehörte er zu ſehr dem achtzehnten Jahrhundert an, um nicht auch einen Vortheil daraus ziehn zu wollen. Er ließ ſich von den Engländern für die Truppen, die er ihnen am Rhein zur Verfügung ſtellte, bezahlen, und verlangte von den Ruſſen, da er in Frankreich ſelbſt nichts erobern wollte, eine Entſchädigung an der Weichſel. Oeſtreich hatte ſeinen Krieg von vornherein poſitiver aufgefaßt, und Thugut nahm keinen Anſtand, ſeinerſeits mit den Franzoſen jene Unterhandlung einzuleiten, die ſpäter ſeine Publiciſten, als ſie von Preußen durchgeführt wurde, als einen Verrath an der deutſchen Sache bezeichneten. Dieſe Wendung der Politik wurde dadurch herbeigeführt, daß die Entſcheidung in Polen in demſelben Augenblick eintrat, wo am Rhein und in Belgien die Franzoſen überraſchende Erfolge davon trugen. Ganz getrennt von der Entwickelung des Innern hatte ſich in den Kriegen eine Soldateska gebildet, die von kriegsluſtigem Eifer erfüllt, für die Republik ſchwärmte, die ihr reiche Lorbeern und ausgelaſſenes Leben verhieß, und bald der Schrecken aller Gegner wurde. Kein Gefühl der Pflicht, erzählt Sybel,

war in ihnen angeregt, und ſo wandten ſie auch der Republik den Rücken, ſobald ein noch lorbeerreicherer Führer erſchien und richteten endlich auch dieſen zu Grunde durch die Habgier und Selbſtſucht, welche einſt neben allem Ruhmesdurſt die Revolution in ihrem Herzen groß gezogen hatte. Ihre techniſche Ausbildung blieb in den wenigen Uebungsmonaten allerdings mangelhaft. Es fehlte noch immer wie im vorigen Herbſt an Manövrirfähigkeit und an ſtandhafter Ruhe in der Vertheidigung. Die Führer ſahen es wol, aber empfanden wenig Sorge darüber. Wenn die deutſchen Truppen raſcher ihr Feuer wiederholten, ſo mahnten die franzöſiſchen Offiziere zum ſtürmenden Anlauf mit dem Bajonett, der Lieblingswaffe, ſagten ſie, der Republikaner. Stoben einmal ihre ungeübten Haufen in plötzlichem Schrecken auseinander, ſo zuckten ſie gelaſſen die Achſeln, weil die Flüchtigen ſich doch auch ebenſo plötzlich zu neuem Angriff ermannten. Wenn ihre Soldaten bei jeder künſtlichen Evolution in Verwirrung geriethen, ſo lehrten ſie ihnen Verachtung aller Künſtlichkeit und blindes Vertrauen allein in den vorwärtsdrängenden Muth. Nur keinen Augenblick Ruhe, unabläſſige Strapaze in Wind und Wetter, unaufhörliche Beläſtigung des Feindes im kleinen Krieg, unabläſſiges Anſtürmen in hellen Haufen, mag fallen was will, die Republik hat Menſchen genug, um daß ſie ſiege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lerne, Frankreichs Heer könne niemals geſchlagen werden. So mahnten die Generale das Heer, ſo die Regierung die Generale. Mit höchſter Ungeduld kamen die Anfragen aus Paris, wie lange es noch dauern könne, bis man den Feind überraſchend im Felde erſcheine, nichts als Muth und Bajonette ſeien zur Offenſive erforderlich, mit Energie und Henkersbeil ſei Säumniß und ſchlechter Wille zu überwinden. Dieſes verwilderte Kriegsſyſtem wurde dadurch den Feinden furchtbar, daß in den Wohlfahrtsausſchuß ein Mann eintrat, der mit wirklichem organiſatoriſchen Talent ausgeſtattet, wenigſtens in dieſem einen Zweig der Verwaltung der liederlichen Jakobinerwirthſchaft ein Ende machte. In der Charakteriſtik dieſes intereſſanten Menſchen folgen wir Sybel.

Carnot war 1753 zu Nolay, einem kleinen Städtchen der Bourgogne geboren, Sohn eines mit achtzehn Kindern geſegneten Advocaten, in ſchlichten Verhältniſſen und ſorgfältiger Erziehung herangewachſen. Seinen militäriſchen Sinn verrieth er ſchon als zehnjähriger Knabe, indem er im Theater zu Dijon bei dem Anblick eines kriegeriſchen Schauſpiels zu großer Erheiterung des Publicums die Aufführung durch heftiges Rufen unterbrach, man ſolle die Soldaten und Kanonen anders ſtellen, ſonſt gebe man dem Feind alles in die Hände. Dieſe Lebhaftigkeit des Ergreifens zeigte er dann auf allen Stufen des Unterrichts und entwickelte ſie raſch zu Selbſtſtändigkeit der Auffaſſung und Wärme des Urtheils. Sehr früh zeigte er den eiſernen Fleiß, wie

er überall aus dem echten Bedürfniß geiſtiger Unabhängigkeit entſpringt: er zog Verweiſe und Strafen auf ſich, weil er gegen die Schulordnung auch in der Spielſtunde unabläſſig thätig war. Jeder Eindruck rief in ihm ein leidenſchaftliches Arbeiten hervor; er vermochte nicht zu ruhen, bis er ein klares, ſeinem innern Standpunkt gemäßes Ergebniß gewonnen hatte. So brachte er z. B. aus dem elterlichen Hauſe eine fromme und naive Religioſität nach Paris in die militäriſche Vorbereitungsſchule mit, und ſah ſich bald wegen ſeines kirchlichen Sinnes den Spöttereien ſeiner jungen Genoſſen ausgeſetzt. Eine Weile trug er es, unberührt in ſeinem Innern; einmal aber in ſeinem Gefühl geſtört, beſchloß er eine gründliche Prüfung, und ſtudirte nun einige Jahre lang neben Mathematik und Kriegswiſſenſchaften mit ſachmäßigem Eifer Theologie, bis er ſich mit jedem Zweifel auseinandergeſetzt und dann freilich von ſeinem kindlichen Glauben nicht viel mehr erhalten hatte. Bei dieſer Arbeitskraft und Gründlichkeit entwickelte ſich bald bei ihm ein Eigenſinn des Geiſtes, welcher in mannigfaltiger Folge ſtrahlendes Licht und tiefen Schatten auf ſeinen Charakter warf. Er war nicht abzuſchrecken durch die Schwierigkeit einer großen Aufgabe, aber auch unfähig, einem einmal in das Auge gefaßten Hirngeſpinnſt den Rücken zu kehren. Jahre lang wandte er Zeit und Kraft vergebens auf das Problem, den Luftballon willkürlich zu lenken, und fühlte ſich für das Mißlingen kaum entſchädigt, wenn er mit dreiundzwanzig Jahren zum Ingenieurhauptmann, zum geachteten Schriftſteller, zum Entdecker eines großen mechaniſchen Geſetzes geſtiegen war. Sonſt hatte er keine Leidenſchaft, als die des Erkennens; es gab für ihn keine äußerliche Verlockung; Mäßigkeit und Uneigennützigkeit verſtanden ſich ſeiner nur nach Wiſſen durſtenden Natur von ſelbſt. Nicht minder ſicher ſtand bei ihm, für den es keinen Reiz als die Wahrheit des Gedankens gab, die Feſtigkeit, jede Ueberzeugung zu wahren und zu bekennen; während alle andern Güter der Welt ihn gleichgiltig ließen, fiel ihm an dieſer Stelle Pflicht und Genuß, Ehrgeiz und Selbſtachtung ohne weiteres zuſammen. So lebte und webte er, ohne irgend eine Rückſicht auf ſeine äußeren Verhältniſſe, in Studium und Wiſſenſchaft. Er hatte nichts dagegen, wenn ſeine lebensluſtigen Kameraden ihn das Original, den Philoſophen nannten; er ließ es über ſich ergehen, daß ſeine Vorgeſetzten die Selbſtſtändigkeit ſeiner Kritik einmal durch längere Haft in der Baſtille ahndeten. Aber wo ſeinen Anſichten und Grundſätzen ein Widerſpruch in den Weg trat, da rührte ſich ſeine ſchwere, heiße Natur in ihren Tiefen. Seinem Geiſt fehlte jede Art von Biegſamkeit; er vermochte auch nicht auf Augenblicke einen fremden Standpunkt zu verſtehen, und jeder Gegner ſchien ihm alſo mit böſem Willen an der unleugbaren Wahrheit ſelbſt zu freveln. Um Politik hatte er ſich bis dahin nur einmal und beiläufig bekümmert, als er in einer Lobrede auf Marſchall Vauban deſſen

Syſtem eines der Armuth günſtigen Steuerweſens feierte und dabei nachdrücklich die Barbarei der beſtehenden Mißbräuche verurtheilte. Seine durchaus nach Innen gekehrte Natur hatte wenig Intereſſe für die verwickelten Aufgaben des praktiſchen Staatslebens; dies berührte ihn nur, wo es zugleich ein allgemein menſchliches Gefühl in ihm anregte. So gewann ihn, deſſen ganzes Weſen ein einziger Drang nach Unabhängigkeit war, die Revolution ſogleich und vollſtändig für die große Sache der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. 1791 kam er als Abgeordneter von Calais in die geſetzgebende Verſammlung, ſchloß ſich nach jener allgemeinen Stimmung der Linken an, und hielt nun mit der ganzen Conſequenz des Mathematikers oder wenn man lieber will, mit der vollen Ungelenkigkeit des Gelehrten an dem einmal ergriffenen Standpunkt feſt. Es war in der That wieder die Macht der Theorie, die ihn ausſchließlich beſtimmte. Er beharrte auf den für wahr erkannten Principien, ohne einen Blick auf die täglich furchtbareren Folgen, ohne einen Gedanken an thatſächliche Bedingungen oder Störungen des Gelingens, ohne eine Ahnung, daß die Politik nicht blos mit Lehrſätzen, ſondern mit Kräften und mit Leidenſchaften abzurechnen hat. Grade die ſittliche Feſtigkeit ſeines Weſens machte auch ſeine doctrinäre Zähigkeit ganz unerſchütterlich. Er, der ſelbſt kein Opfer achtete und keinen Kummer kannte, wo es auf eine Ueberzeugung ankam, er hätte mit ehrlichem Herzen in Robespierres Worte einſtimmen können: möge das Land zu Grunde gehen, aber die Principien bleiben. So ſtimmte er, der geſchulte Offizier, für die Rüſtung des Pöbels mit Piken, für die Entbindung der Soldaten vom blinden Gehorſam, für die Schleifung aller Citadellen in den Feſtungen, damit ſie nicht zu Zwingburgen der Städte würden. So gab er, ſonſt der gerechteſte und gewiſſenhafteſte Menſch, ſein Votum für die Hinrichtung des Königs, trat in Robespierres Wohlfahrtsausſchuß, und ſchloß ſich hier in beſonderem Verſtändniß an Collot und Billaud, an die Faction der Hebertiſten. Denn ſo wenig er ſonſt deren innere Gemeinheit theilte, ſo fand er bei ihnen lebhaftern Eifer für Krieg und Kriegsweſen, als bei irgend einer andern Partei, und mochte ihre rohe Brutalität als rückhaltloſe Hingebung an die Principien entſchuldigen. Immer unterſchied ſich ſeine perſönliche Haltung von der ihrigen trotz des Bündniſſes. Ein einziges Mal war er im Club der Jakobiner, und hörte eine Rede, daß es ſonſt keine echten Patrioten gäbe als die Mitglieder des Clubs: er war ſofort entſchieden, den Fuß nicht mehr in die Geſellſchaft zu ſetzen. Während rings um ihn her alle ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften tobten, hatte er keinen Gedanken an ſich ſelbſt; er, der Generale ein- und abſetzte, blieb nach wie vor Hauptmann, rückte erſt nach zwei Jahren im Dienſtalter zum Major auf, und gab nach jeder Reiſe die unverbrauchten Diäten gewiſſenhaft der Staatskaſſe zurück, zum Aerger der Finanzbeamten, welche in ihren Einnahme-

regiſtern dafür keine Rubrik hatten. So auf die Sache ohne alle perſönliche Rückſicht gewandt, kam er allmälig dahin, im Intereſſe der Sache dem Fanatismus ſeiner Genoſſen hier und da zu widerſprechen. Er wiederholte unaufhörlich, daß man den Krieg gegen die Vendée nie beendigen würde, wenn man ihn nicht menſchlicher führte. Er unterfing ſich, die Generale der Heere und ſelbſt die Offiziere eines Bureaus ohne Rückſicht auf Geburt und Partei, allein nach Verdienſt und Fähigkeit zu wählen. Er wagte es, hier und da Edelleute zu beſchützen und ſogar zurückgekehrte Auswanderer anzuſtellen. Es hieß das, dem glühendſten Haß ſeiner Partei in das Geſicht ſchlagen; dieſe Gefahr aber war für ſeine Unbeugſamkeit nur ein Reiz mehr, das Rechte zu thun.

Es war nicht das Schreckensſyſtem an ſich, welches den Sieg der franzöſiſchen Truppen herbeiführte, ſondern die Verbindung eines Mannes mit demſelben, dem es wirklich um das Vaterland zu thun war und der Einſicht und Energie genug beſaß, die entſcheidenden Mittel zu ergreifen. Mehr noch trug zu dieſem Erfolg die Uneinigkeit der Verbündeten bei. Die Engländer, denen es wirklich Ernſt mit dem Kampf war, hatten doch die entſchiedene Neigung, die preußiſchen Truppen wie Söldnerſcharen zu ihrem Dienſt zu verwenden, und die Oeſtreicher hintertrieben ſogar die Fortſetzung des Subſidienvertrags, durch den Preußen allein befähigt wurde, den Kampf fortzuſetzen; ja ſie gebrauchten ſchon damals die Taktik, den kleinen deutſchen Höfen zu inſinuiren, die preußiſchen Truppen ſeien mehr gegen ſie als gegen die Franzoſen gerichtet. Hatte man es früher für eine moraliſche Unmöglichkeit gehalten, mit dem jakobiniſchen Regiment in Unterhandlungen zu treten, ſo machte man ſich mit dieſem Gedanken immer vertrauter, je mehr es ſich befeſtigte. Auf Robespierres Namen häufte ſich zwar in der öffentlichen Meinung der ganze Fluch der Revolution, aber er ſchien auch am erſten dazu geeignet, die Ordnung wieder herzuſtellen. Es war der Sturz Robespierres, der Thugut beſtimmte, ſich von den Unterhandlungen mit Frankreich wieder zurückzuziehen.

Dieſen Fall des Schreckensſyſtems hat Sybel wieder mit vollendeter Meiſterſchaft dargeſtellt. Früher ſah man in der That des 9. Thermidor den Sieg der Gutgeſinnten über die Terroriſten; ſpätere Paradoxenjäger haben die Vorſtellung umgekehrt und Einzelne ſind ſo weit gegangen, Robespierre als ein Opfer der guten Sache zu betrauern. Die Sache liegt ſehr einfach. Die Fortſetzung des Schreckensſyſtems und der Blutherrſchaft wollten beide Parteien, aber Robespierre wollte das Leben ſämmtlicher Bürger in ſeiner Hand haben und die Bergpartei wollte ihm gegenüber geſichert ſein; ſie überließ ihm alle Köpfe, die er irgend verlangte, nur ihren eigenen nicht. Robespierre wollte einen ſchweigenden Despotismus, wie den Philipps II., ſeine

Digitized by Google

Gegner wollten die Fortſetzung des revolutionären Lärms. Beide Parteien in der beſtimmten Vorausſicht, daß es zum Bruch kommen müſſe, wandten ſich an die Gemäßigten um Hilfe. Dieſe zögerten lange, weil ſie wohl wußten, daß die beiden radicalen Parteien ſtets geneigt waren, auf ihre Unkoſten Frieden zu ſchließen, bis ſie ſahen, daß es Ernſt war. Dann traten ſie entſchieden auf die Seite der Anarchiſten gegen die Dictatur. Als nun die Anarchiſten das Schreckensregiment fortſetzen wollten, ſahen ſie plötzlich, daß die Macht, die ſie gegen die Dictatur zu Hilfe gerufen, die öffentliche Meinung, übermächtig geworden war, und ſo war mit dem Dictator auch der Schrecken gefallen.

Während der franzöſiſche Krieg ohne Energie weiter geführt wurde, beſtimmte der Ausbruch der polniſchen Inſurrection die drei öſtlichen Mächte, ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich nach dieſer Seite zu wenden. Dieſer Aufſtand bietet ein ebenſo klägliches Bild als die Jakobinerherrſchaft in Frankreich. Die Polen wetteiferten mit den Ruſſen und Preußen in der Zweckloſigkeit ihrer Unternehmungen. Nur zwei bedeutende Charaktere treten in dieſem Gewühl blinder Leidenſchaften hervor, Kosciusko und Suwarow. Da über den letzteren in dieſen Tagen eine ausführliche Monographie erſchienen iſt, behalten wir uns vor, auf dieſe höchſt intereſſanten Erſcheinungen zurückzukommen.

Im Anfang hatte Preußen die polniſche Sache in ſeiner Hand; es hatte allein ein größeres Heer in jener Gegend und hätte, da die polniſchen Truppen noch ohne alle Disciplin waren, durch Eroberung der Hauptſtädte der Sache leicht ein Ende machen können. Der factiſche Beſitz des Landes würde dann den Unterhandlungen mit Rußland einen größeren Nachdruck gegeben haben. Aber eine kurzſichtige Weisheit kam auch hier dazwiſchen. Von dem böſen Willen der Ruſſen überzeugt, wollte man das Heer, deſſen man vielleicht nach dieſer Seite bedürfen würde, nicht in nutzloſem Kampf gegen die Polen opfern; zudem lag dem König noch immer ſeine Ritterpflicht gegen die Franzoſen im Sinn. Nichts konnte den Ruſſen gelegener kommen. An dem endlichen Sieg über den Aufſtand hatten ſie keinen Zweifel und ſo ſetzten ſie den Preußen durch ihre Intriguen ſo lange zu, bis dieſe endlich ganz von Warſchau abzogen; was dann von Rußland ſo ausgelegt wurde, als ob ſich Preußen dadurch aller Anſprüche begebe. Suwarow kam und machte mit ſeiner gewöhnlichen Entſchloſſenheit dem Kampf ein Ende. Im factiſchen Beſitz Polens eröffnete nun Rußland ſeine Unterhandlungen mit Oeſtreich, das es für ſeine türkiſchen Pläne gewinnen wollte und beide Kaiſerhöfe ordneten die Art der Theilung Polens, wobei Preußen nur ein ſchmaler Biſſen zufiel. Als Preußen erklärte, daß es unter dieſen Umſtänden gegen jede Theilung Polens proteſtire, wurde es mit Hohn zurückgewieſen und der Theilungsvertrag zwiſchen

Oeſtreich und Rußland einſeitig abgeſchloſſen. Die Möglichkeit war alſo vorhanden, daß Preußen ſeine Anſprüche gegen die beiden übermächtigen Nachbarn mit den Waffen in der Hand werde durchſetzen müſſen und wer ſich unter dieſen Umſtänden noch darüber wundert, daß das poſitive Intereſſe, welches dringend den Frieden mit Frankreich forderte, endlich über die vermeintliche Ehrenpflicht den Sieg davon trug, der hat keinen Begriff von geſchichtlicher Logik. Was nun den Geſammteindruck dieſer Ereigniſſe betrifft, ſo geben wir Sybel das Wort, der in beſonnener Abwägung aller in Betracht kommender Momente ſich auf den höhern geſchichtlichen Standpunkt erhebt.

So ſchloß in völligem Untergang die letzte Geſammterhebung der polniſchen Nation. Es trat ein, was geſchehn mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politiſchen und ſittlichen Selbſtmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an ſich vollzogen hatte. Es brach herein mit erſchütternder Gewalt, über Schuldige und Unſchuldige, eine Kataſtrophe, wie ſie die Welt ſeit der Zerſtörung Jeruſalems nicht furchtbarer geſehn hatte. Man würde bei einem ſolchen Bild den Blick verhüllen, und an Recht und Vorſehung verzweifeln, ſähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und ſterben, wenn ſie vorher ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eignen Sünden außer Stande, den geharniſchten Nachbarn zu widerſtehn. Was aber dieſe betrifft, ſo ſollten ſie auf der Stelle erfahren, was es ſterblichen Menſchen bedeutet, ſich zu Werkzeugen einer richtenden Vorſehung aufzuwerfen. Sie ſahen ſich jetzt auf der Höhe des Erfolges, ein jeder im Beſitz weit ausgedehnter Provinzen des geopferten Landes. Aber an der Beute klebte ihnen unlösbar das Gift der eignen und der fremden Schuld, und mit dem Gewinn kam im Augenblick des Ergreifens auch über ſie die Vergeltung. Sie kam aus dem bittern unlöslichen Zwieſpalt, der ſie untereinander ſeit dem Urſprung des Krieges trennte, der im Verlauf deſſelben immer tiefer, immer heißer geworden war, und jetzt im plötzlichen Ausbruch die geſammte ſeit fünf Jahren Europa belaſtende Kriſis zu unſeliger Entſcheidung führen ſollte.

Die deutſche allgemeine und hiſtoriſche Kunſtausſtellung in München.

4.

Dagegen iſt der münchner Künſtlergruppe eigenthümlich die Vorliebe für einen übermäßig reichen Formenapparat. Berge werden auf Berge gehäuft,

Felſen über Felſen geſtürzt, kein Baum in ſeiner natürlichen Lage gelaſſen, Gießbäche und Waldſtröme ausführlich geſchildert, auch die Luft wird mit ſchweren Wolkenmaſſen erfüllt, dies alles aber in ungewöhnlich großen Dimenſionen dargeſtellt. Der Zuſammenhang mit der früher allgemein in München herrſchenden Kunſtweiſe liegt offen zu Tage. Der monumentale Charakter ſollte annähernd auch der Landſchaftsmalerei eingehaucht werden. Daß es in einzelnen Fällen gelang, zeigen Rottmanns Werke, nicht die im Glaspalaſt ausgeſtellten — nach dieſen zu ſchließen wäre Rottmann ein gewöhnlicher Manieriſt geweſen, der alle Kraft einſetzt, eine ſchreiend grelle Feuerkugel auf die Leinwand zu bringen und dadurch alle Farbenharmonie zu zerſtören — ſondern die berühmten griechiſchen Landſchaften in der neuen Pinakothek und vielleicht in noch höherem Grade die Bilder unter den Arkaden. Dagegen treten uns in Alb. Zimmermanns anſpruchsvoll gemalten Landſchaften blos Werke von decorativem Werth entgegen, und auch da bleibt es zweifelhaft, ob die Wirkung eine dauernd angenehme ſein wird. Verdienſtlich iſt immerhin Zimmermanns Energie, und wo die Natur des Motives es mit ſich bringt, wie z. B. in der Schilderung einer norddeutſchen Ebene, fehlt es auch nicht an der ausdrucksvollen Farbenſtimmung. Ein deſto größeres Recht hat aber dann die Kritik, auf den in andern Fällen eingeſchlagenen Irrweg hinzuweiſen. Es ſcheint im Allgemeinen die münchner Sitte, in Alpenlandſchaften die Studien zu holen und daſelbſt Auge und Hand zu bilden, auf die jüngern Künſtler keinen günſtigen Einfluß zu üben. Den ſchönen duftigen Luftton, der an den fernen Alpenhöhen bemerkbar wird, eignen ſich dieſelben zwar raſch an, wie denn ſelbſt mittelmäßige münchner Maler z. B. Haushofer, in der Behandlung des Hintergrundes Treffliches leiſten, dagegen fehlt ihnen regelmäßig der Sinn für das maleriſche Erfaſſen des Nahen, und ebenſo bemühen ſie ſich vergeblich, das maſſenhafte Detail harmoniſch zu ordnen und demſelben eine tiefere, an die Empfindung ſprechende Geſammtſtimmung abzugewinnen. Wol nicht zufällig iſt in der reichen münchner Landſchaftsſchule nur ein einziger Landſchaftsmaler, der durch ſeine Sonnenuntergangsbilder auch ſonſt bekannte Zwengauer, durch ein feineres Gefühl für Horizontallinien ausgezeichnet, dem ſich in einzelnen Gemälden M. Zimmermann und Schleich anſchließen. Als Schulcharakter kann man füglich den Abgang dieſes Gefühles, ſo wie den Mangel an harmoniſcher Farbeneinheit, welche die einzelnen kleinen Effecte in der Geſammtwirkung aufgehen läßt, angeben. Wahrhaft muſtergiltig in letzterer Beziehung fanden wir dagegen einige aus Berlin geſendete Landſchaften.

Nicht zum Tadel, ſondern zu großem Lobe gereicht es W. Schirmer, daß ſein Sonnenuntergang mit dem Reflex auf dem Waſſerſpiegel an die beſten Zeiten Turners erinnert. Wir kennen Turners Wirken nur aus den Berichten

über ſeine letzten wahnwitzigen Einfälle, deren Schilderung allerdings in dem Mann einen Bewohner von Bedlam vermuthen läßt. Treten wir den Originalen ſelbſt gegenüber, ſo wird zwar unſer Urtheil nicht milder, wir erkennen aber die Quelle ſeiner Irrthümer. Dieſe aber verdient wahrlich keinen Spott. Daß Turner zuletzt auf alle Gegenſtändlichkeit verzichtete und die Farbentöne ſelbſtſtändig ſetzte, iſt nur der Ausfluß eines übertriebenen Strebens nach Farbenharmonie. Ehe ſich daſſelbe in Einſeitigkeit verlor und zur Marotte wurde, ſchuf Turner Werke, die ihn den größten Landſchaftsmalern der Vergangenheit an die Seite ſetzen. An dieſe nun gemahnt W. Schirmers Schilderung in der merkwürdigſten Weiſe. Neben Schirmers Bild feſſeln in der Ausſtellung das Auge zwei holländiſche Winterlandſchaften von Ed. Hildebrandt, zunächſt durch die vollendete Treue der Schilderung, dann aber auch durch die feinſinnige Abtönung des Colorits, wodurch alles Staunen über das non plus ultra des Naturalismus in den Hintergrund gedrängt und für einen echt künſtleriſchen Genuß Raum gewonnen wird.

Das Reſultat, das ſich aus der vergleichenden Betrachtung des Sonſt und Jetzt in der Landſchaftsmalerei ergibt, daß unſere Künſtler nicht allein an Fülle der Anſchauung, ſondern auch an maleriſchem Blick und Geſchick gewonnen haben, ohne deshalb ihre poetiſche Begabung — die Poeſie ſteckt eben in der Malerei — einzubüßen, würde gewiß eine wohlthätige Ergänzung gefunden haben, wenn die Gattung der Porträtmalerei, an welcher Fortſchritt oder Verfall des Kunſtſinnes am deutlichſten ſich offenbart, eine reichere Vertretung gefunden hätte. Aber hier vollends gewahrt man eigentlich nur die Lücken der Ausſtellung. Und ſo müſſen wir uns damit begnügen, den Erfolg, den aus dem jüngern Künſtlerkreiſe Röting in Düſſeldorf und Correns in München errungen haben, zu conſtatiren und zu berichten, daß auch in dieſem Fach das Beſte aus Berlin ſtammt. Das ſchon früher erwähnte Frauenbildniß von Guſtav Richter liefert nicht allein das Zeugniß von den ungewöhnlichen maleriſchen Anlagen des Künſtlers, ſondern iſt auch an und für ſich ein tadelloſes Werk, das an die berühmten Leiſtungen der Vergangenheit nahe heranreicht. Sollte der Verſuch einer hiſtoriſchen Ausſtellung in ſpätern Jahren ſich wiederholen, was wir herzlich wünſchen und hoffen, ſo würden wir die reichere Vertretung dieſes Faches, die Anordnung einer förmlichen hiſtoriſchen Porträtgalerie dringend empfehlen. Wo, wie hier, die Gegenſtände der Darſtellung gleichartig ſind, läßt ſich über den formellen Werth die ſicherſte Entſcheidung treffen. Darauf aber kommt es bei einer Ausſtellung, die uns die Entwicklung unſerer Kunſt anſchaulich machen ſoll, weſentlich an.

Die münchner Ausſtellung trägt neben dem Titel einer hiſtoriſchen noch den zweiten einer allgemeinen deutſchen Ausſtellung. Sie ſoll uns nicht allein die Wandlungen der deutſchen Kunſt im Laufe der letzten ſechzig Jahre an-

ſchaulich machen, ſondern auch ein überſichtliches Bild der gegenwärtigen Kunſtthätigkeit entwerfen und den Antheil, welchen die verſchiedenen „Schulen" an dem deutſchen Kunſtleben nehmen, enthüllen. Für ſich allein erfüllt ſie dieſe Aufgabe wegen der ungleichmäßigen Vertretung der einzelnen Künſtlergruppen nur mangelhaft; nimmt man jedoch die Erinnerung zu Hilfe und ergänzt die auffallendſten Lücken in Gedanken, ſo wird man die richtige Schätzung der drei Hauptorte deutſcher Kunſtthätigkeit: München, Düſſeldorf, Berlin und der Kunſtſtätten zweiten Ranges: Dresden, Karlsruhe, Frankfurt, Wien wol treffen.

An Kunſtſchulen in dem ehemals giltigen Sinn des Wortes darf man natürlich nicht denken. Die Abgeſchloſſenheit lokaler Cultur, worauf dieſelben früher beruhten, iſt gebrochen, die ſelbſtſtändige Kunſtentwicklung in engen Kreiſen, die ſich gegeneinander ſpröde verhalten, durch unſere Bildungszuſtände beſeitigt. Ueberdies lehren die Thatſachen, daß wir unter unſern Kunſtſchulen zunächſt nur äußere Sammelpunkte künſtleriſcher Wirkſamkeit begreifen dürfen. Wollten wir den gleichen Maßſtab, wie er an die florentiniſche, oder kölniſche Schule gelegt wird, z. B. auf Düſſeldorf anwenden, ſo würden ſofort die zahlreichen norddeutſchen Elemente, die in dieſer Schule verborgen ſind, jede Ableitung von rheiniſchen Einflüſſen verwehren. Wie viel kommt bei den dresdner Künſtlern auf den altheimiſchen Charakter, wie viel auf die unmittelbaren Einwirkungen der düſſeldorfer und münchner Schule, die durch Hübner, Bendemann und Schnorr hier vertreten iſt? Von den ſchroffen Gegenſätzen, in welche ſich die wiener Künſtlergruppe ſpaltet, welcher hat Anſpruch, als Ausfluß der öſtreichiſchen Natur zu gelten? Daß die monumentale münchner Kunſt mit dem bairiſchen Volksthum wenig oder nichts gemein hat, iſt längſt anerkannt, u. ſ. w. Dennoch geht die Zerfahrenheit nicht ſo weit, daß wir nur eine endloſe Summe iſolirter Individuen zu betrachten hätten. Die vieljährige ſtetige Kunſtübung an einem und demſelben Orte hat allmälig eine Tradition geſchaffen, eine allgemeine Grundlage gebildet, auf welcher die einzelnen Künſtler fußen und wie auf gemeinſamem Boden ſich bewegen. Oft überſpringt ſogar dieſe Solidarität die richtigen Grenzen und verkürzt die Rechte der Individualität. In Düſſeldorf z. B. hat das Zuſammenleben der Maler eine Schulmanier hervorgerufen, welche alle Unmittelbarkeit und das friſche Leben aus ihren Werken verbannte. Jedenfalls kann die Berechtigung, unſere Künſtler in größeren Gruppen zuſammenzufaſſen, nicht angefochten werden. — Keine Kunſtſchule erregte die öffentliche Neugierde in ſo hohem Grade, wie die bis jetzt eigentlich nur aus Zeitungsberichten bekannte wiener Schule. Nur äußerſt ſelten hatte man in deutſchen Ausſtellungen Gelegenheit, öſtreichiſche Bilder zu ſchauen. Man hatte wol gehört, daß die elegante Porträtirkunſt eines Lawrence in Wien eine Reihe Nachfolger gefunden, die ſtreng katholiſche

Digitized by Google

Kunſtrichtung hier einen weiten Raum gewonnen, eine anſchauliche Kenntniß aber von dieſen Beſtrebungen niemals erworben, auch bei der Geringſchätzung, mit der in Oeſtreich ſelbſt die heimiſche Kunſt betrachtet wurde, keinen Impuls dazu empfangen. In den letzten Jahren machte nicht die wiener Kunſt, dagegen der Streit der wiener Künſtler und Künſtlervereine untereinander viel zu reden. Alſo gibt es doch in Wien eine Künſtlerſchaft, obgleich die polizeigerichtlichen Enthüllungen — denn vor dem Forum der Polizei werden theilweiſe dieſe Kämpfe ausgefochten — kein glänzendes Licht auf ihre artiſtiſche Bedeutung werfen. Erſt jetzt in München treten die Wiener zum erſtenmale vor die deutſche Welt, ihre Zerwürfniſſe offen zur Schau tragend durch die Abſonderung des Künſtlervereins zur Eintracht von der Akademie und dem mit dieſer verbundenen Dürerverein. Unter dem Schutz der Akademie werden uns die Werke älterer Künſtler, das wahrhaft entſetzliche Fauſtbild von L. Schnorr, das ſeiner Zeit als eine unſterbliche Schöpfung geprieſen wurde, Führichs trauernde Juden, die der Schmerz nicht in Stein, ſondern in Holz verwandelt hat, ein paar geleckte Bilder von Amerling, die geiſtloſen aber angenehmen Porträts von Schrotzberg u. ſ. w. vorgeführt. Auch mehre in Italien wirkende Maler, wie der langweilig ſtiliſirende Landſchafter Marco in Florenz und Blaas in Venedig, deſſen pomphaft angeprieſener Raub venetianiſcher Bräute ein ſchwaches Product iſt, eintönig in der Compoſition, ohne Haltung in der Zeichnung und fade in der Farbe, haben hier Platz gefunden. Unter den jüngeren, der Akademie zugewandten Kräften wird uns Wurzinger als die bedeutendſte geſchildert. In der That überragt ſein Bild: Kaiſer Ferdinand II. wird durch Dampierres Kuiraſſire aus der Gewalt der Rebellen befreit, nicht allein durch ſeine Dimenſionen, ſondern auch durch innern Werth die benachbarten Werke. Es iſt das ein anerkennungswerther Verſuch, ein hiſtoriſches Motiv individuell lebendig darzuſtellen und von der banalen Manier, Geſchichte zu malen, abzugehen. Wurzingers Leiſtung würde noch mehr als unſere bloße Achtung gewinnen, wenn nicht die Mühe, die es dem Künſtler gekoſtet hat, die Charaktere zu erfinden und den einzelnen Geſtalten Bewegung und Ausdruck zu geben, ſo deutlich aus dem Bild ſpräche, und wenn die Anſtrengung, die auf die frappante Wiedergabe von Sammt und Seide verwendet wurde, glücklicher verwiſcht wäre. Stoffmalerei, der man den ſchwerfälligen Urſprung anſieht, verliert alle Wirkung.

Unter der Fahne der „Eintracht“ ſcheint ſich die Mehrzahl der ſelbſtſtändigen Künſtler Wiens geſammelt zu haben, Künſtler, die von der deutſchen Culturbewegung mächtiger ergriffen wurden und mit dem, was „draußen im Reiche“ die Kunſt bedeutet, ziemlich vertraut ſind. Ob Rahl das anerkannte Haupt dieſer Gruppe iſt, wiſſen wir nicht, jedenfalls bildet er die hervorragendſte Erſcheinung; auch übt er auf mehre jüngere Maler einen ſichtlichen

Einfluß. Die Liebe und das Verſtändniß der Venetianerfarbe, das Rahl auszeichnet, hat er auch ſeinen Schülern mitgetheilt und ein lebendiges Gefühl für Harmonie in ihnen geweckt. Sie gehen in ihrer Nachbildung des Venetianercolorites nicht ſo weit wie Feuerbach, der zum Copiſten herabſinkt und lieber alle Selbſtſtändigkeit aufgibt, als daß er einen Schmutzfleck ſeiner Vorbilder zu reproduciren vergäße. Sie unterſcheiden richtiger zwiſchen Studien und eignem Schaffen und werden nur häufig durch das Streben, durch das Colorit zu modelliren, zu einer unbeſtimmten Charakteriſtik verführt. Immerhin kommt durch dieſe Richtung ein friſches und entwicklungsfähiges Element in die öſtreichiſche Kunſt, die ſeit ſechzig Jahren hin- und hergeworfen von franzöſiſchen und engliſchen Einflüſſen, nacheinander der duſeligſten Romantik und dem Nazarenerthum unterthan, der endlichen ruhigen und ſicheren Entwicklung gar ſehr bedürftig iſt.

Füger in Wien und Mathäi in Dresden zeigen uns die Gleichgiltigkeit deutſcher Kunſtanſchauungen im Anfang des Jahrhunderts. Während aber ſeitdem in Wien wie auch ſonſt an den meiſten Mittelpunkten des artiſtiſchen Wirkens die gewaltigſten Sprünge in der Entwicklung bemerkbar werden, zeigt die dresdner Künſtlergruppe eine gewiſſe Zähigkeit und hat ſich, wenn wir Hübners Verſuche, in Porträtfiguren Geſchichte zu malen, ausnehmen, von den jüngſten Zeitſtrömungen ziemlich fern gehalten. Zunächſt hängt dies von zufälligen äußern Verhältniſſen ab, welche den ſächſiſchen Künſtlern ein kühneres Anſtreben verwehren. Das Wort: Kunſt gibt Gunſt, gilt auch umgekehrt: Gunſt gibt Kunſt, und wo die erſtere mangelt und der künſtleriſchen Thätigkeit kein großer Spielraum gegönnt wird, hat dieſe alle Hände voll zu thun, das Erworbene zu wahren. Dann aber findet auch nirgend wieder die ältere Weiſe ſo liebenswürdige Repräſentanten wie hier. L. Richter als Erzähler deutſchen Familien- und Volkslebens gehört nicht zu den Alten, das Neue und Neueſte wird längſt antiquirt ſein und dieſe reinen und friſchen Schöpfungen noch immer ihre Jugend bewahren; aber als Landſchaftsmaler reiht er ſich durch die Schärfe, mit welcher er alle Formen zeichnet, und die geringe Betonung des eigentlich Maleriſchen der frühern Künſtlergeneration an. Doch auch hier ſpricht ſich eine ſo tiefe gemüthliche Innigkeit aus, über der Erfindung der Einzelmotive hat Richter ſo wenig die ſinnige, ſeelenvolle Auffaſſung vergeſſen, daß man gern vor dieſen Werken, wie z. B. vor der Abendlandſchaft (aus dem Jahr 1842 mit der knorrigen Eiche im Vordergrund) weilte. Gäbe es in der Malerei etwas Analoges mit dem Volksliede, ſo würde unbedingt Richter als der Vertreter dieſer Gattung zu bezeichnen ſein.

In Karlsruhe währt das Kunſtleben eine viel zu kurze Zeit, als daß ſich bereits ein beſtimmter Charakter hätte ausbilden können. Vorläufig ruht auf Schirmer die ganze Laſt der Vertretung, da Koopmann und Descoudres

keine Bedeutung in Anſpruch nehmen können. Frankfurt zählt ſchon ſeit vielen Jahren als ein Sammelpunkt deutſcher Kunſtthätigkeit und erfreut ſich reicher Bildungsmittel, ohne aber bis jetzt irgend welchen Einfluß auf unſre Kunſt erringen zu können. Vielleicht dieſem Zuſtand iſt es zuzuſchreiben, daß bei jüngeren frankfurter Künſtlern die Flucht in das Ausland ſo häufig vorkommt. Nicht immer zu ihrem Vortheil. Wie das gewöhnlich geht, wird die fremde Weiſe nur in manierirter Uebertreibung wiedergegeben und die erworbene Fertigkeit in der Nachahmung fremder Aeußerlichkeiten nicht ohne einen gewiſſen Hochmuth dem Publicum gewieſen. Daß es nicht die Talentloſen ſind, die dieſem Irrweg verfallen, geben wir bereitwillig zu, auch die Hoffnung nicht auf, daß die maßvolle Sammlung ſpäter ſich wieder geltend machen könne. Am wenigſten der manierirten Charge hold erſcheint Hausmann, deſſen Pilger in der Campagna in Ton und Haltung zu den trefflichſten Bildern der Ausſtellung gehören, wogegen freilich ſeine überlebensgroßen Domherrnköpfe ſich als ein leidiges Bravourſtück darſtellen. Größere Noth wird die unſtreitig reichbegabte Natur Schreyers haben, ſich zur geſunden Einfachheit wieder zu erheben. Wenn man alles in einen graubraunen Nebel hüllt, gewinnt man freilich einen einheitlichen Farbenton, aber die rechte Harmonie wird nicht durch Umgehung der Natur, ſondern durch das tiefe Eindringen in ihre Erſcheinungsformen geſchaffen. Wenden wir uns zu den drei anerkannten Hauptſchulen unſrer Kunſt. Der düſſeldorfer Kunſtſchöpfungen Betrachtung erweckt keine ſonderliche Freude. Der Sonnenſchein, der ehedem über Düſſeldorf erglänzte, hat trüben Wolken Platz gemacht, die große Rolle, die es früher ſpielte, iſt nahezu ausgeſpielt. Von dieſem Verfall ſind natürlich die zahlreichen Künſtler, die blos für einige Zeit in Düſſeldorf einkehren, wenig berührt, auch der Zweig der Landſchaftsmalerei hält noch in alter Rüſtigkeit vor; aber die eigentlichen Helden der düſſeldorfer Kunſt und die ihnen nächſtſtehenden Schulen offenbaren ein für den Beſtand der Schule bedenkliches Sinken. Man kann zugeben, daß nicht die Mode allein vor zwanzig und fünfundzwanzig Jahren die Beliebtheit der Düſſeldorfer bedingte, daß ſie damals wirklich dem Leben näher traten, und was die Gemüther bewegte und feſſelte, im Bilde feſthielten. Wie hat ſich aber das Leben ſeitdem verändert, wie wenig ſind Maler, die den alten Standpunkt bewahrt haben, befähigt, uns noch zu befriedigen, wie doppelt unlebendig muß ihr Sinn geworden ſein, der alle Anregungen nicht blos nicht für ſich, ſondern gradezu gegen ſich hat. Und was das Schlimmſte iſt, dieſen Männern, die für ihren Kunſtberuf viel zu lange leben oder (wie wir verbeſſern wollen, um nicht in den Geruch unchriſtlicher Geſinnungen zu gerathen) wirken, iſt die Bildung der jüngern Kräfte anvertraut. Lehrer wie Mücke, Hildebrandt, Schadow, können auf entwicklungsbedürftige Talente unmöglich förderlich wirken. Was

wäre aus Rieſſen z. B. Großes geworden, einem der beſtbegabten düſſeldorfer Künſtler, wäre ihm eine geſunde Pflege zu Theil geworden, wie bald hätte unter andern Verhältniſſen Mintrop Kindliches mit Kindiſchem nicht zu verwechſeln gelernt! Auch der alte Krebsſchaden Düſſeldorfs: Die geringen Berührungen mit einem großen und reichen Leben, das Daſein auf einer Künſtlerinſel, wo die perſönlichen Gegenſätze zwar ſich ſcharf reiben, die künſtleriſchen dagegen keinen natürlichen und vollen Ausdruck erlangen, macht ſich jetzt, wo das Volk ernſtere Anſprüche an die Kunſt macht und die letztere anderwärts mit vollen Zügen den Geiſt lebendiger Wirklichkeit einathmet, mit verdoppelter Gewalt geltend. Es iſt eine alte Beobachtung, daß düſſeldorfer Bilder in ihrer Heimath betrachtet, und dann in der Umgebung von fremden Kunſtwerken in einer andern Luft geſchaut, einen ganz verſchiedenen Eindruck machen, hier die Mehrzahl ihrer Vorzüge einbüßen. Ganz natürlich, da bei der Abgeſchloſſenheit des düſſeldorfer Künſtlerlebens jeder einzelne den Maßſtab nur an den Werken des nächſten Nachbarn hat und von ihnen nimmt, die Gelegenheit, ſeine Kraft im weitern Kreiſe zu prüfen, ihm entzogen bleibt. Selbſt energiſche Naturen gewöhnen ſich allmälig an dieſe gemüthliche Beſchränktheit und verlieren ihre Spannkraft. Daher iſt denn auch Leutzes bevorſtehender Weggang von Düſſeldorf im Intereſſe des Künſtlers keineswegs zu beklagen. Ein großer Wurf kann auch hier gelingen, das hat Leutze durch ſein Waſhingtonbild bewieſen, um aber dauernd das Höchſte im Auge zu behalten und nachhaltig anzuſtreben, dazu bedarf es eines bewegteren, größeren Bodens, als die rheiniſche Provinzialſtadt bietet. Mag aber auch die Wandlung, die unſere Kunſt in der letzten Zeit erfahren hat, Düſſeldorfs Ruhm und führende Stellung bedrängen; die großen Verdienſte, die ſich Düſſeldorf um die Entwicklung deutſcher Kunſt erworben hat, wird deshalb niemand überſehen. Es hat zahlreiche Künſtler erzogen, für die Populariſirung der Malerei, für die Verbreitung regen Kunſtſinnes in weiten Kreiſen Großes geleiſtet. Vielleicht Größeres als München, das ehedem neben Düſſeldorf eine gewiſſe ariſtokratiſche Stellung einnahm, in ſeinem hochfliegenden Streben um die Kleinen und Geringen ſich zu bekümmern keine Muße fand. Was München in frühern Jahrzehnten für die deutſche Kunſt bedeutete, iſt weltbekannt, welche Stellung es gegenwärtig einnimmt, darüber herrſcht namentlich in München nichts weniger als Einigkeit. Viele lieben es, in München ſeit dem Weggang von Cornelius und dem Rücktritt des Künſtlerkönigs Ludwig, die trauernde Witwe zu erblicken, die nur in den glorreichen Erinnerungen ihres vergangenen Glückes lebt. Es mag ſein, daß jetzt in München weniger auf Staatskoſten gemeißelt und gemalt wird, ob aber die Meinung, das gegenwärtige Kunſttreiben daſelbſt, das ſich in ziemlich veränderten Geleiſen bewegt, ſei einfach vom Uebel, von den ſpätern Geſchlechtern werde beſtätigt werden, ſteht

dahin. Merkwürdig genug wird zwar allgemein von der ältern münchner Kunſt das beſonders gerühmt, daß die großen Kreiſe der bildenden Künſte wieder in engere Beziehungen zueinander traten, und namentlich zwiſchen der Architektur und Malerei ein feſtes Band der Verſchwiſterung gewebt wurde. Für die kritiſche Beurtheilung jedoch ſoll dieſes Verhältniß nicht gelten, da wird zwiſchen den einzelnen Kunſtgattungen die ſchärfſte Grenze abgeſteckt und jeder Verſuch, Bedeutung und Schickſal der ältern münchner Kunſt im Ganzen als gemeinſam aufzufaſſen, mit Unwillen zurückgewieſen. Vergeblich, dieſes Wechſelverhältniß beſteht dennoch, und der Urtheilsſpruch, der über die ältere münchner Baukunſt mit ſeltener Einſtimmigkeit ergangen iſt, trifft auch die Malerei. Cornelius iſt allerdings eine ganz andere Perſönlichkeit als Klenze, noch viel weniger, als Klenze durch Bürklein, den Architekten der Maximiliansſtraße erſetzt wird (dies wird er übrigens in der That und reichlich) kann einer der jüngern Führer in der Malerei ſich mit dem Altmeiſter an Fülle der Begabung meſſen. Es gilt ja aber nicht eine Schätzung der einzelnen Individualitäten. Wird blos die Entwicklung der münchner Schule in das Auge gefaßt, ſo tritt auch die Wahlverwandtſchaft der älteren münchner Maler und Baumeiſter unverkennbar an das Licht. Hier wie dort gleitet die Betrachtung allmälig vom einfachen Genuſſe des Werkes zur Bewunderung der reichen Bildung ſeines Schöpfers, hier wie dort iſt die Formenſprache einer nicht unmittelbaren lebendigen Welt entlehnt, deren Abgeſchloſſenheit aber durchbrochen und nach ſubjectivem Ermeſſen des erfinderiſchen Künſtlers gedehnt und geſtreckt wird, hier wie dort wird die culturgeſchichtliche Seite der Kunſt nicht verſtanden oder nicht beachtet, die in unmittelbarem Volksbewußtſein ruhenden Elemente, die einer künſtleriſchen Verklärung fähig ſind, nicht aufgeſucht, hier wie dort waltet endlich auch das gleiche Schickſal. Die weitere Entwicklung benutzt nicht das ſo Erworbene als Baſis, um daran weiter anzuknüpfen und die Richtung fortzuſetzen, ſondern bricht dieſelbe ab und ſucht neue Grundſätze und Grundlagen für das künſtleriſche Schaffen auf. Fühlen nun auch die beſſern Künſtler unſrer Generation die Nothwendigkeit, Umgang zu nehmen von der ältern Anſchauungs- und Formenweiſe, ſo iſt es doch natürlich, daß ſie nicht mit einem Mal ihre Erinnerung verſchließen können, von einer Kunſt, die ein ganzes Menſchenalter lang als Münchens unſterblicher Ruhm geprieſen wurde. Dieſe Traditionen drücken ſie und rauben ihnen theilweiſe die Freudigkeit und Sicherheit des Schaffens, verführen ſie, in ihre Werke Motive aufzunehmen, die an einem andern Orte ganz an ihrem Platze, hier als fremde Eindringlinge ſtören und den Eindruck der naiven Schöpfung vernichten. Selbſt Piloty iſt nicht frei von ſolchem Amalgamirungsſtreben, bei den ältern Hiſtorienmalern herrſchen ſie vollends vor.

In dieſer Beziehung beſitzt Berlin nicht unerhebliche Vortheile. Keine

laſtende Tradition drückt die Künſtlerkraft nieder, kein Kampf gegen eine ruhmreich herrſchende Richtung geht dem Ergreifen des eignen Standpunktes voran, kein ſchneidender Gegenſatz verkümmert die friſche Urſprünglichkeit des Schaffens. Es wurden zwar auch in Berlin ähnliche Weiſen, wie ſie in München bewundert wurden, verſucht oder dorthin verpflanzt. Der unterdeſſen ernüchterte Volksſinn wies ihnen aber gleich anfangs die rechte Stelle ein und ließ ſich nicht mehr blenden. Auch wer keine Kunde davon hatte, daß an Schinkels Muſeumsfresken Bettina mit componirt hatte, fand darin ein willkürliches, aus phantaſtiſchen Einfällen zuſammengeſetztes Gedankenſpiel. Dieſen Umſtänden iſt es wol zuzuſchreiben, daß der berliner Künſtlergruppe im Ganzen ein friſcherer Muth und ein keckerer Geiſt innewohnt, als dies ſonſt in Deutſchland bemerkbar iſt. Sie ſind die Neuerer, die den andern ſtets einen Schritt vorangehn, zuweilen übertreiben, aber niemals Mangel an Zuverſicht verrathen. Wir würden zwar gegen unſer Gewiſſen reden, wollten wir Schrader als großen Farbendichter preiſen. Auch ſein in München ausgeſtelltes Werk: Eſther vor Ahasver leidet an der Ueberladung mit einzelnen Coloriteffecten und an einer gezwungenen Geſuchtheit des Ausdrucks. Das Verdienſt bleibt aber Schrader, daß er unter den erſten, wenn nicht gar der erſte war, der das von düſſeldorfer Hiſtorienmalerei genährte deutſche Publicum mit kräftiger individueller Charakteriſtik bekannt machte. Eine ungleich größere Begabung verräth Guſtav Richter. Mag auch gegen ſeine Auffaſſung religiöſer Motive principiell Einſprache erhoben werden, vom rein artiſtiſchen Standpunkt iſt an ſeiner Auferweckung von Jairus Töchterlein wenig auszuſetzen. Eine ſolche Gewalt nicht über die handwerksmäßige Technik allein, ſondern auch über die poetiſche Wirkungskraft des Colorits, eine ſo maßvolle und doch durch und durch wahre, durch ihre Lebendigkeit ergreifende Charakteriſtik, wie ſie auf einzelnen Figuren des Bildes ſich offenbart, läßt die künftige Meiſterſchaft des Künſtlers mit Zuverſicht erwarten. Bei Adolf Menzel muß das ſtoffliche Intereſſe ergänzend hinzutreten, um über die formellen Flüchtigkeiten hinüberzuhelfen. Doch ſind die letzteren keineswegs ſo bedeutend, daß ſie uns vergeſſen ließen, wie folgenreich Menzels Verſuch, das achtzehnte Jahrhundert nicht blos in dem obligaten Schäfergewand, ſondern in würdigem Ernſt als ein Jahrhundert von Männern, von großen Männern zu ſchildern, wirkte.

Mit dem Selbſtvertrauen der berliner Künſtlergruppe hängt es wol zuſammen, daß in Berlin die nichtdeutſche Kunſt mit wohlwollenderem Auge betrachtet wird, als dies in andern deutſchen Kunſtſtädten der Fall iſt. Die Furcht, das nationale Gepräge unſrer Kunſt könnte durch freundliche Berührungen mit den fremden verwiſcht werden, äußert ſich minder ſtark, vielleicht weil man es für unverwiſchbar anſieht.

Die münchner Ausſtellung bietet natürlich eine vielbenutzte Gelegenheit,

franzöſiſche und deutſche Kunſt vergleichend gegeneinander abzuwägen. Nach dem Schein darf man nicht ſchließen, am wenigſten die große pariſer Kunſtausſtellung mit dem münchner Unternehmen zuſammenſtellen. Die erſtere enthielt allein an Oelgemälden lebender franzöſiſcher Meiſter mehr als die Summe der in München einen ſechzigjährigen Zeitraum ſchildernden Kunſtwerke überhaupt beträgt. Die franzöſiſche Regierung trug Sorge dafür, daß die möglichſt größte Zahl an heimiſchen Kunſtſchöpfungen ausgeſtellt werde, während in München es dem guten Willen der Einzelnen und dem Zufall überlaſſen blieb, für die Vollſtändigkeit der Ausſtellung zu ſorgen. Man darf ferner nicht vergeſſen, daß die Centraliſation der franzöſiſchen Kunſt in Paris die Vollſtändigkeit der Ausſtellung weſentlich erleichterte, während bei uns die Vielheit artiſtiſcher Mittelpunkte das gemeinſame Wirken hemmt, und daß endlich Paris als Weltſtadt reichere künſtleriſche Kräfte an ſich heranzieht, die natürlich der franzöſiſchen Schule beigezählt werden und die Ausdehnung und den Ruhm der letzteren nicht unbedeutend vermehren. So erklärt ſich das glänzende Bild, das wir vor drei Jahren von der gegenwärtigen franzöſiſchen Kunſt ſchauten. Gehen wir aber vom Schein auf die Weſenheit zurück, ſo haben wir keine Urſache, neben dem Glanze der franzöſiſchen die ſchöne Innigkeit unſrer Kunſt gering zu achten. Für viele Künſtler und Kunſtwerke geht freilich der Maßſtab der Vergleichung ab. Wir können in der franzöſiſchen Kunſt z. B. Schwind und Ludwig Richter nichts Aehnliches entgegenſtellen, und grade dieſe beiden Männer und die durch ſie bewirkte Einkehr in das Volksthum möchten wir den Franzoſen als die köſtlichſte Frucht unſers neueren Kunſtſtrebens entgegenhalten. Auf der andern Seite beſitzt auch wieder die franzöſiſche Kunſt Eigenthümlichkeiten, für welche uns das unmittelbare Verſtändniß ziemlich mangelt. Wenn wir uns aber damit begnügen, die beiden Kunſtweiſen nur im Ganzen und Großen aneinanderzuhalten, ſo iſt das Uebergewicht entſchieden auf unſrer Seite. Wir geben zu, daß die Franzoſen Dank dem romaniſchen Blute, das in ihren Adern fließt, für die ſinnliche Schönheit eine große Empfänglichkeit von Haus aus beſitzen und das Unmaleriſche oder wol gar das Maleriſchwidrige viel ſchärfer und unmittelbarer als wir erkennen und von ſich weiſen. Auch das müſſen wir einräumen, daß Frankreich ſeit 60 Jahren eine größere Zahl nicht blos berühmter, ſondern wirklich bedeutender Maler geboren hat, als wir aufweiſen können. Trotzdem halten wir den Fortſchritt unſrer Kunſt für viel geſicherter und ihre Zukunft ſonnenheller. Unſre Entwicklung war und iſt eine langſamere. Die Kämpfe, die Frankreichs Kunſt vor dreißig Jahren durchgefochten hat, beginnen erſt bei uns, wenn auch unter verändertem Namen. Aber die franzöſiſchen Künſtler haben längſt vergeſſen, ſich eine feſte und klare Entwicklung zu ſichern, tagtäglich wird es deutlicher, daß an die Stelle der Entwicklung ein müßiges

Haſchen und Springen nach Neuem getreten, der Glaube an ſich ſelbſt, der ſittliche Ernſt mangelt. Eine Erſcheinung jagt die andere, jede Richtung und Manier wird einen Tag lang auf den Thron erhoben, um am nächſten im Kothe geſchleift zu werden, und das Ende des Kreislaufes iſt — Ermüdung. Man kann nicht einmal mehr ſagen, dieſe trübe Schilderung beziehe ſich blos auf die Zukunft, drücke Befürchtungen und nicht Wahrnehmungen aus. Wer die franzöſiſche Kunſt ſeit einem Jahrzehnt genauer beobachtet, wird eingeſtehen müſſen, daß leider dieſe Befürchtungen ſchon theilweiſe eingetroffen ſind, und für die Koryphäen der franzöſiſchen Kunſt, die eben in den letzten Jahren ſo merkwürdig raſch vom Schauplatz abtraten, keine Erſatzmänner auch nur annäherungsweiſe ſich zeigen. Nichts charakteriſirt den Stand der Dinge in Frankreich und Deutſchland beſſer, als die Thatſache, daß Frankreich in der Gegenwart keinen Bildhauer beſitzt. Die beſſern Talente verlaſſen dieſen Zweig und flüchten in die Malerwerkſtätte. Sie verzweifeln daran, innerhalb der Grenzen dieſer Kunſtgattung und ohne die Geſetze derſelben zu verletzen, eine lebendige Plaſtik begründen zu können. Und doch können die Franzoſen ſich rühmen, früher als wir die Kunſt mit lebendigen Intereſſen vermählt zu haben. Uns wirft man, und theilweiſe auch nicht mit Unrecht vor, daß wir der Kunſt ein Reich nicht von dieſer Welt bauen und unvermögend ſind, dem wirklichen Leben, dem gegenwärtigen Geiſte poetiſche Anregungen abzulauſchen. Und dennoch haben wir grade in der Plaſtik, Dank Rauch und Ritſchel, dieſe Fähigkeit am glänzendſten dargethan. Ein tiefer Ernſt iſt bei uns eingekehrt, wir haben Vertrauen zum Leben, Liebe zum Volksthum, einen Glauben an die Zukunft. Das ſind Dinge, die auch dem Künſtler zum Frommen dienen und die rechte Stellung der Kunſt im großen Volksorganismus wieder herbeiführen werden. Wir finden nicht allein, wenn wir den Blick auf die Entwicklung unſrer Kunſt zurückgleiten laſſen, die durchſchnittliche Tüchtigkeit unſrer Künſtler im Wachſen begriffen, das erklärt ſich einfach aus der längeren ſtetigen Kunſtübung, ſondern auch die Grundſätze, die nach der Ueberzeugung aller Einſichtigen und Unbefangenen den Aufſchwung und die dauernde Blüte der Kunſt bedingen, in den Künſtlerkreiſen immer feſter anerkannt und kräftiger durchgeführt. Der Glaube an eine abſolute Kunſt, die durch keine Schranken und Geſetze gebunden wird und die Willkür des Subjectes zur einzigen Richtſchnur nimmt, verliert ſichtlich ſeine Anhänger, die Beziehungen zum Volksthum werden nicht mehr gemieden, ſondern eifrig aufgeſucht, die Ueberzeugung, daß in den bildenden Künſten die Formenpoeſie vorzugsweiſe wirkt, iſt allgemein verbreitet, vor allem aber die Wahrheit, daß zwiſchen dem Material, dem Ideenkreiſe und dem Formengerüſte ein feſtes Band und ein beſtimmtes Wechſelverhältniß beſteht, das nicht ungeſtraft umgangen werden kann, in ihr altes Recht wieder eingeſetzt. Dieſe frohe Erkenntniß in den Einen befeſtigt,

in den Andern geweckt zu haben, iſt das unbeſtrittene Verdienſt der allgemeinen münchner Ausſtellung. Nicht hoch genug kann man dieſen Gewinn anſchlagen und darum auch der deutſchen Künſtlerſchaft für den Muth, ein ſo großes Unternehmen gewagt zu haben, troß der unleugbaren mannigfachen Mängel, welche die Durchführung deſſelben begleiteten, nicht innig genug danken.

A. Springer.

Von der preußiſchen Grenze.

In Bezug auf die bevorſtehenden Landtagswahlen beginnt allmälig eine erfreuliche Regſamkeit; es haben in Königsberg, in Bromberg und an andern Orten vorbereitende Verſammlungen der Liberalen ſtattgefunden und der Ausſchuß der conſtitutionellen Partei für Schleſien hat bereits ein vollſtändiges Wahlprogramm veröffentlicht. Da es nun wünſchenswerth iſt, daß die Oppoſition in allen Provinzen möglichſt von einheitlichen Principien geleitet wird und da uns das ſchleſiſche Programm geeignet ſcheint, überall zu Grunde gelegt zu werden, ſo unterziehn wir daſſelbe einer ausführlichen Beſprechung.

Mit Recht hebt das Programm im Eingang die monarchiſche ſpecifiſch preußiſche Geſinnung der Partei hervor. Bei Unterrichteten hat zwar über dieſe Geſinnung niemals ein Zweifel obgewaltet, aber namentlich bei den letzten Wahlen hat man durch die raffinirteſten Mittel die Menge zu täuſchen und ihr einzureden geſucht, der Liberalismus ſei ein Feind des Königs und des Königthums. Je zuverſichtlicher von den Agenten des Feudalismus dieſe Behauptung aufgeſtellt wurde, deſto entſchiedner müſſen wir ſie als das bezeichnen, was ſie iſt, als eine Verleumdung.

Die monarchiſch-conſervative Geſinnung ſchließt die treue Anhänglichkeit an die Verfaſſung, nicht blos an den Buchſtaben, ſondern an den Geiſt derſelben in ſich. Zwar läßt ſich nicht verkennen, daß die Verfaſſung mancher Reformen fähig und bedürftig iſt und wir hätten lebhaft gewünſcht, daß die liberale Partei ſich über ein Princip der neuen Organiſation geeinigt hätte. Allein wir haben uns von der Unausführbarkeit dieſer Einigung unter den obwaltenden Umſtänden um ſo mehr überzeugt, da von demokratiſcher Seite bereits Wünſche über die Wiederherſtellung des allgemeinen Wahlrechts laut geworden ſind. Bei dieſer Sachlage wird es das Zweckmäßigſte ſein, dieſe wichtige Frage für die nächſte Seſſion zu vertagen und wir billigen das Verfahren des ſchleſiſchen Programms, daß es ſeine Candidaten nur darauf verpflichtet, jeder Veränderung des Wahlrechts im Sinne ſtändiſcher Gliederung Widerſtand zu leiſten. Die einzelnen Punkte des Programms kommen faſt durchweg darauf hinaus, daß aus den Worten der Verfaſſung Wahrheit werde.

1) Sicherſtellung der Freiheit der Wahlen, ſo weit dies irgend durch die Geſetzgebung möglich iſt; namentlich Feſtſtellung der Wahlbezirke durch das Geſetz. — Wie wichtig der letztere Umſtand iſt, hat ſich bei den letzten Wahlen gezeigt, wo durch künſtliche Zuſammenlegung von Wahlkreiſen einem großen Theil der Wähler unmöglich gemacht wurde, das Wahlrecht auszuüben. Jeder Conſervative wird dafür ſein, daß in den Grundlagen des Verfaſſungslebens in die Wahlbezirke eine größere Stabilität eingeführt wird und jeder Feind der Willkür wird die Regelung derſelben durch ein Geſetz verlangen.

2) Umbildung der Provinzial- und Kreisverfaſſung, der Gemeinde- und Städteordnung im Sinne freierer Selbſtverwaltung.

3) Aufhebung der gutsherrlichen Polizei. — Dieſer Punkt hängt unmittelbar mit dem vorhergehenden zuſammen. Die Experimente der äußerſten Rechten zur Wiederherſtellung patriarchaliſcher Zuſtände, denen gegenüber ſich die Regierung nur zu fügſam erwieſen hat, müſſen als völlig unvereinbar mit dem Geiſt unſrer Verfaſſung — nicht blos der Verfaſſungsurkunde von 1850, ſondern der Geſetzgebung von 1808 — bis auf die letzte Spur wieder beſeitigt werden. Nur auf kräftig entwickeltem Gemeinde- und Municipalleben blüht die politiſche Freiheit auf.

4) Beſeitigung der bisher beſtandenen Befreiung von der Grundſteuer. — Im Princip treten wir bei, jedoch unter der Vorausſetzung, daß dieſe nothwendig gewordene Maßregel möglichſt ſchonend ausgeführt werde. Ein ſchneller Umſchlag der Vermögensverhältniſſe widerſpricht nicht blos den Intereſſen einer Claſſe, ſondern den Intereſſen des Staats.

5) Erlaß eines Geſetzes über die Verantwortlichkeit der Miniſter. — Principiell nothwendig, wenn wir auch die praktiſche Wirkung eines ſolchen Geſetzes nicht hoch anſchlagen. Es iſt wichtiger, Maßregeln zu finden, die den Uebergriffen der Verwaltung ſteuern, als Strafen für die Uebertretung feſtzuſetzen, denn der Eintritt der letztern ſetzt eine allgemeine Erſchütterung des politiſchen Lebens voraus, die ſich der geſetzlichen Norm entzieht. Indeſſen iſt es wichtig, daß durch eine Verfaſſungsbeſtimmung den Miniſtern die Grenze ihrer Befugniß vor Augen gehalten wird.

6) Reviſion der Geſetze über die Preſſe zum Schutz der Preſſe und des Buchhandels, gegen die bisherige Anwendung des Gewerbegeſetzes von 1845. — Bekanntlich beſtand der ſchwerſte Druck, der auf der Preſſe laſtete, bis jetzt darin, daß, wenn man auf richterlichem Wege nichts durchſetzte, man die Druckerei zu ſchließen drohte, ſo daß alſo der Drucker genöthigt wurde, in eignem Intereſſe das Cenſoramt auszuüben. Es wäre zweckmäßig, wenn die locale Anwendung dieſer vermeintlichen Befugniß durch einzelne Verwaltungsbehörden nachträglich ans Licht gebracht würde.

7) Erlaß eines neuen Unterrichtgeſetzes auf Grund der Beſtimmung: die Wiſſenſchaft und ihre Lehre ſind frei. — Es verſteht ſich wol von ſelbſt, daß dadurch das Aufſichtsrecht des Staats über die Schulen, dem wir in Preußen die heilſamſten Erfolge verdanken, nicht aufgehoben werden darf. Dieſes Recht iſt nicht blos den kirchlichen Lehranſtalten, ſondern auch den Gemeinden gegenüber von Wichtigkeit, die noch keineswegs überall ſo weit ſind, die Initiative des Staats entbehrlich zu machen.

8) Ausführung des §. 12 der Verfaſſung: der Genuß der bürgerlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte iſt unabhängig von dem religiöſen Bekenntniß. — In dieſer Beziehung wird es nothwendig ſein, um einerſeits dem Gewiſſen der Geiſtlichen

keinen Zwang anthun zu dürfen, andererſeits die bürgerliche Rechtsordnung von dem Gewiſſen der Geiſtlichkeit unabhängig zu machen. Die hauptſächlichſten Conflicte finden auf dem Gebiete des Eherechts ſtatt und es gibt zur Beſeitigung derſelben nur ein Mittel, die Civilehe.

9) Reviſion der Geſetzgebung über die Zuläſſigkeit des Rechtsweges und das Recht der Verwaltungsbehörden, durch Execution eine Handlung oder Unterlaſſung zu erzwingen, über deren Zuläſſigkeit durch die Gerichte rechtskräftig erkannt worden. — Dies iſt unter allen Punkten der wichtigſte, wobei wir freilich noch hinzuſetzen müſſen, daß die Kammern noch die Hauptaufgabe haben, die wirkliche Durchführung der Geſetze zu überwachen. In dieſer Beziehung hat in den letzten zehn Jahren auch auf Seiten der Oppoſition eine Schüchternheit obgewaltet, die wir gänzlich zu verbannen wünſchten. Wenn dem Parlament alle übrigen Rechte genommen werden, ſo iſt die Redefreiheit noch ein ſo wichtiges Privilegium, daß bei einem Staat, deſſen Grundlagen im Uebrigen geſund ſind, auf dieſen Punkt allein ſchon die Hoffnung einer allmäligen Verbeſſerung gebaut werden kann. Aber freilich kommt es darauf an, daß man auch den Muth und die Entſchloſſenheit beſitzt, ſich ihrer zu bedienen und darum billigen wir aus vollem Herzen das Schlußwort des Programms: „Wir fordern und erwarten von den Abgeordneten, daß ſie wie ehrliche Männer den Muth haben werden, auf der Handhabung von Geſetz und Recht unerſchütterlich zu beſtehn und nicht aus ſchwächlicher Nachgiebigkeit nach oben und unten etwas Recht zu heißen, was nun einmal Unrecht und Willkür iſt.“

Wir ſind ferner mit dem Programm darin einverſtanden, daß es ſich ausſchließlich an die Verfaſſungsfragen hält, und andere ebenfalls ſehr wichtige Angelegenheiten, z. B. den Staatshaushalt und die auswärtige Politik vorläufig unberückſichtigt läßt. Was aber das letztere betrifft, ſo iſt es zweckmäßig, von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß wir noch immer auf den alten Ueberzeugungen ſtehn, und inſofern haben wir mit großer Freude die Feſtrede eines der edelſten Vertreter unſrer Wiſſenſchaft, des greiſen Böckh, begrüßt, der darauf aufmerkſam macht: eine Vereinigung von Staaten gleicher Nationalität mit verſchiedenen Dynaſtien ſei eine Abſchwächung der Kraft jedes einzelnen Staats; es müßte denn ſein, daß ein Staat die unbeſtrittene Hegemonie übernähme; ein Staatenbund könne nur unter republikaniſch geordneten Staaten zur Blüte gelangen. Auch wohne allen Staaten mit verſchiedenen Dynaſtien und gleicher Nationalität das Streben inne, zu einer innigeren Vereinigung ſich zu verſchmelzen und in dieſer Verſchmelzung eine Macht zu erlangen, welche der loſeren Verbindung eines Staatenbundes fehle. — Wenn für den Augenblick nach dieſer Richtung hin nichts zu wirken iſt, ſo darf man doch über der Gegenwart die Zukunft nicht ganz vergeſſen und muß von Zeit zu Zeit immer wieder an die alte Tradition erinnert werden, auf der der dauernde Fortſchritt beruht.

Es gereicht den öſtreichiſchen Blättern zur Ehre, daß ſie ſich durchweg über die neue Wendung der Dinge in Preußen mit aufrichtiger Theilnahme ausſprechen. Sie haben auch Grund dazu, denn manche neue Umſtände können ſie darauf aufmerkſam machen, daß trotz des unbeſtreitbaren allgemeinen Aufblühens Oeſtreich in manchen Punkten im Rückſchritt iſt. Jeder Fortſchritt in Preußen begünſtigt auch die liberale Sache in Oeſtreich und der wahre Wetteifer zwiſchen den beiden Staaten beruht darin, daß jeder von ihnen ſo viel Kraft und Freiheit als möglich

Digitized by Google

entwickelt. Wir theilen mit den öſtreichiſchen Blättern die Ueberzeugung, daß das neue Regiment in Preußen wie die liberale Partei von dem aufrichtigſten Wunſch beſeelt ſind, mit Oeſtreich Hand in Hand zu gehn; zugleich ſind wir aber durch die nächſte Vergangenheit berechtigt, die Wendungen der öſtreichiſchen Regierung mit großer Wachſamkeit zu verfolgen, und wenn es darauf ankommt, einer Anmaßung Oeſtreichs gegenüberzutreten, ſo wird die liberale Partei in Preußen viel entſchiedener auf Seiten der Regierung ſtehn, als die reactionäre, die bisher die Kammern beherrſcht hat. † †

Vermiſchte Literatur.

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk; unter Commando von Commodore Colin Ringgold und Commodore John Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856, unter Zuziehung der officiellen Autoritäten und Quellen. Deutſche Originalausgabe von Wilhelm Heine. 1. Band. Leipzig, H. Coſtenoble. 1858. — Der Gegenſtand dieſes Werkes iſt die Fahrt eines Geſchwaders der Vereinigten Staaten, welche zu gleicher Zeit mit Perrys bekannter Expedition nach Japan unternommen wurde. Die Hauptaufgabe der mit dieſer Fahrt Beauftragten war, die von amerikaniſchen Kauffahrern am meiſten beſuchten Seewege ſorgfältig zu vermeſſen, in Japan mit Perry zuſammenzutreffen, die von dieſem etwa erlangten Vortheile weiter zu verfolgen, die Küſten Japans, ſo weit es irgend möglich, zu unterſuchen und ſodann die See von Ochotsk, dieſen wichtigen Schauplatz der amerikaniſchen Walfiſchfänger, ſo wie die Behringsſtraße und die arktiſchen Gewäſſer zu durchſegeln und zu vermeſſen. Das Ganze wird drei Bände bilden und mit 16 vom Verfaſſer (richtiger Zuſammenſteller) nach der Natur gezeichneten Anſichten, Porträts und landwirthſchaftlichen Maſchinen nebſt vier Karten ausgeſtattet ſein. Der erſte Band erzählt die Reiſe von Norfolk in Virginien nach Sidney, Batavia, Gaspar und Singapore, dann ſchildert derſelbe den Beſuch der Amerikaner in Schanghai, in der Mündung des Peiho und im gelben Meere, auf den Bonininſeln, auf Formoſa und verſchiedenen andern Inſeln jener Meere und theilt im zehnten Capitel die Vorfälle bei Ratification des amerikaniſch-japaniſchen Vertrags mit. Vieles von dem, was der Herausgeber bringt, iſt bekannt, Manches neu, Einiges z. B. der Sturm im gelben Meer und das Abenteuer in der Wildniß von Tanjong Brekat zugleich unterhaltend. Der Anhang, ebenſo ſtark als die fortlaufende Erzählung, enthält Landwirthſchaftliches über Madeira, das Kap der guten Hoffnung, die Inſel Mauritius, Ceylon und Singapore, ſo wie verſchiedene mehr oder minder ausführliche,

theilweiſe werthvolle Berichte von Mitgliedern der Expedition über den Ackerbau in China und Japan, japaniſche Schiffahrt, die Peelinſel u. a.

Von beſonderer Wichtigkeit für die Geographie iſt die genaue Unterſuchung der von Formoſa bis Kiuſiu und Nipon ſich erſtreckenden Inſelkette. Dieſer Expedition verdanken wir die erſte richtige Kenntniß von Ouſima, einigen Häfen von Kiuſiu, ſo wie von mehren kleinern dazwiſchen liegenden Inſeln, welche Stimpſon, der Naturforſcher der Expedition, geographiſch beſchrieben hat. Das Buch iſt dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmet. Die Arbeit Herrn Heines daran beſchränkt ſich darauf, daß er die Erlebniſſe und Erfahrungen anderer in geeigneter Auswahl und Zuſammenſtellung wiedergab, zu welchem Zweck ihm die Tagebücher und andere Papiere von dem Befehlshaber der Expedition, ſo wie von verſchiedenen andern Offizieren zur Verfügung geſtellt wurden. Sehr richtig ſcheint, was Herr Heine in der Einleitung ſagt, nachdem er ſein Bedauern ausgeſprochen, daß es ihm nicht vergönnt geweſen ſei, dieſe Reiſen unter der Flagge Deutſchlands zu machen. „Es ſcheint mir," fährt er fort, „unerklärlich und unglaublich, daß 40 Millionen der intelligenteſten Bevölkerung der Erde mit einer blühenden Induſtrie und einem regen Handel, als Mitglieder des Welthandels ſich mit einer ſo untergeordneten Stellung begnügen können. In beinahe allen Häfen, die ich bei meiner Reiſe um die Erde beſucht, fand ich eine achtbare deutſche Bevölkerung, deutſche Handelshäuſer und auf den Märkten deutſche Waaren, nur keine deutſche Flagge, kein deutſches Kriegsſchiff. Die mir bekannt gewordenen preußiſchen, öſtreichiſchen und andern Conſuln in jenen Gegenden nehmen nur eine untergeordnete Stellung ein, da es ihnen an jeder Macht fehlt, um ihren Anſprüchen Gewicht und Geltung zu verſchaffen. Diplomatiſche Depeſchen reichen bei unciviliſirten oder halbciviliſirten Völkern wie in China und im ſpaniſchen Amerika nicht aus, ſo daß manche achtbare deutſche Handlungshäuſer den nicht ſehr rühmlichen Ausweg ergreifen mußten, engliſche Compagnons zu halten und ſich ſo unter den Schutz des britiſchen Löwen und ſeiner Kanonen zu ſtellen.

Als ich von dem Vorhaben Oeſtreichs hörte, eine Expedition zu einer Reiſe um die Erde auszurüſten, wurden große Erwartungen in mir rege, die jedoch nur zu bald wieder verſchwanden. Der eigenthümliche Umſtand, daß eine einzige Fregatte, ſelbſt ohne begleitendes kleineres Schiff, die ganze Expedition bildete, ſo wie der Unfall, daß ſchon auf der kurzen Reiſe von Madeira nach Rio Janeiro, wo friſche Lebensmittel in genügender Menge zu haben waren, der Scorbut an Bord ausbrach, flößten mir von vornherein die lebhafteſte Beſorgniß für jene Zeit ein, wenn die Expedition ſich viele Monate lang ohne friſche Vorräthe in den endloſen Strecken und zwiſchen den noch unvollkommen bekannten Inſeln des ſtillen Oceans befinden würde, wo unbekannte Riffe einem ſo großen Schiff ſtete Gefahr drohen, ſollte es anders jemals in dieſe Gewäſſer gelangen. (Iſt geſchehen; denn die neueſten Berichte von der Novara melden, daß dieſelbe bereits auf dem Wege nach Auſtralien iſt, ohne daß ihr ein erheblicher Unfall zugeſtoßen wäre.) Warum entſendet nicht Preußen ein Expedition dieſer Art? Schiffe hat es mehr als genug. Die Seeleute des nördlichen Deutſchland gehören zu den tüchtigſten, die es gibt, und in dem Eifer für wiſſenſchaftliche Forſchungen werden die Deutſchen von keinem Volk der Erde übertroffen. Ich weiß ſehr wohl, daß eine Fregatte und Korvette weder Japan noch das himmliſche

Reich erobern können, und ſelbſt gegen kleinere Reiche dürfte nur nach langen fruchtloſen Verſuchen und Unterhandlungen, um ſich endlich Recht zu verſchaffen, feindliches Einſchreiten anzurathen ſein. Allein dies iſt nur äußerſt ſelten nöthig. In den meiſten Fällen genügt ſchon die bloße Gegenwart eines Kriegsſchiffes, um lange obſchwebende Verhandlungen zu einem günſtigen Ende zu bringen." — Im fernen Oſten iſt jetzt eine rege Zeit. Japan hat bereits, unfähig dem Drang der Civiliſation zu widerſtehn, die ſo lange gegen alle Fremden ausgeübte entwürdigende Politik aufgegeben, und das ſo lange hermetiſch verſchloſſene Reich iſt eröffnet. Daſſelbe gilt in noch ausgedehnterem Maß von China. Auch die vierzig Millionen Deutſchen hätten bei dieſen großen Weltverträgen zugegen ſein können. Die Gegenwart einer Fregatte, vielleicht begleitet von einer Brigg oder einem Dampfer und mit einem bevollmächtigten Geſandten an Bord hätte einen genügenden Einfluß ausüben können.

Shakſperes Werke herausgegeben und erläutert von Nicol. Delius. Vierter Band. Elberfeld, Friderichs. — Durch die Vollendung des vierten Bandes (Heinrich VI. Richard III. und Heinrich VIII.) iſt dies ausgezeichnete Werk, das ſchon ſo viel dazu beigetragen hat, dem deutſchen Publicum das Studium Shakeſpeares zu erleichtern, wieder einen Schritt weiter geführt. Es ſind noch drei Bände im Rückſtand, welche die Luſtſpiele, die Gedichte und die Biographie enthalten werden.

Archäologiſcher Katechismus. Von Heinrich Otte. Leipzig, T. O. Weigel. 1859. — Belehrt mit Rückſicht auf das in Preußen der Inventariſation der kirchlichen Kunſtdenkmäler zu Grunde gelegte Formular von Fragen über die Baukunſt des Mittelalters, ſo wie über die Ausſchmückungsgegenſtände der Kirchen, Geräthe, Gefäße, Gewänder u. ſ. w. Beigegeben ſind 88 Holzſchnitte, welche die einzelnen Theile der romaniſchen und der gothiſchen Kirche darſtellen. —

Naturgeſchichte in Bildern. Herausgegeben von Dr. H. Reinſch, Profeſſor. München, Braun und Schneider. — Ungemein talentvoll gezeichnete und vortrefflich geſchnittene und gedruckte Xylographien, auf 30 Tafeln mehre hundert Gegenſtände aus den drei Reichen der Natur vom Menſchen bis zum Stein darſtellend. Beſonders wurde vom Herausgeber die Möglichkeit ins Auge gefaßt, das Aehnliche zu vergleichen. Sodann aber bemühte ſich der Zeichner — Ernſt Fröhlich — mit dem Bilde des Thieres, ſo weit es thunlich war, auch den Charakter deſſelben auszudrücken, was dieſer Galerie einen weſentlichen Vorzug vor andern Werken der Art verleiht, von denen manche in der That ausſehen, als wären ſie nach ausgeſtopften Thierbälgen gezeichnet. Der Text beſteht in einer kurzen Einleitung und einer Erklärung der Tafeln. —

Nachgelaſſene Schriften von C. L. v. Aſter. 3. und 4. Band. Berlin, J. Guttentag. — Der berühmte preußiſche Geniegeneral ſpricht hier zunächſt ſeine Gedanken über eine ſyſtematiſche Militärgeographie aus und gibt dann eine kurze Geſchichte des Erziehungsweſens, ſo weit daſſelbe militäriſche Unterrichts- und Bildungsanſtalten betrifft. Beiden Abhandlungen ſind zahlreiche Anmerkungen beigegeben, welche die Beleſenheit des Verfaſſers bekunden. Eine Karte des weſtlichen Deutſchland und eine andere vom ehemaligen franzöſiſchen Roerdepartement ver-

Digitized by Google

ſinnlichen die Ideen des Verfaſſers von der Weiſe, wie die Grenzen der Operationslandſchaften im Großen anſchaulich zu machen ſeien. —

Neue Novellen.

Berthold Auerbach gibt in dem „deutſchen Volkskalender“ (Stuttgart, Cotta) jedesmal eine Reihe intereſſanter Beiträge, von denen wir hier zwei muſterhafte Novellen: die Stiefmutter (1858) und der Bierbrauer von Culmbach (1859) hervorheben; die kräftige Charakteriſtik geht mit ſeiner Reflexion Hand in Hand. Gelegenheitsſtücke wie „Gellerts letzte Weihnachten“ und „Friedrich der Große von Schwaben“ ſollte er lieber Andern zu ſchreiben überlaſſen. Der Kalender wird noch durch ſchöne Holzſchnitte von L. Richter und A. v. Ramberg geziert. — Von B. Auerbachs geſammelten Schriften (Stuttgart, Cotta), auf die wir noch ausführlich zurückkommen, zeigen wir hier wenigſtens das Erſcheinen an.

In dem Roman „Heinrich Falk“ (3. Bd., Breslau, Trewendt) erregt Otto Roquette die Aufmerkſamkeit des Leſers zu Anfang durch eine ehrliche und gewiſſenhafte Charakterſchilderung, die Figuren ſind der Natur abgelauſcht und haben doch eine autonome Bewegung. Der Verlauf erfüllt die Erwartungen nicht ganz; der Dichter macht es ſich mit der Compoſition zu leicht, die Erzählung wird in Sprüngen fortgeſetzt, die manche zum Verſtändniß nothwendige Momente übergehn, und der Ausgang ſtreift ans Melodramatiſche.

„Norddeutſche Volksbibliothek,“ herausg. von Dr. Herm. Schiff. 1. Bd.: Regina oder das Haus Todtenſtein (Altona, Verlagsbureau). — Die Erzählung muß jeden Leſer in Verwirrung ſetzen; das große Talent des Dichters, das er in frühern Novellen entwickelt, zeigt ſich auch hier unverkennbar; der Stoff und die Auffaſſung aber erinnert an die romantiſche Periode von 1790: „und Uffo nahm die Locke des Enthaupteten und ſprach mit hohler Stimme u. ſ. w.“

„Marianne oder um Liebe leiden,“ Roman von Heinrich König (2. Bd., Frankfurt a. M., Meidinger). — Bei den beſten Intentionen behält dieſer Dichter in ſeiner Form immer etwas unnatürlich Geſpreiztes, das die Lectüre unbequem macht. Es iſt merkwürdig, wie wenig er ſich ſeit „Regine“ und „Veronika“ geändert hat. In den culturhiſtoriſchen Romanen empfindet man die Unnatur weniger, oder man ſchiebt ſie in die dargeſtellte Zeit; bei einem einfach bürgerlichen Stoff iſt das aber nicht möglich.

Anſpruchsloſer und darum anſprechender iſt ein Roman von Caroline von Göhren: „Aus dem Salonleben“. Die einfachen Verhältniſſe ſind einfach entwickelt und von einer geſunden Empfindung beleuchtet.

„Gepflaſtert mit Gold, oder Roman und Wirklichkeit der Straßen Londons. Von den Gebrüdern Mayhew. Unter Autoriſation der Herrn Verfaſſer ins

Deutſche übertragen von A. Laßmann. 4 Bd., mit vielen Illuſtrationen. — Caſſel, Vollmann. — Es ſind 75 Jahre, daß von dem berühmten Stifter der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal, dem Paſtor Salzmann, ein Roman erſchien: „Karl von Karlsberg oder über das menſchliche Elend“ (zehn Jahr nach Werther), der damals ungeheures Aufſehn erregte, den man aber ſpäter, als der Idealismus ſich der deutſchen Poeſie bemächtigte, als den Gipfel der Geſchmackloſigkeit zu bezeichnen pflegte. Es ſcheint, als ſeien wir wieder auf dem Standpunkt Karlsbergs angelangt. Seitdem Bulwer im Paul Clifford die Gattung des Schelmenromans, den er freilich nicht erfunden, aber durch moraliſch-philoſophiſche Würze für den veränderten Geſchmack des Zeitalters zurechtgemacht, wieder in Cours geſetzt hat, wetteifern die engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Schriftſteller, das Publicum mit den Myſterien der Winkelgaſſen bekannt zu machen. Aeſthetiſch iſt das Genre nicht zu rechtfertigen, aber es gewinnt doch eine Bedeutung für die Literatur, wenn es von einer ſo erſtaunlichen Sachkenntniß und dabei von einer ſo feinen pſychologiſchen Bildung getragen wird, als hier der Fall iſt. Schon in der frühern Schrift London Labour and London Poor wird man durch die Reichhaltigkeit des bedeutendſten Materials faſt erdrückt, und in dem neuen Roman paart ſich mit dem ernſten Studium ein novelliſtiſches Talent, das zwar den Gegenſtand nicht grade erfreulich machen kann, ihm aber doch eine viel größere Spannung verleiht, als es Bulwer im Night and Morning oder Dickens in Oliver Twiſt gelungen iſt, die beide einen ähnlichen Gegenſtand behandeln. —

„Wolkenkukuksheim.“ Humoriſtiſches Genrebild von Herman Presber. Frankfurt a. M., Meidinger. — Auch diesmal zeichnet der Dichter von „Ideal und Kritik“ eine Reihe glücklich angeſchauter Züge aus dem Leben der Schule und Univerſität; auch diesmal verkümmert er ſein Talent durch eine künſtliche Unordnung der Compoſition, die nach dem Vorbild älterer Dichter die humoriſtiſche Kunſtform darſtellen ſollen. —

„Neue Novellen“ von Ernſt Willkomm. 2 Bd., Nordhauſen, Büchting. Enthalten: Der Siebeneck; Opfer der Armuth; Auf und unter der Düne; Nur ein Knecht. — Der Ton der Erzählung iſt im Ganzen gelungen; die Neigung zu pſychiſchen Anomalien iſt die alte. —

„Erinnerungsblätter“ von A. v. Sternberg. 4. Bd. Leipzig, Brockhaus. — Schildert Berlin im Jahr 1848; ein anziehendes Geplauder, im Ganzen unbefangen genug, aus dem man freilich nicht viel Neues erfährt. —

Das Lob einer deutlichen, correcten und nicht unintereſſanten Erzählung (einzelne melodramatiſche Effecte abgerechnet) verdient A. Schraders „Lebensbild“, „Am See, oder die Speculanten;“ (Leipzig, Luppe). — Auch hier iſt, wie bei den meiſten modernen Novelliſten, die Expoſition das Beſte; eine naturgemäße Auflöſung iſt nicht gelungen. — Noch mögen erwähnt werden: „Studentenfahrten“ von Fr. Friedrich (Jena, Deiſtung) und „Reich und Arm“, Erzählungen für Kinder von Adelaide von Großmann (Leipzig, Schlicke). —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus der römiſchen Kaiſerzeit.

Die religiöſen Zuſtände, beſonders in den ſpätern Jahrhunderten.

J. Marquardt Handbuch der Römiſchen Alterthümer. Band 4. 1856. —
J. Burckhard, die Zeit Konſtantin des Großen. 1853. —

Zur Auflöſung der römiſchen Nationalreligion, einem Proceß, der ſich in den beiden letzten Jahrhunderten der Republik vollendete, haben am meiſten griechiſche Einflüſſe beigetragen. Griechiſche Vorſtellungen hatten in den römiſchen Cultus ſchon ſeit ſehr früher Zeit Eingang gefunden und nicht blos auf ſein Weſen vielfach modificirend eingewirkt, ſondern es war auch eine Reihe griechiſcher Gottheiten in Rom neu eingeführt worden. Dieſe wurden größtentheils mit nationalen Göttern identificirt, wie Artemis mit Diana, Hera mit Juno u. ſ. w. Dies führte aber nicht ſowol zu einer Verſchmelzung der beiden verſchiedenen Glaubensformen, als zu einer immer zunehmenden Verflüchtigung und Verdunklung der römiſchen. Die römiſchen Götter waren weſenloſe unperſönliche Abſtractionen, die ſich gegenüber den lebensvollen, zu voller Individualität ausgebildeten Geſtalten der Olympier nicht behaupten konnten. Je mehr die Kenntniß griechiſcher Literatur und Kunſt in Rom allgemein ward, deſto mehr verblaßten in dem Bewußtſein der Gebildeten die nationalen religiöſen Vorſtellungen. Ein großer Theil der von den Vätern verehrten Götter verlor ſeine Perſönlichkeit und ſein Weſen an die griechiſchen, mit denen ſie eine ſcheinbare oder wirkliche Verwandtſchaft hatten und wurde von ihnen verdrängt, die übrigen geriethen theils in Vergeſſenheit, theils wurden ſie unverſtändlich, und die Gelehrten machten ſie zu Gegenſtänden ihrer antiquariſchen Unterſuchungen. „Wenn ſchon die gelehrten Forſchungen des Varro,“ ſagt Marquardt a. a. O. S. 78, „einen tiefen Blick thun laſſen in das gänzlich wankende und über ſeinem verſinkenden Fundament zuſammenſtürzende Gebäude der römiſchen Theologie, ſo gibt von dieſen Zuſtänden ein noch viel grelleres Bild

die dilettantiſche Bearbeitung des römiſchen Feſtkalenders von Ovid, die man mit Recht eine Caricatur des Heiligen nennen könnte. Gleich am Anfang weiß der Dichter nicht, wer Janus iſt, weil er kein Analogon in der griechiſchen Mythologie hat. Was für ein Gott, ſoll ich ſagen, daß du ſeiſt, zweigeſtaltiger Janus, fragt der Dichter; denn Griechenland hat keine Gottheit, die dir gleich iſt. Darauf erſcheint Janus ſelbſt, um zwei verſchiedene Vermuthungen über ſein eignes Weſen aufzuſtellen und ſeine ihm ſelbſt lächerlichen Beinamen zu erklären.“ Auf Summanus, einſt einen der mächtigſten Götter, der aber ganz aus dem Cultus verſchwunden war, läßt ſich der Dichter gar nicht ein, ſondern fertigt ihn mit einem: wer er auch ſein mag — ab, u. ſ. w.“

Mehr als der poſitive Inhalt der griechiſchen Religion zur Verdrängung, wirkten die negativen Tendenzen griechiſcher Philoſophie und Theologie zur Zerſetzung des römiſchen Glaubens. Schon Ennius, der Zeitgenoſſe des Siegers von Zama und des alten Cato überſetzte das Werk des Meſſeniers Euemeros (aus der Diadochenzeit), worin alle Götter für Menſchen, die ſich durch Weisheit, Macht, Tapferkeit und andere Vorzüge die Anbetung der Nachwelt erworben, erklärt, und ihre Gräber beſchrieben wurden. In andern ſeiner Werke vertrat Ennius die Auffaſſung, welche die Perſonen der Götter in abſtracte Naturpotenzen verwandelte. Auch die epikuriſche Philoſophie, die wenigſtens den Zuſammenhang der Götter mit der irdiſchen Welt durchaus in Abrede ſtellte, untergrub den poſitiven Glauben, und der Verſuch, die Staatsreligion durch die ſtoiſche Theologie mit den Forderungen des gebildeten Bewußtſeins in Einklang zu ſetzen, konnte nur beſchränkte Wirkungen üben.

Während dieſe und ähnliche Einflüſſe den Unglauben verbreiteten, wurde der Verfall der Staatsreligion auch äußerlich dadurch beſchleunigt, daß das Prieſterthum ſeinen kirchlichen Charakter und der Cultus ſein Anſehn verlor. Namentlich ſeit die Prieſterthümer durch Volkswahl beſetzt wurden, ſtanden ſie den übrigen Staatsämtern völlig gleich. „Hiermit fiel die letzte Stütze, die dem Cultus noch übrig war. Die poſitiv und äußerlich gegebene Religion der Römer hatte ihren Halt an dem Prieſterthum, eine umfangreiche ſchriftliche Ueberlieferung ſicherte den Ritus, und eine mündliche Tradition erhielt in den Prieſtercollegien, ſo lange dieſe ſich zum Theil aus denſelben Familien durch Wahl der Mitglieder ergänzten, ein ſicheres Bewußtſein von der Bedeutung und den Erforderniſſen des Gottesdienſtes, an welchem, wenn es lebendig und friſch geblieben wäre, das Volk wie in alter Zeit eine Quelle der Anregung und Belehrung gehabt haben würde. Aber dieſe Wiſſenſchaft, anſtatt ein Gegengewicht gegen die eindringenden poetiſchen und philoſophiſchen Aufklärungen zu gewähren, erlag dem Intereſſe der Prieſter; die Geſetze des Cultus, noch mehr aber die alten Vorſtellungen von den Göttern wurden den

Digitized by Google

Trägern des Glaubens ſelbſt unklar und gleichgiltig" (a. a. O. S. 730.). Von den Auſpicien war in Ciceros Zeit nur noch ein Scheinbild übrig und die Lehre derſelben ſelbſt den Augurn unbekannt geworden. In den letzten Zeiten der Republik blieben hohe Prieſterthümer aus Mangel an Bewerbern kürzere oder längere Zeit unbeſetzt.

Dieſer Verfall der Religion gab ſich zu Ende der Republik auch äußerlich in Nichtachtung und Vernachläſſigung der Heiligthümer kund. Tempel, Kapellen, heiliges Land und heilige Haine lagen wüſt und wurden von Privatperſonen widerrechtlich in Beſchlag genommen; ſchon in Pyrrhus Zeit ſchrieb man eine Epidemie dem Zorn der Götter über ſolche Sacrilegien zu, und ſtellte, um ſie zu verſöhnen, ſorgfältig ihre Beſitzrechte her, doch wiederholten ſich die Eingriffe in heiliges Eigenthum immer von neuem. Viele Tempel ſtanden leer, die Götterbilder waren von Rauch geſchwärzt, Spinnweben überzogen die Wände, auf dem Boden wuchs Gras, ja die heiligen Räume wurden mit Schmuz beſudelt. Im Jahre 90 v. Chr. ſah eine vornehme Matrone die Juno Sospita im Traum ihren Tempel verlaſſen, weil er durch die ſchnödeſte Verunreinigung entweiht war; unter dem Bilde der Göttin hatte eine trächtige Hündin ihr Lager. Andere Tempel ſanken in Ruinen, oder wurden durch die in Rom ſo häufigen Brände in Schutt gelegt, ohne daß man an ihre Wiederherſtellung dachte. Dem äußerlichen Verfall des Cultus trat Auguſt, ſeit er mit dem oberſten Pontificat ſeine Leitung und Aufſicht übernommen hatte, durch eine energiſche Reſtauration auf den umfaſſendſten Grundlagen entgegen. Er ſorgte zunächſt für die Herſtellung der Heiligthümer in großartiger Weiſe. Nach ſeiner eignen Angabe ſtellte er im Jahr 28 v. Chr. auf Senatsbeſchluß nicht weniger als 80 her, wobei kein Gebäude, das wirklich einmal dem Gottesdienſt beſtimmt geweſen, übergangen worden ſei, einen Theil der von ihm unternommenen Bauten vollendete erſt Tiber. Andere Reſtaurationen geſchahen auf ſeine Veranſtaltung von den Nachkommen der Stifter. Er beſetzte die leer gewordnen Prieſterſtellen, errichtete neue, vermehrte ihre Einkünfte und erhöhte ihre Würde. Als bei der bevorſtehenden Neuwahl einer Veſtalin viele Eltern um die Erlaubniß nachſuchten, ihre Töchter nicht mit loſen laſſen zu dürfen, erklärte Auguſt mit einem Eid, er würde eine von ſeinen Enkelinnen zu dieſem heiligen Dienſte anbieten, wenn ſie das geſetzliche Alter hätten; freilich ſah er ſich trotz dieſes Verſuchs, den religiöſen Eifer wieder zu beleben, genöthigt, Töchter von Freigelaſſenen zu Veſtalinnen zu ernennen, was früher nie geſchehn war. Manche in Vergeſſenheit gerathene heilige Gebräuche und Götterfeſte erneuerte er und ſorgte dafür, daß ſie in angemeſſener Weiſe gefeiert würden.

Wie Auguſt haben auch alle folgenden Kaiſer das Amt des oberſten Pontifex verwaltet, ſelbſt die erſten chriſtlichen haben die Leitung des heidniſchen

Cultus beibehalten, trotz des unlösbaren Conflicts, in den ſie dadurch mit ihrem eignen Glauben geriethen; erſt Gratian legte ſie im Jahr 382 nieder. Bis zum entſchiedenen Siege des Chriſtenthums und noch länger beſtand der Staatscultus im Weſentlichen unvermindert fort. Jahr für Jahr wurden die heiligen Feſte mit Opfern, Proceſſionen, Schmäuſen und Schauſpielen gefeiert. An jedem dritten Januar wurden von allen Staatsprieſtern Gelübde und Gebete für das Wohl des Staates und des Kaiſers veranſtaltet. An jedem erſten März erneuerten die jungfräulichen Prieſterinnen der Veſta das ihrer Obhut anvertraute heilige Feuer, und nach wie vor wurde Verletzung ihrer Keuſchheit mit der ſchaudervollen Strafe des Lebendigbegrabens beſtraft. Nach wie vor ſangen die ſaliſchen Prieſter ihr uraltes mit der Zeit völlig unverſtändlich gewordenes Lied, nur daß neben den Namen der Götter darin auch manche kaiſerliche aufgenommen waren, und hielten ihren berühmten Schmaus, der wie alle Prieſtermahlzeiten in den Annalen der antiken Gaſtronomie eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Doch die intereſſanteſten Belehrungen über die unveränderte Fortdauer alter Cultusformen bis in die kleinſten Einzelnheiten erhalten wir aus zahlreichen Reſten von Steintafeln, auf welche die amtlichen Protokolle der Arvalbrüder eingegraben ſind und die bis in das dritte Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung hinabreichen.*) Dieſe Prieſterſchaft hatte den Beruf, für das Gedeihen der Feldfrüchte öffentliche Opfer zu veranſtalten. Die meiſten der erhaltenen Protokolle beziehen ſich auf ein dreitägiges Feſt, das ſie im Mai zu Ehren einer ſonſt nie genannten Göttin Dia begingen, ein Name, unter welchem nach uraltem Brauch die mütterliche Göttin der Erde, die Spenderin des Fruchtſegens angerufen wurde. Von der Feier des erſten Tages ſei hier nur erwähnt, daß an dieſem ein Feſtmahl ſtattfand, an welchem das Couvert 100 Denare (etwa 25 Thaler) koſtete; fiel daſſelbe aus, ſo wurde jedem Mitglied der Betrag in Geld ausgezahlt. Von der Feier des zweiten Tages, die ebenfalls bis in die kleinſten Einzelnheiten in den Acten mit ſcrupulöſer Genauigkeit verzeichnet iſt, wollen wir einige Hauptmomente mittheilen. Sie fand in einem Haine der Göttin Dia ſtatt, der fünf Miglien weit von Rom an der campaniſchen Straße lag und mit verſchiedenen Tempeln, Zelten und einer Rennbahn verſehn war. Hier begannen ſie die Feierlichkeit mit einem Reinigungsopfer von zwei Ferkeln, welches beſtimmt war den Hain zu entſühnen. Denn jede Arbeit in dem Haine, z. B. das Beſchneiden oder Fällen der Bäume, das Hineintragen eines Meſſers entweihte den Hain und machte ein Sühnopfer nöthig. Hierauf folgte das Opfer einer weißen Kuh an einer andern Stelle, und andere Gebräuche, über deren vorſchriftsmäßige Vollziehung ſogleich Protokolle aufgenom-

*) Der Inhalt der Protokolle iſt mitgetheilt a. a. O. S. 411—417, woraus das Obige entnommen iſt.

Digitized by Google

men wurden. Nachdem ſie die beiden Ferkel zum Frühſtück verzehrt, legten ſie ihren Ornat, eine mit Purpur geſäumte Toga, weiße Kopfbinde und Aehrenkranz wieder an, und nun folgten neue Opfer. Nach dieſen ſtellten ſie ſich vor dem Tempel auf, in den Händen ein Gefäß mit Wein und ein Gefäß mit Weihrauch haltend, und ließen durch zwei Mitglieder, die von den ihnen beigeordneten Staatsſklaven begleitet wurden, die Feldfrüchte, welche das umſtehende Publicum herbeigebracht hatte, abnehmen, ſo daß der einſammelnde Prieſter ſie mit der rechten Hand an einen der in der Reihe aufgeſtellten gab, dieſer ſie mit der linken Hand nahm und weiter reichte, bis endlich die Sklaven ſie wieder an ſich nahmen. Nach Vollziehung mehrer andrer Riten zogen ſie ſich in den Tempel zurück, wo ſie bei geſchloſſenen Thüren einen Tanz tanzten und dazu den Text des Arvalenliedes ſangen, den ſie von den Sklaven ſchriftlich erhielten. Dieſe Litanei, das älteſte bekannte Denkmal der römiſchen Sprache, iſt uns auf einer Steintafel aufbewahrt, die ein Arvalenprotokoll aus der Zeit Elogabals enthält; ſie iſt jetzt in der Wand eines Corridors eingemauert, der in St. Peter aus der Kirche nach der Sacriſtei führt. Nicht viel weniger als ein Jahrtauſend mochte damals vergangen ſein, ſeit dies Gebet zum erſtenmal am Feſt der Göttin Dia von den Arvalbrüdern geſungen worden war. Die ungeheurſten Schickſale hatten in ſo viel Jahrhunderten die Geſtalt der Erde immer von neuem umgewandelt. Die Tiberſtadt war aus einer unbedeutenden latiniſchen Anſiedlung zum Mittelpunkt der Welt geworden, nun war ihr Morgen und Mittag vergangen, ihr Abend dämmerte herauf. Auf dem Thron, den der Sieger bei Actium errichtet hatte, ſaß ein Sonnenprieſter aus dem ſo oft gedemüthigten und ſo tief verachteten Syrien. Und noch immer tönte das alte Lied, deſſen Worten vielleicht ſchon die Könige Roms mit Andacht gelauſcht hatten, und das nun für die Sänger ſicher ebenſo viel Räthſel enthielt als heute für die Gelehrten:

Uns Laſen (d. i. Laren) helfet!
Nicht die böſe Seuche Mars, Mars, laß einſtürmen auf mehre!
Satt ſei, grauſer Mars!*

Wenn ſich die Formen eines Cultus, der dem Volksbewußtſein längſt entrückt war, mit einer ſo zähen Lebenskraft behaupteten, ſo regenerirte ſich auch die Volksreligion trotz aller zerſtörenden Einflüſſe immer wieder von neuem, freilich nicht ohne immer von neuem ihre Geſtalt zu wechſeln. Neben Indifferenz und Unglauben, neben Atheismus und Pantheismus erwies ſich der aus Miſchung römiſcher und griechiſcher Religion entſtandene Polytheismus als unzerſtörbar, weil er mit tauſend Wurzeln in dem geiſtigen Leben von Millionen feſtgewachſen war, und verbreitete ſich in alle Theile der Welt,

*) Vgl. Mommſen röm. Geſch. 1, 147.

welche griechiſch-römiſche Cultur erhielten. In allen Theilen des römiſchen Reichs ſtiegen Opfer und Gebete zum höchſten gütigſten Jupiter auf, dem Himmelsgott, dem Herrn der Wetter, dem Blitzſchleudrer, dem Regenſender, dem Schützer, Erhalter, Sieger, Rächer, Friedenbringer, dem höchſten allmächtigen Lenker göttlicher und menſchlicher Dinge, dem Entſcheider der Geſchicke. Ueberall richtete der Kaufmann ſeine Gelübde an Mercur, den Geber und Erhalter des Gewinnes, der Feldbauer an Ceres, die höchſte gütige Nährerin, der Kranke, der an einer Heilquelle Geneſung ſuchte, an Apoll und die Nymphen, überall dankte der Hergeſtellte dem Aesculap und der Hygiea. Der Reiter empfahl ſein gutes Pferd dem Schutz der Pferdegöttin Epona, die Bewohner eines Orts, der von böſen Ausdünſtungen heimgeſucht war, bauten der Göttin Mephitis einen Altar. Jede Provinz, jede Stadt, jede Körperſchaft glaubte ſich unter der Obhut eines Genius, aber auch jeder Ort und jedes Gebäude hatte nach dem Volksglauben ſeinen Schutzgeiſt, Häuſer, Straßen, Märkte, Bäder, Speicher, Theater, Archive u. ſ. w., und der Gläubige, der dort aus und einging, verfehlte nicht, dem Genius ſeine Ehrfurcht zu beweiſen.

Die Veränderungen, Trübungen und Erweiterungen, die der römiſch-griechiſche Götterglaube erfuhr, erfolgten durch ſeine Berührung und Vermiſchung mit fremden Quellen. Jeder Polytheismus iſt ſeiner Natur nach zur Toleranz und Anerkennung fremder Religionsformen geneigt: entweder findet er in den fremden Göttern ſeine eignen wieder, oder er trägt mindeſtens kein Bedenken, ſie auch als fremde zu verehren. Die Religionen der alten Culturländer in Aſien und Afrika haben zum Theil bereits ſeit früher Zeit auf die römiſche Götterverehrung influirt. Dieſer Einfluß ſteigerte ſich ſeit dem Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung ungeheuer, ſo daß die orientaliſchen Elemente in der Göttermiſchung der ſpätern Jahrhunderte immer mehr die vorwiegenden wurden. Dagegen hat ſich der Einfluß der Cultur in den nordiſchen und weſtlichen Ländern, die eine Cultur entweder erſt von den Römern erhielten oder doch die ihrige gegen die römiſche eintauſchten, nicht über die Grenzen dieſer Länder hinauserſtreckt. Die dort angeſiedelten Römer verehrten die Landesgötter allerdings, aber wenn auch hin und wieder ein aus dieſen Provinzen heimkehrender Coloniſt, Soldat oder Handelsmann den Cultus der Gottheiten fortſetzen mochte, denen er in der Fremde guten Erfolg oder Errettung vor Gefahr zu verdanken geglaubt hatte, ſo blieben ſolche Fälle vereinzelt und die Götter Galliens, Germaniens, Spaniens und Britanniens auf ihre Länder beſchränkt. Zahlreiche Monumente in all dieſen Ländern zeigen, daß die römiſchen Provinzialen ſich an dem einheimiſchen Gottesdienſt eifrigſt betheiligten. Sie beteten aller Orten zu den Localgöttern, erbauten ihnen Tempel und Altäre und brachten ihnen Opfer. Es ſind hauptſächlich die römiſchen Inſchriften, aus denen wir die Namen dieſer Götter

kennen, die zum Theil mit den Ortsnamen identiſch ſind, wie der Gott Nemauſus zu Nismes, Veſontius in Beſançon und die Göttin Celeia in Cilli u. ſ. w.; andere wie der Vemilucius in Paris, der Intarabus in Trier, die Göttin Nehalennia in Frankreich und in den Niederlanden u. ſ. w. laſſen keine locale Beziehung erkennen. Der letztern dankt z. B. ein römiſcher Kaufmann, der von England nach Holland mit Kreide Handel trieb, in einer Inſchrift für die Erhörung eines Gebetes. Mehre von dieſen Göttern haben die Römer mit ihren eignen identificirt, namentlich mit Mars. Wir finden einen Mars Lacavus zu Nimes, einen Mars Vincius zu Vence in Südfrankreich, einen Mars Tuliorix zu Wiesbaden, Mars Albiorix zu Avignon, Mars Belutucadr und Mars Kocid (beide in Cumberland) Mars Laherennus zu Toulouſe u. ſ. w. und ebenſo ſind mehre römiſche Gottheiten mit den Localgöttern der Provinzen identificirt worden. Auch der Name der „Mütter" oder „Matronen" für die Geiſter des Feldes, von deren Verehrung durch die Römer in Deutſchland, England und Frankreich zahlreiche Spuren zeugen, iſt durch den Verſuch entſtanden, die dortigen religiöſen Vorſtellungen den römiſchen zu aſſimiliren.

Während alſo die Götterdienſte des Nordens und Weſtens auf den römiſchen Polytheismus ſo gut wie keinen weſentlichen Einfluß übten, wirkten die des Südens und Oſtens um ſo vielfacher und nachhaltiger auf ihn ein. Es iſt bekannt, daß auch die griechiſche Religion durch die Berührung mit Culten Vorderaſiens und Aegyptens, und durch die Hinübernahme zahlreicher Elemente aus denſelben ihr Weſen völlig änderte und in eine neue Phaſe trat. Doch vermochte ſie mit der Kraft, die allen Manifeſtationen des griechiſchen Geiſtes eigenthümlich iſt, das Fremde ſo weit umzugeſtalten, daß aus der Verbindung der urſprünglich heterogenen Theile ein neues organiſches Ganze hervorging. Dieſe geſtaltende Kraft ging dem römiſchen Glauben ab. Theils vermochte er nicht, ſeine eignen Principien und Vorſtellungen gegenüber den fremden zu behaupten (wie denn die griechiſchen Götter die römiſchen in den Hintergrund drängten); theils erfolgte die Aufnahme der fremden Elemente ganz äußerlich, ſo daß der Polytheismus der ſpätern römiſchen Zeit kein in ſich zuſammenhängender Organismus, ſondern ein chaotiſches Aggregat aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen geworden iſt.

Schon am Ende des zweiten puniſchen Krieges war der orgiaſtiſche Cultus der großen Göttin, die in Phrygien und den angrenzenden Ländern von entmannten Prieſtern verehrt wurde, auf den Rath der ſibylliniſchen Bücher feierlich in Rom eingeführt worden, aber ihr Dienſt blieb den Fremden überlaſſen, den Bürgern war er durch Senatsbeſchluß ausdrücklich verboten. Ein Phrygier und eine Phrygerin verſahen dieſen Dienſt. Die Prieſter zogen mit dem Bilde der Göttin in Prozeſſion in einem beſonders bunten Ornat um-

Digitized by Google

her, ſangen griechiſche Hymnen unter einer wilden Muſik von Flöten, Hörnern und Pauken und ſammelten Geld ein. Verrufen und verachtet, fanden dieſe Eunuchen nur bei Abergläubiſchen Zutritt, die ſie hier und da durch drohende Prophezeihungen zu einem Geſchenk bewogen. Doch in der Zeit der zunehmenden Superſtition ſtieg das Anſehn auch dieſes Cultus, er breitete ſich im Weſten aus, und die Monumente bezeugen die Betheiligung ſehr vornehmer Perſonen, ſowol Männer als Frauen. In der ſpätern Kaiſerzeit finden wir das Feſt der großen Göttin, das in dem Feſtkalender Ovids noch als ein ſehr geringes erſcheint, als ein ſehr glänzendes, das fünf Tage dauerte. Es fiel in die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und ſeine Ceremonien bezogen ſich auf den Mythus des Atys (ſeiner Entmannung, ſeines Todes und ſeiner Auferſtehung), in dem man eine Perſonificirung der Sonne, wie in der großen Mutter die der Erde fand. Am 22. März wurde die heilige Pinie, unter der ſich Atys entmannt haben ſollte, mit Wolle umwickelt und mit Veilchenkränzen behängt, von einer Brüderſchaft in Proceſſion in den Tempel der Göttin getragen. Der 24. März war der ſogenannte Tag des Blutes, an dem die Eunuchenprieſter ihre Arme ritzten und mit wildem Geheul und raſenden Geberden unter dem Schall der Inſtrumente den Atys beklagten; die Andächtigen faſteten an dieſem Tage. Am folgenden Tage verwandelte ſich die ausgelaſſene Trauer in eine ebenſo ausgelaſſene Freude, das Feſt hieß die Hilarien. Am 27. wurde der ſchwarze Stein, der das Symbol der Göttin war, mit einem ſilbernen weiblichen Kopf bedeckt, auf einem Wagen an das Flüßchen Almo gefahren und dort gebadet, worauf die Feier mit abermaligen Freudenfeſten und einer Art von Carneval ſchloß.

Nicht minder orgiaſtiſch war der Dienſt einer andern aſiatiſchen Göttin, die aus Canana in Kappadozien in den mithridatiſchen Kriegen nach Rom verpflanzt und von den Römern Bellona genannt wurde. Ihre kappadoziſchen Prieſter hielten ebenfalls wilde Aufzüge in ſchwarzen Kleidern, wobei ſie unter lärmender Muſik ſich mit aſiatiſchen Doppelbeilen Arme und Schenkel verwundeten, da ihre Verzückung ſie angeblich gegen jeden Schmerz unempfindlich machte und ſich überhaupt einer völligen Raſerei überließen. Doch ſcheint dieſer Cult auch in der ſpätern Zeit kein Anſehn gewonnen zu haben, ſeine Prieſter und Prieſterinnen beſtanden aus Geſindel; ausgediente Gladiatoren ließen ſich z. B. unter ſie aufnehmen. Daſſelbe gilt wol von der Verehrung der ſyriſchen Göttin, die niemals wie die der Bellona und der großen Mutter eine Aufnahme unter die vom Staat geduldeten Culte gefunden hat. Nicht blos der Spötter Lucian, ſondern auch der fromme Apulejus ſchildert die auf dem Lande herumziehenden Prieſterbanden der ſyriſchen Göttin als den Auswurf der Menſchheit, die unter dem Deckmantel ihres Cultus die größten Schandthaten begingen. Die Gebräuche deſſelben glichen den vorher geſchil-

derten: weibiſcher bunter Aufputz, wilde Muſik, raſende Tänze, Geißelungen und Verſtümmlungen, und zum Schluß Einſammeln von Geld oder Eßwaaren; gelegentlich verübten ſie Diebſtähle und andere Verbrechen. Nichtsdeſtoweniger hatte auch dieſe Göttin im römiſchen Reich zahlreiche Verehrer, die Spuren ihres Dienſtes ſind bis Britannien hin verſtreut, und Nero, der alle übrigen Götter aufs äußerſte verachtete, hing lange Zeit an dieſer einen, bis ſie bei ihm durch einen andern Aberglauben verdrängt wurde. In dieſen Kreis der vorderaſiatiſchen Culten gehört auch der der „Himmelsgöttin“ von Karthago, der aus Phönicien ſtammte. Von Afrika aus, wo er ſich bis in die Zeit der Vandalen erhielt, verbreitete er ſich in alle Provinzen, Elogabal brachte ſie nach Rom, um ſie mit dem Sonnengotte von Emeſa zu vermählen.

Wie dieſe Culte, welche unter wechſelnden Namen und Formen ſich theils auf dieſelbe orientaliſche Naturgottheit, die ſyriſche Aſtarte oder Aſteroth des alten Teſtaments, theils auf verwandte Geſtalten beziehen, fand auch nach und nach die Verehrung des ſemitiſchen Baal, des Sonnengottes, im Weſten Eingang. Die Römer identificirten ihn mit ihrem Jupiter. Die ſyriſchen Kaufleute, die in Puteoli, dem Haupthafen für den morgenländiſchen Handel anſäſſig waren, ſetzten dort ihren einheimiſchen Gottesdienſt fort, von da kam der „Jupiter von Heliopolis“ nach Rom und weiter, wie er ſich denn z. B. in Nismes findet. In Heliopolis (Baalbeck) baute Kaiſer Antoninus Pius dieſem Gott einen neuen koloſſalen Tempel, der als ein Weltwunder gerühmt wird und noch in ſeinen Ruinen Staunen erregt. Eine andere Perſonification des vorderaſiatiſchen Sonnengottes iſt der Jupiter von Dolicha (im nördlichen Syrien), deſſen Verehrung erſt im zweiten Jahrhundert in den Weſten eingedrungen zu ſein ſcheint, gegen deſſen Ende ſie aber bereits eine ungeheure Ausdehnung gewann und über ganz Europa ſich verbreitete. Der ſchon erwähnte Sonnengott von Emeſa, Elogabal (von deſſen Verehrung ſein kaiſerlicher Prieſter den Beinamen erhielt, bei dem er gewöhnlich genannt wird) wurde unter dem Symbol eines ſchwarzen Steines angebetet; er erhielt ungefähr 220 n. Chr. einen Tempel zu Rom, in den der Kaiſer auch das Palladium, das Feuer der Veſta und andere Heiligthümer bringen ließ. Einen neuen Tempel baute dem Sonnengotte Aurelian, der ihm auch ein eignes Prieſterthum ſtiftete.

Aber ungleich weiter verbreitet und tiefer gewurzelt war in den Zeiten des ſinkenden Reichs die Verehrung des perſiſchen Sonnengottes Mithras, deſſen Cult die Römer in einer ſehr getrübten Ueberlieferung durch die ciliciſchen Seeräuber erhielten, welche die Küſten des Mittelmeeres beunruhigten und plünderten, bis Pompejus ihrem Treiben ein Ende machte. Die Arbeit der äußerſt zahlreichen auf dieſen Cultus bezüglichen Monumente, die ſich in allen Provinzen des römiſchen Reichs finden, gehört faſt durchweg der Periode der

ſinkenden Kunſt und zeigt, daß ſeine eigentliche Ausbreitung erſt in den Zeiten der Antonine begann. Gegen hundert mithriſche Inſchriften und Kunſtdarſtellungen ſind gegenwärtig bekannt, woraus man auf die Maſſe der ehemals vorhandenen ſchließen kann, von denen ein großer Theil ohne Zweifel noch unter der Erde liegt. Die Schauplätze dieſes räthſelhaften Gottesdienſtes waren natürliche oder künſtliche Höhlen, an deren Hinterwand ſich eine Reliefdarſtellung befand. Die zahlreichen Exemplare der Mithrasreliefs ſtimmen in allem Weſentlichen überein. Immer erſcheint Mithras als ein Jüngling in phrygiſcher Tracht, der auf einem Stier kniet und deſſen Kopf emporrichtend einen Dolch in die Kehle ſtößt, ein Hund, eine Schlange und ein Scorpion nähren ſich von dem Blute des Opfers, aus deſſen Schweif Aehren ſprießen. Ein auf- und niederfahrender Wagen bedeuten Sonne und Mond, zwei Jünglinge in phrygiſcher Tracht, der eine mit erhobener, der andere mit geſenkter Fackel, Morgen- und Abendſtern. Dieſe räthſelhaften Darſtellungen erhalten auch durch die Inſchriften keine genügende Erklärung, in welchen Mithras außer den Beinamen „Sonnengott“ auch den des „Unbeſiegten“ zu führen pflegt. Die große Mithrashöhle zu Rom wurde im Jahr 377 von dem Stadtpräfecten Gracchus geräumt und ihre Bildwerke zerſtört, in Alexandrien wurde über dem dortigen Mithreum eine chriſtliche Kirche gebaut, doch erhielt ſich der Cultus, wie die Denkmäler bezeugen, noch mindeſtens bis zum Ende des Jahrhunderts.

Neben Mithras, Baal, Aſtarte und den übrigen Naturgöttern des Oſtens fand auch der Jehovah der Juden im Weſten zahlreiche Anbeter. Wie groß ſchon gegen das Ende der Republik die Menge der Juden in Rom war, iſt aus Ciceros Rede für Flaccius bekannt, nach welcher Muth dazu gehörte, dieſer eng zuſammenhaltenden Maſſe Trotz zu bieten: während des erſten Jahrhunderts laſſen verſchiedene Nachrichten (namentlich von Maßregeln, die gegen ſie ergriffen wurden) eher auf eine Zu- als Abnahme der jüdiſchen Bevölkerung ſchließen. In Horazens Zeit waren diejenigen Römer ſchon nicht ſelten, welche am Sabbath kein Geſchäft verrichteten; ein Fall unter Tibers Regierung zeigt, daß die Bekehrungen zum Judenthum damals ſchon in den höhern Ständen ſtattfanden, namentlich (wie ſchon früher erwähnt) unter den Frauen, wie z. B. Neros Gemahlin Poppäa zu den Anhängern dieſer Religion gehörte. Unter Nero konnte Seneca, wenn auch ohne Zweifel mit Uebertreibung, ſagen, daß der Cultus „dieſes höchſt verderblichen Volkes“ bereits in allen Ländern eingeführt ſei. Wiederholte ſpätere kaiſerliche Erlaſſe, die den Uebertritt zum Judenthum oder die Beſchneidung verbieten, zeigen die Fortdauer der Bekehrungen. Vermuthlich waren dieſe in den meiſten Fällen ſehr äußerlich, und die Convertiten begnügten ſich mit Beobachtung gewiſſer Ceremonien, namentlich mit ſtrengem Halten des Sabbaths, an dem ſie faſteten und beteten und

ihre Wohnungen mit Kränzen und brennenden Lampen ſchmückten; andere beſuchten auch Synagogen und ſchickten die Tempelſteuer nach Jeruſalem. Daß es in der Zeit der vollendeten Göttermiſchung Heiden gab, welche mit Götzendienſten aller Art auch eine Chriſtusverehrung verbanden, würde ſchon das Beiſpiel des Kaiſers Alexander Severus beweiſen, der die Stifter aller Religionen in ſeiner Hauskapelle aufſtellte, wo neben Orpheus und Apollonius von Tyana auch Abraham und Chriſtus Platz fanden.

Als die ehrwürdigſten, geheimnißvollſten und wunderbarſten Geſtalten ragten unter dieſem bunten Gemiſch die uralten Götter Aegyptens hervor. Vergebens wurde die Einführung ihres Dienſtes in Rom durch wiederholte Senatsbeſchlüſſe verboten. Als einer derſelben die Zerſtörung der Iſistempel in Rom befahl und keiner der dazu beſtellten Arbeiter dem Befehl Folge zu leiſten wagte, warf der Conſul Aemilius Paullus (wahrſcheinlich der Beſieger des Perſeus) die purpurbeſäumte Toga ab, ergriff das Beil und führte ſelbſt den erſten Hieb auf die Tempelpforte. Trotz aller Verbote und Maßregeln breitete ſich dieſer Cult mehr und mehr aus, und im Jahr 43 v. Chr. erbauten die zweiten Triumvirn bereits den erſten öffentlichen Tempel der Iſis in Rom, deren Verehrung ſich namentlich unter den Frauen mit reißender Schnelligkeit ausbreitete. In den Liebeselegien der Auguſtiſchen Zeit wird oft ihrer Andachten gedacht, die zwar häufig ihren Verehrern Gelegenheit gaben, ſie zu ſehen und zu ſprechen, oft aber auch wegen der dabei zu beobachtenden Enthaltſamkeit verwünſcht wurden. Der Iſistempel in Pompeji iſt ein Zeugniß von der Ausbreitung des Dienſtes außerhalb Roms im erſten Jahrhundert. Laut der Inſchrift hat ein N. Popidius Celſinus ihn nach der Zerſtörung durch das Erdbeben im Jahr 63 neu erbaut. Eine Statue der Iſis in einem florartigen Gewande, Rauchpfannen, Becken zu Waſchungen, Hieroglyphentafeln, Gemälde, welche die Andacht der Gläubigen vor einem Tempel darſtellen, auf deſſen Stufen Sphinxe lagern, Inſtrumente, die bei der rauſchenden Muſik gebraucht wurden, die dieſen Gottesdienſt begleitete, Klapperbleche und Krotalien: dieſe und andere Ueberreſte fordern die Phantaſie auf, ſich die Scenen zu vergegenwärtigen, deren Schauplatz dieſe Räume waren. Neben Iſis wurde Oſiris, der (urſprünglich nicht ägyptiſche) Todes- oder Sonnengott Serapis, der hundsköpfige Anubis (den die Römer mit Mercur identificirten) und das geheimnißvolle Kind der Iſis und des Oſiris Horus oder Harpokrates verehrt. Schon im erſten, am meiſten aber im dritten Jahrhundert gingen mehre Kaiſer mit dem Beiſpiel eifriger Betheiligung an dieſem Dienſt voran. Der eigenthümliche und fremdartige Pomp, mit dem er ſich umgab, trug ohne Zweifel nicht am wenigſten zu ſeiner Ausbreitung bei. Appulejus ſchildert eine Proceſſion an einem Iſisfeſt in Korinth. Sie wird eröffnet durch einen Maskenzug, Soldaten, Jäger, Gladiatoren, ge-

Digitized by Google

ſchmückte Damen, Beamte mit ihren Inſignien, Fiſcher und Vogelſteller: ein zahmer Bär in weiblichem Coſtüm wird auf einem Tragſeſſel getragen, ein Affe ſtellt mit phrygiſcher Mütze und goldnem Becher den Ganymed vor, ein Eſel mit Flügeln paradirt als Pegaſus, daneben geht ein alter Mann als traveſtirter Bellerophon. Dann folgen Dienerinnen der Iſis, in weißen Kleidern, bekränzt, ſie ſtreuen Blumen und wohlriechende Eſſenzen und machen Geberden mit Spiegeln und Kämmen, als wenn ſie der Göttin behilflich wären ſich zu ſchmücken; dergleichen Ceremonien wurden z. B. auch in den Tempeln der Minerva und Juno auf dem Capitol zu Rom vor den Götterbildern vollzogen. Nach ihnen kommt ein Zug aus Perſonen beiderlei Geſchlechts beſtehend, die Fackeln, Lampen und Wachskerzen tragen, gefolgt von weißgekleideten Sängern und Spielern. Hinter dieſen gehen die Eingeweihten einher, alle in reinen linnenen Kleidern (der unerläßlichen Tracht, da ſie ſich nicht durch Berührung thieriſcher Stoffe verunreinigen durften), die Männer mit glattraſirten Köpfen, die Frauen geſalbt und in Schleiern: alle ſchwingen Siſtren (Klapperbleche). Nun erſt erſchienen die Prieſter, die Lampen, Palmzweige, Altäre, allerlei Gefäße, ein Bild des hundsköpfigen Anubis, eine ſchwarze Kuh u. ſ. w. trugen, zuletzt das Symbol der Göttin ſelbſt, eine eigenthümlich geformte, mit hieroglyphiſchen Bildern bedeckte Urne.

Außer den hier geſchilderten Culten könnten noch manche andere genannt werden (z. B. die Verehrung der vergötterten Kaiſer), aber es genügt, die verbreitetſten und für die religiöſen Zuſtände des ſpätern Alterthums vorzugsweiſe charakteriſtiſchen hervorzuheben, um die Revolution anſchaulich zu machen, die der römiſch-griechiſche Götterglaube während der erſten nachchriſtlichen Jahrhunderte erlitt. Im erſten treten die Erſcheinungen der Göttermiſchung nur vereinzelt auf, einige Dienſte von Fremdgöttern erſcheinen noch gar nicht, andere wenig verbreitet, im zweiten drängen ſie ſich bereits maſſenhaft in den Vordergrund, im dritten erreicht dieſer Proceß ſeinen Höhepunkt. Die rohe Häufung heterogener Culte hat Lucian mehr als einmal witzig verſpottet. In einer Götterverſammlung ſoll Hermes auf Zeus Befehl die Götter nach der Koſtbarkeit und dem Kunſtwerth ihrer Bildſäulen ordnen, dann wird den goldenen vor den marmornen der Vorzug eingeräumt und ſo kommt es, daß Bendis, Anubis, Atys, Mithras und ein aſiatiſcher Mondgott die oberſten Plätze erhalten, bei einer Göttermahlzeit dagegen werden Atys und Sabagios „die zweifelhaften und aus der Fremde angezogenen Götter“ untenan neben Pan und die Korybanten geſetzt. Ein andermal gehn die Götter zu Rath über die Menge neuer Eindringlinge von zweifelhafter Berechtigung. Momos meldet ſich zum Reden und kritiſirt unter andern die orientaliſchen Gottheiten. Mithras im mediſchen Kaftan und Tiara gehöre nicht in den Olymp: er könne nicht einmal griechiſch und verſtehe nicht, wenn man ihm

zutrinke. Noch weniger ſeien die Aegypter zu dulden; der hundsköpfige bellende, in feinen Sindon gekleidete Anubis, der Orakel ertheilende Stier Apis, und vollends die Ibiſſe, Affen und Böcke. Momos ſtellt daher den Antrag, in Erwägung, daß ſich viele unberechtigte, kauderwelſchende Leute aus allerlei Ländern unter die Götter eingedrängt haben, Ambroſia und Nektar auszugehn anfängt, und das Maß bei der ſtarken Nachfrage bereits auf eine Mine geſtiegen iſt, ferner die fremden Eindringlinge ſich unverſchämt vordrängen und die alten Götter ihrer Plätze berauben: eine Commiſſion von ſieben vollberechtigten Göttern einzuſetzen, welche die Legitimation jedes einzelnen prüfen ſoll. Zeus bringt dieſen Antrag nicht zur Abſtimmung, da er vorausſieht, daß die Majorität dagegen ſein werde, ſanctionirt ihn aber ohne Weiteres und weiſt die ſämmtlichen Götter an, zu der bevorſtehenden Prüfung ſich die nöthigen Nachweiſe zu verſchaffen, als Namen der Eltern, Angaben woher und auf welche Weiſe ſie Götter geworden ſeien u. ſ. w.

Doch diejenigen, die ſich wie Lucian gegen allen Götterglauben negirend verhielten, haben ohne Zweifel in der Zeit der überhandnehmenden Superſtition nur eine verſchwindend kleine Minorität gebildet. Die große Maſſe wurde ſich ſchwerlich der Widerſprüche bewußt, die in der Durcheinanderwirrung der Religionen lagen, und begrüßte vielmehr jeden neuen Cultus als eine Ergänzung ihrer noch unvollſtändigen Erkenntniß der unendlichen Götterwelt. Aus dem Bedürfniß der Anbetung ſo vieler verſchiedenartiger Mächte ging eine eigenthümliche compendiariſche Form von Idolen hervor, die ſogenannten Pantheen, wo ein Götterbild mit den Attributen vieler andern ausgeſtattet wurde und dieſe zugleich mit repräſentirte.

Wenn aber auch die große Mehrzahl der Glaubensbedürftigen ohne zu reflectiren die widerſinnige Häufung und Vermiſchung der Götterdienſte hinnahm und mit der Beobachtung unverſtandener Ceremonien der verſchiedenſten Culte die Pflichten der Frömmigkeit zu erfüllen glaubte, ſo ſtrebten die Gebildeten und Denkenden um ſo eifriger nach einer Löſung der Widerſprüche, nach einer Vergeiſtigung der ſeltſamen und vielfach widerwärtigen oder lächerlichen Formen, nach einer höhern Auffaſſung, die in Harmonie verwandeln ſollte, was dem nüchternen Sinn als ein wüſtes Gewirr erſchien. Dieſe Tendenz äußerte ſich auf mehr als eine Weiſe. Theils erklärte man die verſchiedenen Götter als Ausdrücke eines und deſſelben göttlichen Weſens, wie z. B. Iſis, die „millionennamige“, in jenem Roman des Appulejus ihrem Verehrer ſich ſelbſt als identiſch mit den Hauptgottheiten aller Völker darſtellt, und die Monumente (beſonders Amulete) ſind zahlreich, auf denen Zeus, Hades, Serapis und der Sonnengott für einen und denſelben erklärt werden. Theils faßte man die Götter des Volksglaubens als Weſen auf, die zwiſchen der Schöpfung und der höchſten Gottheit in der Mitte ſtehen ſollten, und mit dieſer Auffaſſung

die im Neuplatonismus ihre umfaſſendſte Ausführung fand, ging eine allegoriſche Erklärung des Volksglaubens Hand in Hand. Mit dieſer Richtung auf eine höhere Auffaſſung und Vergeiſtigung der Götter verband ſich ſehr natürlich das Streben, den Formen der verſchiedenen Culte durch Symboliſirung eine tiefere Bedeutung beizulegen, die äußerlichen Bußen und Sühnungen zu Mitteln einer innern Reinigung und Heiligung zu erheben. Dieſem Bedürfniß einer innigern Gottesgemeinſchaft verdankten die Myſterien eine Wiedergeburt. Zu den altberühmten Tempeln, in denen geheimnißvolle Weihen ſtattfanden, ſtrömten wieder die Andächtigen, die durch Theilnahme an den hier verheißenen Offenbarungen einer höhern Seligkeit im Jenſeits theilhaft zu werden hofften, namentlich haben die eleuſiniſchen Myſterien ihr Anſehn bis in die letzte Zeit des Alterthums behauptet. Die Vorſtellungen von dieſer Seligkeit werden freilich bei den meiſten materiell genug geblieben ſein. Ein kürzlich wieder entdecktes Grabgewölbe in der Nähe von Rom enthält Gemälde, die das andere Leben derer darſtellen, die in die Myſterien des Sabagios eingeweiht waren. Eine Figur mit der Beiſchrift: der gute Engel (ein Beiſpiel, wie jüdiſche und chriſtliche Vorſtellungen ſich in die univerſelle Theokratie der ſpäteſten Zeiten verwebt haben) führt eine Verſtorbene zu einem Gaſtmahl von ſechs Seligen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, denen Knaben Speiſen vorſetzen, über dieſen Figuren lieſt man: die durch das Gericht der Guten gerichteten. Ein anderes Bild zeigt ein ähnliches Mahl, an dem „ſieben fromme Prieſter“ (des Sabagios und Mithras) Theil nehmen. Wie die morgenländiſchen Gottesdienſte überhaupt, ſo traten auch ihre Myſterien in den religiöſen Zuſtänden der letzten Jahrhunderte am meiſten in den Vordergrund. Hier wurde von den Einzuweihenden Enthaltſamkeit und Bußen, ſogar Asceſe gefordert, und grade dieſe Strenge gab ihnen ohne Zweifel die meiſte Anziehungskraft für die Gemüther der Gläubigen, weil dieſe glauben durften, durch die gebrachten Opfer der Gemeinſchaft der Gottheit und der Seligkeit, nach der ſie ſtrebten, würdiger geworden zu ſein. Die Natur der Myſterien bringt es mit ſich, daß wir wenig von ihnen wiſſen, am meiſten von den beiden angeſehenſten, denen der Iſis und der Taurobolien. Von den erſtern theilt Appulejus in dem mehrerwähnten Roman etwas mit, deſſen Held, durch Iſis' Gnade aus der Eſelgeſtalt entzaubert, ſich zu ihrem Diener weihte. Die Prieſter verhießen den Theilnehmern ſogar ſchon im irdiſchen Leben ungetrübtes Glück; wen die Göttin in ihren Schutz genommen habe, der ſei den Wechſelfällen des Schickſals entzogen und wie in ſicherm Hafen geborgen. Die Aufnahme unter die Eingeweihten wird als ſehr ſchwierig dargeſtellt. Wer ſie wünſcht, darf ſie nicht eher hoffen, als bis die Göttin ihm im Traum ihre Zuſtimmung zu erkennen gegeben hat, und eben ſo wenig darf ſie ein Prieſter vollziehn, ohne auf dieſelbe Weiſe den Befehl dazu erhalten zu haben, wer es

ohne dieſen wagte, würde eine Todſünde begehen. Hatte die Göttin ihren Willen kundgegeben, ſo begannen die Ceremonien mit der Eröffnung geheimnißvoller, mit Hieroglyphen bedeckter Bücher; aus dieſen theilte der Prieſter dem Einzuweihenden mit, welche Vorbereitungen er zu machen habe. Dann folgte ein Bad, abermalige geheime Eröffnungen, eine zehntägige Enthaltſamkeit von Wein, gewiſſen Speiſen und Wolluſt. Beim Anbruch des zur Weihe beſtimmten Tages wurde der Proſelyt von ſeinen Freunden beſchenkt, und nun in einer Hülle von grober Leinwand ins Innere des Tempels geführt. Was hier vorging, darf der Verfaſſer natürlich den Leſern nicht verrathen. Nur ſo viel deutet er an, daß man ſymboliſch ſterben mußte, dann aber durch die Gnade der Göttin, in deren Hand die Schlüſſel des Todes und des Lebens liegen, aufs neue geboren wurde, um die Bahn des Heils zu betreten. „Ich betrat die Grenze des Todes, und nachdem ich Proſerpinens Schwelle beſchritten, kehrte ich durch alle Elemente hindurchgetragen, zurück. Um Mitternacht ſah ich die Sonne mit hellem Licht ſtrahlen, ich ſchaute die Götter der Unterwelt und des Himmels von Angeſicht zu Angeſicht und betete ſie an.“ Am Morgen wurde der Neugeweihte vor das Bild der Göttin in der ſogenannten olympiſchen Tracht geſtellt, in welche allerlei Thiere, als indiſche Drachen und Greifen eingeſtickt waren; in der Rechten hielt er eine brennende Fackel, überdies trug er einen Kranz von Palmblättern, die ſein Haupt gleich Strahlen umgaben. Später begibt ſich der neue Iſisdiener nach Rom, wo er auch in die Myſterien des Oſiris aufgenommen wird. Abermalige Träume, abermalige Bezahlungen von Gebühren (die nicht unbedeutend geweſen zu ſein ſcheinen) finden dabei Statt. Wie viel man bei jenen Andeutungen über die Iſismyſterien einer überreizten Phantaſie, wie viel den Phantasmagorien (die ohne Zweifel dabei ſtattfanden) zuſchreiben ſoll, wie viel dabei ſymboliſcher Ausdruck iſt, das wird natürlich ein ewiges Räthſel bleiben.

Noch viel ſtrenger als die Büßungen der Iſisdiener waren diejenigen, die der Aufnahme in die Mithrasmyſterien vorausgingen, Faſten, Geißelungen und andere ſelbſtaufgelegte Martern verſchiedener Art, die zum Theil auf den Reliefs der Mithreen dargeſtellt ſind. Die Eingeweihten rückten nach und nach zu verſchiedenen Stufen vor, es gab einen Grad der Löwen, der Raben, der Väter; die Vorſteher der einzelnen ſcheinen Väter der Löwen u. ſ. w. geheißen zu haben.

Auch die Taurobolien und Kriobolien (Stier- und Widderopfer) ſtellten ſymboliſch eine Wiedergeburt durch eine Reinigung dar. Das Opfer des Stiers galt zunächſt der großen Mutter, das des Widders dem Atys, aber die Ceremonie wurde auch mit andern Culten, namentlich dem des Mithras in Verbindung geſetzt. Der Einzuweihende ſtieg in einer beſtimmten Tracht mit einem goldnen Kranze in eine Grube, die mit einem durchlöcherten Breterboden

bedeckt war, auf dieſem Boden wurden die Opfer geſchlachtet, deren Blut nun durch die Löcher hinabrinnend den unten Stehenden benetzte. Zahlreiche Monumente, die von Eingeweihten zur Erinnerung an dieſe ihre „Wiedergeburt für ewig" geſetzt worden ſind, laſſen die Ausbreitung dieſer Myſterien vom Anfang des zweiten Jahrhunderts bis ans Ende des vierten verfolgen.

Wir ſchließen dieſe ſkizzenhafte Ueberſicht der weſentlichſten Erſcheinungen, welche die Miſchung der Religionen in den letzten Jahrhunderten des Heidenthums charakteriſiren, mit der Betrachtung, die J. Burkhardt (a. a. O. S. 279) an den Schluß ſeiner ausführlichen Darſtellung geſetzt hat. „Ziehen wir die letzten Reſultate aus dem Bisherigen, ſo findet ſich, daß nicht nur die Zerſetzung des Heidenthums als ſolche dem Chriſtenthum im Allgemeinen günſtig war, ſondern daß die einzelnen Spuren derſelben mannigfach eine Vorahnung des Chriſtenthums, eine Annäherung an daſſelbe enthielten. Vor allem war die Göttermiſchung an ſich ganz geeignet, einer neuen Religion den Boden zu ebnen. Sie entnationaliſirte das Göttliche und machte es univerſell; ſie brach den Stolz des Griechen und Römers auf ſeinen alten einheimiſchen Cultus; das Vorurtheil zu Gunſten alles Orientaliſchen mußte nach langem Herumirren im bunten Gebiet des Wahns am Ende auch zu Gunſten des Chriſtenthums durchſchlagen. Sodann war der weſentliche Inhalt der ſpätheidniſchen Anſchauungen dem Chriſtenthum gradezu analog; der Zweck des Daſeins wird nicht mehr auf das Erdenleben, ſeine Genüſſe und Schickſale allein beſchränkt, ſondern auf ein Jenſeits, ja auf eine Vereinigung mit der Gottheit ausgedehnt. Durch geheime Weihen hoffen die Einen ſich der Unſterblichkeit zu verſichern; die andern wollen ſich durch tiefe Verſenkung in die höchſten Dinge oder auch durch magiſchen Zwang der Gottheit aufdringen; alle aber huldigen dem weſentlich neuen Begriff der bewußten Moralität, die ſich ſogar bis zur Kaſteiung ſteigert und wo ſie nicht im Leben durchgeführt wird, doch wenigſtens als theoretiſches Ideal gilt. Die Spiegelung hiervon findet ſich wieder in dem philoſophiſchen Wegſchaffen und Umdeuten der griechiſchen Mythen, welche zu jenem Standpunkt nicht paßten. Dem Monotheismus nähert ſich das ſinkende Heidenthum wenigſtens ſtellenweiſe durch merkwürdige Aufſchwünge, mochten dieſelben ſich auch bald in den Netzen des Dämonenglaubens verfangen. Ob die Heiden ſogar bis zu einem Bewußtſein der Sünde durchdrangen, mag ſehr zweifelhaft erſcheinen; die Vorausſetzungen dazu aber ſind deutlich vorhanden in der neuplatoniſchen Lehre, welche das Eintreten der Seele ins irdiſche Leben als einen Fall, ihren Austritt als eine Art Erlöſung bezeichnet."

„Das Chriſtenthum mußte auf die Länge ſiegen, weil es alle dieſe Fragen, um deren Löſung ſich jene gährende Zeit ſo ſehr bemühte, ohne allen Vergleich einfacher und in einem großartigen einleuchtenden Zuſammenhang beantwortete."

Digitized by Google

Geſchichte der baieriſchen Kammerauflöſung.

2.

Durch die Kammerwahlen waren allerdings die gouvernementalen Hoffnungen nicht poſitiv im erwarteten Maß erfüllt worden. Aber man ſchmeichelte ſich, mit der zuſammentretenden Kammer inſofern leichteres Spiel zu haben, als mit der vorhergehenden, weil man mindere Discuſſionen um conſtitutionelle Principe erwartete. 31 Gutsbeſitzer, 10 Handelsmänner, 14 Gewerbsmeiſter und 14 Oekonomen, zuſammen 68 Perſonen, vermeinte man ſo ziemlich durch materielle Conceſſionen d. h. Sparſamkeitsverſprechungen der Regierungspartei verſichern und eventuell als Kopfzahl zu den ſonſtigen Gouvernementsfreunden rechnen zu dürfen. Die gutgeſinnte Preſſe war auch eifrig bemüht, den gewordenen Herren Deputirten recht ſorgfältig zu demonſtriren, wie mit Principienreiterei nichts, dagegen mit einer „aus dem Leben ſtammenden Praxis“ die größten Vortheile erreicht würden. Neunzig homines novi waren auch nicht zu verachten. Man durfte glauben, daß dieſelben durch die Lectüre der wüſtendürren Mutterprotokolle und der ſehr ſpät erſcheinenden ſtenographiſchen Berichte an den vorhergehenden Kammerdebatten auch nicht ſo intimen Antheil genommen, um zu wiſſen, wie die Kammer ſich keineswegs vorzugsweiſe in theoretiſcher Principienreiterei und doctrinärer Conſequenzenmacherei umhergetrieben, ſondern mit den beweiſenden Zahlen und unleugbaren Thatſachen in der Hand zu ſo ſcharfen Conflicten mit der gouvernementalen Praxis und zu ſo ſchweren Klagen gegen die adminiſtrativen Uebergriffe gelangt war.

Immerhin förderte man jedoch das „conſervative Intereſſe“ auch noch durch beſondere Maßregeln. Dahin rechnen wir nicht die grundgeſetzwidrige polizeiliche Reviſion, reſp. präventive Zurückhaltung ausländiſcher Zeitungen, welche durch die Poſtämter an ihre baieriſchen Pränumeranten hätten gelangen ſollen. Auch die Verurtheilung auswärtiger Redacteure und Verleger wegen Preßvergehen zu vierjähriger Gefängnißſtrafe, während andere Staaten ſich zur Uebung eines ſolchen exterritorialen Strafrechts nicht befugt erachten, ſondern ſich mit Fernhaltung der ihnen anſtößigen Blätter von ihren Grenzen begnügen, welche in Baiern ebenfalls geübt wird — ſei nicht hierher gezählt. Man ging poſitiver zu Werke. Die Regierung veranlaßte nämlich die hervorragenderen Mitglieder des Adels jeder Provinz, ſich unter ſich, wie auch mit dem Adel der andern Regierungsbezirke zu verſtändigen, um gemeinſame Wünſche und Entwürfe zu formuliren, damit „Schritte zur Reorganiſation der Ariſtokratie von innen heraus“ gethan werden könnten — wie die officielle

N. Münchner Zeitung ſich ausdrückte. Als wünſchenswerthe Ziele dieſer Reorganiſation bezeichnete ſie: Förderung der Gründung von Fideicommiſſen und Majoraten, Vermehrung des Grundbeſitzes der genoſſenſchaftlichen Familien, Stiftungen für die Ausbildung der adeligen Söhne und für ſtandesgemäße Verſorgung der unverehelichten Fräuleins, Theilnahme an den allgemeinen Landesintereſſen, wie an den Bezirks- und Gemeindeangelegenheiten, „im Sinn eines echten Conſervatismus.“ Außer etwelchen Conferenzen adeliger Grundbeſitzer erfuhr man ſeitdem freilich nichts über den ſegensreichen Fortgang dieſer officiell protegirten Adelskette. Jedenfalls entfaltete ſie ihre Wirkſamkeit auch nicht vollkommen auf parlamentariſchem Felde. Denn der damals gewählte Landtag, in deſſen zweiter Kammer 13 adelige Gutsbeſitzer Platz nahmen, iſt eben der am 30. Sept. 1858 aufgelöſte. Und ſelbſt die Reichsrathskammer, welche ſo viele grundbeſitzende hochadelige Elemente zählt, iſt ſeit 1849 dem Miniſterium Pfordten niemals ſo ſchroff begegnet, als grade in der Seſſion von 1855—56.

Am 1. Sept. 1855 trat der neue Landtag zuſammen, erſt am 15. eröffnete ihn die Thronrede des Königs. Die Conſtituirungsarbeiten zeugten bereits dafür, daß man doch wol zu früh über die wohlgelungene Compoſition der neuen Landesvertretung gejubelt hatte. Das Bureau des unveränderlichen Reichsraths blieb natürlich genau das frühere. Doch weniger wohlgefällig erſchien der Conſervatismus der zweiten Kammer, welche den frühern erſten Präſidenten, Graf Hegnenberg-Dux, einen der ſchärfſten finanziellen und Kriegsverwaltungskritiker, neben ihm ſeinen Kampfgenoſſen, Dr. Paur aus Augsburg, auf den Präſidentenſeſſel berief. Etwas verſöhnend wirkte die Secretariatswahl, welche ſich wiederum den wohlbeliebten Herren Rar und Maier zuwendete. Dagegen die Ausſchüſſe — lauter unabhängige, conſtitutionelle Männer, darunter die Führer der Oppoſition in der aufgelöſten Kammer, kein einziger der höheren Verwaltungsbeamten als Gegengewicht, auch die klerikalen Elemente meiſtens übergangen! Und von den pfälziſchen Abgeordneten? Kein einziger war gewählt, weil man bereits die ſtärkſten Bedenken gegen die Geſetzmäßigkeit ihrer Wahl hegte.

Die Thronrede berührte die vorausgegangene Kammerauflöſung nicht einmal andeutungsweiſe, betonte dagegen namentlich die Tractanden materiellen Charakters, nannte andere Aufgaben kaum vorübergehend. Mit der gewohnten Paraphraſe der königlichen Worte antworteten die Reichsräthe; anders die zweite Kammer. Lauter Mitglieder der früheren Oppoſition ernannte ſie in die Adreſſecommiſſion, dieſe Herrn v. Lerchenfeld zu ihrem Referenten. Hatte die aufgelöſte Kammer, deren Principienreiterei vom Miniſtertiſch mit ſo ernſten Verweiſen beehrt worden war, ihre eigentlichen Oppoſitionskämpfe ganz ſpeciell mit Thatſachen und Zahlen gefochten, ſo begann die gegenwär-

tige, welche man für ſo außerordentlich empfänglich für materielle und poſitive Gegenſtände hielt, ihre Thätigkeit ſofort mit der Discuſſion von Principfragen. Jedermann erinnert ſich wol noch, mit welcher Freude ganz Deutſchland den tapfern nationalen Sinn begrüßte, welchen ſie in ihrer Adreßdebatte kundgab, indem ſie eine, ausſchließlich vom Miniſterpräſidenten mit zwei Pfarrern verfochtene, ganz farbloſe Erwähnung der Bundesverhältniſſe abwies und gegen blos zwei Stimmen den Satz beſchloß: „Deutſchlands Eintracht und Stärke, die gedeihliche Entwicklung des Bundes kann nur dadurch für alle Zukunft geſichert werden, daß die ſchon ſo lange ſehnlichſt erwartete und feierlich verheißene Ausbildung der Bundesverfaſſung den Völkern Deutſchlands die unſchätzbare Wohlthat eines geſicherten Rechtszuſtandes gewährleiſte, ihrer Stimme auch am Bunde, wo ihre wichtigſten Angelegenheiten verhandelt werden, Gehör verſchaffe und Beachtung ſichere." Darüber vergaß ſie jedoch keineswegs, auch daran zu erinnern, wie manche Bereiche des baieriſchen Staatsweſens deſſen bedürftig ſeien, daß darin „Ordnung und Rechtsſicherheit geſchaffen und gewahrt werde." Was ſich aber in den Sätzen der Adreſſe blos in andeutenden Formeln kundgab, das nannte die Debatte, ganz auf den Erörterungen der vorigen Seſſion fortbauend, den Miniſtern nicht blos klar und deutlich, ſondern auch derb.

Unmittelbar nachher begannen die Wahlprüfungen. Indem man das ganze Wahlverfahren mit den gouvernementalen Einwirkungen aus den verſchiedenſten conſtitutionellen Standpunkten einer Kritik unterwarf, welche kaum beſchämender erdacht werden konnte, ging man doch bei der Wahlprüfung ſelbſt, wie es das Commiſſionsgutachten vorſchlug, blos auf die formellen Unregelmäßigkeiten der angezweifelten Wahlacte ein. So wenig vermochte aber die Regierung den Beweiſen für ungeſetzliche Einwirkungen der Beamten entgegenzuſtellen, daß ſie nicht eine einzige der angegriffenen Wahlen aufrecht erhalten konnte, das Verſprechen zur Einleitung ſtrengſter Unterſuchung beſchwichtigend abgab und endlich ſelber eine Reviſion ſämmtlicher pfälziſcher Wahlen beantragte. Die bereits zurückgewieſenen Abgeordneten waren ſämmtlich Regierungscandidaten. Noch ſuchten einige Uebriggebliebenen derſelben Farbe aus der Pfalz gewiſſermaßen einſchüchternd dadurch auf die Kammer zu wirken, daß ſie freiwillig ihren Austritt erklärten. Aber die Kammer ſchlug das Geſuch ab, unterſuchte auch ihre Wahlen und befand auch dieſe ungiltig. Die jetzt vollzogenen Neuwahlen, deren Ergebniſſe noch vor dem Jahresſchluß (14. Dec.) als vollkommen regelmäßig anerkannt wurden, fielen faſt ausnahmslos auf frühere Deputirte. Von der verheißenen Unterſuchung gegen die bei den annullirten Wahlen betheiligten Beamten verlautete länger als ein Jahr keine Silbe. Erſt 1857 hieß es einmal beiläufig, daß die angeſtellte Unterſuchung kein ungeſetzliches Verfahren nachgewieſen habe. Da-

gegen konnte die Pfälzer Zeitung ſchon vor Beendigung der Neuwahlen mit Genugthuung von einem königlichen Handſchreiben an die beiden Verwaltungschefs der Pfalz melden, „in welchem dieſen bewährten Beamten für ihre alle Zeit treue Pflichterfüllung die allerhöchſte Anerkennung mit dem Bemerken ausgeſprochen wurde, daß Se. Majeſtät ſolche treue Diener zu ſchätzen wiſſe und dieſelben jederzeit der königlichen Huld und Gnade verſichert ſein dürften.“

Dieſe Wahlfragen hatten indeſſen die Kammer nicht gehindert, durch Vota für proviſoriſche Forterhebung der Steuern, für den Fortbeſtand des Lottos bis zum Jahresſchluß, für Anerkennung der Staatsabrechnungen von 1852—53 u. ſ. w., den nächſten Wünſchen und laufenden Bedürfniſſen der Staatsregierung in conſervativſter Weiſe Rechnung zu tragen. Indeſſen ſollte das alte Jahr nicht enden, ohne mit dem wieder eingebrachten Gerichtsorganiſationsgeſetz die principiellen Kämpfe abermals auf die Tagesordnung zu ſtellen. Dieſe Gerichtsorganiſation war bekanntlich ein leidiger alter Streitpunkt, der überdies eigentlich ſeit Jahren parlamentariſch erledigt und ganz ausſchließlich durch die Regierung noch immer hingeſchleppt war. Denn ſchon 1850 war das diesfallſige Geſetz nach langen, überaus unerquicklichen Verhandlungen dadurch zur Annahme gelangt, daß die damalige Lerchenfeldſche Majorität (des Centrums), um nur überhaupt nach dieſer Seite hin eine Entwicklungsbewegung herzuſtellen, auf alle ihre principiellen Bedenken gegen den Regierungsentwurf verzichtet und denſelben mit höchſt geringen Modificationen zum Beſchluß erhoben hatte. Allein auch dies äußerſte Maß parlamentariſcher Nachgiebigkeit und Selbſtverleugnung war erfolglos geblieben. Das Geſetz blieb unausgeführt, nichts deutete darauf, daß ſelbſt nur an die erſten Vorbereitungen für ſein Inslebentreten gedacht werde. Umſonſt waren auch mehrfache ernſte parlamentariſche Mahnungen daran geblieben; man hatte ſich ſelbſt nicht geſcheut, die Perſon des Königs, ſeine perſönliche Abneigung gegen die Beſtimmungen des Geſetzes den Angriffen auf die Staatsverwaltung als Schild entgegenzuhalten und dadurch die parlamentariſchen Mahnungen wie Feindſeligkeiten gegen die geheiligte Perſon des Staatsoberhauptes zu drapiren. Unterdeſſen litt aber das Juſtizweſen unter den ſchwerſten Mißſtänden. Namentlich waren die Landgerichte, weil ohne beſtimmte Begrenzung ihrer Competenz, von einer ſolchen Unmaſſe der verſchiedenartigſten und unerledigten Geſchäfte überflutet, daß ſelbſt die offizielle und offiziöſe Preſſe nicht in Abrede zu ſtellen vermochte, wie bei der Fortdauer dieſer Zuſtände ein allgemeiner Geſchäftsbankerott faſt unausweichlich werde. Dennoch bedurfte es neuer und energiſcher Mahnungen und der Drohung, die Budgetbewilligungen davon abhängig zu machen, ehe ein revidirter Geſetzentwurf mit denjenigen Modificationen, welche die Staatsregierung für unumgänglich erklärte, der Kammer vorgelegt wurde. An der Spitze des begutachtenden Ausſchuſſes ſtand nun

einer der erſten Rechtsgelehrten des Landes, als ſolcher und als ſtrengconſervativer Mann von den Regierungsorganen ſelbſt bei den verſchiedenſten Gelegenheiten anerkannt. Aber der neue Entwurf entſprach den einfachſten Principien, auf denen nothwendig jede Organiſation der Gerichte beruhen muß, ſo wenig, daß der Ausſchuß poſitiv gar kein Gutachten abgeben konnte und die Regierung (30. Jan. 1856) denſelben zurückzog.

Während ſie innerhalb dieſes Ausſchuſſes ſo erfolglos kämpfte, focht ſie auch vor der Kammer mit kaum größerem Glück. Bei den Discuſſionen über die Perſonal- und die Capitalrentenſteuer vermochte ſie weder den Modus der Beſteuerung, noch beſonders die beabſichtigte Beſchränkung der Autonomie der Steuerausſchüſſe durchzuſetzen, obgleich ſich die Reichsräthe hier mit ihren Principien verbündeten. Nicht viel anders bei den Eiſenbahngeſetzen. Denn obgleich ſchließlich die abermals für die münchen-ſalzburger Bahn geforderte Summe bewilligt wurde, nachdem die früher bewilligten 10 Millionen aus eigner Machtvollkommenheit der Miniſter für andere Zwecke verwendet worden waren, ſo war doch dieſer materielle Sieg in beiden Kammern von den härteſten moraliſchen Niederlagen des Gouvernements begleitet. Auf Privatwegen hatte man namentlich vor der Discuſſion in der zweiten Kammer die erſtaunlichſten Anſtrengungen gemacht, die conſtitutionelle Majorität zu zerſplittern, ihre einflußreichen Führer zu iſoliren, den Troß zu verblenden oder einzuſchüchtern. Dennoch war es nicht zu verhindern, daß Herr v. Lerchenfeld während der dreitägigen Debatte, als Referent des Ausſchuſſes, mit ungewohnter Lebhaftigkeit und erſchreckender Detailkenntniß der Verhältniſſe die geſammte Eiſenbahnverwaltung des Staates zu wiederholten Malen einer wahrhaft vernichtenden Kritik unterzog. Hatte aber dieſer Redner ſich an materielle Mängel des baieriſchen Eiſenbahnweſens gehalten, ſo verließen nacheinander die Herren Graf Hegnenberg und Dr. Paur ihre Präſidentenplätze, um die ſpecielle Frage vom conſtitutionellen Standpunkt zu erörtern. Werde es ſo fortgetrieben — ſagten ſie —, daß die Regierung die Bewilligungen des Landtags um Millionen überſchreite, andere Millionen ohne alle Bewilligung, noch andere zu ganz andern als den vorgegebenen Zwecken verwende, dann ſei es überhaupt höchſt überflüſſig, eine Landesvertretung zu verſammeln, dieſe werde blos lächerlich gemacht, herabgewürdigt. Da ſich auch andere Stimmen, ſelbſt der äußerſten Rechten, genau in demſelben Sinn und noch ſtärker vernehmen ließen, ſo würden wahrſcheinlich die oben berührten außerparlamentariſchen Stimmenwerbungen ebenſo wenig, wie eine zweiſtündige, mit Entſchuldigungen, Staatsnothwendigkeiten, Einſchüchterungen und praktiſchen Geringſchätzungen der conſtitutionellen Principe durchflochtene Rede des Miniſterpräſidenten den gewünſchten Erfolg gehabt haben, wenn nicht im Momente vor der Abſtimmung der abermals revidirte Geſetzentwurf über die

Digitized by Google

Gerichtsorganiſation eingebracht worden wäre, deſſen Zurückziehung bisher als willkommene Gelegenheit zur abermaligen Vertagung dieſer Frage betrachtet worden war (8. März.).

Allein die Freude über den materiellen Sieg des Gouvernements ſollte nur kurz ſein. Denn ſchon wenige Tage nachher (15. März) ſprachen bei derſelben Frage die Reichsräthe ihre politiſche Unzufriedenheit mit dem Miniſterium nicht weniger demüthigend aus. Dies theils im Ausſchußreferat, theils durch den Mund des greiſen Grafen K. Seinsheim (Finanzminiſter unter Abel), welcher nur der praktiſchen Sachlage zu Liebe auf eine Miniſteranklage oder Wiedererſatzklage zu verzichten, dagegen der Bewilligung die entſchiedenſte Mißbilligung des miniſteriellen Verfahrens und eine energiſche Verwahrung gegen die Wiederkehr ähnlicher Verfaſſungswidrigkeiten beizufügen rieth. Und dieſe demüthigend motivirte Bewilligung wurde gegen blos drei Stimmen beſchloſſen, obgleich der Miniſterpräſident abermals eine Reue- und Entſchuldigungsrede gehalten hatte.

Es ſtürmte jetzt aber von allen Seiten. Denn in der „untern Schweſterkammer“ hatte unterdeſſen, nach raſcher Erledigung mehrer Geſetze von mehr localem Intereſſe, die Budgetdebatte ihren Anfang genommen. Bei allen einzelnen Poſitionen wurde die Regierung vor Großmannsſucht ihrer äußern Politik gewarnt, an ſorgſame Gebahrung mit den Staatsgeldern gemahnt. Namentlich wurde auch nachgewieſen, als der Militäretat ſich abermals erhöht zeigte, wie wenig die praktiſchen Reſultate der ſtets in den Vordergrund geſtellten Reorganiſation dem ſeit 1848 darauf verwendeten Mehr von 20 Millionen Fl. entſprächen; beſonders da die angebliche Vernachläſſigung des Heerweſens vor 1848 durchaus nicht ſo arg geweſen ſei, als man ſie vom Miniſtertiſch zu ſchildern beliebe. Hier dem Unglauben an ſeine Worte begegnend betonte das Gouvernement ſeine Bundesverpflichtungen deſto ſtärker. Damit beſchwor es jedoch einen noch unliebſamern Geiſt, die deutſche Frage, Baierns Stellung zu ihr. So oft er letzterer gedenke, äußerte der Führer des Centrums, Herr v. Lerchenfeld, erfaſſe ihn der bitterſte Schmerz. „Allein wozu nutzlos reden? Man muß ſich eben ſtreng in das Unvermeidliche fügen, ſo lange man es ertragen zu können glaubt.“ Der Führer der Linken, Fürſt Wallerſtein, erinnerte das Miniſterium an all die getäuſchten Hoffnungen auf Erfüllung ſeiner heiligſten Verſprechen und zuverläſſigſten Verheißungen für Volksvertretung beim Bunde. Der Führer der äußerſten Rechten, Herr v. Laſſaulx, endlich nannte „nach all den geſcheiterten Hoffnungen der Jahre 48 und 49“ die Gründung des germaniſchen Muſeums zu München als einziges Ueberbleibſel. Es ſei gelungen, dem Volk alle Freude und Liebe an nationaler Politik zu verderben, das politiſche Deutſchland nicht aufkommen zu laſſen, man könne blos noch für das literariſche ſeine Wünſche hegen. So

ſprachen die Führer der drei großen Beſtandtheile der Kammer — welche Stimme blieb für die miniſterielle Politik der Stellung Baierns zu Deutſchland? Blos der Miniſtertiſch. Welches aber war das praktiſche Ergebniß? Abänderung aller Budgetpoſitionen um ſehr bedeutende Summen, welche mit Ausnahme des perſönlich protegirten Armeebudgets auch von den Reichsräthen gutgeheißen wurden. Aber grade im Armeebudget blieb die Kammer unbeweglich auf ihren Beſchlüſſen, ſie hatte ein zu gutes Gedächtniß für die hierher gehörigen Vorgänge der letzten Seſſion und wollte grade hierin von neuem ihre Ueberzeugung für die wohlbegründeten Ausſtellungen der aufgelöſten Kammer bezeugen. So kam kein Geſammtbeſchluß zu Stande; und nach der Budgetſeſſion für die jetzt beendete ſechſte Finanzperiode erklärte, auf dieſe Differenz fußend, ſpäter die Regierung im Landtagsabſchied, daß ſie „die unabbrüchige Beſtreitung der nothwendigen Ausgaben anordnen werde“. Vorausſichtlich erneut ſich alſo beim nächſten Finanzlandtag auch wieder der Streit um die Soldatenkoſten. Dies um ſo mehr, als ſich die jährliche Differenz zwiſchen der Regierungsforderung und der ſtändiſchen Bewilligung auf mehr als 1 Million Fl. beläuſt und ſelbſt nach der parlamentariſchen Verabſchiedung des Geſammtbudgets ein jährliches Deficit von 1,799,415 Fl. bleibt. (Jahresausgabe 41,396,862 Fl., Einnahme 39,597,415 Fl.)

Während die Budgetdebatten noch liefen, war nun das Gerichtsorganiſationsgeſetz zum zweitenmal begutachtet worden. Der revidirte Regierungsentwurf, weit entfernt eine wirkliche Gerichtsorganiſation zu wollen, hatte nur einzelne Juſtizgebrechen beſeitigt. Da die Verhandlungen mit der Regierung diesmal ganz erfolglos blieben, emendirte der Ausſchuß die Vorlage ſo vollſtändig, daß eigentlich von der Regierungsvorlage nichts übrig war. Der Referent, Dr. Edel, motivirte dieſes Verfahren in einem ebenſo überzeugenden, als ſchmuckloſen, doch eben dadurch um ſo wirkungsvolleren Vortrage, welcher zugleich nachwies, wie auch die Ausſchußanträge ſich ſelber keineswegs genügten, ſondern nur die Durchführung des bereits praktiſch Erreichbaren erſtrebten, alles Uebrige einer günſtigeren Zukunft überlaſſend (4. Juni). Einſtimmig beſchloß die Kammer, auf jede weitere allgemein principielle Debatte zu verzichten, nachdem der Ausſchuß ihre Anſichten ſo erſchöpfend dargelegt habe. Aber bereits der principielle 1. Artikel war weſentlich emendirt. Umſonſt focht das hart angegriffene Miniſterium für ſeine Vorlage, umſonſt erklärte es, daß die Ausſchußanträge die höchſte Sanction nie und nimmer finden würden. Die Kammer genehmigte ſie. Pflichtgemäß fragte der Präſident, ob nach dieſer miniſteriellen Erklärung und dem Ausfall der Abſtimmung nicht überhaupt auf eine weitere Debatte zu verzichten und die Regierung zur Zurückziehung des Entwurfs zu veranlaſſen ſei. Die Miniſter erklärten ſich jedoch zu letzterem nicht ermächtigt, die Debatte oder vielmehr die ſpecielle

Annahme aller einzelnen Artikel, wie ſie der Ausſchuß modificirt, wurde fortgeſetzt und ſchließlich der ganze Entwurf in dieſer Form mit der ungeheuern Mehrheit von 123 gegen blos 6 Stimmen zum Beſchluß erhoben.

Konnte ſich nun das Miniſterium ſeine abermalige Niederlage in einer ſo überaus wichtigen und praktiſchen Frage in der zweiten Kammer nicht verhehlen, ſo blieb jetzt alle Hoffnung auf die Reichsräthe geſtellt. Weniger, weil man ſie in ſo außerordentlicher Uebereinſtimmung mit dem Miniſterium glaubte, als deshalb, weil eine wirkliche ſelbſt unvollſtändige Gerichtsorganiſation verſchiedene ariſtokratiſche Gewohnheiten und Machteinflüſſe unſanft berühren mußte. Einzelne Stimmen erhoben ſich in der „obern Kammer" allerdings gegen die Beſchlüſſe und Grundſätze des Hauſes der Gemeinen (17. Juni). Aber ſie waren zu ſchwach, um die Anerkennung der wohlmodificirten jenſeitigen Entſchließungen zu verhindern und ſo erfolgte auch hier die Annahme des Geſetzentwurfs, wie er aus jenen Berathungen hervorgegangen war, mit ſo unweſentlichen Modificationen, daß bald nachher ein parlamentariſcher Geſammtbeſchluß ohne alle weitere Debatte zu Stande kam. Da nun unmittelbar darauf auch die königliche Sanction erfolgte, ſo erſchienen die lebhaften Zweifel, welche ſich dagegen erhoben hatten, ob wirklich der vom Miniſtertiſch ſtets vorgeſchobne königliche Wille die lange Hemmung dieſer Erledigung bewirkt habe, in der That mehr als gerechtfertigt. Factiſch waren damit wenigſtens die miniſteriellen Verſicherungen vollkommen dementirt.

Wirklich ſchien auch die Uebereinſtimmung beider Kammern bei der Frage der münchen-ſalzburger Eiſenbahn und der Gerichtsorganiſation ihren abkühlenden Einfluß auf den Widerſtand des Miniſtertiſches gegen die parlamentariſchen Wünſche und Ueberzeugungen geäußert zu haben. Die Schlußwochen der Seſſion, welche die ſpecielle Vorberathung der eingebrachten und einzubringenden Geſetzbücher an beſondere von den Kammern gewählte Geſetzgebungsausſchüſſe übertrug, zeigten eine ruhigere Stimmung, obgleich in dieſe Ausſchüſſe grade die unliebſamſten Vertreter ſtrengconſtitutioneller Grundſätze (u. a. die Herrn v. Lerchenfeld, Dr. Weiß etc.,) berufen worden waren. Man konnte ſelbſt an eine ziemlich vollſtändige Ausſöhnung glauben, als der Landtagsabſchied (3. Juli), abgeſehn vom oben erwähnten Vorbehalt beim Militärbudget, alle legislatoriſche Geſammtbeſchlüſſe ſanctionirte. Nur die „gutunterrichteten" bairiſchen Publiciſten grollten in der nichtbairiſchen Preſſe mit gelegentlichen Bemerkungen hinter dem Landtage her.

Im Anfang des Novembers 1856 wurden nun die Geſetzgebungsausſchüſſe berufen, konnten jedoch ihre Arbeiten erſt am 1. Dec. beginnen. Man kam von neuem mißgeſtimmt zuſammen. Denn indem die Vorbereitungen zur Einführung der Gerichtsorganiſation getroffen wurden, zeigten die Ausführungsverordnungen der Regierung, daß die beabſichtigte Minderung der

landrichterlichen discretionären Machteinflüſſe nicht nur nicht eintreten, ſondern ſich beinahe in ihr Gegentheil verkehren ſollte. Selbſt die frühern Landrichter hatten nicht diejenige Gewalt und Befugniß, welche den neuen zugetheilt wurde. Obgleich nun dieſe Frage mit der bevorſtehenden „Strafrechts"- und Polizeiſtrafgeſetzgebung nicht in unmittelbarem Zuſammenhange ſtand, ſo war man doch durch ihre praktiſche Geſtaltung um ſo mehr davor gewarnt, dem Ermeſſen der Adminiſtration für die Modalitäten einer Geſetzesausführung freie Hand zu laſſen.

Die Aufgabe der Geſetzgebungsausſchüſſe beſtand nun in der zur parlamentariſchen Abſtimmung vorbereiteten Specialberathung einheitlicher und allgemeingiltiger Geſetzbücher an Stelle der mehr als dreißig verſchiedenen Rechte, welche jetzt in den verſchiedenen Landestheilen gelten. Verheißen war dieſe Codification ſchon durch die Verfaſſung von 1818, aber ſeit vierzig Jahren, obgleich faſt jede Kammerſeſſion daran erinnert hatte, immer zurückgeſtellt geblieben. Nach der landtäglichen Geſchäftsordnung haben die Ausſchüſſe, für dieſen Zweck eigens verſtärkt, ſogar die Befugniß, alle etwaigen Modificationen der Entwürfe ſo weit feſtzuſtellen, daß die Kammern ohne weitere Specialdebatte über die vereinbarten Artikel blos abſtimmen. Einer Discuſſion in pleno werden blos diejenigen Paragraphen unterworfen, über deren Faſſung die Ausſchüſſe ſich untereinander oder mit der Regierung nicht zu verſtändigen vermögen. Die Verantwortlichkeit der Geſetzgebungsausſchüſſe dem Landtage und dem Lande gegenüber iſt alſo bei weitem größer, als bei jedem gewöhnlichen parlamentariſchen Comité. Namentlich haben ſie für die Principe der Geſetze und die logiſche Conſequenz der einzelnen Beſtimmungen faſt ausſchließlich einzuſtehn. Zunächſt war das Strafgeſetzbuch in Angriff genommen worden. Iſt nun auch aus den (im Juni 1857 veröffentlichten) Protokollen der Gang der ſpeciellen Verhandlungen nicht in allen Einzelheiten zu überſehn, ſo doch im Ganzen und Allgemeinen. Gleichermaßen im Ausſchuſſe der zweiten wie der erſten Kammer machten die Regierungscommiſſare nicht nur wegen principieller, ſondern auch ſchon wegen formeller Meinungsverſchiedenheiten faſt in jedem einzelnen Fall das Zuſtandekommen des ganzen Geſetzes von der ungeänderten Annahme des Regierungsentwurfs abhängig. Dies führte zu um ſo größerer Schroffheit der gegenſeitigen Stellungen, als die Arbeit bereits mit den hartnäckigſten Kämpfen über Beibehaltung der Todesſtrafe, der Prügelſtrafen u. ſ. w. begonnen hatte. Jene war von den Ausſchüſſen endlich principiell auf die allerſeltenſten Fälle beſchränkt, dieſe gänzlich verworfen worden. Da aber die Regierung nur deſto ſtarrer auf ihren Tendenzen beharrte, ſo geſtaltete ſich die Befürchtung täglich mehr zur Gewißheit, daß das ganze Unternehmen auf eine Danaidenarbeit hinauslaufe und regierungsmäßig hinausgelenkt werde. Einzelnen Ausſchußmitgliedern, gegen welche ſich eine perſönliche Animoſität

ganz offen kundgab, weil ihr auf Wiſſen und Unabhängigkeit ruhender Einfluß unbequem und dennoch nicht zu paralyſiren war, wurde ihr Beruf dermaßen verleidet, daß ſie (wie z. B. Herr v. Lerchenfeld) ihren Austritt erklärten. Wenn man aber möglicherweiſe von gouvernementaler Seite eine ſolche Wendung nicht ungern ſah, ſo täuſchte man ſich wenigſtens in der Erwartung, nunmehr mit den Ausſchüſſen leichteres Spiel zu haben. Namentlich harrte Dr. Weiß, unbeirrt durch perſönliche Anfechtungen, auf ſeinem Poſten tapfer aus. Bereits der Sommer 1857 ſollte das Moment bringen, welches eine weitere Nachgiebigkeit der Ausſchüſſe gegen die Regierung gradezu unmöglich machte.

Letztere wollte nämlich die Strafbeſtimmungen über die Preſſe in das Strafgeſetzbuch aufnehmen. Nach dem Preßſtrafgeſetz vom 17. März 1850 beſteht aber für Preßproceſſe das Syſtem mildernder Umſtände. Von der allgemeinen Aufnahme dieſes Syſtems in das Strafgeſetzbuch, davon insbeſondere, daß die Frage, ob ſolche Verhältniſſe vorhanden, welche außer geminderter Zurechnungsfähigkeit ein Verbrechen oder Vergehen im geminderten Grade ſtrafbar erſcheinen laſſen, von den Geſchwornen nebſt der Schuldfrage zu beantworten ſeien — davon machte der Ausſchuß die Verſchmelzung des Preßgeſetzes mit dem Strafgeſetz abhängig. Die logiſche Argumentation lautete: da im Preßgeſetz das Syſtem mildernder Umſtände beſteht und die Regierung die Preßſachen dem allgemeinen Strafgeſetz unterwerfen will, da ferner nöthig, daß in einem ſo weſentlichen Punkt für Preßſachen keine andern Grundſätze als für andere Straffachen gelten, da endlich dem Ausſchuſſe einer Landesvertretung nicht zugemuthet werden kann, daß er die den Geſchworenen eingeräumte Competenz in Preßſachen Preis gebe, ſo bleibt nichts übrig, als das für Preßſachen giltige Syſtem der mildernden Umſtände generaliſirend auf alle Straffachen auszudehnen. Auf dieſer Erklärung zu beharren, erſchien aber dem Ausſchuſſe praktiſch noch um ſo mehr geboten, als bereits bekannt war, daß die Regierung dem nächſten Landtag ein neues Preßgeſetz mit allen jenen Verſchärfungen vorzulegen beabſichtige, welche frühere Seſſionen glücklich abgewehrt hatten, für welche aber das Bundespreßgeſetz von 1853 allerdings jeder Regierung die bequemſten Anhalte bietet. Daß nach dem neuen Preßgeſetz auch die Competenz der Geſchworenen beſchränkt werden ſoll, war ebenfalls bereits bekannt.

Umſonſt erwartete nun der Geſetzgebungsausſchuß der zweiten Kammer eine Antwort auf ſeine Erklärung. Anſtatt deſſen erfolgte ein königliches Decret (d. Bad Brückenau, 30. Juli), wodurch die Geſetzgebungsausſchüſſe auf fünf Monate, alſo bis zum Jahresſchluſſe vertagt wurden. Ehe aber dieſer Termin abgelaufen, wurde die Prorogation ſogar bis 1. März 1858 ausgedehnt. Jetzt empfing ſie die Regierung mit acht Punkten oder Fragen höchſter prin-

cipieller Wichtigkeit und verlangte darüber nicht blos eine ſofortige, genaue und präciſe Erklärung, ſondern wollte auch von dieſer das Zuſtandekommen einer Verſtändigung überhaupt abhängig machen. Der Ausſchuß der zweiten Kammer dagegen, anſtatt ſich von dieſem dictatoriſchen Verfahren übereilen zu laſſen, erörterte zunächſt blos zwei Punkte, erklärte aber eine beſtimmte Beſchlußfaſſung für jetzt als geſchäftsordnungswidrig und formulirte auf Grund ſeiner Berathung eine Reihe von Directiven für den Referenten für das Strafgeſetzbuch, damit er dieſelben bei der Vorbereitungsarbeit für die zweite Leſung benutze. Die Regierung wiederholte trotzdem ihr Verlangen nach ſofortiger Beſchlußfaſſung über alle vorgelegte Principienfragen; und nachdem der Ausſchuß (unterm 13. März) ein Rechtfertigungsſchreiben wegen ſeines Verfahrens mit der Erklärung abgegeben hatte, daß er darauf beharren müſſe, erfolgte keine weitere Antwort. Dagegen erſchien (20. März) eine königliche Entſchließung, welche die Sitzungen aufhob, „nachdem Wir uns aus der bisher mit dem Geſetzgebungsausſchuſſe der Kammer der Abgeordneten gepflogenen Verhandlungen überzeugt haben, daß ein Einverſtändniß über entſcheidende Grundlagen der genannten Entwürfe nicht zu erzielen iſt.“

So war alſo die Codification des Strafgeſetzes und des Polizeiſtrafgeſetzes wieder auf unbeſtimmte Zeit vertagt. Profeſſor Dr. Weiß, der Referent des Ausſchuſſes zweiter Kammer, ward von ſeiner Profeſſur wegberufen, obgleich die Stadt und Univerſität Würzburg um ſeine Belaſſung baten. Dagegen ſtellte ſich mit immer größerer Beſtimmtheit heraus, daß die Regierung das 1855 verworfene Wahlgeſetz mit Modificationen einzubringen beabſichtige, für deren Annahme noch geringere Hoffnung, als vor drei Jahren. Die damalige Kammerauflöſung hatte ſich im gouvernementalen Sinn als ein verunglückter Schritt documentirt. Die einzige Seſſion der neuen Kammer hatte dem Miniſterium mehr materielle Mißtrauenszeugniſſe und mehr principielle Unzufriedenheitserklärungen gebracht, als die geſammte Mandatsdauer der vorher aufgelöſten Kammer. Mit einer vollkommen unerwarteten Energie und Majorität hatten außerdem die Reichsräthe ſich grade bei höchſt wichtigen Fragen in Uebereinſtimmung mit der Abgeordnetenkammer gegen das miniſterielle Princip wie gegen die gouvernementale conſtitutionelle Praxis erklärt. In der geſammten Landesvertretung hatte alſo das Miniſterium für ſeine Intereſſen fürderhin keine Unterſtützung zu erwarten, wenn es auf ſeinen bisher theoretiſch und praktiſch vertretenen Principien beharrte.

Unter ſolchen Umſtänden ward nun der Landtag am 20. Sept. einberufen. Die Nachricht der A. Allg. Ztg., daß das geſammte Miniſterium dem König, indem es die Kammerauflöſung beantragte, die Alternative geſtellt habe, entweder ſeine Entlaſſung oder das Auflöſungsdecret zu unterzeichnen, hat ſonach eine Wahrſcheinlichkeit für ſich. Die Wahl des Dr. Weiß zum zweiten Präſi-

denten der Kammer bot blos die Gelegenheit, um präventiv zu vollführen, was jeder Wahrſcheinlichkeit nach für alle Fälle beſchloſſen war. Aber auch die praktiſche Conſequenz kann ſchwerlich ausbleiben, wenn überhaupt die Auflöſung denjenigen Erfolg haben ſoll, welcher nach dem Vorausgegangenen einzig vom Miniſterium gewünſcht werden kann, nämlich die Entſtehung einer gefügigen Abgeordnetenkammer. Dieſe praktiſche Conſequenz heißt: Octroyirung eines Wahlgeſetzes, deſſen Grundlagen parlamentariſch verworfen ſind und deſſen neue Bearbeitung man der Landesvertretung nicht einmal vorzulegen wagte.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von K. Gutzkow 1. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Lucinde iſt die Tochter eines armen Schulmeiſters in einem heſſiſchen Dorf, der ſeine ſtarke Familie nur mit Mühe ernähren kann und der es daher wie eine große Wohlthat begrüßt, als eine Dame aus der Reſidenz ſeine älteſte Tochter entführt, um ſie gewiſſermaßen zu adoptiren und ihr Glück zu machen. Leider iſt dieſe Dame eine zweite Chouette, die wegen ihrer Mißhandlungen gegen die Dienſtboten ſo verrufen iſt, daß ſie in der Stadt keine Magd findet und ſich daher auf dieſe Weiſe eine vom Lande holt. Anderthalb Jahr hindurch mißhandelt ſie Lucinde auf jede erdenkliche Weiſe, hauptſächlich durch Hunger: einmal muß ſie ſich mit Pflaumenkernen ſättigen, wobei die gnädige Frau ihr empfiehlt, Waſſer nachzutrinken, damit ſie im Leibe aufquellen; einmal wird auch angedeutet, daß ſie ſie mit Mäuſen füttert, obgleich man über dieſen Umſtand nicht ganz ins Klare kommt, da die Erzählung zuweilen undeutlich iſt. Jedenfalls hat die gnädige Frau die ſeltſame Eigenſchaft, die Mäuſe auf dem Boden eigenhändig zu fangen und reihenweiſe an den Schwänzen aufzuhängen. Endlich befreit die Polizei Lucinde von ihrer Peinigerin, und ſie tritt bei einer wohlhabenden Familie in Dienſt, wo ſie faſt wie ein Fräulein behandelt wird. Doch lernt ſie bald die Schattenſeiten des Lebens kennen. So belauſcht ſie z. B. eine vornehme Dame, die ſich ſehr ſtark aufs Stehlen legt und den Kaufmann, der ſie angeben will, dadurch beſchwichtigt, daß ſie ihm ihre Gunſt ſchenkt. Wegen einer ſtarken Neigung zur Koketterie wird Lucinde endlich der Familie läſtig, und es findet ſich grade ein junger Commis, der ihr ſchon lange den Hof

gemacht und der ſie entführt. Bei dieſer Gelegenheit nimmt er die Caſſe ſeines Principals mit, wird endlich von den Häſchern erreicht, arretirt und ins Zuchthaus geſteckt; Lucinde gelingt es zu entſpringen, ſie klettert in der Angſt auf einen Baum, was ſich um ſo ſeltſamer ausgenommen haben muß, da ſie im phantaſtiſchen Ballcoſtüm iſt. Endlich ſinkt ſie im Walde in Ohnmacht.

Beim Erwachen ſieht ſie einen ſeltſamen Mann vor ſich, der ſie in einer fremden Sprache anredet und ſie in ihren zerriſſenen Kleidern als eine Waldgöttin anzubeten ſcheint. Dieſer Mann iſt ein Kammerherr von Wittekind, mit deſſen Verſtand es nicht recht richtig iſt, und den ſein Vater, der Kronſyndikus von Wittekind, deshalb einem Landpaſtor zur Pflege übergeben hat. In dieſe Familie wird auch Lucinde aufgenommen, und der Herr Paſtor findet keinen Anſtoß darin, daß ſie eine Vagabundin iſt, daß ſie ſich ſehr bald als arge Lügnerin herausſtellt, daß ſie von dem Kammerherrn ſehr reiche Geſchenke annimmt und ſich von ihm die Ehe verſprechen läßt. Erſt als ſie bei der Nachricht vom Tode ihrer Schweſter gefühllos bleibt (beiläufig erfährt man am Schluß etwa jedes zweiten Capitels den Tod irgendeines Familiengliedes, bis endlich die letzten Brüder im Correctionshaus endigen), ſieht der wackere Geiſtliche ein, daß ihre Entfernung wünſchenswerth ſei. Der Kronſyndikus kommt, ſeinen Sohn abzuholen und ihn mit einem reichen Fräulein zu verheirathen, aber Lucinde findet Gnade vor den Augen des alten Epikureers, und er ſchlägt ihr vor, mitzugehn, zunächſt ſolle ſie in einem Pavillon des Schloſſes untergebracht werden, dann werde man ſchon „auf die eine oder andere Weiſe“ für ſie ſorgen.

In den Umgebungen des Schloſſes erregt ſie nun als „Elfenkind“ ein großes romantiſches Intereſſe; Vater und Sohn verharren in ihrer Neigung, dazu lernt ſie auf einem Spaziergang einen Doctor Klingsohr kennen, den Univerſitätsfreund des Kammerherrn, der aber jetzt mit der Wittekindſchen Familie zerfallen iſt, weil ſein Vater, ein anſehnlicher Patriot, das Landvolk gegen den Gutsherrn aufwiegelt. Der junge Klingsohr imponirt Lucinden, theils durch ſeine Bildung, theils durch die Glut ſeiner Anbetung. Er nennt ſie eine Heilige, eine Nymphe, eine Göttin und benimmt ſich ganz wie ſein Nebenbuhler, der geiſteskranke Kammerherr, nur daß er fortwährend Citate aus Homer anbringt. Sie gibt ihm für einen Abend im Schloß ein Rendezvous. An demſelben Abend ſprengt der Kronſyndikus höchſt aufgeregt nach Hauſe, ſchließt ſich ſodann in ſein Zimmer ein, verbrennt die Kleider, die er anhatte, befiehlt ſchleunigſt eine Kaleſche anzuſpannen u. ſ. w. Endlich ſieht er den jungen Klingsohr ankommen, der ſich aus Bequemlichkeit zu ſeinem Rendezvous im offnen Wagen begibt, obgleich es zum Schloß einen ſteilen Berg hinaufgeht. Im Anfang erſchrickt der Schloßherr darüber aufs furchtbarſte,

doch fällt ihm ein, daß der junge Mann wol zu einem Rendezvous komme, er lobt Lucinde ſehr, empfiehlt ihr, ihn feſtlich zu bewirthen, übergibt ihr die Schlüſſel zu Keller und Küche, weiſt die Domeſtiken an, ihr in allen Dingen zu gehorchen, und reiſt darauf mit ſeinem Sohn auf einem andern Wege ab. Vorher hat er ihr eröffnet, daß Klingsohr eigentlich ſein Sohn iſt und ſie bevollmächtigt, ihm dies Geheimniß mitzutheilen.

Klingsohr wird zu ſeiner Verwunderung feierlich empfangen, Lucinde läßt auftragen, was nur in Küche und Keller vorräthig iſt, namentlich viel Champagner, der zuletzt aus Biergläſern getrunken wird. Er declamirt Verſe aus Heine, ſie entdeckt ihm das Myſterium ſeiner Geburt, die Lakaien warten dazu auf. Endlich liegen beide ſchon unterm Tiſch, da tritt beſtürzt ein Diener ein, der dem Doctor mittheilt, man habe ſeinen Vater ermordet im Walde gefunden. Er ſucht Lucinde aufzurütteln, aber ſie iſt ſo betrunken, daß es ihm nicht gelingt; zuletzt läßt er ſie auf dem beſchmutzten Boden liegen und eilt fort. Als ſie erwacht, erfährt ſie gleichfalls die ſchreckliche Begebenheit und iſt bald mit aller Welt davon überzeugt, daß der Kronſyndikus der Mörder ſei: auch uns läßt der Dichter darüber kaum in Zweifel.

Den andern Tag kommt der Kronſyndikus zurück, und hat mit dem Doctor eine Conferenz, wobei ſtark Burgunder getrunken wird. Dieſe endigt damit, daß beide Arm in Arm ſich zum Unterſuchungsrichter begeben und ihm die Sache ſo darſtellen, daß ſich gegen den Kronſyndikus kein Verdacht erhebt. Der Hauptgrund des Verdachts liegt in einem Fetzen Tuch, den man bei dem Ermordeten gefunden und den der Doctor heimlich auf die Seite zu ſchaffen weiß. Anſtatt ihn aber zu verbrennen, verwahrt er ihn ſorgfältig in einer Brieftaſche. Der Kronſyndikus erkennt nun die Verlobung der jungen Leute (der verrückte Kammerherr iſt in Gewahrſam gebracht) feierlich an, und ſchickt beide, reichlich ausgeſtattet nach Hamburg, wo Lucinde ihre Bildung vervollkommnen ſoll, und wo der Doctor Vorleſungen über Aeſthetik und Geſchichte hält. Lucinde bewegt ſich viel in feiner Geſellſchaft und wird immer kühler gegen ihren Bräutigam, deſſen Citate aus Heine ihr nicht mehr imponiren. Infolge deſſen führt er mit ſeinen alten Univerſitätsfreunden ein ziemlich diſſolutes Leben. Hier trifft ihn eines Tages der Kammerherr, der ſeinem Gewahrſam entſprungen iſt, und prügelt den Entführer ſeiner Geliebten öffentlich durch. Klingsohr fordert ihn auf Piſtolen, obgleich er weiß, daß er ſein Bruder iſt, und ſchießt ihn ohne Weiteres todt. — — —

Er erhält dafür ein Jahr Feſtungshaft, die er ſonderbarerweiſe — in Kiel abzubüßen hat. Der Kronſyndikus, nun ganz weich geworden, (man erfährt bei der Gelegenheit, daß er noch eine Frau in Italien hat und überhaupt in ebenſo bunte genealogiſche Verwicklungen verſtrickt iſt, wie die Ritter von Geiſt) — ermahnt Lucinde, den Doctor, der trotz des Brudermordes doch

ein guter Menſch ſei, nach Kiel zu begleiten und ihm treu zu bleiben; ſonſt wolle er ſeine Hand von ihr abziehn.

In Kiel kokettirt ſie nun viel mit Offizieren, ſelbſt mit Prinzen, und der Doctor, in beſtändiger Eiferſucht, ergibt ſich mehr und mehr dem Trunk und raucht auch zuweilen Opium. Endlich verliebt ſie ſich in einen Schauſpieler, der ſchon halb und halb auf dem Sterbebett liegt, läßt ſich von der gemeinen Frau deſſelben ausbeuten, kündigt ihrem Doctor das Verhältniß ganz, begibt ſich mit der Schauſpielerfamilie auf die Wanderſchaft, bis ihr letztes Geld verzehrt iſt und beſchließt dann in derſelben Stadt, wo die gnädige Frau Mäuſe gefangen, als Jungfrau von Orleans zu debutiren. Sie macht Fiasco, in derſelben Nacht ſtirbt ihr Geliebter. Ohne das Grab ihrer Schweſter zu beſuchen, („alles ſchien ihr Traum und Wahn: den Fuß geſetzt auf jeden Nacken, der ſich nicht beugen will! das ſchien ihr eine Aufgabe allein des Lebens würdig,") geht ſie nach Köln, wo ſie eine Annonce lieſt, „man ſucht im orthopädiſchen Inſtitut ein gebildetes junges Frauenzimmer katholiſcher Confeſſion, das der Sprachen und Muſik vollkommen kundig ſein muß." Sie tritt ein und wird deshalb katholiſch; wir können uns alſo jetzt vorſtellen, wer der Zauberer von Rom ſein wird. „Ihr Kinderſeelen ringsum! Mögen lichtgeborene gute Engel über euch wachen, Hüler und Schirmer vor dem nachtdunklen Gefieder, das an Lucindens Haupte wie einer Tochter Lucifers dämoniſch aufzurauſchen ſcheint." So ſchließt der Dichter den erſten Band.

Der gewöhnliche Leſer kann ſich nun der Frage nicht erwehren, was Gutzkow, ganz abgeſehn von den übrigen Scenen im Geſchmack Eugen Sues, ſich eigentlich bei dem Charakter ſeiner Heldin gedacht hat? Beinahe gleich auf der erſten Seite zeigt ſie die beiden Eigenſchaften, die ein Mädchen dieſer Claſſe faſt unausbleiblich zum Ende in einem unreinlichen Ort prädeſtiniren: die Neigung mit dem Leben zu ſpielen und die Neigung das Leben mit ſich ſpielen zu laſſen; Liederlichkeit und Faulheit. So gut wie ſie anderthalb Jahr bei der Mäuſefängerin aushielt, würde ſie auch bei einer ältlichen Dame mit gemalten Wangen aushalten, die ihr einmal die Mühe erſparte, ein Obdach zu ſuchen. Der Dichter belehrt aber in der Vorrede ſeine Freunde und Glaubensgenoſſen, daß ſolche Fragen nicht ſtatthaft ſeien. „Nur ſchwarze oder weiße Menſchen haben wir Engverbundene in unſerm Erfahrungsbuche nie finden können und . . . ſtelle doch, du gefallenes Titanengeſchlecht, Menſchheit genannt, dem Weltenrichter einſt große Aufgaben! Sprüche urtiefer Weisheit fallen am jüngſten Tage, nicht Schulcenſuren . . ." — Der erſte Band enthält nur den „erſten ſchweren Jugendtraum eines in ſolcher Art gemiſchten Charakters," „das junge Dämmerleben einer weiblichen Seele!" „Denn in ſolchem Humor leben wir. All unſer Denken und Handeln ahnt die Schatten nicht, die es im Licht der Wahrheit wirft." — Ebenſo ſagt er bereits in

Werner, ſeinem erſten Drama nach dem Vorbild Kotzebues: „Wir alle ſind des Staubes ſchwache Söhne und niemand iſt, der ſich rühmen könnte, die Gedanken Gottes zu errathen.“

Aber der Dichter hat noch einen höhern Zweck.

Der erſte Band iſt nur das Vorſpiel: „die nachfolgende Dichtung will, ſo weit dem Wort eine Wirkung zukommen kann, beitragen helfen, die vaterländiſche Einheit zu fördern . . . ſie will einem großen ſehnſüchtigen, auch von ihr heilig gehaltenen Hang und Drang der chriſtlichen Völker würdige Ziele zeigen, ſie will für jede heraufziehende Entſcheidung den germaniſchen Kampfesmuth ſchüren, tauſendjährigen Siegerſtolz nähren helfen“ . . .

„Der Verfaſſer widmet das Buch ſeinem Volke und ſeiner Zeit.“

Alſo Einheit des Vaterlandes! höheres Chriſtenthum! germaniſcher Kampfesmuth! — —

Als Heine im Wintermärchen die hamburger Zuſtände beſpricht, erzählt er, wie ihn die Göttin Hammonia vor eine runde Oeffnung führt, in welche er den Kopf ſtecken ſoll:

Was ich geſehn, verrathe ich nicht,
Ich habe zu ſchweigen verſprochen,
Erlaubt iſt mir zu ſagen kaum,
O Gott! was ich gerochen — — —
Ich denke mit Widerwillen noch
An jene ſchnöden, verfluchten
Vorſpielgerüche, das ſchien ein Gemiſch
Von altem Kohl und Juchten u. ſ. w.

Das europäiſche Gleichgewicht der Zukunft.

Es iſt natürlich, daß, wenn ein Staat an einem Wendepunkt ſeiner Laufbahn angekommen zu ſein ſcheint, denkende Männer die Frage erörtern, welches ihr Fortgang ſein wird. Dieſe Erörterung kann öffentlich oder geheim geführt werden. Allgemeine Erwägungen über die Zukunft wird man in einem wohlgeordneten Staatsweſen in unſerer Zeit ſchwerlich tadeln, ſie ſind der unwillkürliche Ausdruck der geiſtigen Bewegung und nicht nur unſchädlich, ſondern nothwendig. Anders verhält es ſich mit beſtimmten praktiſchen Vor-

ſchlägen, dies zu thun und jenes zu laſſen; zwar in großen und drängenden Kriſen ſpricht ſich meiſt der politiſche Inſtinct des Volkes mit unwiderſtehlicher Gewalt aus, und es wäre Vermeſſenheit, dieſe Stimme zu mißachten, aber wo die Entſcheidung nicht drängt, wo man blos daraus, daß eine andere Hand das Staatsruder erfaßt oder neue politiſche Factoren ſich entwickeln, folgert, es ſtehe ein Umſchwung der Dinge bevor, da werden die verſchiedenen Rathſchläge vorſichtig zu wägen ſein, man wird vor allem fragen, wer ihr Urheber ſei, ob er beſonders über die Verhältniſſe unterrichtet, ob er praktiſch ſich in Staatsgeſchäften bewährt, mit einem Wort, welches ſeine Autorität ſei.

Wir haben deshalb auch die Reihe der anonymen Flugſchriften, welche die künftige Politik Preußens erörtern, mit einem gewiſſen Mißtrauen in die Hand genommen. Wären ſie Denkſchriften, welche einem Fürſten vorgelegt werden ſollten, ſo hätten ſie wegen dieſer Beſtimmung ſchon Intereſſe, ſo aber wird man ſie als bloße politiſche Betrachtungen anzuſehen haben, bei denen es darauf ankommt, inwiefern ſie richtig und zeitgemäß ſind. Die bedeutendſte der Broſchüren möchte die zuletzt erſchienene ſein: Das europäiſche Gleichgewicht der Zukunft. Berlin, Springer. Sie zeichnet ſich durch eine praktiſchere Behandlung und namentlich durch eingehendere geſchichtliche Begründung aus. Obwol wie ihre Vorgängerinnen im beſonderen Hinblick auf Preußen geſchrieben, iſt ihr Horizont doch weiter, ſie iſt, wie der Titel beſagt, eine wirkliche Erörterung des Verhältniſſes der europäiſchen Hauptſtaaten; einige Capitel, z. B. die Geſchichte der engliſchen Seeherrſchaft bieten ein vollſtändiges Bild und manches Neue, vielfach finden wir glückliche Ausdrücke und treffende Schilderungen; aber obwol in der Einleitung ſehr richtig das Rufen nach einer engliſchen Allianz um jeden Preis, ohne beſtimmte Anſicht von deren augenblicklicher Zweckmäßigkeit, getadelt wird, obwol der Verfaſſer betont, man müſſe die politiſchen Machtfragen von dem Geſichtspunkt des Möglichen und Nützlichen behandeln, ſo finden wir dieſen Geſichtspunkt oft außer Augen gelaſſen. Wenn z. B. S. 102 geſagt wird: eine engere und unlösbarere Vereinigung aller deutſchen Staaten unter einem Haupte, einem Oberhaupte ſei nothwendig, der Verfaſſer aber ſtelle keineswegs von vornherein die beſtimmte Anſicht auf, daß dieſes Oberhaupt Preußen und das preußiſche Regentenhaus ſei und nur ſein könne, vielmehr ſei es derjenige Staat, der es am geeignetſten und füglichſten ſein könne, ſo möge es nicht Preußen, ſondern Baiern, Heſſen, Reuß, Lichtenſtein, oder jeder andere Staat ſein, wenn etwa der eine oder der andere dieſer Staaten dazu befugter, befähigter und geeigneter ſein ſollte, nur einer ſolle und müſſe es ſein — ſo weiß man doch nicht, ob der Verfaſſer ſich das Verhältniß der deutſchen Staaten klar gedacht hat. Wie man auch nach dem flüchtigſten Blick auf die neuere vaterländiſche Ge-

ſchichte glauben kann, Preußen oder auch nur Würtemberg werde ſich einem mittel- oder kleinſtaatlichen Oberhaupt unterordnen, iſt nicht begreiflich. Der Verfaſſer führt zwar an, daß in einer Note vom 16. Novbr. 1814 die Bevollmächtigten von 29 Staaten feierlich ihre Bereitwilligkeit erklärt, zum Beſten des Ganzen auf jede nothwendige Beſchränkung ihrer Souveränetät eingehen zu wollen, wobei namentlich ein gemeinſames Bundesoberhaupt in Ausſicht genommen, welchem Vollziehungsgewalt, Bundesjuſtiz, Kriegsmacht des Bundes ausſchließlich übertragen ſein ſolle, ſo daß dieſes Oberhaupt als erſter Repräſentant der deutſchen Nation nach Innen und Außen, als Garant der Verfaſſung, als deutſcher Freiheit Aegide ſich darſtelle. Aber er vergißt, daß dieſe Anerbietungen, unter dem friſchen Eindruck des jüngſtvergangenen Elends und der Befreiungskriege gemacht, nicht in das Gebiet des wirklichen, verbindlichen Rechtes übergegangen ſind; die einzige einheitliche Spitze, welche die Bundesverfaſſung kennt, iſt der Oberfeldherr, der jedesmal wenn die Aufſtellung des Kriegsheeres beſchloſſen wird, von dem Bunde erwählt wird. Seine Stelle hört mit der Auflöſung des Heeres wieder auf (Art 13 der Grundzüge der Kriegsverfaſſung des d. B.). Man kann aber noch dazu kaum ſagen, daß die Sache praktiſch geworden, da die Verhältniſſe bei Ausbruch des ſchleswig-holſteiniſchen Krieges ganz exceptioneller Art waren und Oeſtreich namentlich kaum eine Stimme hatte. Der Verfaſſer überſieht ferner, daß ſelbſt, wenn jene angebotenen Beſchränkungen der Einzelſouveränetät formelles Recht geworden wären, damit noch keineswegs geſagt wäre, daß ſie ins wirkliche Leben eingetreten wären. Das höchſte Geſetz der Souveränetät iſt ihre Erhaltung, man kann ſie vernichten, ihre weſentlichen Befugniſſe können durch die Gewalt der Umſtände ſuspendirt ſein wie 1848, aber man kann ihr dieſelben nicht dauernd nehmen, ohne daß ſie aufhört, ſie ſelbſt zu ſein. Die deutſchen Staaten haben es in vierzig Jahren noch nicht dahin gebracht, einen gemeinſamen Conſul zu haben, wie hätten ſie ſich einem Oberhaupt untergeordnet! — Ein anderes Beiſpiel der Optimiſtik iſt es, wenn der Verfaſſer hofft, Oeſtreich werde ſeinen ausſchließlich öſtlichen Beruf erkennen und verheißt, Deutſchland werde ihm dabei treulich zur Seite ſtehn. Daß dies die beſte Auseinanderſetzung zwiſchen Oeſtreich und Deutſchland ſei, bezweifeln wir nicht, aber der Knoten liegt doch eben darin, daß Oeſtreich wol gewillt iſt, ſeine Macht nach Oſten auszudehnen, aber ſeinen Einfluß auf Deutſchland dabei ſo wenig aufgeben will, als den in Italien. So feſt iſt es darin, daß es kaum halb der Revolution Meiſter ſich beeilte, das Programm von Kremſier zu widerrufen und va banque ſpielte, um jene Ausſchließung aus Deutſchland zu verhindern. Wenn endlich S. 118 geſagt wird: „Oeſtreich und Preußen könnten die Unabhängigkeit, die Sicherheit des deutſchen Bundes für immer begründen, durch einen Druck ihrer Hand, durch eine

That der Verſöhnung und den Bund zu dem Range erheben, der ihm gebühre unter den Staaten Europas", ſo klingt das mehr begeiſtert als verſtändig. Daß Oeſtreich und Preußen einig gegen das Ausland ſeien, kann niemand lebhafter wünſchen als wir, wir ſind auch überzeugt, daß dann die andern deutſchen Staaten mitgehen müſſen, aber dann ſind es eben Preußen und Oeſtreich, welche letztere zwiſchen ſich nehmen und nicht der deutſche Bund, was die Einheit nach außen macht.

Wenn das Parterre deutſcher Hauptſtädte das Wort eines neuen Schauſpiels mit Beifall begrüßt: „Oeſtreich ſei das Schild und Brandenburg das Schwert Deutſchlands," ſo iſt das erklärlich, aber für den praktiſchen Politiker ſind dergleichen Appellationen an das Gefühl werthlos.

Verſuchen wir nun auf den Kern dieſer Schrift, das europäiſche Gleichgewicht einzugehen. Die Staaten ſind wie die Individuen nicht gleich, ſondern ungleich an Ausdehnung und Kraft. Jenachdem nun entweder ein Stärkerer herrſcht oder ſeine Macht durch die Vereinigung mehrer Schwächern eingeſchränkt wird, findet eine Unterordnung oder eine Nebenordnung ſtatt. Erſteres während Roms Herrſchaft im Alterthum und in der Blütezeit des deutſchen Kaiſerthums; um Rom und das deutſche Reich bewegten ſich die andern Staaten wie Planeten um die Sonne.*) Die Gruppirung ſelbſtſtändiger politiſcher Gemeinweſen nebeneinander iſt die Ordnung der Neuzeit geworden, und hier hat ſich vermöge des dynamiſchen Geſetzes, welches in der körperlichen wie in der ſittlichen Welt gilt, das Bedürfniß eines Gleichgewichts, einer gewiſſen Vertheilung und Abwägung der politiſchen Macht herausgeſtellt.

Nach dieſem Geſetz kann keiner der nebeneinanderbeſtehenden Staaten die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit eines andern bedrohen, ohne jenes Gleichgewicht zu ſtören, und muß, falls letzteres eine wirkliche Nothwendigkeit iſt, ſo entſchiedenen Widerſtand der ſämmtlichen andern Staaten erfahren, daß er ſich gezwungen ſieht, von ſeinem Vorhaben abzuſtehn. Den Inbegriff der als verbindlich anerkannten Beſtimmungen, welche die Beziehungen der unabhängigen Staaten zueinander regeln, nennen wir das Völkerrecht. Hierin und in den wechſelſeitigen Verträgen ruht das Geſetz, welches die Staaten untereinander verbindet. Aber während das Individuum im Staate d. h. des Bürgers unter dem Schutz des Geſetzes ſteht, deſſen Vollziehung die höchſte Gewalt ſichert, ſteht über unabhängigen Gemeinweſen weder eine richterliche noch eine vollziehende Macht. Alle Projecte einer ſolchen ſind entweder von philoſophiſchen Träumern oder von ſchlauen Politikern, welche ſie für ihre praktiſchen Zwecke benutzen wollten, aufgeſtellt, es hat ein europäiſches Amphiktyonengericht nie gegeben und wird nie eines geben. Auf ihre eigne Schwerkraft

*) Von Richard Löwenherz heißt es: deposuit se de regno et se tradidit imperatori, sicut universorum domino.

und die natürliche Entwicklung der Grundlagen, welche ihnen ihre Stellung gegeben, ſind alſo die Staaten angewieſen und Geſchichte des europäiſchen Gleichgewichtes heißt Entwicklung der Umſtände und Bedingungen, durch welche ſich das gegenwärtige Machtverhältniß der europäiſchen Staaten gebildet. Die wichtigſten Ereigniſſe dieſer Geſchichte des Gleichgewichtes fallen unter zwei Kategorien: einmal Störung des beſtehenden Verhältniſſes durch Ueberhebung eines Staates und der Zurückweiſung dieſer Störung, ſodann Verſchiebung der bisherigen Stellung durch das Emporkommen neuer politiſcher Größen. Im Beginn der Neuzeit ſtanden als Hauptmächte da Frankreich, England und die habsburgiſche Hausmacht; letztere drohte zuerſt ſich zur Weltmonarchie zu erheben, Frankreich hauptſächlich bekämpfte ſie. Dann trat eine Reaction ein gegen die drohende Ausbreitung der bourboniſchen Macht, der Geruch der Lilien ward zu ſtark in Europa, wie der große Kurfürſt ſagte, und England, bisher durch ſeine Eiferſucht auf Holland beſchäftigt, übernahm ſeit Wilhelm III. die Leitung des Kampfes gegen Frankreich, es gründete hierin ſeine Seeherrſchaft und ſein Colonialreich, aus dem es unermeßliche neue Hilfsquellen zog, ohne ſeine Grenzen in Europa weſentlich zu erweitern. Inzwiſchen wuchs der Verbündete des großen Oranien, Brandenburg, zu einer ſelbſtſtändigen Macht heran, und Rußland trat ſeit Peter I. handelnd in die Reihe der europäiſchen Staaten ein, während Schweden, Holland und Spanien mehr zurücktraten. Zur ſelben Zeit, wo ein gefährlicher Nachbar an ſeiner Oſtgrenze erwuchs, fand Deutſchland, das ſeit dem weſtphäliſchen Frieden nicht mehr der poſitive, ſondern nur der negative Pol Europas war, einen nationalen Führer und Vertreter, um den ſich ſeine zerſtreuten Glieder ſammeln konnten, wie es zum erſtenmale im Fürſtenbund geſchah. Die Sündflut der napoleoniſchen Kriege war ein Zwiſchenact, nach welchem ſich dies Syſtem nur noch klarer auf dem Congreß von Wien ausbildete. Unſer Verfaſſer gibt in ſeinem Capitel „Profile“ eine lebendige und gedrungne Skizze des europäiſchen Staatenſyſtems.

„In der Mitte Deutſchland und Oeſtreich. Im eigentlichſten Mittelpunkt Deutſchland, in ſich ſelbſt ein Staatenſyſtem, als deſſen natürlicher Träger Preußen erſcheint, Oeſtreich an jenes ſich anlehnend und eng mit ihm verknüpft, mit ſeinem Rumpfe aber überwiegend nach dem Oſten, nach dem Orient ſich ſenkend. Im Oſten Europas Rußland mit ſeiner ungeheuern Maſſe hoch den Norden füllend und tief den Süden. Im Weſten Frankreich, jenſeits frei und kühn auf den Ocean blickend, dieſſeits Deutſchland beſchauend. Nordweſtlich endlich England, ſeeumgürtet, die Meere beherrſchend. Das iſt das Hauptprofil. Daſſelbe ergänzend erſcheinen in zweiter Linie im Norden die ſkandinaviſchen Staaten, im Südweſten die pyrenäiſche Halbinſel, iſolirt und ſchwach, im Süden die apenniniſche Halbinſel, ihren ſchlanken Körper tief hinunter-

gerichtet, und im Südoſten zweifelhaften Charakters. Das türkiſche Reich und Griechenland, Holland und Belgien und die Schweiz füllen die Lücken. Das ſind die Außenwerke der Pentarchie." — Dieſe Pentarchie beabſichtigte man in Wien zu einer Art europäiſchem Areopag zu erheben, welcher alle Streitigkeiten ſchlichten ſollte, es war die Zeit der Congreſſe, aber die Sache mißlang, ſchon ſeit England ſich geweigert, der heiligen Allianz beizutreten, welche dies Syſtem befeſtigen ſollte. Die fünf Staaten beriethen allerdings europäiſche Angelegenheiten miteinander; aber ohne ihre gemeinſame Zuſtimmung, ja ſehr gegen den Willen einiger von ihnen vollzogen ſich Aenderungen des Syſtems, wie die belgiſche Revolution, die Schöpfung Griechenlands, die Einverleibung Krakaus u. ſ. w. Der Verfaſſer gedenkt namentlich der Türkei und des vielbeſprochenen Einfluſſes ihrer Zerrüttung auf Europa, er läßt aber einen ſehr wichtigen Factor außer Augen, die Vereinigten Staaten. Sie liegen zwar in Amerika, aber ihr Einfluß auf das europäiſche Gleichgewicht iſt ſehr bedeutend, und ſie müſſen bei jeder politiſchen Combination in Betracht gezogen werden. Zwar zweifeln wir nicht, daß, wenn die Mächte der alten Pentarchie einig ſind, ihr Wille Geſetz wird, aber ſie ſind eben ſehr oft nicht einig, und da wird viel darauf ankommen, auf weſſen Seite die Vereinigten Staaten ſtehen. Es gibt unſrer Anſicht nach jetzt drei Weltmächte, Rußland, England und Nordamerika, ſodann drei große Staaten, Frankreich, Oeſtreich und Preußen, drittens mittlere und kleine Staaten. Frankreich wird man in der zweiten Reihe den erſten Rang nicht ſtreitig machen können, Oeſtreich ſteht ihm an Ausdehnung und Hilfsquellen am nächſten, aber ſeine disparaten Beſtandtheile hindern ſeine freie Bewegung. Preußen aber wird um ſo mächtiger ſein, je nationaler ſeine Politik iſt. Vor allem aber vergeſſe es nicht, daß die wahre Kraft von innen kommt, es baue ſein Haus inwendig aus und ſteigere ſeine Entwicklung zur höchſten Intenſität; nach außen deutſch-national, nach innen echt liberal, das iſt die wahre Politik der Zukunft.

Von der preußiſchen Grenze.

Es gehört zu den Schicklichkeitsregeln des conſtitutionellen Staatsrechts, die Perſon des Monarchen ganz aus dem Spiel zu laſſen. Die Regel hat einen guten Grund, denn es widerſtrebt dem Anſtandsgefühl, da zu loben, wo ein Tadel unſtatthaft wäre. Da wir aber noch immer in einer Uebergangsperiode ſind, wird es vielleicht erlaubt ſein, an einige Thatſachen zu erinnern, welche der allgemeinen Hoffnung, daß Preußen in eine neue Aera ſeiner Entwicklung trete, eine größere Berechtigung zu geben ſcheinen, als ſich ſonſt gewöhnlich an einen Regierungswechſel knüpft.

Die beiden Handlungen, die aus dem Leben des neuen Regenten bekannt geworden ſind, beziehn ſich auf den 18. März 1848 und auf die frankfurter Kaiſerdeputation. Bei der erſten Gelegenheit wurde er allgemein als derjenige bezeichnet, der am entſchiedenſten gegen den Abmarſch des Militärs geeifert, bei der zweiten als derjenige, der am entſchiedenſten darauf drang, Hand in Hand mit der Nationalverſammlung zu gehn. In beiden Fällen erregte er das Mißfallen derjenigen Partei, die für den Augenblick das Uebergewicht hatte, und aus beiden Fällen wird der Unbefangene jetzt wol erkennen, daß der Prinz von einer richtigen Einſicht oder einem richtigen Inſtinct geleitet wurde.

Denn der Barrikadenkampf des 18. März galt nicht einer geſchloſſenen Partei, zu deren Forderungen und Anſprüchen die Regierung ein beſtimmtes Verhältniß einnehmen konnte, ſondern einer unorganiſirten Menge, die, nachdem alles zugeſtanden war, was die rechtmäßigen Vertreter des Volkes gewünſcht hatten, die Ordnung und das Geſetz in der Hauptſtadt bedrohte.

Und in der wüſten Anarchie, die im Frühling 1849 in Deutſchland eingebrochen war, mußte man die frankfurter Nationalverſammlung als die einzige conſtituirte bis auf weiteres von allen Regierungen anerkannte Gewalt begrüßen, die den ernſten Willen zeigte, mit Preußen Hand in Hand zu gehen.

Auch was man weiter von der Haltung des Prinzen erzählt: gegenüber Olmütz; in der orientaliſchen Frage und neuerdings bei den Intriguen zwiſchen der ruſſiſch-franzöſiſchen und der engliſch-öſtreichiſchen Diplomatie, ſpricht dafür, daß er in der auswärtigen Politik überall ſcharf den Kern der Sache zu finden wußte.

Daß er in allen dieſen Fällen ſeine Anſicht der Anſicht des Königs unterordnete und vielleicht grade um jeder Mißdeutung vorzubeugen, das Militär und die Behörden ſehr ſtreng auf die Pflicht des Gehorſams hinwies, zeigt ebenfalls, daß er von dem Grundſatz einer conſervativen Monarchie durchdrungen war, nach welchem das Schlimmſte, was einer Monarchie begegnen kann, die Unklarheit über den natürlichen Schwerpunkt derſelben iſt.

Man ſagt, daß ihm in früherer Zeit der Begriff des conſtitutionellen Staats nicht zugeſagt habe, er hat aber, was auch ſeine Anſichten geweſen ſein mögen, überall ſcharf markirt, daß das Recht über der ſubjectiven Anſicht des Monarchen ſtehn müſſe, und daß der Rechtszuſtand Preußens jetzt die conſtitutionelle Verfaſſung ſei. Die correcte Form, in welcher die Uebernahme der Regentſchaft und die geſetzlich damit verbundene Beſchwörung der Verfaſſung vor ſich gegangen iſt, ſpricht am deutlichſten für die vollſtändige Klarheit ſeiner Ueberzeugung.

Hier müſſen wir noch auf einen Punkt eingehn, der in den vergangenen Wochen den Hauptpunkt der Debatte bildete. Wenn man auf der einen Seite die Anſicht vertrat, der Prinz habe die Regentſchaft als älteſter Agnat kraft ſeines durch die Verfaſſungsurkunde beſtätigten angebornen Rechts zu übernehmen, ſo wurde auf der andern behauptet, ſie könne nur durch Uebertragung des Königs zu Stande kommen. Bekanntlich hat der Prinz bei ſeiner Uebernahme der Regentſchaft beide Motive zuſammengeſtellt, und es iſt ein unberechenbares Glück für den preußiſchen Staat, daß er das konnte. Ein Conflict hätte zu den peinlichſten, ja zu den gefährlichſten Unterſuchungen geleitet. Wie die Sache jetzt ſteht, kommt es nicht darauf an, das Verhältniß der beiden Motive zueinander zu zergliedern. Macaulay

Digitized by Google

hat bei ſeiner Analyſe der Staatsveränderung, welche Wilhelm 3. auf den Thron erhob, ſehr richtig nachgewieſen, daß es bei ſolchen Acten auf die rein äußerliche formale Logik nicht ankommt. Auch jene Staatsveränderung wurde durch zwei Motive begründet, die ihrem Weſen nach einander widerſprachen. Sie war hervorgegangen aus dem Compromiß zweier Parteien, von denen jede ihren eigenthümlichen Beſtimmungsgrund geltend machen wollte, und da beide zu dem nämlichen Reſultat führten, ſo konnte man es ſich gefallen laſſen. So iſt es auch in unſerm Fall. Der Prinz übernimmt die Regentſchaft, da die dauernde Behinderung des Königs ärztlich conſtatirt iſt, kraft ſeines Rechtes als älteſter Agnat, und wie es ſeinem Herzen ein Troſt war, daß der König ſeinen Wunſch und Willen mit dieſem durch die Natur der Dinge gebotenen Ausgang vereinigte, ſo wird es für das geſammte Volk eine Genugthuung ſein, daß das Königshaus in voller Einſtimmigkeit gehandelt hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß für den Fall eines Aufhörens der Regentſchaft das nämliche Verfahren zu beobachten iſt: das ärztliche Gutachten, die Willenserklärung der beiden betheiligten Fürſten, die Sanction des Landtags.

So gerecht aber die Hoffnungen erſcheinen, die man auf die Perſon des neuen Regenten ſetzt, ſo hat die Times vollkommen Recht, wenn ſie das preußiſche Volk warnt, zu viel darauf zu bauen. Bei der geſunden Entwicklung eines Staats reicht der edelſte Wille eines Fürſten nicht aus, die Hauptſache hat immer das Volk ſelbſt zu thun. Wenn es aber jemals in die Hände des preußiſchen Volks gelegt war, ſeine Reife für eine freie Verfaſſung nachzuweiſen, ſo iſt es der gegenwärtige Augenblick, und darum ſehn wir den bevorſtehenden Landtagswahlen zwar mit Hoffnung, aber auch mit ernſter Sorge entgegen. Gelingt es auch diesmal nicht, das Volk aus zehnjähriger Lethargie aufzurütteln, ſo hat Preußen für die Verzögerung ſeines Fortſchritts niemand anzuklagen als ſich ſelbſt.

Auch hier kommt die Regierung dem Volk hilfreich entgegen. Zwar iſt uns der Wortlaut des von dem proviſoriſchen Miniſter des Innern an die Beamten, namentlich an die Landräthe erlaſſenen Circulars noch nicht bekannt, aber über die allgemeine Faſſung deſſelben iſt wol kein Zweifel mehr. Die Beamten werden angewieſen, der geſetzlichen Freiheit der Wahlen kein Hinderniß in den Weg zu legen und es wird zugleich der Wunſch ausgeſprochen, daß nicht zu viel Verwaltungsbeamte, namentlich Landräthe ihrem natürlichen Beruf entzogen werden mögen. Dieſe Verordnung bedarf eines Commentars.

Abſtract betrachtet, gehört es zu den wichtigſten Beſtimmungen aller wahrhaft conſtitutionellen Staaten, daß die Wahl eines Beamten zum Volksvertreter die Regierung verpflichtet, ihm für dieſe Periode Urlaub zu ertheilen. Es wäre ebenſo unrecht, einen Beamten vom paſſiven Wahlrecht auszuſchließen, wie irgend eine andere Claſſe des Volks; es wäre in Preußen um ſo weniger rathſam, da im Beamtenſtand, was man auch gegen denſelben einwenden mag, immer noch die meiſte politiſche Bildung iſt. Dennoch wird niemand die Berechtigung dieſes Circulars verkennen, wenn man ins Auge faßt, was von Seiten des damaligen Miniſteriums des Innern vor drei Jahren geſchehn iſt.

Das conſtitutionelle Staatsleben hat bei den unendlichen Vortheilen, die es dem Volk verſchafft, auch einen erheblichen Uebelſtand: es führt in der Regel zur Parteiregierung. Das jedesmalige Miniſterium betrachtet ſich als den Ausdruck einer

Digitized by Google

beſtimmten Partei und beſetzt die ſämmtlichen von ihm abhängenden Staatsämter mit den Anhängern derſelben. Nicht Geſchäftskenntniß und Redlichkeit des Dienſtes, ſondern Eifer für die herrſchende Partei iſt der Beförderungsgrund. Es wäre wenigſtens zu verſuchen, ob Preußen, das bis 1847 durch das entgegengeſetzte Syſtem groß geworden iſt, dieſen Uebelſtand nicht vermeiden könnte.

Bekanntlich waren wir in Preußen, ohne von den Früchten des conſtitutionellen Lebens viel zu genießen, auf dem beſten Wege zu einer einſeitigen Parteiregierung, und nirgend hat ſich dieſelbe ſo unumwunden ausgeſprochen, als in dem Circular, welches der Miniſter des Innern vor drei Jahren an die Landräthe erließ und in der Rede, in welcher der geheime Regierungsrath Hahn dieſen Erlaß als Ausfluß der höchſten Staatsweisheit präkoniſirte. In dieſem Erlaß wurde nicht blos den Landräthen aufgegeben, alle ihre Kräfte aufzubieten, die Wahl conſervativer d. h. reactionärer Candidaten zu Stande zu bringen, ſondern es war ausdrücklich hinzugeſetzt, daß der Erfolg dieſes Bemühens zugleich maßgebend für das Vertrauen ſein würde, welches die Regierung in die Wirkſamkeit des Landraths zu ſetzen habe. Was das heißen ſollte, bedarf keines Commentars.

Infolge deſſen hat ſich nicht blos in den Landtag eine „conſervative Phalanx" von Landräthen eingefunden, die wie auf Commando mit Herrn v. Weſtphalen und Herrn Geheimrath Hahn ſtimmten, ſondern ſie haben ſich durchweg ihrem Kreiſe als Agenten einer beſtimmten Partei dargeſtellt. Es wäre möglich, daß ſich jetzt unter veränderten Umſtänden manche darunter finden, die „rechtsum kehrt" machten, aber eine ſolche Erſcheinung wäre für das Anſehn der Regierung und für die Ordnung des Staats überhaupt im höchſten Grade bedenklich. Wenn alſo nicht bei der Beſetzung der wichtigſten Aemter, bei welcher das conſervative Princip, mit andern Worten, die höchſte Stabilität wünſchenswerth iſt, der Parteieinfluß dominiren ſoll, ſo muß dieſe Claſſe der Beamten im gegenwärtigen Augenblick möglichſt von allem Parteigetriebe ferngehalten und auf die formelle Ausübung ihres Amts beſchränkt werden.

Die neuen Landtagsabgeordneten werden alsdann die Reife des Volks am ſicherſten dadurch bekunden, daß ſie mit unerſchrockener Energie darauf dringen, daß die Verfaſſung eine Wahrheit werde, und daß ſie ihr Beſtreben auf dieſen einen Punkt beſchränken. Wir haben bereits das ſchleſiſche Programm als den angemeſſenen Ausdruck dieſer Aufgabe analyſirt, und je ſtrenger ſich der Landtag an daſſelbe hält, deſto mehr wird es ihm gelingen, der Regierung wie dem Volk Achtung abzunöthigen. Unverdroſſen und unerſchütterlich in dem Nachweis deſſen, was den Verfaſſungsbeſtimmungen noch fehlt, um klar, evident und mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung zu ſein, und was in der Verwaltung noch verbeſſert werden muß, um dieſen Beſtimmungen gerecht zu werden, wird er ſorgfältig vermeiden, auf anderweitige Wünſche einzugehn, die, an ſich vielleicht völlig berechtigt, das gegenwärtige Stadium unſrer Entwicklung nur in Verwirrung ſetzen können; wenn er ſeine Aufgabe ſo begreift, ſo werden die nächſten drei Jahre die ſegensreichſten unſrer Geſchichte ſein. † †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Digitized by Google

Die Rechtsfrage über die Dauer des geiſtigen Eigenthums.

Das literariſch-artiſtiſche Eigenthum hat auf dem eben abgehaltenen internationalen Congreß zu Brüſſel nunmehr die umfaſſendſten Garantien für ſeinen Schutz erhalten. Faſt von allen europäiſchen, ſo wie von den Vereinigten Staaten Nordamerikas ſind Vertreter dort geweſen und haben die Bereitwilligkeit ihrer Regierungen zur geſetzlichen Durchführung der Beſchlüſſe des Congreſſes zugeſagt oder doch in Ausſicht geſtellt. Das geiſtige Eigenthum hat ſomit gegründete Ausſicht auf die Anerkennung der geſammten civiliſirten Welt und wird durch die von allen Staaten zu erwartende Gleichmäßigkeit der zu ſeinem Schutz zu treffenden rechtlichen Beſtimmungen günſtiger geſtellt werden, als es bis dahin einem andern Inſtitut des Privatrechts zu Theil geworden — es wird nunmehr einen gleichſam völkerrechtlichen Charakter erhalten. Wir begrüßen dieſe Einigung der civiliſirten Welt als einen weitern Beleg für die fortſchreitende Cultur unſeres Jahrhunderts; wir erblicken darin eine ſichere Garantie, daß nun auch für die übrigen Inſtitute von internationaler Bedeutung, vorab für den Handel, eine gleich allgemeine rechtliche Behandlung möglich ſein werde.

An den Regierungen der Einzelſtaaten wird es jetzt ſein, die Beſchlüſſe des Congreſſes auf geſetzlichem Wege zur Ausführung zu bringen, oder etwa noch aufſteigende Bedenken durch Verhandlungen unter ſich auszugleichen. Nicht weniger hat aber auch die Preſſe der Einzelſtaaten das Recht und die Pflicht, die Bedeutung und Tragweite dieſer Beſchlüſſe vor das Forum ihrer nationalen Rechtsanſchauung zu ziehn und etwaige Zweifel über ihre Zuläſſigkeit zu conſtatiren oder zu beſeitigen. Wir glauben wenigſtens nur dieſer Pflicht zu genügen, wenn wir hier einmal die Frage über die Dauer des geiſtigen Eigenthums einer nochmaligen Prüfung unterwerfen. Bekanntlich hat eine Minorität auf dem Congreß mit äußerſter Anſtrengung das Princip vertheidigt, den Rechten der Schriftſteller und Künſtler an ihren geiſtigen Erzeugniſſen müſſe eine ewige Dauer zugeſtanden werden, während die Majo-

rität dieſes Recht nur für die Lebenszeit des Autors und deſſen Gattin, ſo wie 50 Jahre lang nach deren Tod anerkannt hat. Wie ſtellt ſich unſer deutſches Rechtsbewußtſein zu dieſem Beſchluſſe der Majorität?

Man wende uns nicht ein, dieſe Frage ſei grade für uns Deutſche durch die bekannten Bundesbeſchlüſſe thatſächlich längſt entſchieden. Wir werden aus der Geſchichte dieſer Bundesbeſchlüſſe, ſo wie aus den betreffenden Berichten der Ausſchüſſe erſehen, daß der Bundestag bei allen ſeinen Beſchlüſſen dieſe Frage ſtets umgangen hat, daß die Stellung, die er zum Recht der Schriftſteller und Künſtler eingenommen, eine weſentlich andere war, als die des Congreſſes. Sollten wir alſo im Verlauf unſerer Unterſuchung uns für die Anſicht der Minorität erklären, ſo würden wir inſoweit den Beſchlüſſen des Congreſſes nicht beitreten können, wir würden vielmehr von der Bundesgeſetzgebung die entſprechende Erweiterung des Rechtsſchutzes für die Erzeugniſſe der Wiſſenſchaft und Kunſt beanſpruchen müſſen.

Der Artikel 18 d der Bundesacte vom 8. Juni 1815 beſtimmt:

„Die Bundesverſammlung wird ſich, bei ihrer erſten Zuſammenkunft, mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck beſchäftigen.“

Zu dieſer Beſchäftigung hatte jedoch die Bundesverſammlung lange keine Zeit. Erſt in der Sitzung vom 22. Juni 1818 wurde dieſe Angelegenheit einem Ausſchuß überwieſen, der dann in der Sitzung vom 22. Februar 1819 unter Vorlage eines vollſtändigen Geſetzentwurfs Bericht erſtattete. Bemerkenswerth iſt aus dieſem Entwurf für uns nur die Beſtimmung, daß die Rechte der Schriftſteller und Verleger — nicht aber deren Erben — einen zehn, reſpective funfzehnjährigen Schutz genießen ſollten, und ſodann noch die Faſſung des Artikel 1, welcher lautete: „Jede Vervielfältigung der in den Staaten des deutſchen Bundes erſcheinenden Druckſchriften ꝛc. durch den Druck ꝛc. ohne die Einwilligung ihrer Urheber ꝛc. iſt verboten. Jeder Eingriff dieſer Art in die Eigenthumsrechte der Verfaſſer und Verleger iſt als ſtrafbarer Nachdruck zu betrachten.“ Mit Recht machte P r e u ß e n gegen die Faſſung dieſes Artikels geltend: „daß durch die zu erlaſſende Verordnung nicht erſt die Schriftſteller und Verleger Rechte e r h a l t e n ſollten, als wenn ſie o h n e e i n e ſ o l c h e V e r o r d n u n g gar keinen Anſpruch auf dergleichen machen könnten;“ es blieb mit dieſer Auffaſſung ziemlich iſolirt. Die meiſten Regierungen nahmen vielmehr grade daran Anſtoß, daß man durch ein für alle Bundesſtaaten verbindliches Geſetz die Rechte der Schriftſteller und Verleger ein für allemal feſtſtellen und nicht wie bisher den erforderlichen Schutz durch Privilegien gewähren wolle. Von einzelnen Regierungen wieder gingen innerhalb der nächſten Jahre Inſtructionen überhaupt nicht ein, und die Sache kam eben vollſtändig ins Stocken.

Man hatte ſich nun aber doch einmal durch den Art. 18 d der Bundesacte und die bisherigen Schritte gebunden. Baiern ſtellte deshalb einen Vermittlungsantrag, welcher im Weſentlichen darauf hinauslief, von einer Regelung der hier fraglichen Verhältniſſe durch ein förmliches Geſetz Abſtand zu nehmen und nur eine allgemeine Uebereinkunft abzuſchließen, nach welcher jedem Verleger ein Privileg auf beſtimmte Jahre zu geben ſei, das dann im Umfang des Bundes gleichförmig in Ehren gehalten werden ſolle. Zur Motivirung dieſes charakteriſtiſchen Antrags hatte die baieriſche Regierung geſagt: „Der vorgelegte Geſetzentwurf greife unverkennbar ſo tief in die Polizeigewalt, ſo wie in die Civil- und Strafgeſetzgebung ein, daß er für alle Bundesſtaaten in Beziehung auf ihre Souveränetät, ihre beſondern Verfaſſungen und ihre Bundesgeſetzgebung unſtreitig von höchſter Wichtigkeit ſei u. ſ. w." War man aber bisher blos getheilter Meinung über den Geſetzentwurf geweſen, ſo war man es nun auch noch über dieſen Antrag Baierns. Die Sache ſelbſt hatte unter beiden Vorſchlägen zu leiden und die buntſcheckige Geſetzgebung, oder auch der Mangel jeder Geſetzgebung, über den Nachdruck blieb in den Einzelſtaaten nach wie vor. Um dieſen unſeligen Zuſtand wenigſtens einigermaßen zu lindern, brachte Preußen in der Sitzung vom 20. Auguſt 1829 einen Antrag ein, der darauf hinausging, „bei Anwendung der geſetzlichen Vorſchriften und Maßregeln gegen den Nachdruck den Unterſchied zwiſchen den eignen Unterthanen und denen der übrigen Bundesſtaaten fallen zu laſſen unbeſchadet jedoch des Fortganges der bisherigen Verhandlungen." Dieſem Antrag trat auch der Bund durch Beſchluß vom 6. September 1832 bei. Viel war jedoch auch hiermit nicht gewonnen, da die Staaten, welche nur auf ertheilte Privilegien hin die Rechte der Schriftſteller achteten, nach wie vor Sitz der Nachdruckinduſtrie blieben.

In dieſer Lage verblieb die Sache bis zu den wiener Miniſterconferenzen vom Jahre 1834. Dort einigte man ſich im Artikel 36 des Schlußprotokolls wenigſtens dahin: „daß der Nachdruck im Umfang des ganzen Bundesgebiets zu verbieten, und das ſchriftſtelleriſche Eigenthum nach gleichförmigen Grundſätzen feſtzuſtellen und zu ſchützen ſei." Die Beſtimmungen dieſes Artikels 36 kamen denn auch wörtlich durch den Bundesbeſchluß vom 2. April 1835 zur Ausführung. Hiermit waren endlich zwei Principien feſtgeſtellt worden: das poſitive allgemeine Verbot des Nachdrucks und die Anerkennung des ſchriftſtelleriſchen Eigenthums. Die Differenz, ob durch ein umfaſſendes Geſetz oder nur durch eine Einigung im Sinne des baieriſchen Antrags die vollſtändige Regelung der unglücklichen Sache erfolgen ſolle, blieb nach wie vor beſtehn. Man wußte zuletzt beim Bunde ſelbſt nicht mehr, was man in dieſer Beziehung eigentlich wolle. Da ſetzte Würtemberg dem Bunde gleichſam die Piſtole auf die Bruſt, indem es die einfache

Digitized by Google

Frage vorlegte, ob überhaupt noch von Bundeswegen gleichmäßige Beſtimmungen in dieſer Sache getroffen werden ſollten, oder ob man das Uebrige den Einzelregierungen überlaſſen wolle. Der hierüber erſtattete Ausſchußbericht erwog die Lage der Umſtände und entſchied ſich dafür, daß man ſich auf einige in ſämmtlichen Bundesſtaaten zur Anwendung zu bringende Hauptgrundſätze beſchränken und daneben nur noch ausdrücklich ſich dahin ausſprechen ſolle, das Verbot des Nachdrucks müſſe in jedem Fall in allen Staaten zum Vollzug gebracht werden. Der Bundestag trat dieſem Antrag durch Beſchluß vom 5. Sept. 1835 bei, und der Gedanke eines allgemeinen umfaſſenden Geſetzes wurde ſomit aufgegeben. Nunmehr endlich erfolgte nach weitern langwierigen Verhandlungen unter dem 9. Nov. 1837 der bekannte Bundesbeſchluß, welcher die literariſchen Erzeugniſſe aller Art, ſo wie die Werke der Kunſt auf mechaniſchem Wege zu vervielfältigen verbietet, und den Rechten des Urhebers ꝛc., ſo wie deren Erben zehn Jahre lang nach Erſcheinen des Werks ſeinen Schutz zuſichert.

Dies war alſo die Ausbeute zweiundzwanzigjähriger Berathungen und Verhandlungen. Hören wir nun einmal, von welchen Geſichtspunkten der Bund bei dieſem Beſchluß ausging. Der Ausſchußbericht ſpricht ſich hierüber folgendermaßen aus: „Die Commiſſion glaubt, daß der Schutz nicht zu weit auszudehnen ſein dürfte, welcher den Schriftſtellern und Verlegern von Seiten der Geſammtheit des Bundes zu gewähren iſt. Da alle Bundesmitglieder mit dem als allgemeingiltigen Grundſatz auszuſprechenden Termin einverſtanden ſein müſſen, kann es ſich ohnehin nur von einem Minimum handeln, das zu erſtrecken jedem Bundesſtaat unbenommen ſein muß. Hierzu kommt das Intereſſe des großen Publicums, das mit einem zu weit ausgedehnten Schutz der Schriftſteller und Verleger unvereinbar wäre. Die unmittelbare Folge eines ſolchen Schutzes würde eine unverhältnißmäßige Vertheuerung der Gegenſtände des Buch- und Kunſthandels ſein, indem die Schriftſteller und Verleger ſich das ihnen ertheilte gleichſam unbeſchränkte Monopol zu Nutze machen und den Preis ihrer Waare willkürlich ſteigern würden. Dieſem Uebel könnte auch nicht durch ein Regulativ der Bücherpreiſe entgegengewirkt werden, weil die Aufſtellung eines ſolchen Regulativs bei der unendlichen Verſchiedenheit der im Buch- und Kunſthandel begriffenen Gegenſtände ebenſo ſchwierig als deſſen Handhabung unausführbar ſein würde. Die Commiſſion betrachtet den Schutz, welcher den Schriftſtellern und Verlegern von Seiten des Bundes gegen den Nachdruck gewährt werden ſoll, in dem Lichte eines Erfindungspatentes, nach deſſen Erlöſchen das betreffende Werk Gemeingut wird, und das daher auch nicht zu weit gegriffen ſein darf, wenn das große Publicum aus dem Erlöſchen des Patentes den ihm gebührenden Vortheil ziehen ſoll. — —

Dagegen iſt die Commiſſion der Anſicht, daß das Recht des Urhebers eines Werks der Wiſſenſchaft und Kunſt gegen unbefugte Vervielfältigung wie jedes andere Eigenthum auf deſſen Erben und Rechtsnachfolger übergehe."

Was die Geſchichte dieſes Bundesbeſchluſſes nicht ſchon längſt deutlich erzählt hatte, war hier auf einmal gradezu ausgeſprochen: Man reglementirte polizeimäßig die ganze verdrießliche Angelegenheit, man ſtopfte den fatalen Literaten und Verlegern endlich einmal den Mund. Der Gedanke, daß man nicht etwa ein Recht zu geben, daß man vielmehr nur ein aus der Natur der Verhältniſſe hervorgewachſenes Recht anzuerkennen und Jahrhunderte altes Unrecht zu beſeitigen habe, daß man alſo nicht nach den Intereſſen des „großen Publicums" und nach polizeilichen Geſichtspunkten die Dauer dieſes Rechts auf einzelne Jahre abmeſſen könne, vielmehr aus der Natur dieſes Rechts ſelbſt die Frage zu entſcheiden habe, welche Dauer ihm zukommen müſſe — dieſe ganze Auffaſſung, von welcher auf dem Congreß zu Brüſſel Minorität ſowol, wie Majorität ausging, iſt dem deutſchen Bund bei ſeinem Beſchluß vom 9. Novbr. 1837 nicht in den Sinn gekommen. Immerhin war damit praktiſch unendlich viel gewonnen. Vor allem war eine gemeinſame Grundlage gegeben, auf der ſich weiter bauen ließ. Ein weiteres Fortſchreiten auf der einmal gefundenen Bahn erfolgte denn auch ſchon durch den Bundesbeſchluß vom 22. April 1841, welcher die dramatiſchen und muſikaliſchen Erzeugniſſe zehn Jahre lang gegen unbefugte Aufführung ſchützte. Dieſen Schutz dehnte ſodann der Bundesbeſchluß vom 12. März 1857 auf die Lebenszeit des Dichters und Componiſten und noch weitere zehn Jahre aus, nachdem ſchon durch den Bundesbeſchluß vom 19. Juni 1845 der Schutz der literariſchen und artiſtiſchen Erzeugniſſe auf die Lebenszeit der Schriftſteller und Künſtler und noch dreißig weitere Jahre erſtreckt war.

Bei allen dieſen weitern Schritten iſt jedoch vom Bunde der Geſichtspunkt der Gnade, der obrigkeitlichen Fürſorge nicht aufgegeben worden. Die Ausſchußberichte zum letzten Bundesbeſchluß vom 12. März 1857 ſprechen ſich hierüber noch grade ſo gönnerhaft willkürlich aus, wie es die Commiſſion zum Beſchluß vom 9. November 1837 gethan hatte. Sie ſagen z. B.: „der Ausſchuß muß es uns jedenfalls ſchon für eine gerechte Verbeſſerung der Lage der dramatiſchen und muſikaliſchen Autoren in Deutſchland und für angemeſſen und wünſchenswerth halten, wenn die beregte Beſtimmung zum Bundesbeſchluß erhoben wurde." An einem andern Orte heißt es: „Gleichwie in den Bundesbeſchlüſſen gegen den Nachdruck und die unbefugte Nachbildung literariſcher und artiſtiſcher Werke allmälig zu dem durchgreifenden Princip des lebenslänglichen Schutzes der Autoren übergegangen iſt, ebenſo dürfte es ſich auch empfehlen, in Beziehung auf den Schutz gegen unbefugte Aufführung muſikaliſcher und dramatiſcher Werke zu

dieſem Grundſatz mit der der Sache angemeſſenen Modification vorzuſchreiten. Ein ſolches allmäliges Fortſchreiten an der Hand des Bedürfniſſes und der Erfahrung liegt in der Natur der Sache begründet.“

Wenn wir bei dieſer Charakteriſtik der Auffaſſung des Bundes uns vielleicht etwas länger aufgehalten haben, als es die Bedeutung derſelben für unſern Zweck erforderte, ſo mag uns hierbei die eigenthümliche politiſche und culturgeſchichtliche Bedeutung dieſer Auffaſſung als Entſchuldigung dienen. Es kann das Verhalten des Bundes zu unſrer Nation nichts treffender charakteriſiren als dies halb großmüthige halb mißtrauiſche — Spielen mit dem Recht der Schriftſteller und Künſtler; es kann die Höhe der culturgeſchichtlichen Stellung des brüſſeler Congreſſes nichts ſo ſehr veranſchaulichen als ein Blick vom Niveau der Auffaſſung des Bundestages. Wir wiſſen zwar recht wohl, daß es einmal in der Wiſſenſchaft ſtreitig geweſen iſt, ob der Schriftſteller und Künſtler an ſeinen Werken wirklich ein ausſchließliches Recht habe, wir wüßten ſogar einzelne Juriſtenfacultäten namhaft zu machen, die das Recht gradezu leugneten. Es dies aber doch gottlob ſchon etwas lange her, und wir glauben nicht, daß man heutzutage dieſen abgeſchmackten Zweiflern des vorigen Jahrhunderts noch immer die Ehre anthut, dies Recht überhaupt als zweifelhaft erſcheinen zu laſſen. Für die juriſtiſche Befähigung der betreffenden Herrn Bundestagsgeſandten wäre es wenigſtens ein ſchlechtes Compliment, wenn man annehmen wollte, ſie zweifelten wirklich an der Exiſtenz eines Rechts, zu deſſen Schutz ſie ſeit vierzig Jahren die außerordentlichſten Anſtrengungen gemacht, dem ſie ſogar den gewichtigen Namen „Eigenthum“ beigelegt. Ueberdies ſpricht ja auch der Bund unausgeſetzt von den Rechten der Schriftſteller und Künſtler, weshalb ſollte er denn nicht auch ein Recht derſelben annehmen. Wenn der Bund trotzdem dies Recht nicht unumwunden anerkannte, wenn er es vielmehr mit der bureaukratiſchen Papierſcheere anfangs in kleineren, allmälig aber „an der Hand des Bedürfniſſes und der Erfahrung“ in größeren Portionen den Berechtigten vorgeſchnitten hat, ſo müſſen wir den Grund hiervon wo anders ſuchen. Der Bund war zu vornehm, um den armen Künſtlern und Schriftſtellern, er war zu gereizt und zu mißtrauiſch, um den verhaßten demagogiſchen Schreiern und Verlegern an ihren Erzeugniſſen ein abſolutes Recht zuzugeſtehen, wie es andere ehrliche Leute an ihren Arbeiten auch haben. Der Gedanke, daß Schriftſteller und Künſtler Rechte haben ſollten, ſchien bedenklich; denn dann hätten politiſche Schriftſteller auch Rechte haben müſſen, und denen geſtand man nicht einmal das Recht der Exiſtenz, geſchweige denn Rechte zu, die ihre Exiſtenz hätten ſichern können. Wer mochte wiſſen, welche politiſche Umwälzung durch die unumwundene Anerkennung des ſchriftſtelleriſchen Eigenthums möglich werden

Digitized by Google

konnte — alſo vorſichtig! Man konnte es ja einmal mit zehn Jahren probiren, nachher ließ ſich immer noch ab- und zuthun. Bei dieſer Auffaſſung konnte alſo der Bund unmöglich zur Entſcheidung unſrer Frage kommen, wie weit denn wol nach der Natur des geiſtigen Eigenthums der Rechtsſchutz ausgedehnt werden, ob nicht vielleicht dieſes Recht eine ebenſo lange Dauer haben müſſe, als das körperliche Eigenthum auch. —

Das Haus, das ich gebaut, geht in den Privatbeſitz meiner Erben und deren Rechtsnachfolger ungehindert über und wird als Gegenſtand des Privatrechts anerkannt, ſo lange es überhaupt exiſtirt. Das Buch, das ich geſchrieben, ſoll für meine Erben nur funfzig Jahre lang Gegenſtand des Privatrechts ſein, von da ab ſoll ſich ſein privatrechtlicher Charakter verflüchtigen, es ſoll von da ab Gemeingut aller werden. Wie rechtfertigt ſich dieſe Verſchiedenheit der rechtlichen Behandlung? Sie rechtfertigt ſich überhaupt nicht, hat die Minorität des brüſſeler Congreſſes geſagt, es iſt Mißhandlung der Rechte des Schriftſtellers; denn es gibt keinen Unterſchied zwiſchen körperlichem und intellectuellem Eigenthum. „Eure Argumente ſind die Argumente von Communiſten“ hat Jules Simon, der geiſtreichſte Wortführer der Minorität, gerufen, „und ich ſage Euch, dieſe Argumente werden ſich eines Tags gegen Euch ſelbſt kehren. Wenn Ihr die freie Verbreitung Roſſiniſcher Melodien mit dem Grunde rechtfertigt, die Menſchheit muß Melodien haben, ſo werden Euch die Arbeiter eines Tages ſagen, wir müſſen Brot haben, und Ihr werdet ihnen nichts hierauf erwidern können.“ Und was hat die Majorität hierauf erwidert? Es gibt nur ein Eigenthum an körperlichen Sachen, ein intellectuelles Eigenthum iſt ein wiſſenſchaftliches Unding; die geiſtigen Erzeugniſſe ſind geſchöpft aus dem allgemeinen geiſtigen Fonds der Menſchheit, ſie müſſen ſpäter auch wieder dahin zurückkehren; ein dauerndes Einzeleigenthum an der geiſtigen Schöpfung würde dieſelben der Willkür des jeweiligen Beſitzers überantworten — wo wäre die Erfindung der Buchdruckerkunſt hin, wäre ſie in das Eigenthum eines fanatiſchen Mönchs gefallen!

Das ſind die Argumente der Majorität geweſen. Schützen ſie wirklich gegen den ſcharfen Vorwurf Jules Simons, und geben ſie eine befriedigende Löſung der erregten Zweifel? Ein rechtliches Princip muß ſich einem jeden Unbefangenen faſt ebenſo ſtreng beweiſen laſſen wie ein mathematiſcher Satz, oder es taugt nichts. Uns dünkt, das große Rechtsprincip, das die Majorität des Congreſſes der civiliſirten Welt verkündet hat, ſei mehr mit dem Inſtinct als mit dem zwingenden Verſtand entſchieden worden.

Man wird nicht weit damit kommen, will man das Princip der Majorität mit dem Satze der Schule rechtfertigen: Es gibt nur ein Eigenthum an körperlichen Sachen. Das ſind Wortklaubereien, würde man uns entgegenhalten; das unumſchränkte und ausſchließliche Dispoſitionsrecht über einen

körperlichen Gegenſtand heißt körperliches Eigenthum, das unumſchränkte und ausſchließliche Dispoſitionsrecht über ein geiſtiges Erzeugniß heißt geiſtiges Eigenthum. Das erſte hat der Erbauer eines Hauſes, das zweite hat der Schöpfer eines geiſtigen Werks. Kannten die Römer und die altgermaniſchen Völker ein ſolches geiſtiges Eigenthum nicht; ſo lag das an ihrer geringeren Culturentwicklung. Die heutige civiliſirte Welt kennt es aber und deshalb ſtellen wir das geiſtige Eigenthum dem körperlichen gleich.

Heißt das aber nicht auch mit dem Wort gefochten? Iſt dieſer Schluß nicht etwa blos deshalb möglich, weil man das Recht des Autors auf ſein Erzeugniß „Eigenthum“ zu nennen beliebt hat? — So iſt es allerdings. In Rechtsfragen argumentirt aber blos der Dilettant mit Worten und Schulſätzen, der tüchtige Richter entſcheidet immer nur aus der Natur der Sache. Gehen deshalb auch wir einmal von den Worten ab und auf die Natur der Sache. Müſſen wir uns bei genauer Betrachtung der Eigenthümlichkeit beider Rechtsobjecte geſtehen, daß wirklich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen körperlichen Sachen und den Schöpfungen unſers Geiſtes exiſtirt, dann — aber auch nur dann — wird auch das Recht einen Unterſchied ſtatuiren dürfen.

Wir argumentiren indeß bei dieſem letzten Schluß mit einem Satz, deſſen Richtigkeit wir zwar nicht wiſſenſchaftlich ſtreng beweiſen wollen, deſſen Bedeutung und Eigenthümlichkeit wir jedoch erſt noch etwas näher glauben entwickeln zu müſſen. Die unendliche Verſchiedenheit der Rechtsverhältniſſe und Rechte hat ihreu Grund nicht etwa in der unendlichen Verſchiedenheit der Menſchen und deren Charakteren und Situationen. Die Menſchen ſind vielmehr im Recht — dies iſt wenigſtens die Regel — alle gleich, ſie kommen alle nur von der einen Seite in Betracht, ob ſie einen Willen haben oder nicht, ihre übrigen Verſchiedenheiten, wie z. B. Geſchlecht, Alter, Amt ſind im Recht völlig gleichgiltig. In unſerm obigen Beiſpiel kann alſo das frei vererbliche Recht des Hauserbauers an ſeinem Hauſe und das beſchränkt vererbliche Recht des Schriftſtellers an ſeinem Werke nicht darin ſeinen Grund haben, weil der erſte etwa ein Zimmermann und der zweite ein Dichter iſt. Was unſer Recht ſo verſchiedenartig geſtaltet, das ſind — jedoch auch wieder nur im Großen und Ganzen — die Objecte unſrer Rechte und deren unendlich verſchiedene Eigenſchaften. Dieſe Verſchiedenheit der Eigenſchaften der Rechtsobjecte bedingt nämlich im einzelnen Fall naturgemäß und nothwendig auch ein ganz verſchiedenes Verhalten des Menſchen gegen dieſelben, d. h. alſo ganz verſchiedene Rechtsverhältniſſe, ganz verſchiedene Rechte. Die Verpflichtung eines dritten, irgend etwas für mich zu thun, iſt z. B. ein Rechtsobject für mich; das Landgut, deſſen Eigenthümer ich bin, iſt gleichfalls ein Rechtsobject für mich. Zwiſchen beiden beſteht aber offenbar ein ganz ungeheurer Unterſchied und folglich auch zwiſchen meinem Recht am einen und

am andern. Ein Landgut iſt ſodann wieder ein ganz anderes Ding als eine Taſchenuhr. Die letztere kann ich überall hin mit mir transportiren, das Landgut muß ich wol liegen laſſen, wo es liegt. Dieſe Verſchiedenheit des Landguts von der Taſchenuhr wirkt aber wieder auf unſer Verhalten zu beiden, auf unſer Recht an beiden zurück.

Dies wird genügen, um die Natur und Bedeutung dieſes Princips klar zu ſtellen. Beweiſen wollen wir, wie geſagt, daſſelbe nicht, es iſt dies von der Wiſſenſchaft längſt geſchehen. Nehmen wir alſo einmal den Satz als feſtſtehend an: die Verſchiedenheit der Rechtsobjecte hat ſtets auch ein verſchiedenes Verhalten der Menſchen zu den Rechtsobjecten und dies eine Verſchiedenheit der Rechte ſelbſt zur Folge, und treten wir mit dieſem Satz einmal an unſer obiges Beiſpiel heran.

Das Object vom Recht des Hauserbauers iſt ein großes, ſichtbares, greifbares Ding, das er bewohnt, das ihm eine Rente abwirft, das er vielleicht noch verſchönert, das er in Bau und Beſſerung erhält; das Object vom Recht des Dichters iſt ein unſichtbares, blos für den Geiſt wahrnehmbares Gebilde der Phantaſie, das er in Druck und Verlag gibt, das ihm Ruhm, Ehre und Geld einbringt, das er vielleicht noch verändert und verbeſſert. Wir ſehen, bis jetzt iſt noch kein großer Unterſchied im Verhalten beider zu ihren Rechtsobjecten ſichtbar, der Thätigkeit des Hauserbauers correſpondirt im Allgemeinen faſt vollſtändig die Thätigkeit des Dichters. Dem Dichter für ſeine Perſon hat ja aber auch die Majorität des Congreſſes ein unbeſchränktes Recht zugeſtanden, nur die Erben des Dichters ſollen dies unbeſchränkte Recht nicht mehr haben. Betrachten wir uns daher einmal die Erben beider Perſonen. Der Erbe des Hauserbauers bewohnt das Haus, es wirft ihm eine Rente ab, er verſchönert es vielleicht noch, er erhält es in Bau und Beſſerung, genug, es gibt keine Thätigkeit ſeines Erblaſſers, die er nicht unbeſchadet der Integrität des Hauſes auch ausüben könnte; der Erbe des Dichters gibt das Drama in Druck und Verlag und es bringt ihm dadurch Geld ein. Verändern und verbeſſern kann er es nicht, denn dann bleibt es nicht mehr das Werk ſeines Erblaſſers; Ruhm und Ehre bringt es ihm auch nicht ein, denn die hängen ausſchließlich an der Perſon des Dichters. Aber indem er das Drama in Druck und Verlag gibt, erhält er es doch? Nein, er erhält es auch nicht. Denn gäbe man den Druck frei, ſo brauchte es der Erbe gar nicht in Druck und Verlag zu geben, und es bliebe doch erhalten, vielleicht noch beſſer als ſo. Nur auf eine Weiſe kann der Erbe auf das Schickſal des Dramas Einfluß gewinnen: er kann jede neue Auflage unterlaſſen und dadurch das Werk ſeines Erblaſſers allmälig in Vergeſſenheit bringen und unterdrücken. Wir ſehen, der Erbe des Dichters kann in keine der Thätigkeiten eintreten, die ſein Erblaſſer in Bezug auf das Drama ent-

wickelt hatte, er unterſcheidet ſich alſo hierdurch weſentlich von den Erben des Hauserbauers.

Welche Folgen für das Recht dieſer beiden Perſonen muß dies verſchiedene Verhalten derſelben zu ihrem Rechtsobject haben?

Es gibt drei wohlbekannte Rechtsſätze, die lauten ungefähr ſo: Wer ſich drei oder zehn Jahre lang um ſein Eigenthum nicht kümmert, der hat es verloren; wer dreißig Jahre lang ſeine Forderung gegen den Schuldner nicht geltend macht, hat ſie verloren; der adelige Grundherr, der ſein Gut an ſeinen Bauern zu Lehn gab, hat ſein Gut verloren. Wie kommt es denn, daß man auf einmal dieſe wohlerworbenen Rechte nicht gelten laſſen will? Sie haben ihr Recht verwirkt, ſagt unſer Rechtsgefühl, ſie haben keine der Thätigkeiten entfaltet, die nach meiner Anſicht dazu gehören, um mir den Gedanken wach zu erhalten, daß ſie ein Recht an dieſen Sachen haben. Es iſt eben ein eigen Ding um unſer Rechtsgefühl. Es iſt das keine lebloſe Theorie, die man in Formen und Recepten Jahrhunderte lang aufbewahren könnte. Es iſt vielmehr ein ſehr reales Ding, das überall auf den wirklichen Verhältniſſen ſeine Grundlage haben will — real, wie das Leben ſelbſt, in dem es ſich bewegt. Mit eignen Augen will es ſich überzeugen, ob der Einzelne in dem Verhältniß zu ſeinem Rechtsobject ſtehe, das allein ihm ein Recht daran geben und ſichern kann, und Beſcheinigungen, die eine frühere Generation über dies Verhältniß ausgeſtellt, werden nicht allzuſehr hierbei berückſichtigt. So mögen in unſern Beiſpielen die Eigenthümer und der Forderungsberechtigte mit noch ſo vielen Documenten beweiſen können, daß ihre Väter und Großväter, ja ſie ſelbſt das fragliche Recht unbeſtritten gehabt, unſer Rechtsgefühl weiſt ſie doch zurück: ſie ſind ihm eben mit ihrem Recht aus dem Gedächtniß gekommen.

Wenn aber unſer Rechtsgefühl ein vollkommen wirkſam beſtehendes Recht deshalb gradezu aufhebt, weil der bisherige Inhaber die Thätigkeit hinſichtlich ſeines Rechtsobjects nicht entwickelt hat, die zur Erhaltung ſeines Rechts nothwendig war, um wie viel weniger wird es dann geneigt ſein können, ſich für die Fortdauer eines Rechts zu entſcheiden, deſſen Gegenſtand ſeiner eigenthümlichen Natur nach für einen jeden andern als den erſten Berechtigten die erforderliche Thätigkeit unmöglich macht. Dies letztere iſt aber, wie wir ſehen, bei dem literariſchen und artiſtiſchen Eigenthum der Fall, und die Majorität des Congreſſes hat daher mit gutem Grund das Princip der ewigen Dauer dieſes Rechts verworfen.

Es kam uns bei unſerer Ausführung allein darauf an, den zwingenden Rechtsgrund bloß zu legen, auf dem dieſe Entſcheidung der Majorität beruht. Es wird deshalb, nachdem dies geſchehen, nicht ganz unangemeſſen ſein, auch einmal den Werth der allgemein menſchlichen Momente zu prüfen, die mit

ihrem pathologiſchen Gehalt dem Laien in der Regel einen Rechtsſatz erſt ſo ganz mundgerecht machen. Wenn die Wortführer der Majorität hervorgehoben haben, das Schickſal, ja die Exiſtenz einer geiſtigen Schöpfung, an der vielleicht Hunderttauſende ſich ergötzen und erheben, könne nicht in die Willkür eines Einzelnen gelegt werden; wenn der deutſche Bund, etwas weniger zart, die allzugroße Vertheuerung der Bücherpreiſe gegen die dauernde Berechtigung eines Einzelnen geltend gemacht, ſo mögen dieſe Gründe für dieſen oder jenen, je nach Charakter und Individualität, immerhin als Mittel dienen, ſich die Gerechtigkeit unſerer Entſcheidung anſchaulich zu machen — rechtfertigen, dem kühlen, ſtrengen Rechtsgefühl gegenüber rechtfertigen, können ſie jedoch unſere Entſcheidung nicht. Wenn ich ein Recht habe, ſo gibt mir dies auch die Befugniß, mit dem Object deſſelben anzufangen, was ich will; wenn ich ein Recht habe und ein anderer will davon Genuß ziehen, ſo mag ich immerhin den Preis hierfür ſo hoch ſtellen, als das Intereſſe des andern reicht. Es wird immer eine Verletzung meines Rechts und meiner Perſönlichkeit bleiben, wenn man mir die freie Dispoſition über das Object meines Rechts entzieht, wenn man den Preis deſſelben mir octroyirt. Hätte der Erbe Guttenbergs auch wirklich die Erfindung ſeines Erblaſſers wieder vernichtet — ſo unermeßlich dieſer Verluſt für die Menſchheit geweſen, es wäre jeder Verſuch, ihn daran zu hindern, eine Verletzung ſeines Rechts geblieben, wenn man ihm überhaupt eins daran zugeſtand. Weshalb denn auch dem zweiten und dritten Berechtigten auf einmal Feſſeln anlegen, wenn man ſie beim erſten nicht für gerechtfertigt hält? Oder konnte nicht auch Guttenberg ſelbſt ſeine Erfindung der Welt wieder entziehen, kann nicht auch der Dichter ſelbſt den Preis für ſein Drama ſo hoch treiben, als es ihm beliebt? Ein Recht bleibt deshalb nicht weniger ein Recht, weil ſeine Ausübung einem dritten unbequem iſt und vor dem Ernſt und der Wahrheit dieſes Satzes zerſtieben alle ſolche Argumente vager Billigkeit, wie Spreu vor dem Wind. Vor unſerm Rechtsgefühl wird immer nur deshalb die Entſcheidung der Majorität Stich halten, weil die eigenthümliche Natur vom Object des Rechts des Schriftſtellers und Künſtlers für einen jeden andern, als den geiſtigen Schöpfer ſelbſt, die Thätigkeit nicht zuläßt, die nun einmal von einem jeden und unter allen Umſtänden gefordert wird, wenn ſeine ausſchließliche Macht über einen Gegenſtand die allgemeine Anerkennung finden, wenn er ein Recht daran haben ſoll. Erſt wenn wir vom Standpunkt dieſes Princips, das alle Rechte trifft und deshalb keines verletzt, die Entſcheidung der Majorität betrachten, können wir uns mit ihr ausſöhnen; denn nur dann unterliegt ſie dem Stempel der Gleichheit, der die charakteriſtiſche Eigenſchaft alles menſchlichen Rechts von jeher war und für alle Zeit bleiben wird.

Es wird uns jetzt nur übrig bleiben, einigen Einwendungen zu begeg-

Digitized by Google

nen, die man unſern Deductionen vielleicht noch entgegenhalten könnte. Wir ſind nämlich bisher immer nur von der Perſon des Rechtsnachfolgers unſers Dichters ausgegangen, wir haben bis dahin nur nachgewieſen, daß es für dieſen keine Rechtsverletzung ſei, wenn ihm ein ausſchließliches Recht an dem Werke ſeines Erblaſſers nicht zugeſtanden wird. Wenn aber der Rechtsnachfolger kein Recht hat unbeſchränkt zu erben, hat deshalb auch der Dichter kein Recht, ſein Erzeugniß frei zu vererben? Iſt es alſo nicht eine Verletzung ſeines Rechts, und wenn das nicht, iſt es nicht wenigſtens eine Mißachtung ſeiner Perſönlichkeit, oder doch ein Mangel an der ihm ſchuldigen Pietät, wenn man ihm die Möglichkeit entzieht, die materiellen Vortheile ſeines Werks ſeiner Familie für alle Zeit zu erhalten? Das Recht des Dichters an ſeinem Drama iſt ein Vermögensrecht; Vermögensrechte gehen aber auf die Erben über, und nur die Communiſten leugnen dies, wird uns Jules Simon vorhalten.

Und doch hat die Majorität des Congreſſes dem Recht des Dichters alle die Achtung erwieſen, die er für ſein Recht ſowol, wie für ſeine Perſönlichkeit nur irgend beanſpruchen kann. Das Recht des Dichters auf den ausſchließlichen Verlag ſeines Dramas iſt ein Vermögensrecht, aber — *ein individuelles Vermögensrecht*. Die eigenthümliche Natur vom Object dieſes Rechts bleibt für den Dichter ſelbſt ebenſo zart und duftig, wie für ſeinen Rechtsnachfolger, und es ſteht nicht in ſeiner, wie in keines Menſchen Macht, dieſe Natur zu verändern. Sie wirkt deshalb auch nothwendig auf den Dichter und ſein Recht ebenſo bedingend und geſtaltend zurück, wie jedes andere Rechtsobject in ſeiner Weiſe dies auch thut. Sein Drama iſt und bleibt ein geiſtiges Product, das des zähen Stoffs nun einmal entbehrt, der für die Producte unſerer Handarbeit die Möglichkeit des freien Uebergangs auf jeden dritten gewährt. Nur dem geiſtigen Erzeuger bequemt ſich das geiſtige Product zu der Rolle des Gelderwerbens, nur ihn erkennt es an als den Herrn und Meiſter, der Macht hat über ſein Geſchick. Mit dem Tode dieſes ſeines Herrn ſchwingt es ſich wieder auf zu den Höhen des Lichts und der Freiheit, aus denen der Dichter, der Künſtler es herabholt. Dies iſt keine Demüthigung für den Dichter, dies iſt, wie uns dünkt, erſt der rechte Triumph für ihn. Hierin erſt zeigt es ſich, daß er höher ſteht als der Handwerker, als der Induſtrielle, daß der Geiſt es war, und nur der Geiſt, mit dem er geſchaffen und für den er geſchaffen. Die Beſtimmungen alſo, welche die Majorität des Congreſſes *gegen die Natur* des Rechtes zum Vortheil der Witwe und der Erben des Schriftſtellers und Künſtlers getroffen, ſie ſind nicht etwa eine unzulängliche Anerkennung eines Rechts dieſer Perſonen, ſie ſind vielmehr ausſchließlich der Ausfluß der perſönlichen Verehrung und der Pietät, die über das Grab hinaus den großen Todten der Nation gezollt wird.

Digitized by Google

Wir ſind am Schluß. Es ſei uns jedoch noch geſtattet, wenigſtens mit einigen Worten die Beſtimmungen des bei uns geltenden Rechts mit den Beſtimmungen des Congreſſes, ſo weit ſie die Dauer des geiſtigen Eigenthums betreffen, zu vergleichen. Der deutſche Bund hat in das Bereich ſeiner Fürſorge die Gattin des Schriftſtellers und Künſtlers nicht gezogen, und es lag für ihn hierzu auch keine Veranlaſſung vor, weil es dem Schriftſteller und Künſtler jederzeit frei ſteht, ſeine Gattin zu ſeiner Erbin zu ernennen. Es ſei jedoch fern von uns, gegen die Galanterie des Congreſſes irgend etwas zu ſagen. Bei der Uebertragung dieſer Beſtimmung auf unſer deutſches Recht wird es nur nöthig ſein, das Verhältniß des Rechts der Gattin zu dem der Erben etwas genauer zu fixiren, da beide ſonſt vielleicht miteinander collidiren könnten. Wir müſſen ſodann auch die Partei des Bundes inſoweit ergreifen, als er nur für dreißig Jahre die Rechte des Erblaſſers bei den Erben anerkannt hat. Dreißig Jahre iſt ein Menſchenalter, und dieſer Zeitraum dünkt uns ein ganz paſſender Abſchluß. Nachdem jedoch der brüſſeler Congreß ſich für den größern Zeitraum eines halben Jahrhunderts entſchieden hat, können wir nur wünſchen, daß der deutſche Bund dieſe Erweiterung der Rechte der Erben ebenfalls eintreten laſſe, wie wir denn überhaupt den aufrichtigen Wunſch hegen, die Beſtimmungen des internationalen Congreſſes ſämmtlich bei uns in Ausübung gebracht zu ſehen. W. J.

Zur vergleichenden Architektur.

Aus dem wunderbaren Schönheitsſinn der Griechen iſt ihre Baukunſt hervorgegangen, in welcher das Anſprechende mit dem Zweckmäßigen — die ſonſt oft gegeneinander im Widerſpruch ſtehen — glücklich vereint iſt. Die unnachahmlich edle Einfachheit jenes Volkes ließ auch hier ſeine Künſtler, ohne Ueberſchwenglichkeit und Verkünſtelung, das Weſen in den Formen treffen und, gleichſam ohne Schweiß und Mühe, zu demjenigen gelangen, was der eigenthümliche Ausdruck der Sprache als Kalokagathia bezeichnete, das Gute, das durch ſich ſelbſt auch ebenſo das Schöne iſt. Aber auch die Natur des Wohnortes kam dabei zu Hilfe. Das milde Klima forderte im Ganzen wenig Schutz gegen die Witterung, keine ſtarken Mauern gegen Froſt oder glühende Hitze. Eine über die Menſchen und die Götterbilder ſich erhebende Decke, welche ſie gegen Regen und die Strahlen der Mittagsſonne ſchützte,

entſprach dem wichtigſten Bedürfniſſe. So ſtellte ſich griechiſcher Architektur dem Weſen nach die Aufgabe, die Laſt der Decke emporzuhalten. Dies leiſtete die Säule. In der Säule und Säulenordnung ſieht man alſo mit Recht den Kern und Charakter dieſer Kunſt. Wurde auch der innere Raum zu weiterm Schutze noch umſchloſſen — die Mauer blieb immer unweſentlich, ſie verdeckte und verſchlang nicht, wie meiſt in unſerer neuern Baukunſt, die Säulenreihe, dieſe war es, welche, frei rings um die Tempel laufend, die Decke trug und dem ganzen Bau Charakter und Form gab. Ebenſo wenig hebt der Umſtand, daß mitunter Tempel ohne Dach gebaut wurden, die allgemeine Geltung des Geſagten auf.

Anfangs empfand die Architektur ſchwer das Drückende der Laſt. Dieſer ſchob man die ſtämmige, doriſche Säule unter, welche dick und kurz, einem einfachen, ſtarken Baumſtamm ähnlich, die Schwere deſſen, was ſie zu tragen hatte, dem Beſchauer handgreiflich vor Augen ſtellte. Indeß das Materiell-Schwerfällige mußte dem geiſtigen Weſen des Griechen bald widerſtreben, der alles zu erklären verſtand und, liebenswürdig-leichten Sinnes wie er war, den Drang haben mußte, das Läſtig-Plumpe zu überwinden und, wenigſtens dem Schein nach, leicht zu machen. Auch hatte Erfahrung ihn belehrt; übertrieb man anfangs die Mittel, um den Zweck ſo ſicherer zu erreichen, nahm man zu Decke und Giebel dickes Material, machte man die Stütze recht umfangreich, um alles feſt und dauerhaft ſein zu laſſen, ſo lernte man allmälig, Druck und Gegendruck genauer gegeneinander abwägen. Man hob die Laſt geſchickter und leichter empor und ließ ſie höher im luftigen Raume ſchweben. So folgte auf die doriſche die joniſche Säule und aus dieſer ging die ſchlankere korinthiſche hervor, bei welcher ſchon das Laubwerk, in das der Stamm auslief, zu genügen ſchien, um das Darüberliegende vor dem Fall zu ſchützen. Die griechiſche Säule wurde gewiſſermaßen lebendig in der Form der Atlanten und Karyatiden, von welcher indeß nur mitunter und mit Maß Anwendung gemacht wurde. Da wo erſtere die Wucht des Gebälkes, wie nach der Mythe Atlas das Himmelsgewölbe, gebeugt, mit den Schultern und emporgeſtreckten Händen tragen, entſprechen ſie der feſten, doriſchen Säule. Wo aber Frauengeſtalten als Träger ausreichen, um den Einſturz zu hindern, da vermag ihre Kraft nur etwa die korinthiſche Säule zu erſetzen.

Die griechiſche Architektur, nebſt dem aus ihr hervorgegangenen, oder durch ihren Einfluß umgebildeten römiſchen Stil, hat ſich vorherrſchend in Europa eingebürgert. Die Verzierungen, welche ſelbſt in der bürgerlichen Baukunſt an der Fronte der Häuſer angebracht werden, Säulen und Pilaſter, pflegten jener entnommen zu ſein. Zwar herrſcht neben ihr auch der ganz anders geſtaltete gothiſche Bau, aber doch meiſt zu kirchlichen Zwecken. Er tritt ſo gleichſam aus dem weltlichen Geſichtskreiſe zurück. Man hat ſich dem-

nach im Allgemeinen an den Gedanken gewöhnt, daß, was die Griechen leiſteten, der höchſte und ſiegende Ausdruck der architektoniſchen Idee ſei. Indeß kann man dies nur mit der nöthigen Einſchränkung gelten laſſen. Denn theils iſt die Architektur noch anderer Formen fähig, theils kann ſich hier ein geographiſches Moment als maßgebend geltend machen.

Faſſen wir zunächſt die Säule, als ſolche, ins Auge, ſo liegt, wie ſchon angedeutet, der griechiſchen die Form des Baumſtammes zu Grunde. Das ſchneckenförmige Capitäl der joniſchen und das mit Blättern geſchmückte der korinthiſchen legt den Gedanken nahe, daß man zuerſt nur den Stamm allein verwandte, und daß, indem man ihn dann höher abſchnitt und noch einen Theil der ſtarken Zweige, oder gar auch des Laubwerkes daran ließ, dies der joniſchen oder korinthiſchen Ordnung den eigentlichen Urſprung gab. Die künſtleriſche Entwicklung, welche in der Geſtaltung der Capitäle eintrat, veränderte allmälig die erſte natürliche Form und verdeckte ſie durch angebrachte neue Zierrathen, aber doch nicht ſo ſehr, um ſie für aufmerkſame Betrachtung ganz zu verwiſchen. Denn daß den Griechen der Baum nicht nur das Vorbild der Säule gab, ſondern daß ſie ihn ſelbſt in der That dazu benutzten, iſt bekannt, da ſteinerne Säulen erſt ſpäter in Anwendung kamen. Ja, man möchte vielleicht annehmen dürfen, daß man bei den erſten, rohen Anfängen der Baukunſt ſich, wo es nicht nöthig war, gar nicht die Mühe gab, den Baum erſt umzuhauen und dann als Säule aufzurichten, ſondern daß man ihn, wo er an Ort und Stelle recht ſtand, an ſeinem Platze und mit der Wurzel in der Erde ließ. Dies ſcheint in der bekannten Stelle bei Homer Unterſtützung zu finden, wo Odyſſeus die erſte Anlage ſeines Hauſes beſchreibt. Ein Oelbaum von der Dicke einer Säule blieb innerhalb deſſelben ſtehen. Erſt nachdem die Decke gezimmert war, wurde die Krone umgehauen, an der Wurzel des Baumes aber noch die Bettſtelle unbeweglich eingearbeitet.

Gibt nun nicht blos das Verhältniß der Höhe zum Umfang, ſondern auch die Geſtaltung des Capitäls, der Säule ihren beſondern Charakter, ſo durfte ſie nicht nur den Baum überhaupt darſtellen, ſondern es konnte ja die Art deſſelben ſich ausſprechen, auch andere Pflanzenformen gewählt, und dadurch ein neuer und charakteriſtiſcher Schmuck gewonnen werden. Dies geſchah zwar in Griechenland nicht. Dagegen finden wir in Aegypten den Knauf der Säule der Palme entnommen, ein ander Mal ſtellt er die Lotusblume, oder andere Pflanzenarten dar, und es tritt daſelbſt außerdem eine große Mannigfaltigkeit in der Bearbeitung der Capitäle, nach Dimenſion und andern Verhältniſſen, ein. Eignen ſich ferner auch Thiergeſtalten zum Tragen, wie Rinder, welche das eherne Meer im Salomoniſchen Tempel trugen, Löwen und Elephanten, welche in den indiſchen Sculpturen vorkommen, ſo ließen ſich dergleichen (vielleicht indeß minder paſſend) auch bei den Capi-

tälen verwenden, was in der That bei der perſiſchen Säule zu Perſepolis, wie bei der indiſchen der Fall iſt.

Aber die Säule bildet gar nicht überall, wie in der im Ganzen leichten, griechiſchen Bauart, wenn man ſo ſagen darf, die leitende Hauptformel der architektoniſchen Berechnung. Sie kommt im gothiſchen Stil allerdings auch vor, aber nicht draußen, als Schmuck und Charakterausdruck des Gebäudes, ſondern im Innern, um als Ausgangspunkt für die zuſammenlaufenden Linien der Spitzgewölbe zu dienen und ſich in denſelben gleichſam fortzuſetzen. Sie fällt ganz fort, wo der Bogen des Gewölbes ausreicht, um ſich ſelbſt und die Decke zu tragen. Es iſt bekannt, mit welcher Kühnheit alte italieniſche Architekten ihre weiten Wölbungen ſpannten, indem ſie durch die genaueſte Berechnung und Ausführung den Nothbehelf der Säule überflüſſig machten. In ſolchen, koloſſaler angelegten Gebäuden kommt die Mauer ſelbſt zu ihrem vollen architektoniſchen Recht. Wegen ihrer Höhe ſchon an ſich ſelber eine bedeutende Laſt tragend, alſo in ihrer Stärke beim Ausgange vom Grunde bedingt, und zum Tragen ſchwerer ſteinerner Decken oder hoher Gewölbe beſtimmt, wird ſie an ſich bedeutſam, während ſie im griechiſchen Bau nur eine ganz beiläufige, untergeordnete Rolle ſpielt.

Man konnte ſich demnach ſchon im Alterthum, da wo nicht die Säule, ſondern die volle Mauer zur Anwendung kam, die Frage vorlegen, in welcher Weiſe ihre weite, kahle Fläche zu ſchmücken ſei. Bei der vorherrſchenden bürgerlichen Architektur der neuern Zeit kann zu dieſer Frage um ſo weniger Anlaß ſein, da meiſt Haus neben Haus ſteht und wir nur die eine, vordere Seite zu ſehen bekommen. Dieſe iſt aber nicht Mauer, ſondern weſentlich eine Reihe von Pfeilern, die durch dazwiſchen geſpannte Bogen die Fenſterbrüſtungen tragen, und oft, mehr oder minder geſchmackvoll, als Pilaſter ausgeführt ſind. Durch die Fenſter ſelbſt, Thorwege und Thüren bietet ſich ſchon ſo viele Mannigfaltigkeit dar, daß nur wenig dazu gehört, um den noch bleibenden Raum architektoniſch zu zieren. Aber wo größere öffentliche Gebäude ringsum frei ſtehen, kann ſich hier eine ſchwer zu löſende Schwierigkeit zeigen, wie z. B. das dem Schloſſe in Berlin gegenüberliegende alte Muſeum zwar in der Säulenreihe der Vorderſeite ſeinen griechiſchen Schmuck erhielt, jedoch an den andern Seiten kahl emporſteigt, ein Uebelſtand, der, wie jedem Beſchauer, ſo gewiß auch dem berühmten Architekten des Gebäudes, und ihm zuerſt auffiel, aber nicht leicht zu beſeitigen war. Auch ſelbſt bei Wohnhäuſern, die an dem Durchſchnitt zweier Straßen liegen, iſt man in Hinſicht der fenſterloſen Seite in Verlegenheit, bei der man ſich durch ſogenannte „blinde Fenſter“ hilft, die ſchwerlich als ein wahrer, architektoniſcher Schmuck gelten können.

Die uns vor Augen ſtehende gothiſche Architektur hat nun den dürren Anblick, welchen glatte und kahle Flächen gewähren, glücklich zu vermeiden

gewußt, indem ſie die gerade Linie der Mauern mannigfach unterbricht, das Gebäude in Kreuzesform aufführt, kleinere und größere Thürme an ſeinen Seiten hervortreten läßt, und ſo dem Ganzen einen verſchiedenartigen, pittoresken Anblick gibt. Diente die älteſte gothiſche Baukunſt mehr nur dem Zweck der Feſtigkeit, ohne auf die Schönheit der Form ſehr zu achten, ſo hat die ſogenannte neugothiſche Architektur, etwa ſeit dem Beginn des 11. Jahrhunderts, das Gigantiſche mit dem Schönen wohl vereinigt. Ob und inwieweit dieſelbe manches aus der mauriſchen und arabiſchen Bauart angenommen, oder ſelbſt aus ihr, wie behauptet wird, hervorgegangen, dieſe Frage laſſen wir hier auf ſich beruhen. Aehnlich wie der Grieche im korinthiſchen Stil, ſuchten auch die Araber, aber mit ganz andern Mitteln, die Schwere vergeſſen zu machen, indem ſie in hohen Bogen die Laſt gleichſam der Anſchauung entrückten und die durchbrochnen Wände mit Blumen umflochten. Dies Durchbrechen der Steinmauern, zumal an vorgebauten Thürmen, daß ſie klar und durchſichtig erſcheinen, iſt eben auch dem neugothiſchen Stil eigen, wie überhaupt das Erſtreben der Leichtigkeit. Durch die vielen Spitzen, kleinen Thürme, durchbrochenen Wände und vorſpringenden Verzierungen von außen, durch den kühnen Aufſchwung ſchlanker, ſcheinbar zum Tragen ganz unfähiger Säulen im Innern, durch den hohen Flug himmelanſtrebender Thurmbauten, wird das Ganze gleichſam emporgehoben, und dieſe Richtung nach aufwärts hebt die zum Grunde gewandte Schwere anſcheinend auf. Und doch liegt in den Spitzgewölben und in der maſſenhaften Anlage des Ganzen wiederum ſo ſehr der Ausdruck der Feſtigkeit und Sicherheit, daß zwei widerſprechende Eigenſchaften hier kunſtvoll ausgeſöhnt ſind. Dem gothiſchen Stil iſt diejenige Symmetrie nicht eigen, die wir im griechiſchen bewundern, und doch wird niemand ihm Regelloſigkeit vorwerfen. Auch in der Landſchaft, wenn ſie unſer Auge entzückt, herrſcht Symmetrie, aber nicht nach den genau gemeſſenen Linien griechiſcher Kunſt. Ohne Wage und ohne Meßſchnur dehnt die Natur ihre Flächen aus und häuft ſie ihre Maſſen, läßt ſie ihre Ströme rauſchen und ihre Meere wogen und doch paſſen ihre Theile zuſammen und ordnen ſie ſich zu einem die Seele erhebenden Ganzen, ſo daß wir dem alten, bibliſchen Naturfreund nachfühlen, wenn er prophetiſch begeiſtert ausruft, Gott habe das Waſſer mit ſeiner Hand gemeſſen, mit der Spanne die Himmel geordnet und nach Gewicht und Maß den Erdenſtaub geſchüttet, die Hügel und Berge vertheilt. Gewiſſermaßen jenem großen Beiſpiel nacheifernd und die Symmetrie der Kunſt und Natur vermittelnd, verſchmäht auch der gothiſche Bau die gleichen Höhen und Weiten, ohne aber doch im Großen und Ganzen dem ſymmetriſchen Geſetz und Bedürfniß ſich zu entziehn, das wir in uns tragen.

Gehen wir ins Alterthum zurück, ſo kam die volle maſſive Mauer in der

ägyptischen Architektur durchgreifend zur Anwendung, wenn auch neben ihr die Säule gleichfalls eine überaus wichtige Rolle spielte. Nicht nur die Tempel ſelbſt haben Mauern aus großen Steinblöcken, ſondern vor jenen ſtehen noch die dem ägyptiſchen Bauſtil eigenthümlichen Pylone, thurmartige Flügel zu beiden Seiten des den Tempelraum ſchließenden Thores, die quadratiſch-pyramidal emporſteigen. Hier bot ſich nun die Aufgabe, dieſe weit ſich hinbreitenden Mauerflächen nicht kahl und ſchmucklos zu laſſen. Dieſem Zweck entſprachen die Sculpturen, welche jeden Theil auch der Außenſeiten dieſer koloſſalen Bauten bedecken. Dieſelben beſtehen theils in Schildereien mannigfacher Art, theils in Inſchriften, welche gleichfalls, da auch die hieroglyphiſchen Zeichen Bilder von Gegenſtänden ſind, ein maleriſches Anſehen haben. Um an einem Beiſpiel zu zeigen, welche unendliche Mühe dieſe Sculpturen noch erforderten, nachdem die herkuliſchen Arbeiten bei der Aufrichtung des Gebäudes ſelbſt beendet waren, ſo hat man ja berechnet, daß an den Hieroglyphen eines jener vielen Tempel (des Tempels zu Esné) ein Steinmetz 50,000 Tage (das iſt faſt 137 Jahre) lang hätte arbeiten müſſen.

Dieſe Sculpturen entſprechen durch ihre gigantiſchen Formen der Großartigkeit der architektoniſchen Anlage ſelbſt. Sie geben hohe Göttergeſtalten, religiöſe Proceſſionen und Ceremonien, große Schilderungen von Land- und Seegefechten, wie auch Bilder von den Beſchäftigungen des Landbaues und häuslichen Lebens. Obſchon noch ohne Kenntniß und Anwendung der Perſpective, verſtanden die ägyptiſchen Künſtler es doch vollkommen, in Miene und Bewegung der Figuren den deutlichen Ausdruck deſſen zu legen, was ſie ſein und ſagen ſollten.

Aber um ihre architektoniſchen Schöpfungen nicht einförmig, kahl und wüſt erſcheinen zu laſſen, ergriffen die ägyptiſchen Baukünſtler noch ein anderes Mittel: es war die Mannigfaltigkeit und das Complicirte der ganzen Anlage. Vor dem Tempel oder Palaſte ſelbſt ſtanden Obelisken, koloſſale Statuen, herrliche Säulenhallen, gingen große Alleen von Sphinxen her und vor dem Ganzen erhob ſich ein erhabenes Thor zwiſchen impoſanten Pylonen. Und zu dieſem maleriſchen Enſemble von baulichen und Sculpturarbeiten bildete der im Weſten des Nilthales ſteil aufſteigende libyſche Bergrand den angemeſſenen Hintergrund, von welchem jene Werke ſich vortheilhaft abhoben, gleichſam einen Rahmen, der die Perſpective begünſtigte und großartig abſchloß. Es iſt bereits in dem Werke der franzöſiſchen Künſtler und Gelehrten, welche die Expedition Napoleons nach Aegypten begleiteten und die Herrlichkeiten dieſes Landes zum erſten Mal aufſchloſſen, ein Vergleich zwiſchen dieſer Architektur und der griechiſchen angeſtellt worden. Auch der ſchönſte griechiſche Tempel würde, nach dem dort ausgeſprochenen Urtheil, unter dem ägyptiſchen Himmel, wie vor dieſer geographiſchen Begrenzung der Landſchaft, winzig und

ſchattenlos erſcheinen. In dem milden Griechenland, in ſeinen anmuthigen Thälern, auf ſeinen leuchtenden, weit in ein belebtes Meer hinausſchauenden Vorgebirgen, welche die Strahlen des ſegenſpendenden Helios gern und dankbar aufnahmen, da waren die dortigen Tempel an ihrem Platz. Von glänzendem Marmor, in dem vollſten Ebenmaß aller Theile, luftig und leicht wie hingezaubert, krönten ſie gleichſam die glückliche Landſchaft und freudige Menſchen zogen bekränzt zu ihren Feſten. Aber unter dem wolkenloſen Himmel Aegyptens und der ſengenden, blendenden Glut jener Sonne, wo die Natur ſelbſt den Nil entlang in der drei bis vierhundert Fuß hohen libyſchen Mauer einen Maßſtab gegeben, hier ſtellten ſich dem Baukünſtler ganz andere Forderungen. In dieſer Umgebung, Glut und Beleuchtung konnte nur das maſſenhaft Großartige, das Schattenreiche, als genügend erſcheinen und eines Effects fähig ſein.

Machten alſo die Griechen an ihre Architektur, wie an alles, was ſie dachten und leiſteten, die Anforderung der Schönheit, erlaubte hier die vollkommene Harmonie der Theile keine Ausſchreitungen, welche die gegebene, einfache Schönheitslinie ſtörten, ſo war dagegen das Koloſſale und ein gigantiſch geordneter Wechſel der nothwendige Charakter der ägyptiſchen Baukunſt. Dort waltete die Freude, hier die Ehrfurcht. Auch in den ägyptiſchen Monumenten herrſcht und ſiegt in gar wunderbarer Weiſe das Geſetz der Harmonie und Schönheit, aber nach viel weitern Maßen, ſo daß manches, wie z. B. die Verſchiedenheit der die Decke tragenden Säulencapitäle, aufgenommen werden konnte, was in einem griechiſchen Werke ſtörend wäre, hier ſich aber der unermeßlichen Größe des Ganzen gefällig unterordnet.

Die gewaltige Arbeit, vor welcher der ägyptiſche Architekt nicht zurückſchrecken durfte, war eine dreifache: das Losarbeiten und Herbeiſchaffen des koloſſalen Materials, das Ueberwältigen deſſelben, um das geforderte Werk herzuſtellen, wobei wir keine Einſicht mehr in die mechaniſchen Mittel haben, die ſich damals zu Gebote ſtellten, um die ungeheure Laſt dieſer Steinmaſſen aufzurichten und emporzuheben, da ſchon die Aufrichtung eines ägyptiſchen Obelisken in Europa die complicirteſte Mechanik erfordert. Endlich blieb, wenn ſchon das ganze Werk fertig war, die Sculpturarbeit übrig, die im Innern und Aeußern dieſer unermeßlichen Höhen und Weiten faſt keinen leeren Raum duldete. Alles war ſo eingerichtet, um Jahrtauſende zu überdauern und wie ein Wunder vor den wechſelnden Geſchlechtern der Erde dazuſtehen. Manche dieſer Bauten ſind noch ſo wohlerhalten, als wären ſie geſtern erſt entſtanden. Das Material, aus welchem ſie beſtehen, und welches aus den Bergen zu beiden Seiten des Nil gehauen wurde, iſt theils ein ſchöner, dauerhafter Sandſtein, theils ein vorzüglicher, roſenrother Granit (Syenit), der ſich zu beiden Seiten der Nilkatarakte bei Syene (Aſſuan) findet. Aus dieſem letztern,

Digitized by Google

harten, der herrlichſten Politur fähigen Steine wurden namentlich hohe Säulen, Statuen, Obelisken, Koloſſe, alle aus einem Stück gehauen. Dieſe Monolithen, ſo wie die großen, durch ihre Schwere allein zuſammenhaltenden Quaderblöcke zu den Mauern der Tempel und Paläſte mußten alſo an den Nil geſchafft, auf Flößen an Ort und Stelle gebracht, dort ausgehoben und bis zur Höhe des Bauplatzes gezogen werden.

Das erſtaunenerregendſte Enſemble jener Werke bietet ſich bekanntlich auf dem Areal des alten Theben dar, der von Homer ſogenannten hundertthorigen Stadt. (Indeß iſt „Hekatompylos“ nach einer Bemerkung Diodors nicht von Stadtthoren, ſondern von den obenerwähnten Pylonen als Tempelthoren, zu verſtehen.) Hier, in den jetzigen vier Dörfern Medinat-Habu und Kurna auf der weſtlichen, Luxor und Karnak auf der öſtlichen Seite des Nil findet man jene oft beſchriebenen Tempel und Paläſte, jene Obelisken, aus einem Steine von 70 und 90 Fuß Höhe, die beiden berühmten Memnonkoloſſe, 61 Fuß hoch, welche, je aus einem Granitblock beſtehend, aus der Mitte der Ebene ihre rieſigen Schatten bis faſt an die libyſche Felswand werfen. Hier fand man den in das britiſche Muſeum gebrachten, ſehr ſchönen Kopf eines Koloſſen. Man mußte, wie ein Autor bemerkt, eine Höhle graben, um das Lächeln dieſes Mundes auszudrücken. Hier ſind die Trümmer des Memnoniums, auch Grabmal des Oſymandyas genannt, ſo wie der berühmte Palaſt von Karnak. An ganzen Reihen von hohen Pylonenthürmen, an Tempeln, Säulenhallen vorüber, durch Alleen von Sphynxkoloſſen gelangt man an den Palaſt, in welchem ſich jener Saal befindet, deſſen aus gewaltigen Steinblöcken gefügte Decke von etwa 140 Säulen getragen wird, welche, bei einer Höhe von 65 bis 70 Fuß, je einen Durchmeſſer von 10—11 Fuß haben, ſo daß, wie man berechnet hat, auf jedem Capitäl dieſer Säulen hundert Menſchen ſtehen könnten. Ueber dieſes Werk ſagt Champollion: „Ich will es nicht wagen, eine Schilderung davon liefern zu wollen; denn entweder würden meine Worte nur den tauſendſten Theil von dem ausdrücken, was man über ſolche Gegenſtände ſagen muß, oder wenn ich ja davon eine ſchwache Skizze nur mit blaſſen Tinten entwerfen wollte, würde man mich für einen Schwärmer, vielleicht auch für einen Narren halten. Genug, kein Volk alter oder neuer Zeit hat das Weſen der Baukunſt nach einem ſo erhabenen, umfaſſenden und großartigen Maßſtab aufgefaßt, als die alten Aegypter. Sie machten Entwürfe, wie Menſchen, die hundert Fuß hoch ſind, und die Einbildungskraft, die in Europa über unſere Säulenhallen ſich wol noch emporſchwingen kann, hemmt ihren Flug und ſinkt ohnmächtig zu Boden vor dem von 140 Säulen getragenen Saal von Karnak.“ — Welchen Eindruck mußten dieſe nunmehr theilweiſe zertrümmerten und verſandeten Werke auf den Fremden unverſehrt, in alter ägyptiſcher Zeit machen! Hier und dort ſieht man auf den Terraſſen der Tem-

pel arabiſche Hütten, gleichwie Vogelneſter, ja ein ganzes Dorf angebaut, das mit ſeinem Vieh, ſeinen Ställen und hundertjährigem Schutt einen widrigen Maßſtab für die auch aus ſolchem Schmuz noch ſiegend hervortretende Schönheit des koloſſalen Baues gibt.

Es iſt im Frühern von den ſogenannten Atlanten und Karyatiden die Rede geweſen, welche die Griechen öfter an Statt der gewöhnlichen Säule in Anwendung brachten. In der ägyptiſchen Architektur findet ſich ein ähnlicher Gedanke ausgeführt. Es ſind nämlich gigantiſche Götterfiguren, die nicht ſelbſt das Geſimſe tragen, ſondern nur an die Säulen lehnen und deren majeſtätiſche Miene und Haltung, wie die franzöſiſchen Gelehrten ſagen, dem Nahenden ein unbeſchreibliches, tief ergreifendes Gefühl der Ehrfurcht einflößt.

Eine allerdings dem gewöhnlichen Zweck entſprechende, aber doch nach Entſtehung und Zuſammenhang verſchiedene Anwendung fand die Säule in den indiſchen Felſenarbeiten. — Man könnte die Kunſt der Excavationen gewiſſermaßen als eine negative Architektur bezeichnen. Das Bauen erfordert ein regelrechtes Aufrichten und Uebereinanderſchichten früher beweglichen Materials, daß es in der ihm gegebenen Geſtalt und Geſammtheit nunmehr aus Beweglichem zu Feſtem werde. An der Stelle, wo vorher nichts als Grund und Boden war, erhebt ſich eine neue Schöpfung von Menſchenhand, indem der Baukünſtler, Stein zu Steinen fügend, ſich immer höher in den freien Luftraum emporarbeitet. Dieſem poſitiven Herbeiſchaffen und Ordnen gegenüber hat die Kunſt der Excavationen die Aufgabe, von dem bereits an Ort und Stelle Beſtehenden das Meiſte wegzuſchaffen und nur weniges, dem Plane gemäß zu laſſen. Solche Felſenarbeiten, die ſich tief in das volle, harte Geſtein des Berges hineingruben und da Räume ſchufen, wo die Natur alles felſenfeſt ausgefüllt, finden wir in mehren Ländern. Hierher gehören die großartig angelegten Grabeskammern in Paläſtina, ferner die ſchönen Königsgräber bei Perſepolis, beſonders aber die unzähligen Anlagen in der ägyptiſchen Thebais, mit welchen die libyſche Felswand durchbrochen iſt. Man hat keinen Anſtand genommen, dieſe ägyptiſchen Katakomben den dort über der Erde ſtehenden Werken an Größe und Pracht, wie an Umfang gleich zu ſtellen. Da ſind weite Säle, tief hinabgehende Treppen, alles mit Malerei und Sculpturarbeiten überdeckt, ſo daß man in einem der Gänge allein 22,000 hieroglyphiſche Zeichen zählte, worunter 180 Figuren in Lebensgröße. Dieſe unermeßlichen Räume, die in einer Strecke von zwei Stunden ſich an der Bergwand hinziehen, ſind übrigens ſpäter von Lebenden als Wohnung in Anſpruch genommen worden und haben ſo in ihren dunkeln Tiefen eine dreifache Bevölkerung wechſeln geſehen. Zuerſt kamen die durch Jahrtauſende von trauernden Aegyptern hierher getragenen

Digitized by Google

Mumien, die hier ein weites, ſtilles Todtenreich bildeten. Ihnen folgte eine lebende Generation von chriſtlichen Einſiedlern, welche die Ueberbleibſel heidniſcher Vorzeit in den Wandſculpturen mit Gyps überdeckten und auf denſelben Heiligenbilder malten. In neueſter Zeit wohnen hier bisweilen Familien von Arabern mit ihren Herden. Die Grabeskammern dienen ihnen als Ställe, die Mumienſärge und Todtengebeine zur Feuerung, um ihre Speiſen zu bereiten. —

Aber ein noch größeres Intereſſe, als die ägyptiſchen, gewähren die Felſenarbeiten Indiens. Nicht die Trauer, ſondern wie es ſcheint religiöſe Myſtik drang hier tief in den Schoß der Berge ein, um nicht Gräber, ſondern Tempel, Prieſterwohnungen, ja eine ganze heilige Prieſterſtadt zu ſchaffen. Es gibt Menſchen, die an dem leicht Auszuführenden kein Genügen finden, ſondern von einer ungemeſſenen Willenskraft beſeelt, nur von dem Schwierigſten, ſcheinbar Unmöglichen angelockt, in ſeiner Bewältigung allein ſich gefallen. Der Art waren die Unternehmer dieſer Werke. Sie befriedigte die cyklopiſche Arbeit nicht, den Berg abzutragen und aus ſeinen Felſen Mauern aufzuſchichten. In einem theilweiſe ſo harten Geſtein, daß es nur mit dem härteſten Stahl zu bearbeiten war, grub man ſich erſt einen Gang ins Innere, um von hier aus den vollen Berg bei Ellora einen Halbkreis, deſſen Durchmeſſer eine halbe Meile beträgt — gleichſam zu entkernen und aus ihm ſelber herauszuſchaffen. Nur ſeine Rinde und ſeinen oberſten Theil ließ man als Ringmauer und als Decke an ihrem Platze und im Innern ſo viel, als man zu den verſchiedenen Mauern und Säulen brauchte. Die Säule nun wurde hier nicht aufgerichtet, um die ihr entſprechend eingerichtete Laſt der Decke zu empfangen, ſie blieb, zuſammenhängend und aus einem Stück mit dem Grunde und dem oben laſtenden Berggipfel, um deſſen weit geſprengte Wölbung vor dem Einſturz zu ſchützen. Auch die Zwiſchenmauern der verſchiedenen Tempel und Anlagen dienten demſelben Zweck. Außerdem ließ man das Geſtein an ſeinem Orte, wo nach dem Plane Obelisken, Koloſſe, Treppen, Brücken hinkommen ſollten, wie auch ganze Kapellen, deren Felsſtück alſo im Innern wieder zur Höhlung umzuarbeiten war. Man nahm auch überall Rückſicht auf die anzubringenden Sculpturen. Allmählig gewann alles Geſtalt und Charakter, es entſtanden nebeneinander, oder in verſchiedenen, theilweiſe zuſammenhängenden Stockwerken übereinander, große Tempel, in deren Innern ſich wieder kleinere Tempel oder Kapellen erhoben, mit Vorhöfen, Säulengängen, Teichen, Obelisken, es entſtanden unzählige kleine Grotten, als Wohnungen für Prieſter, oder auch für Pilger. Die Säulen erhielten Capitäle, welche Elephanten, die Lotusblume, oder anderes darſtellten. Die Wände der Tempel, etwa von den Dimenſionen einer großen gothiſchen Kirche, ſind durchweg mit Reliefs geſchmückt, deren Geſtalten zum Theil ganz von

der Felſenmauer ſich ablöſen und nur an dem Rücken mit derſelben noch zuſammenhängen. Sie ſtellen Göttergeſtalten, Götterfamilien und deren Gefolge, mythologiſche Scenen und dergleichen dar. Elephantenreliefs ſind unten an der Wand angebracht, als wenn die Mauer von ihnen getragen würde. Dieſe gigantiſchen Felſenarbeiten finden ſich beſonders auf den Inſeln Salſette und Elephante und im Innern der indiſchen Halbinſel bei Ellora, wo ſie die früher angedeutete, große Ausdehnung haben. Es gibt auch noch andere Anlagen, wo nicht nur das Innere des Berges in der geſchilderten Weiſe, ſondern auch ſein äußerer Umfang entſprechend geſtaltet worden, als hätte die Erde aus ſich ſelber Tempel hervorgehen laſſen.

Wandelte hier der Menſch natürliche Berge in Höhlen um, ſo faßte gegentheils ein altes Geſchlecht ägyptiſcher Herrſcher oder Tyrannen den kühnen Entſchluß, erſt Berge zu ſchaffen, um in ihnen Höhlen zu gewinnen. Das ſind die Pyramiden Aegyptens, etwa 400 bis faſt 500 Fuß hoch und ebenſo breit in der Quadratfläche, die der Fuß des Baues bedeckt. Wir gehen indeß in die Betrachtungen, zu welchen dieſe außerordentlichen Werke, ſo wie andere Leiſtungen der Architektur Anlaß geben, für jetzt nicht weiter ein. Die Natur iſt es zunächſt, welcher der Menſch dieſe Kunſt verdankt; der Baum gab das Bild der Säule, die Höhle den Gedanken des Gewölbes, dem gothiſchen Stil ſchwebte der Dombau des Waldes vor. Wo viele Hände zum großen Werke ſich einigten, da vermochten ſie ſelbſt Berge zu verſetzen, oder künſtleriſch umzuwandeln. Doch vermag ein Einzelner noch Herrlicheres und Bewundernswertheres, als jene zahlreich Schaffenden, zu bauen, wenn er es verſteht, das eigene Herz zum Tempel des Guten und des Schönen zu geſtalten, nach einem Plan, der für die Ewigkeit berechnet ſei. Sz.

Ueber hiſtoriſche Ethnographie.

Die Ethnographie, unter den Einflüſſen der Entdeckungsreiſen des 18. Jahrhunderts ins Leben getreten, iſt in neueſter Zeit mit beſonderer Liebe angebaut worden. Es haben ſich Geſellſchaften von Sammlern für ſie gebildet, zahlreiche Entdeckungsfahrten haben ihr ein maſſenhaftes Material zugebracht, und ſie iſt jetzt bedacht, daſſelbe zu ſyſtematiſiren. In der Reihe der Erfahrungswiſſenſchaften hat ſie ihren Platz bei der Naturbeſchreibung und

der Phyſiologie organiſcher Körper genommen. Ihr wiſſenſchaftliches Princip geht dahin, die einzelnen Völker in der Richtung auf das menſchheitliche Ganze nach phyſiologiſchen Grundeigenſchaften zu claſſificiren. Sie iſt hinaufgeſtiegen zu dem Racentypus und hat auch wol die Ueberlieferung von einem primitiven Stammpaar des Menſchengeſchlechts mit der Geneſis einer Verſchiedenheit der Racen in Einklang zu bringen geſucht.

Die Ethnographie auf das rein Phyſiologiſche beſchränken zu wollen, iſt nicht die Meinung ſämmtlicher Pfleger dieſer Wiſſenſchaft. Es iſt vielmehr ausgeſprochen worden, daß das geſammte Sein und Leben der Völker, wie es in der Gegenwart ſich darſtellt, darin anſchaulich zu machen ſei. Mit dieſer Erweiterung ihrer Grenzen ſtellt ſie ſich auf den Boden hiſtoriſcher Wiſſenſchaften und als ihr wiſſenſchaftlicher Gehalt erſcheint die Nationalität, erwachſen aus phyſiologiſchen und hiſtoriſchen Elementen. Alle Ehre nun vom Geſichtspunkt des geſammten Fachgebäudes der Wiſſenſchaften der Ethnographie in ihrer naturhiſtoriſchen Haltung und in ihrer Erweiterung in das Gebiet der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften; nicht minder dem glücklichen Griff, den Riehl mit ſeiner Naturgeſchichte des Volks als ſocialer Ethnographie gethan hat. Wie ſehr aber auch dieſe als dankenswerthe Belebung und Befruchtung der naturhiſtoriſchen Bildergalerie der Ethnographie anzuerkennen iſt, ſo fühlt doch die Geſchichte ſich berufen, gegen die Ethnographie, inſofern ſie ſich auf die bloße Gegenwart ſtellt, einen Aneignungsproceß anzuſtellen. Mag es erlaubt ſein, hier mit fremder Zunge zu reden (Augsb. A. Z. 1858, Nr, 87): „In der Regel können wir uns mit einer bloßen Darſtellung der Gegenwart eines Volkes nicht begnügen, ſondern wir wünſchen auch zu wiſſen, wie und wodurch es ſo ward, wie es iſt . . . Als Riehl vor einigen Jahren die Altbaiern ſchilderte, vermied er noch die Frage, durch welche Einwirkungen ſeit alter Zeit der Charakter jenes intereſſanten Volksſtammes ſich ſo ausgebildet. Als er aber neuerdings ſich den Pfälzern zuwandte, da hielt er es für nöthig, auf die Franken, die Alemannen, ja die Römer und die Kelten zurückzugreifen . . . In der That kann es keinem Zweifel unterworfen ſein, daß die Urgeſchichte, welche uns gewiſſermaßen die Urſtoffe zeigen ſoll, aus denen die gemiſchten Nationalitäten der Gegenwart entſtanden ſind, für die Ethnographie . . . vom höchſten Werth iſt.“ Was hier im Betreff von Urgeſchichten geſagt iſt, gilt von der Geſchichte überhaupt in ihrem Verhältniß zur Ethnographie. Ihr genügt nicht die Erweiterung der Ethnographie zu einer Darſtellung der geſammten Fülle der Nationalität in der Gegenwart; ſie macht Anſpruch auf einen ihr gebührenden weit gewichtigern Antheil an der Ethnographie mit der Behauptung, daß die Gegenwart der Nationalitäten als Reſultat eines Bildungsproceſſes, in welchem nicht das phyſiologiſche Geſetz allein, ſondern menſchliche Freiheit und Vernunftthätigkeit neben und mit

jenem agirt, darzuſtellen ſei. Wie bei dem menſchlichen Individuum und dem geſammten Menſchengeſchlecht die Wechſelwirkung zwiſchen Naturzwang und Freiheit als Princip von Leben, Bewegung und Veränderung und wiederum einer gewiſſen Stetigkeit im Wechſel waltet, ſo bei einer Nation. Die Geſchichte kann alſo mit einer Abſonderung des eben Vorhandenen von den vorhergegangenen Zuſtänden einverſtanden ſein. Schon iſt ſie in der Geographie, nach mehrmaliger Abweichung von deren inniger Verbindung mit der Geſchichte durch Karl Ritters Meiſterhand in die tiefbegründete Blutsverwandtſchaft mit jener zurückgeführt worden. Die Chartographie hat ein eifrig bearbeitetes Feld in hiſtoriſchen Atlanten, ſelbſt die rothen Reiſebücher Bädeckers u. ſ. w. haben hiſtoriſche Zuthat. Da nun alles, was außer Gott iſt, auch **geworden** iſt, das Gewordenſein der Völker aber nicht blos nach naturhiſtoriſch-phyſiologiſchem Maßſtab, nach Abwandlungen von Körperbildung, Haar-, Augen- und Hautfarbe u. ſ. w. zu meſſen iſt, ſo mahnt dies gebieteriſch an die Anerkennung des hiſtoriſchen Elements in der Ethnographie. Die Liebhaber der Gegenwart ohne Rückblick auf die Vergangenheit haben nicht Urſache, ſich auf die Stimme des Volkes zu berufen; dieſes hält die hiſtoriſche Vergangenheit in Ehren und weilt gern bei ihr, wäre es auch nur in der Sage; es iſt wider die Natur und Beſtimmung des denkenden Menſchen, von heute und geſtern zu ſein. Wo aber dies ſich verleugnet, iſt die Erſcheinung um ſo greller, je näher die Hinweiſung auf Cultur liegt. So wenn am Ende des vorigen Jahrhunderts ein alter Major bei dem Vortrage eines Geſchichtslehrers an einem Cadettenhauſe ſich wunderte, daß es nicht immer ſo geweſen ſei wie unter dem alten Fritz.

Laſſen wir nun den phyſiologiſchen Puriſten der Ethnographie ihre Abneigung gegen die Geſchichte, und wenden uns zu der hiſtoriſchen Ethnographie als der Wiſſenſchaft, welche die gegenwärtig vorhandenen ethnographiſchen Größen von dem Geſichtspunkt der Freiheit aus ebenſo gut als dem der phyſiſchen Nothwendigkeit ins Auge faßt und was ihnen eigen iſt, in genetiſcher Folge von den Urſprüngen einer Nation bis zur Gegenwart darlegt. Demnach wird zu der bisherigen Expanſion der Ethnographie in die Weite und Breite eine hiſtoriſche Längendehnung kommen. Bei dieſer wird einer nicht geringen Zahl, ja der Mehrheit von Menſchengruppen, die auf naturhiſtoriſchem Grund in den Völkergalerien figuriren, aber von einer Nationalität nur rohe Anfänge darbieten und eines hiſtoriſchen Bildungsproceſſes erſtes Stadium noch nicht durchlaufen haben, nur ein beſcheidenes Plätzchen eingeräumt werden. Bei den Völkern aber, welche als Culturträger erſcheinen, ergibt ſich das rechte und volle Verſtändniß der Gegenwart nie ohne die Kunde von dem Gewordenſein. Je größer der Reichthum verſchiedenartiger Erſcheinungen in dieſem und je lebhafter die Bewegung des Wechſels, um ſo ſchwankender das Weſen des

Gegenwärtigen. Selbſt Product hiſtoriſcher Entwicklung hat es nimmer die Stetigkeit, welche es fernerem Wechſel entrückte. Es kommt alſo darauf an, das Stetige und Charakteriſtiſche, das die Brücke von den naturgegebenen Urſprüngen bis zu der mit That und Werk der Vernunft erfüllten Gegenwart bildet, zum Maßſtab für letztere zu nehmen; es kommt darauf an, auszumitteln, was von der uralten Natur an Mitgiſt durch alle Veränderungen in Zeit und Raum geblieben iſt, was für Eigenſchaften unter den Einflüſſen der Cultur ſich abgeſchwächt, was für welche erſt durch dieſe ſich belebt haben und mündig geworden ſind. Erſt in dem Facit ſolcher Abwägung der Conflicte zwiſchen Natur und Cultur wird ſich das Capital der echten und wahren Nationalität ergeben. In dem bunten Wechſel der Erſcheinungen darf es nicht irren, wenn die Progreſſion einmal innehält, wenn es Schwankungen und Rückſchritte gibt, wenn Abweichungen von dem urſprünglichen Normalcharakter ſtattzufinden ſcheinen. Das echt nationale Schrot und Korn, das ſich in dem geſammten Bildungsgange als probehaltig bewieſen hat, wird durch dergleichen in ſeiner Währung nicht gemindert. Für manches übrigens, was der Wurzel angehört, was aber ſeinen Wuchs nicht bis in die Gegenwart fortgeſetzt hat, darf man der in Herſtellung ihres Rechtes nie ermüdenden Natur vertrauen. Was für Winke und Mahnungen aus ſolcher Verfolgung nationaler Lebensſtufen für die Staatsverwaltung, die einer Nationalität gerecht werden will, ſich ergeben, wie bedeutſam die Stimme des hiſtoriſchen Rechts darin ſei, wie gar oft dagegen deſſen Weſen verkannt und ihm mit antinationalen Statuten Gewalt angethan wird, und wie das natur- und vernunftmäßig Erwachſene ſich aus innerem Triebe gegen das Aufgezwungene ſträubt, wie aus eine Nationalität nicht achtenden Ideen nur zu oft auf Sand gebaut wird, davon gibt es zahlreiche Belege zu der Behauptung, daß unſere Zeit die volle Reife zur Geſetzgebung noch nicht erlangt habe.

Iſt nun die Ethnographie in dem bezeichneten Grund und Maß der Geſchichte zugeeignet, ſo bedarf es noch eines Worts über ihren Platz in den weiten hiſtoriſchen Räumen. Inſofern ſie, aus ihren naturhiſtoriſchen Schranken heraustretend, den geſammten Gehalt nationalen Lebens der Gegenwart als ihr angehörig betrachtet, geht ſie über in eine Culturſtatiſtik; als Geſchichte der Nationalitäten wird ſie integrirender Beſtandtheil der Culturgeſchichte. Doch iſt ſie weder nach Anfangs- noch Ausgangspunkt identiſch mit dieſer; ſie iſt in ihr begriffen, verfolgt aber eine beſondere Bahn. Den Anfangspunkt, die Grundlage der mechaniſchen Natur, haben beide miteinander gemein; man kann die Culturgeſchichte, wenn ſie principielle Ideen vorausſchickt, nicht als eine rein geiſtig geborene der Geſchichte der Nationalitäten als einer erdgeborenen entgegenſetzen. Indem nun beide von dem Gebiet des Naturgeſetzes übergehen in das weitumfängliche und gliederreiche menſchlicher Frei-

heit und Vernunftthätigkeit, ergibt ſich eine Sonderung der Bahnen, die Abweichung dieſer voneinander erweitert ſich in zunehmendem Maß in der Richtung auf verſchiedene Endpunkte. Wenn der Unterbau gemeinſam war, ſo ſtehen mindeſtens die Giebelfelder weit voneinander ab. Eine Culturgeſchichte hat die Summe der geſammten Entwicklungsſtufen und Errungenſchaften eines Volks als ein der Vernunftthätigkeit vorzugsweiſe verdanktes großes Capital darzuthun. Wol kommt bei ihr auch der Grundſtamm naturwüchſiger Nationalität in Anſchlag, aber nur wie er, durch die Actien der Cultur ausgebeutet und gehoben, dieſer zu gut gekommen iſt. Ihre Aufgabe iſt Progreſſion und Amplification von den Realitäten der Natur zu den Ideen der Vernunft, ſie verallgemeinert und ſucht die Beziehungen nationaler Bildung zu der gemeinſam menſchheitlichen nachzuweiſen. Sie hat ihre Ausgänge in den unermeßlichen Räumen des Reichs der Vernunft, ſie preiſt die erhabenſten Gipfel menſchlicher Bildung als ihre theuerſten Kleinode, unter welchem Nationalitätsgepräge ſie auch erſtiegen werden mögen; ſie hebt vorzugsweiſe die Koryphäen jener als Repräſentanten des großen Geſammtcapitals der Vernunft aus den Völkergruppen hervor. Wo ſie im weiteſten Abſtand von dem naturhiſtoriſchen Typus dieſer gipfelt, hat ſie die ſtolzeſte Flora. — Anders die hiſtoriſche Ethnographie, die Geſchichte von Nationalitäten. Dieſe geht immerfort auf die charakteriſtiſchen Merkmale nationaler Naturwüchſigkeit, das Beſondere, das Individuelle, als ihr leitendes Princip zurück und verfolgt die Verzweigung der Cultur in jene als etwas Zugebrachtes, Angebildetes, womit das aus natürlichem Stammtriebe Erwachſene ſich belebt und befruchtet; ſie vergeiſtigt ſich nicht in den idealen Größen der Cultur, ſondern haftet an den Geſtaltungen des von der Naturnothwendigkeit ſtammenden Subſtrats der Nationalität. Sie ſucht für dieſe nicht in dem Gebiet der Cultur einen Platz zu beſtimmen, wo ſolche ihre Selbſtſtändigkeit höherem Gebot unterzuordnen hätte, ſondern nimmt aus der Schatzkammer des großen menſchheitlichen Capitals die Barren edlen Metalls für ihre Sonderhallen und drückt ihnen hier ihr Gepräge auf. Dieſe Wahrung des Beſondern iſt durch allen Wechſel, Um- und Aufſchwung allgemeiner Bildung immerfort der Appell, der ſie auf ihren Poſten ruft.

Bei dieſer Aufgabe nun, das ſpecifiſch Nationale aus der es überflutenden Weltcultur zu ſondern, ſcheint die Arbeit auf enge Grenzen und nicht eben belohnende Ausbeute angewieſen zu ſein. Das Gebiet der gemeinſamen menſchlichen Cultur hat ſich zu einem ſchwer überſehbaren Umfang ausgedehnt, das Angeſtammte der Nationalitäten iſt mehr und mehr zurückgewichen, das Individuelle wird bedroht mit zunehmender Verflachung, mit der Gefahr unter den Formen genereller Cultur zu verſchwimmen. Nach dem, was aus älterer Zeit dem Völkerleben mehr oder minder gemeinſam geworden und zum Theil

geblieben iſt — Chriſtenthum und Jslam. Hierarchie, Ritteradel mit zugeſpitztem Ehrgefühl, Romantik und Courtoiſie, Handhabung des Pulvergeſchützes und der Buchdruckerkunſt, humaniſtiſche Studien, Reformation und Gegenreformation, Seefahrten mit Magnet zu Entdeckung und Coloniſation, Fernrohr, Barometer, Thermometer, Rückwirkung des Colonialweſens auf das materielle Leben mit Gewürz, Tabak, Kartoffeln, Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle u. ſ. w., Gebrauch des Franzöſiſchen bei conventionellen Begegnungen, des Engliſchen im gewerblichen Weltverkehr, Tagesblätter, Weltmannsbildung — haben die jüngſten Menſchenalter unter und nach den Stürmen der umſtürzenden und bahnbrechenden Revolution, Siebenmeilenſtiefel zur Verbreitung der Cultur angelegt. Dämoniſche Mächte der Natur in des Menſchen Dienſt, Elektricität, Dampf und Magnetismus mit fabelhafter Beſchleunigung und Vervielfältigung des Weltverkehrs, haben die zwiſchen den Nationen vorhandenen Klüfte von Raum und Zeit überbrückt; auf den ſtarkbelebten Bahnen der Begegnung und Mittheilung gilt Austauſch und Miſchung nationaler Eigenthümlichkeit unter allgemeingiltigen Verkehrsnormen.

Dieſe Weltmächte mit ihrem drangvollen Gefolge der Gewinnſpeculation des Papiergelds und Actienſchwindels, des Bank- und Creditweſens, der Börſenmanöver haben in die Räder ſpecifiſchen Nationalgetriebs der Reihe nach wetteifernd in einem Maß eingegriffen, daß nur die noch in primitivem Embryonenſtande befindlichen, in entlegenen oder unzugänglichen Receſſen wohnhaften Erdbewohner davon unberührt geblieben ſind. Alſo, ſcheint es, iſt naturwüchſig Nationales und national Eigenthümliches zu einem Minimum, Gemeinſamkeit der Cultur aber in der Mehrzahl der Lebensrichtungen vorherrſchend geworden. Dennoch behauptet es gegen das Uebergewicht jener Macht ſein Recht, und bei der Frage, in welcher Art es jenes geltend gemacht habe und wie viel unter dem Stempel der Cultur von ihm übriggeblieben ſei, wiederum wie es die Culturgaben ſich angeeignet und nationaliſirt habe, iſt das Ergebniß wahrlich kein geringes. Laſſen wir nun auch die Stereotypie des Naturgepräges, auf welche die Schöpfungen der Cultur nur geringen oder gar keinen Einfluß üben können, desgleichen die durch locale Phyſik bedingten Gewerbsarten und Lebenseinrichtungen bei Seite, und beachten nur das Geſellſchaftsleben unter den Einflüſſen freier Vernunftthätigkeit, ſo darf die Muſterung nicht blos bei dem ſogenannten Volk, dem Bürger und Bauer, Befriedigung erwarten, ſie findet ſolche auch in höhern Kreiſen. Allerdings iſt dort das Hergebrachte reichlicher und dauernder als in dieſen zu finden und die Zähheit in deſſen Feſthaltung dort zu Hauſe. Wiederum iſt in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft das Salonleben der vornehmen Welt, überhaupt aber die Geſtaltung des ſocialen Lebens mit weitverbreiteter Gewöhnung an früherhin unbekannte Bedürfniſſe und Genüſſe, Kaffee, Thee, Brantwein u. ſ. w. nicht auf eine

Nationalität beſchränkt geblieben. Aber Bürger und Bauer allein machen es nicht aus. Beſchränkung der Ethnographie auf dieſe mahnt an die Dorfgeſchichten, wenn dieſe für die ſouveräne Gattung der Novelle gelten wollen. Wie aber dieſe ſich ungemeiner Gunſt erfreuen, ſo haben ethnographiſche Zeichnungen ſich vor allen gern mit Gebräuchen und Sitten des Familienlebens, Brautwerbung, Hochzeit, Geburts- und Begräbnißfeier u. ſ. w. beſchäftigt und die naturhiſtoriſche Ethnographie hat ſich mit dergleichen als Beiwerk ausgeſtattet. Es iſt wahr, das Nationale individualiſirt ſich hier am meiſten. Es hat ſeine Nachhaltigkeit ſelten kraft urſprünglich naturgebotener Bedingungen; aber dieſe haben eine Hilfsmacht in der Gewohnheit, und Gewohnheit kann zur andern Natur werden. Manches reicht allerdings hoch ins Alterthum hinauf. Norddeutſche Bauern trieben noch vor kurzem die Schweine zur Abwehr der Bräune durch ein Feuer, das durch Reibung von Hölzern ſich entzündet hatte — das altſächſiſche Niedfeor; in Frankreich werden hier und da zu gewiſſen Zeiten Katzen verbrannt — vielleicht eine Erinnerung an die Menſchenopfer der heidniſchen Gallier. Wohl iſt von dergleichen das Locale zu unterſcheiden, das durch zufällige Ereigniſſe ohne nationalen Trieb Brauch geworden iſt, ſo die zahlloſen Denkfeiern von Waſſer- und Feuersnoth u. ſ. w. Verweilen wir bei der niederen Sphäre des Nationallebens, ſo gibt die Speiſeordnung eine Menge Beiſpiele, die ſpaniſche Olla Potrida, der weſtphäliſche Pumpernickel, der Marſchkloß der Dithmarſen, die ſüddeutſche Dampfnudel, die italieniſchen Maccaroni und Polenta, das öſtreichiſche Backhähnel, der ſchottiſche Haferbrei, die ruſſiſche Schtſchi u. ſ. w. Wir verfolgen dies nicht weiter mit Anführungen von nationalen und provinzialen Trachten und Häuſerbauten u. ſ. w. Bei weitem mehr beſagt der Ton des geiſtig-ſittlichen Lebens, von dem man gewöhnlich die Grundzüge des Nationalcharakters entnommen hat. Liebe, Ehe und Familienton geben die bedeutſamſten Nüancen innerhalb des gemeinſamen Kreiſes der Civiliſation zu erkennen; die Thorheiten des Liebesrauſches ſind bei dem Engländer anders als bei dem Spanier; die deutſche Hausfrau iſt einzig in ihrer Art. So behaupten ſich unter den draſtiſcheſten Einwirkungen der Civiliſation oder auch ihres Widerſpiels der engliſche Spleen, die engliſchen Whims und Oddities, ſo im Verkehr die chineſiſche und italieniſche Pfiffigkeit, die raſtloſe Geldmacheſucht des Yankee u. ſ. w. Aber auch in den ſtaatlichen Geſtaltungen, die vom Naturwüchſigen ſich am meiſten entfernen, iſt nicht geringe Ausbeute. Allerdings hat hier das Nationale den allgemeinen Einflüſſen der Cultur ſich dergeſtalt unterworfen, daß das Eigenthümliche ſelten unberührt davon geblieben und faſt nur als Modalität jenes zu faſſen iſt. Je freier aber die Vernunftthätigkeit in dieſen Gebieten ſich über die Naturbedingungen erhebt, um ſo bedeutſamer wird das Nationale, das einer univerſellen Nivellirung zu widerſtreben ver-

mag. So wird bei der Muſterung ſtaatlicher Gemeinweſen das Maß der Willigkeit des Volkes zu leidendem Gehorſam, des Sinns für Vertheidigung angeſtammter Rechte, die Art des Widerſtandes gegen rechtskränkende Willkür, der Befangenheit vom Nimbus der Hoheit u. ſ. w. auf der Völkertafel nicht unweſentliche Ungleichheiten darbieten. Nicht anders in der geſellſchaftlichen und ſtaatsrechtlichen Ordnung der Stände, der Haltung des Adels, der Bürger und Bauern zueinander, der Hoffärtigkeit, Liebedienerei und Rangſucht. Dabei iſt die Frage, in welchem Stande ſich die Nationalität am prägnanteſten darſtelle und die höhere Frage von Gemeingeiſt, nationalem Bewußtſein und Stolz, von Patriotismus als vergeiſtigtem und in Activität geſetztem Nationalſinn, vom Feſthalten am Beſtehenden und von Liebe zu Neuerungen, von Neigung zum Ausländiſchen und ſprödem Feſthalten am Vaterländiſchen, von Einhäuſigkeit und Heimathsliebe, von Fahrluſt und Touriſtenfieber. Ferner die Stellung einer Nationalität, die fremdbürtigem politiſchem Verbande verfallen iſt, das Verhältniß des nationalen Charakters zum politiſchen. Endlich gewiſſe nationale Antipathien als der Portugieſen gegen die Spanier, der Sicilianer gegen die Neapolitaner. Im Rechtsweſen haben kanoniſche Satzungen des Kirchenthums, Raffinement römiſcher Jurisprudenz und der Geiſt der Aufklärung und Humanität, welcher im Criminalrecht aufgeräumt hat, das uralte Volksrecht bis auf die Wurzel angegriffen; dennoch ſteht dieſes noch in manchen ehrwürdigen oder auch mißgeſtalteten Trümmern da, und, um mit Savigny zu reden, auch in nachgekommenen Rechtsſatzungen bewährt ſich wol noch, daß das Volksrecht ein Theil des nationalen Körpers iſt und nicht gleich einem Rock an und abgelegt werden kann. Von den monotheiſtiſchen Religionen liegt es im Weſen des Chriſtenthums und des Islam, die Schranke der Nationalität zu überſchreiten; doch wird dieſe nicht aufgehoben; neben den unweſentlichen Varietäten der liturgiſchen Formen gibt es ein ungemein reiches Magazin nationaler Eigenthümlichkeit in der Auffaſſung ein und deſſelben Glaubens, in dem Maß der Blindgläubigkeit, des orthodoxen Rigorismus und Fanatismus, des Einfluſſes der Gläubigkeit auf Sittlichkeit im Leben und Handeln; der Katholicismus des Italieners und des Münſterländers oder Vierwaldſtädters, der Calvinismus der Züricher und der Schotten liegen weit auseinander. Das Heerweſen hat ſeine nationalen Eigenthümlichkeiten auch bei der Gemeinſamkeit modernen Waffenthums oder früher des mittelalterlichen Ritterthums, nie dergeſtalt eingebüßt, daß nicht das Maß des kriegeriſchen Sinnes, das Geſchick für einzelne Waffengattungen und dgl. Unterſchiede machte. Aehnliches gilt vom Seeweſen. In ihrer anſprechendſten Geſtalt erſcheint die Nationalität endlich in dem Gebiet, deſſen Hervorbringungen für das geiſtige Leben ebenſo zur Allgemeinheit internationaler Mittheilung und zu Austauſch des Genuſſes berufen ſind, wie im materiellen Leben die

Güter der Production und Fabrication, die Waaren des Verkehrs und Handels. Wir meinen die Sprachbildung, das Dichten und Wiſſen und die Kunſt. Die Sprache an ſich wird in ihrem natürlichen Bau immerfort als das ſinnvollſte Merkmal und weſentlichſte Kleinod der Nationalität gelten müſſen. Aber auch wo ſie zum Organ freier Vernunftthätigkeit in Wiſſenſchaft und Dichtung wird und ſich auf den gemeinſamen Blüten- und Fruchtfeldern der Poeſie und Literatur bewegt und wo der Verkehr mit dem Ausland den vielfältigſten Austauſch geiſtiger Schöpfungen und eine gewiſſe Gemeinſamkeit des Denkens und Empfindens angebahnt hat, behauptet jede Nation ihr Eigenthum in Schöpfungen nachhaltiger Originalität. So was dem Volksleben am nächſten liegt, das Sprichwort, der Volkswitz, das Volkslied; das franzöſiſche Vaudeville, die ſpaniſche Romanze, die engliſch-ſchottiſche Ballade, das italieniſche Sonett zeigen dies auf höherer Stufe. Auf der höchſten aber bekunden ein Cervantes und Montaigne, Shakeſpeare, Calderon und Corneille, Arioſt und Camoëns, Voltaire, Diderot und Leſſing, Goethe und Schiller, Walter Scott u. a. bei der vollkommenſten geiſtigen Unmittelbarkeit ihre Nationalität. Die Muſterung der Kunſtſchöpfungen iſt, weil ſie eben der Sprache ermangeln, nicht im gleichen Maße ergiebig; doch wenn ſie nur theilweiſe nationalen Charakter haben — deutſche, italieniſche, ſpaniſche, niederländiſche Malerei — deutſche Baukunſt aber weit über ihr (muthmaßlich nicht eigentlich deutſches) Geburtsland hinaus erhabene Werke ſchuf, ſo tritt das Nationale in volles Recht bei perſönlichen Kunſtdarſtellungen, Geſang, Tanz, Muſik der Boleros und Fandango, die Polonaiſe und Mazurka, die italieniſche (leider zu Grabe gegangene) commedia dell' arte, das italieniſche Carneval u. dergl. ſind durch die innigſte Wahlverwandtſchaft des Nationalcharakters und der freien Kunſt an ihren heimathlichen Boden gebunden und außerhalb dieſes nur gleich verpflanzten Topfgewächſen.

Als Endurtheil ergibt ſich, daß die Individualität des Nationalen, wie ſehr unter Hobel, Bürſte und Sammthandſchuh der Cultur genommen und wie geneigt, ſich auf der Weltbühne in die herrſchenden Formen zu fügen, dennoch innere Lebenskraft genug hat, auch in den höheren Potenzen des Völkerlebens ihr eigentliches Palladium und ihre prägnanteſten Merkzeichen durch alle Culturgrade zu behaupten, und daß grade ihre Fortdauer inmitten gemeinſamer Culturformen und die Art, wie dieſe ſich nationell gliedern, zu dem Weltgang der Menſchheit gehört. W.

Digitized by Google

Von der preußiſchen Grenze.

Der Oberhofprediger Ehrenberg, der ehemalige Religionslehrer des jetzigen Regenten, hat mit Einwilligung deſſelben das Glaubensbekenntniß, welches der Prinz bei ſeiner Confirmation abgelegt, der Oeffentlichkeit übergeben. Es iſt ein ſchöner Gedanke, daß der edle Fürſt in dem Augenblick, wo ihm die Macht über ſo viele Millionen gegeben iſt, ſich dieſe Grundſätze ſeiner Jugend wie einen Spiegel vor Augen hält, um ſich gleichſam noch einmal zu binden gegen Gott und gegen die Menſchen. Denn das iſt der Sinn dieſer Veröffentlichung: nicht die Zufriedenheit mit früher gehegten Gedanken, ſondern die Erneuerung derſelben mit dem vollen Bewußtſein, daß ſie für die Nachwelt das Maß ſein werden, die Handlungsweiſe deſſen zu richten, der in ſeiner Jugend ſo gefühlt und ſo gedacht hat. Von den edlen Grundſätzen dieſes Glaubensbekenntnſſes heben wir nur einige hervor. „Ich weiß, was ich als Menſch und als Fürſt der wahren Ehre ſchuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre ſuchen, in denen nur der Wahn ſie finden kann.“ — „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterland, ich will unabläſſig in dem mir angewieſenen Kreiſe thätig ſein, meine Zeit auf das beſte anwenden und ſo viel Gutes ſtiften, als in meinem Vermögen ſteht.“ — „Ich will keinem Menſchen Unrecht thun, keinem hart ſein, keinen kränken oder demüthigen und wo ich darin fehlen ſollte, es eingeſtehen und auf alle Weiſe wieder gut zu machen ſuchen.“ „Doch will ich meiner Pflicht gemäß alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerſtört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung Preis gegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gegeben werde. Davon darf mich kein Mitleiden zurückhalten.“ — „Verderbte Menſchen und Schmeichler will ich entſchloſſen von mir weiſen. Die beſten, die aufrichtigſten ſollen mir die liebſten ſein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit ſagen, wo ſie mir mißfallen könnte.“ — Mit Recht ſetzt der Geiſtliche hinzu: „Zu den Fürſten drängen alle ſich hin, die Schlechteſten am meiſten; ihrer Gunſt möchten ſich alle erfreun, und die pflegen ſich um dieſelbe am eifrigſten zu bewerben, die ſie zu ihrem eignen Vortheil, zu der Fürſten und Völker Verderben mißbrauchen wollen. Das beſte Herz iſt nicht hinlänglich geſichert vor dem ſchädlichen Einfluß des vertrauteren Umgangs, die feſteſten Grundſätze wanken dieſem Einfluß.“ — Der gerade, echt deutſche Sinn des Prinzen wird dieſer Gefahr entgehn, und mit vollem Herzen ſtimmen wir dem Schlußwort des würdigen Geiſtlichen bei: „Gott befeſtige Eure königl. Hoheit in dieſen Grundſätzen, helfe Ihnen nach denſelben Ihr ganzes Leben einrichten und zu ſeiner Ehre führen, und laſſe Sie den herrlichen Segen derſelben allzeit erfahren.“

Der alte Landtag hat mit der Anerkennung der Regentſchaft ſeine dreijährige Laufbahn, die nicht die ruhmvollſten Seiten unſerer Geſchichte füllen wird, glücklich beſchloſſen. Er ruhe in Frieden und ſein Andenken möge bald durch beſſere Nachfolger ausgetilgt werden. Wenn aber der letzte Act ſeines Lebens d. h. ſein Schweigen von Seiten der Nationalzeitung getadelt wird, ſo ſind wir nicht im Stand, dieſe Vorwürfe zu verſtehn. Ganz abgeſehn davon, daß Adreſſen und Anreden, die keinen beſtimmten Zweck haben, am beſten unterbleiben, daß es ſich von

Digitized by Google

ſelbſt verſteht, daß man von einem Regierungswechſel das Beſte erwartet und daß man es daher nicht erſt ausdrücklich ſagen darf: was konnte dieſer Landtag, nachdem er drei Jahre lang ſeine Grundſätze hinlänglich an den Tag gelegt, jetzt Beſſeres thun als ſchweigen? Oder wünſchte die Nationalzeitung etwa, daß dieſer Landtag dem neuen Regenten ſeine Wünſche und Erwartungen über das, was nun zu thun ſei, unterbreiten ſollte? Völlig ungerechtfertigt iſt der Vorwurf gegen die Oppoſition, die eine ſehr kleine Minorität des Landtags bildet und daher nicht in der Lage war, eine Adreſſe vorzuſchlagen; die ſich ebenſo wenig veranlaßt ſehn konnte, nicht ausgeſprochene Einwendungen gegen die Regentſchaft zu widerlegen. Die Einwendungen der Kreuzzeitung gehören nicht vor das Forum des Landtags, ſondern vor das Forum der Preſſe.*)

Die Publication, die „im allerhöchſten Auftrage“ vom Miniſterium des Innern in Bezug auf die Wahlen erlaſſen iſt, kann alle billigen Erwartungen befriedigen. Wem manches darin nicht deutlich genug geſagt ſein ſollte, der nehme die Kreuzzeitung zur Hand, deren Commentar das Nöthige enthält. Wir wollen nur auf einen Punkt aufmerkſam machen. Das Circular ermahnt die Landräthe, ſich, bevor ſie eine Wahl annehmen, die ernſte Frage vorzulegen, ob ſie auch mit der Regierung werden gehn können? Nicht ungeſchickt fragt die Kreuzzeitung: mit welcher Regierung denn? da man doch noch nicht weiß, welches Miniſterium dem Landtag gegenübertreten wird. Aber das iſt ja eben der Punkt! Die conſervative Phalanx des Herrn von Weſtphalen ſoll ſich daran erinnern, daß Herr von Weſtphalen nicht mehr Miniſter iſt, und daß möglicherweiſe in der Zwiſchenzeit noch andere Veränderungen eintreten können; und ſie ſoll deshalb ernſthaft erwägen, was unter dieſen Umſtänden ihr wohlverſtandenes Intereſſe, ihre Ehre und ihre Pflicht erheiſcht. Es iſt, wie wir ſchon früher auseinandergeſetzt, kein Attentat gegen die durch die Verfaſſung garantirte Wahlfreiheit der Beamten, kein Eingriff im Sinne des Herrn v. Weſtphalen und des Geheimen Regierungsrath Hahn, ſondern nur eine wohlgemeinte Erinnerung, daß ſich in den factiſchen Vorausſetzungen einiges geändert hat.

Was die neue Umlegung der Wahlbezirke betrifft, ſo enthalten wir uns eines Eingehens auf das Detail; da die Zeit ſo ſehr drängte, ſo läßt ſich billigerweiſe nicht erwarten, daß allen Uebelſtänden abgeholfen ſein wird. Aber eins haben wir bei dem motivirten Gutachten der „Preußiſchen Correſpondenz“ ſchmerzlich vermißt. Wir ſetzen voraus, daß eine der erſten Vorlagen der Regierung an den neuen Landtag eine geſetzliche Feſtſtellung der Wahlbezirke ſein wird. Aber warum iſt nicht ſchon jetzt die Preußiſche Correſpondenz bevollmächtigt worden, dieſen Vorſatz der Regierung anzuzeigen? Die beſtimmte Ausſicht, daß die Regierung in dieſer hochwichtigen Angelegenheit die Initiative zu ergreifen gedenke, würde auf die Wahlberechtigten den heilſamſten Eindruck hervorgebracht haben.

Vielleicht iſt in dem Augenblick, wo wir dieſes ſchreiben, die Miniſterkriſis ſchon entſchieden. Wir wiederholen, daß es uns mehr auf die Sache als auf die Perſonen ankommt, daß jede verfaſſungstreue Regierung, welche jedem Bürger und jedem Stande ſein Recht zu Theil werden läßt, dem Ausland gegenüber die Ehre

*) Die nachträgliche Adreſſe der 128 „Herren“ iſt, als von bloßen Individuen ausgehend, politiſch völlig null.

Preußens energiſch vertritt und namentlich in der Handelspolitik, die vielleicht für die nächſte Periode in den Vordergrund treten wird, die Intereſſen des Staats einſichtsvoll und conſequent wahrnimmt, in derjenigen Schicht des Volks, aus der die Oppoſition der letzten neun Jahre hervorging, einer loyalen Haltung begegnen wird, gleichviel ob ſie aus ehemaligen Mitgliedern der Rechten oder der Linken, oder auch aus ſolchen Beamten zuſammengeſetzt iſt, die ſich an dem bisherigen Parteitreiben gar nicht betheiligt haben. Feſt überzeugt, daß der Regent bei der Beſetzung der wichtigſten Stellen nach gründlicher Prüfung der betreffenden Perſönlichkeiten vorſchreiten wird, werden wir in der Kritik zurückhaltend ſein, bis ſich ein beſtimmter Gang der Politik erkennen läßt. Nur zwei Wünſche haben wir auszuſprechen.

Der erſte betrifft unſere Parteifreunde, die Mitglieder der bisherigen Oppoſition. Wir glauben nicht, daß für den Fall einer partiellen Veränderung des Miniſteriums es für die gedeihliche Entwicklung des Staatslebens heilſam wäre, wenn ſie ſich neben die Männer ſetzten, die ſie bisher principiell bekämpft. Was auch Gutes in adminiſtrativer Beziehung daraus hervorgehn könnte, die politiſche Haltung iſt doch ebenſo wichtig, und für dieſe ſind noch andere Motive entſcheidend als augenblickliche Zweckmäßigkeitsmaßregeln.

Unſer zweiter Wunſch iſt, daß das neue Miniſterium, wer es auch ſein mag, dem Landtag mit vollem Vertrauen entgegenkommen und ihm durch eine beſtimmte Darlegung ſeiner politiſchen Grundſätze die Direction geben möge. An dieſem Vertrauen hat es nicht blos das Miniſterium Brandenburg-Manteuffel fehlen laſſen, ſondern auch die drei ihm vorangegangenen Miniſterien des Jahres 1848, und an dieſem Umſtand hängt vieles, was die damalige ſogenannte Nationalverſammlung, für die wir wahrlich nicht eintreten wollen, wenigſtens entſchuldigen kann.

Die Hauptſache bleibt immer, wie die jetzigen Wahlen ausfallen. Zwar hat die Nationalzeitung vollkommen recht, wenn ſie es als einen Uebelſtand beklagt, daß die Wahlen ausgeſchrieben ſind, bevor ein neues Miniſterium den Beamten in Bezug auf ihre Wahlbetheiligung eine ſtärkere Direction, den Wählern ein Bild von dem, was ſie zu erwarten haben, gibt. Allein nach unſerer Anſicht hat die Preſſe jetzt eine ganz andere Aufgabe, als auf ſolche Uebelſtände hinzuweiſen, die am Ende doch nicht ſo groß ſind, als es ſcheint. Die Preſſe, die nicht für die Regierung, ſondern das Publicum geſchrieben wird, hat vielmehr die heilige Verpflichtung, es auszuſprechen und Tag für Tag zu wiederholen: daß in dieſem Augenblick jede Theilnahmloſigkeit an dem wichtigſten Act des Staatsbürgers eine *politiſche Ehrloſigkeit* wäre; daß derjenige, der in dieſem Augenblick nicht alle ſeine Kräfte aufbietet, um für die Sache der Freiheit zu wirken, der ſeine Trägheit damit beſchönigt, daß der Herr Landrath oder ſonſt wer vielleicht noch immer ſo dächten wie vor einem Monat, daß ein ſolcher, auch wenn er in ſeinem Pult ganze Stöße von Freiheitsgedichten verſchloſſen hält, auch wenn er die Fauſt im Sack ballt gegen die Tyrannen, auch wenn er von einer kommenden Revolution träumt, vermittelſt welcher ihm die gebratenen Tauben der Freiheit in den Mund fallen werden: *daß ein ſolcher verdient ein Knecht zu ſein und zu bleiben.* Wenn ein Volk unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht im Stande iſt, ſich auf geſetzlichem Wege ſelbſt zu helfen, ſo iſt ihm überhaupt nicht zu helfen. † †

Digitized by Google

Neue Reiſeliteratur.

Die Bereiſung Hocharmeniens und Eliſabethopols, der Schekinſchen Provinz und des Kasbek im Centralkaukaſus von F. A. Kolenati. Mit zehn Holzſchnitten. Dresden, R. Kuntze. 1858. — Eine ſehr in das Detail eingehende, auf den gründlichſten Unterſuchungen beruhende Schilderung der genannten Theile des transkaukaſiſchen Rußland, von der man nur wünſchen möchte, die einzelnen Aufſätze, aus denen ſie beſteht, wären chronologiſch, oder wenn das ſich nicht empfahl, nach deu Gegenſtänden zuſammengeſtellt. Der Verfaſſer iſt Arzt und Naturforſcher, und ſo erhalten wir namentlich über die Fauna und Flora des Kaukaſus und ſeiner Nachbarſchaft vieles ungemein Werthvolle. Dahin gehört, was er über das Kameel, über die Weine und die Bienenzucht, den Fiſchfang und die Kaviarbereitung in den von ihm bereiſten Landſtrichen, dahin ganz vorzüglich das, was er über den Seidenbau ſagt. Er intereſſirt ſich aber zugleich für Gegenſtände der Ethnographie, und auf dieſem Gebiet iſt beſonders ſeine Schilderung der deutſchen Niederlaſſungen bei Tiflis, aus der wir ſpäter einen Auszug mittheilen werden, dankenswerth. Nicht ohne Intereſſe iſt dann ſeine kleine Grammatik der tatariſchen Sprache, obwol ſie nur praktiſche Bedürfniſſe im Auge hat. Endlich bekommt man auch manches hübſche Bild von den großen und kleinen Orten Armeniens und Gruſiens, auch iſt zu erwähnen, daß der Verfaſſer den Kasbek, den zweithöchſten Berg des Kaukaſus beſtiegen hat. Wir erlauben uns für Damen die folgende „Meditation über ein ſeidenes Kleid“ aus dem Buche auszuheben.

Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſein, zu wiſſen, wie viele Weſen ihren Fleiß, ihre beſten Säfte und endlich ihr Leben hingegeben haben, um den Stoff zu einem ſeidenen Kleide zu liefern.

Im Jahre 17 n. Chr. verbot Kaiſer Tiberius ſeidene Gewänder. Im Jahre 173 n. Chr. durften ſich unter der Regierung Marc Aurels nur hohe Damen in Seide kleiden. Im Jahre 218 n. Chr. bekleidete ſich der Syrier Heliogabal zuerſt damit. Im Jahre 270 n. Chr. verweigerte Kaiſer Aurelian ſeiner Gemahlin ein ſeidenes Kleid, da es mit Gold aufgewogen wurde. Auch heutzutage iſt ein ſeidenes Gewand zuweilen das Zeichen der vornehmen Dame.

Es iſt bekannt, daß zu einem ſeidenen Kleide ohne Schleppe 15½ Ellen eines ¾ Ellen breiten, oder 26 Ellen eines ⅞ Ellen breiten Stoffes mit Schleppe erforderlich ſind. Auf eine Elle kommt es gewöhnlich, wie bekannt, den Damenſchneidern nicht an und es iſt jeder Dame anzurathen, lieber eine oder zwei Ellen mehr der Schere zu opfern, als an ihrem Umfange beeinträchtigt zu werden. Nun wiegt ein leichter Seidenſtoff auf ein Kleid 16½ Loth, ein ſchwerer Seidenſtoff 1 Pfund 3¾ Loth, wenn man auch für die Farbe (was allenfalls nur bei gelben durch Bleioxyd gefärbten Stoffen Anwendung erleidet) 5—8 Loth auf ein Pfund Seidenſtoff in Abzug bringt. Zu einem Loth Seide ſind 90—95 Cocons nach Abzug allen Verluſtes durch Abfälle und Krankheiten der Seidenwürmer erforderlich; daher ſind zu einem Pfund 2880 bis 3040 Cocons nöthig. Somit haben zu einem leichten ſeidenen Kleide, deſſen Stoff 16 Loth wiegt, 1445—1547 und zu einem ſchweren ſeidenen Kleide, deſſen Stoff 1 Pfund 3¾ Loth wiegt, 3177—3348

Digitized by Google

Seidenraupen ſpinnen müſſen. Wollen wir nun den Verluſt durch Fehlſchlagen und anderweitige Beſchädigungen auch noch mit in Anſchlag bringen, ſo können wir 4000 Seidenraupen rechnen: — Um 4000 Seidenraupen zu erhalten, braucht man nach Abrechnung des Verluſtes durch Fehlſchlagen ein Quentchen Seidenraupeneier (genannt Grains) oder die Eier von 10 Pärchen Seidenſchmetterlingen. — Da eine einzige Seidenraupe während ihres Lebens etwas mehr als 2 Loth Blätter vom Maulbeerbaum verzehrt, ſo brauchen die 4000 Seidenraupen $2^1/_2$ Centner Laub. Nun gibt ein zwanzigjähriger kräftiger Maulbeerbaum durchſchnittmäßig 90 Pfund Blätter. Wenn wir nun auch hier den Verluſt der Abfälle mit in Anſchlag bringen, ſo werden drei ſolche kräftige zwanzigjährige Bäume dadurch ſo in Anſpruch genommen, daß ſie das andere Jahr nicht ſo viel Laub geben dürften. Um daher die Gleichförmigkeit der jährlichen Laubproduction ebenfalls mit einzurechnen, ſo ſind vier bis ſechs zwanzigjährige Bäume dazu erforderlich oder ſechsmal ſo viel zwölfjährige Bäume, d. i. 24 Stück. — Davon hat aber der Rohproducent nicht den Hauptnutzen; denn 344 getrocknete Cocons gehen auf ein Pfund, 250 lebende Cocons gehen auch auf ein Pfund und zehn Pfund Cocons geben ein Pfund abgehaspelte Rohſeide (Greze). Ein Pfund getrocknete Cocons verkauft der Producent höchſtens zu 9 Fl. C.-M. und ein Pfund Greze verkauft er höchſtens zu 12 Fl. C.-M. Der Fabrikant, welcher erſt die Seide zu Kettenſeide (Organſin) und zu Durchſchlagſeide (Tramin) moulinirt, hält ein Pfund Organſin im Preiſe von 18 und ein Pfund Tramin im Preiſe von 16 Fl. C.-M. Ein Pfund Seidenwaare koſtet durchſchnittlich 34 bis 130 Fl. C.-M. Somit ſtellt ſich das Verhältniß der rohen Seide zur moulinirten Seide und zur Seidenwaare wie 12: 18: 34 oder wie 12: 18: 130 oder wie 1: $1^1/_2$: 3 oder wie 1: $1^1/_2$: 12 heraus.

Auch das Terrain wollen wir berückſichtigen. Ein Quentchen Grains braucht, wenn die Raupen ausgekrochen ſind, in der erſten Lebensperiode $1^1/_4$ Quadratfuß, in der zweiten $2^1/_2$, in der dritten $6^3/_4$, in der vierten 7 Quadratfuß Zimmerraum. — Sechs zwanzigjährige Bäume erfordern einen Gartenraum von $^1/_4$ Quadratjoch und von der Heckenzucht würde $^1/_8$ Quadratjoch erforderlich ſein. —

Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore Ringgold und Commodore Rodgers in den Jahren 1853—1856. Deutſche Originalausgabe von W. Heine. Leipzig, H. Coſtenoble, 1859. Zweiter Band. — Dieſer Theil des von uns bereits ausführlich angezeigten Werkes ſchildert vorzüglich die Beobachtungen der Engländer und Amerikaner in den japaniſchen Häfen Hakotade, Simoda und Nangaſaki. Dann folgen die Forſchungen und Erlebniſſe der Amerikaner an der Küſte von Kamtſchatka, am Geſtade Sibiriens und auf der wüſten Inſel Fabius. Viel weſentlich Neues enthalten die Capitel über Japan nicht; doch wird manchem das im Anfang mitgetheilte Tagebuch eines chineſiſchen Gelehrten aus Kanton, welcher die Amerikaner nach Japan begleitete, mit ſeiner theilweiſe recht originellen Auffaſſung der Dinge intereſſant ſein. Die beigegebenen Bilder, Porträts, Landſchaften, Volksgruppen in Tondruck ſind ſehr hübſch. Sie ſind wol auch die Hauptſache im ganzen Werke. —

Geognoſtiſche Beſchreibung der preußiſchen Oberlauſitz, theilweiſe mit Berückſichtigung des ſächſiſchen Antheils. Entworfen von E. Fr. Glocker. Mit 50 Figuren in Holzſchnitt und mehren Karten. Görlitz, Heynſche Buchhandlung. —

Digitized by Google

Eine ſehr gründliche Arbeit, die der görlitzer naturforſchenden Geſellſchaft, die ſie veranlaßte, und dem bekannten Geologen, der ſie ausführte, gleich viel Ehre macht, und die wir allen, die ein Intereſſe an der Geognoſie nehmen, ſchon deshalb lebhaft empfehlen, weil für die Oberlauſitz preußiſchen Antheils bis jetzt in dieſer Beziehung wenig gethan worden iſt, deren Boden aber an vielen Punkten Schätze enthält, die man früher hier nicht ſuchte. Der Verfaſſer hat nichts von Bedeutung übergangen und auch die techniſche und ökonomiſche Benutzung der vorkommenden Geſteine und Metalle in Betracht gezogen. So empfiehlt ſich das Buch außer dem Gelehrten auch dem gebildeten Landwirth und Induſtriellen. Die beigegebenen Holzſchnitte ſind gut ausgeführt und rein gedruckt. Die Karten — eine geognoſtiſche und eine land- und forſtwirthſchaftliche — ſind zwar verhältnißmäßig klein, doch thut dies der Deutlichkeit keinen Eintrag. —

Wandkarte der europäiſchen Staaten von Ewald. Darmſtadt, Jonghaus und Venators kartographiſch-artiſtiſche Anſtalt. — Dieſe Karte iſt im Maßſtab von 1: 3,600,000 entworfen und enthält die Bezeichnung der Eiſenbahnen und Telegraphenlinien, der Hauptſtraßen und Kanäle. Die Ausführung iſt ſehr zu loben. Die Karte entſpricht durch reichen Inhalt und durch Correctheit jeder einigermaßen billigen Anforderung. Sehr gut gewählt ſind die Farben: tiefes Blau für Meer und Flüſſe, Braun für Gebirge, Schwarz für Eiſenbahnen, Kanäle, Straßen, Roth für Landesgrenzen. Gebirge, Meer und Flüſſe treten dadurch ſehr überſichtlich vor das Auge. So iſt die Karte nicht blos ein gutes Lehrmittel für Schulen (die allerdings nebenbei noch eine andere bedürfen werden, auf der die Grenzen der Länder verſchiedenfarbig bezeichnet ſind, wenn letzteres nicht vom Käufer ſelbſt bewerkſtelligt werden kann), ſondern auch eine vorzügliche Ueberſichtskarte für kaufmänniſche Comptoirs, Poſtbehörden, Bahnhöfe und Leſezimmer. — Wir knüpfen hieran die Anzeige, daß von dem in demſelben Verlag erſcheinenden, ebenfalls von Ewald herausgegebenen „*Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde*", über den wir nach Vollendung des Ganzen ausführlich berichten werden, wieder einige neue Lieferungen herausgekommen ſind, von denen wir namentlich auf die der ethnographiſchen Section (Sprachenkarten, Religionen-, Völker- und Racenkarten) ſo wie auf die der mathematiſch-geographiſchen und phyſikaliſchen Section (Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Tages- und Jahreszeiten, Luftſtrömungen und Niederſchläge, Höhen und Tiefen, Veränderungen der Erdoberfläche in hiſtoriſcher Zeit, vulkaniſche Bildungen, Entſtehung von Koralleninſeln, von Flußdeltas, Strand- und Dünenanſchwemmungen, Gletſcherbildungen u. a.) als ſehr inſtructiv hinweiſen. Von der ſtatiſtiſch-topographiſchen Section ſind neuerdings die Schweiz, Griechenland, Oſtindien, China und Japan und Kleinaſien mit Armenien und Syrien erſchienen. Die Ausführung iſt ſehr ſchön, das Hauptſtreben des Herausgebers: möglichſte Anſchaulichkeit und Ueberſichtlichkeit in nicht gewöhnlichem Grade erreicht. Die Vollendung des Werkes ſoll noch in dieſem Jahre ſtattfinden. —

Neue Lieferungen von geographiſchen Werken: Von Dr. Böttgers *Mittelmeer* (Leipzig, G. Mayer) iſt die vierte und fünfte Lieferung, von Ed. Schauenburgs *Reiſen in Centralafrika* die fünfte erſchienen. Erſteren iſt eine Karte vom weſtlichen Theil des Mittelmeerbeckens beigegeben, letzterer ein Porträt Richard Landers. Beide Werke empfehlen wir wiederholt als werthvoll.

Digitized by Google

Hiſtoriſche Schriften.

Das Zehntrecht der evangeliſchen Landeskirche in Siebenbürgen. Eine rechtsgeſchichtliche Abhandlung vom Gymnaſialdirector Teutſch in Schäßburg. Schäßburg, Haberſang. — In das öde, menſchenleere Siebenbürgen berief König Geiſa II. um die Mitte des 12. Jahrhunders deutſche Einwanderer, treu dem Princip ſeines Hauſes, das ſeit die Magyaren Pannonien eingenommen, fortwährend in Coloniſten ein Mittel der Machtſtärkung geſehn. Dieſe Colonien bevölkern und ſchützen mit ihren Burgen das Land vom untern Miereſch, von Weſt nach Oſt ein großes ſtehendes Heerlager, viele Meilen bis an den Alt und das Seklerland. Zwei Menſchenalter ſpäter vergabte König Andreas II. im Südoſten Siebenbürgens den deutſchen Rittern das Burgenland zu dem klar ausgeſprochenen Zweck des Grenzſchutzes; als ſie wenige Jahre darauf (1225) das ſchöne Beſitzthum, das ſie der Oberhoheit der ungariſchen Krone zu entziehen verſucht, verlaſſen mußten, blieben doch die deutſchen Einwanderer darin zurück, um das Werk der Ritter nicht unwürdig fortzuſetzen. So kamen in wenig mehr als zwei Menſchenaltern zahlreiche deutſche Colonien nach Siebenbürgen, die in der Folge zum ſächſiſchen Volk, zur dritten ſtändiſchen Nation des Landes zuſammenwuchſen, in dem ſie ſich mit tiefgehendem Einfluß auf ſeine Entwicklung erhalten haben, faſt wunderbar in der ganzen Eigenthümlichkeit des deutſchen Volksthums bis auf dieſen Tag. Von den Inſtitutionen, unter deren Schutz ihnen ſo Großes gelang, iſt als Glied in der Kette ihrer kirchlichen Verfaſſung das Zehntrecht eine der bedeutendſten: jene deutſchen Coloniſten waren keinem Biſchof zehntpflichtig, alſo auch dem ſiebenbürgiſchen nicht, dem ſie urſprünglich gar nicht unterſtanden, ſondern entrichteten den Zehnten ihren eignen exemten Pfarrern. Die ganze Rechtslage bietet ſo viel Eigenthümlichkeiten dar, die Verfaſſung der neuen deutſchen Kirche am äußerſten Ende der abendländiſchen Chriſtenheit iſt vom gemeinen Recht jener Zeit ſo ſehr verſchieden, daß eine Darſtellung derſelben als ein wichtiger Beitrag für die Culturgeſchichte im Allgemeinen betrachtet werden kann. —

Geſchichte der Staatsveränderung Norwegens im Jahr 1814. Vom Amtmann G. P. Blom. Mit Actenſtücken. Leipzig, J. J. Weber. — „Mehr als vierzig Jahre, „ſagt der Verfaſſer“, ſind verfloſſen, ſeitdem Norwegen mit Schweden verbunden, und von demſelben Könige, doch nach ſeiner ſich ſelbſt gegebenen Verfaſſung, regiert worden iſt, und jetzt iſt die Zufriedenheit mit dieſem Verhältniß allgemein. Zwar hegten mehre im Anfang hinſichtlich der Abſichten Schwedens mit Norwegen Argwohn; zwar konnte der alte eingewurzelte Nationalhaß nicht augenblicklich erlöſchen; allein allmälig verſchwand der Unwille, und die Beſtrebungen mehrer, ſowol ſchwediſcher als norwegiſcher Publiciſten, Mißtrauen einzuflößen, waren vergebens. Die Conflicte, welche die verſchiedenen Verhältniſſe zwiſchen beiden Nationen veranlaſſen konnten, wurden immer mehr und mehr gelöſt, und jetzt erfreut man ſich einer brüderlichen Harmonie, da man einſieht, daß die Vereinigung zur gegenſeitigen Sicherheit und zum Glück führt. — Norwegen hat in dieſer Periode nach allen Richtungen hin unberechenbare Fortſchritte gemacht. In der langen Reihe von Friedensjahren haben ſein Handel, die Schiffahrt und alle übrigen Nahrungs-

zweige geblüht. Der Staat hat keine Schulden, keine realen Steuern werden auferlegt, ſein Geldweſen iſt auf feſten Fuß geſtellt, ſein Geld ſteht dem hamburger Banko gleich, und den Einwohnern ſind bedeutende Capitalien zugefloſſen. Die Bevölkerung ſchreitet bedeutend vorwärts, und ein jeder erkennt jetzt, daß das Jahr 1814 das ſegensvollſte in der Geſchichte Norwegens war. Der Verfaſſer hatte ſchon 1823 eine Geſchichte dieſer Periode ausgearbeitet. Er fühlte ſich um ſo mehr dazu aufgefordert, da er als Mitglied der conſtituirenden Verſammlung zu Eidsvold, welche Norwegen ſeine gegenwärtige Verfaſſung gab, Gelegenheit hatte, die Begebenheiten und ihre Motive genau zu unterſuchen. Er ließ die Arbeit von dem Hiſtoriker J. Chr. Berg durchſehn, ſchob aber die Herausgabe bis zum gegenwärtigen Augenblick auf, wo er als der einzige noch lebende Repräſentant jener Verſammlung ſich dieſer Verpflichtung nicht länger entziehn zu können glaubte. — Die Freiheit in der norwegiſchen Verfaſſung ſteht unter den europäiſchen Staaten ſo einzig da, daß ein Bild von der Entſtehung derſelben auch in Deutſchland lebhafte Theilnahme erwecken wird. —

Briefe des nachmaligen königlich preußiſchen Legationsraths K. F. Oelsner an den herz. oldenb. Juſtizrath G. A. v. Halem, von Paris aus geſchrieben in den Jahren 1790—1792. Wortgetreu aus dem Originalmanuſcript herausgegeben von Dr. Merzdorf. Berlin, Springer. — Die Briefe geben namentlich über die Theaterverhältniſſe jener Jahre erwünſchten Aufſchluß. In politiſcher Beziehung ſteht der Verfaſſer auf dem Standpunkt Mirabeaus, deſſen genauere Beziehungen zum Hof er jedoch nicht kannte. —

Deutſchlands Geſchichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von W. Wattenbach, Archivar zu Breslau. Eine von der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönte Preisſchrift. Berlin, Hertz. — Die Anerkennung, die dieſer Schrift von competenter Seite zu Theil geworden iſt, will um ſo mehr ſagen, da ſie der Idee der geſtellten Preisaufgabe nicht ganz entſprach: eine kritiſche Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Das Publicum wird dem Verfaſſer Dank wiſſen, daß er ſich durch jene Aufgabe nicht hat irren laſſen. Er ſagt in der Vorrede darüber: „Ein Handbuch der Quellenkunde für die Geſchichte Deutſchlands im Mittelalter wird ſeit langer Zeit vermißt und begehrt; je mehr einerſeits das Geſchichtsſtudium an Lebhaftigkeit gewinnt und andrerſeits die alten Ausgaben durch neuere Arbeiten und Entdeckungen völlig unbrauchbar gemacht werden, deſto mehr begehrt man nach einem Leitfaden. Vorträge, welche ich in Berlin über dieſen Gegenſtand hielt, wurden fleißig gehört und regten zuerſt den Gedanken an, die geſammelten Materialien für den Druck zu verarbeiten. Die Rückſicht auf das praktiſche Bedürfniß der Zuhörer war bei den Vorträgen maßgebend geweſen, und ſie iſt es auch bei der Ausarbeitung dieſes Buchs geblieben. Es kam darauf an, eine Ueberſicht zu geben und die Wege zu weiterer eigner Forſchung zu weiſen." Mit dieſen Worten hat der Verfaſſer die leitende Aufgabe ſeines Werks feſtgeſtellt: es iſt ein Buch zum Nachſchlagen für diejenigen, die ſich über die Glaubwürdigkeit und ſonſtige Beſchaffenheit der einzelnen hiſtoriſchen Quellen unterrichten wollen. Er hat dieſe Aufgabe, die um ſo ſchwieriger war, da es galt vollſtändig zu ſein und doch jede unnöthige Weitläufigkeit zu vermeiden, glücklich gelöſt. Die ganze Einrich-

tung iſt bequem, und es iſt doch die Arbeit eines echten Gelehrten. Aber er hat noch mehr geleiſtet, er hat eine beſtimmte Seite unſeres Culturlebens in deutlicher überſichtlicher Folge und in einem ſo durchſichtigen Zuſammenhang entwickelt, daß ſie für jeden Freund der Geſchichte eine anziehende Lectüre bildet. So tritt das Buch als verdienſtliche Ergänzung in die Mitte zweier Werke, die beide mit Recht die Aufmerkſamkeit des Volks auf ſich gezogen haben, die deutſche Ueberſetzung der mittelalterlichen Geſchichtſchreiber und Gieſebrechts Kaiſergeſchichte, die neuerdings in Berlin den Preis gewonnen hat. Die hiſtoriſche Kenntniß wird nur dann im Volke Wurzel ſchlagen, wenn es nicht blos erfährt, was geſchehn iſt, ſondern auch wie man ſich über dieſe Ereigniſſe unterrichtet hat. —

Life of George Washington, by W. Irving. Autor. Edition. Vol. IV, Leipzig, Tauchnitz. (Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). — Das Leben G. Waſhingtons von W. Irving, Herausg. von Prof. Bülau. Leipzig, Lorck. — Der vierte Band dieſes ausgezeichneten Werks führt das Leben des ſiegreichen Feldherrn bis zu ſeiner Präſidentenwahl. „Der Plan unſers Werks," ſagt der berühmte Verfaſſer zum Schluß, „machte es nothwendig, ausführlich die Feldzüge der Revolution zu behandeln, ſelbſt wo Waſhington nicht ſelbſt auf dem Schauplatz der Begebenheiten anweſend war; aber ſein Geiſt durchdrang und leitete das Ganze, und eine allgemeine Kenntniß des Ganzen iſt unentbehrlich, um den Scharfblick, die Vorausſicht, die ausdauernde Seelenſtärke und die umſichtige Weisheit zu würdigen, mit der er den Krieg führte. Bei der Darſtellung der Revolution haben wir uns bemüht, was wir für ihren eigenthümlichſten Zug halten: die Größe des Ziels und die Kärglichkeit der verwendbaren Mittel, gebührend hervorzuheben. Wir haben uns bemüht, den vorherrſchenden Mangel an Hilfsquellen, die ſträfliche Vernachläſſigung, die Noth und den Jammer aller Art, mit denen ihre Helden auf ihren Zügen durch pfadloſe Wildniſſe oder dünn bevölkerte Landſtriche, im ſengenden Sonnenbrand oder im unbarmherzigſten Unwetter, auf ihren durch blutige Fußſpuren über Schnee und Eis zu verfolgenden Wintermärſchen, in ihren unwirthlichen, durch Entblößung und Hunger noch unwirthlicher gemachten Winterlagern zu kämpfen hatten, beſtändig ans Licht zu ſtellen. Die Geduld und Seelenſtärke, mit welcher eine halbdisciplinirte Miliz, freiwillige Verbannte von ihrem heimathlichen Herd, ohne die Aufregung, welche der ſtolze Prunk und Glanz des Krieges hervorzubringen geeignet ſind, und nur von ihrem Patriotismus getrieben, an den Tag legten, ſind die edelſten und rührendſten Eigenthümlichkeiten dieſes großen Kampfes für Menſchenrechte. Diejenigen thun ſeiner moraliſchen Größe Unrecht, welche ſeinen militäriſchen Operationen durch wohlfeile Uebertreibung einen melodramatiſchen Effect und falſchen Schimmer verleihen und ihre größten Triumphe auf dem Schlachtfeld ſuchen wollen. Lafayette zeigte ein richtigeres Verſtändniß der Eigenthümlichkeit des Kampfes, als Napoleon, der gewohnt, ſeine ehrgeizigen Ziele mit Hunderttauſenden von Truppen und Zehntauſenden von Erſchlagenen zu verfolgen, über die winzige Armee der amerikaniſchen Revolution und ihre Schlachten hohnlächelte. Sire, gab er treffend zur Antwort: es war ein Kampf um die großartigſte Sache, gewonnen durch Vorpoſtengefechte und Scharmützel." —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Rückblick auf die nächſte Vergangenheit Ungarns.

Zehn Jahre ſind verfloſſen ſeit der Eroberung Wiens durch die Kroaten, neun Jahre ſeit der Capitulation Komorns, dieſer letzten Scene des ungariſchen Revolutionsdramas. Die Gefallenen ſind zum großen Theil vergeſſen, die Eingekerkerten faſt alle in Freiheit geſetzt, die Verbannten in bedeutender Anzahl zurückgekehrt; der Belagerungszuſtand hat in Ungarn wie in den übrigen Theilen des großen Kaiſerſtaates aufgehört, und mit dem Aufheben des Paßweſens haben Spionage und Angeberei, dieſe unzuverläſſigſten und dennoch zumeiſt gehätſchelten Diener der Reaction, den Laufpaß bekommen. Die Gemüther ſind, wenn auch nicht *beruhigt*, ſo doch *ruhig*; Erzherzog Stefan war in Wien, *ohne* daß die Ungarn die mindeſte Demonſtration machten, und die Geburt des Kronprinzen Rudolf, der nach dem erſten Bade zum Inhaber eines *ungariſchen* Regimentes gemacht wurde, iſt im Magyarenlande mit Wohlthätigkeitsſtiftungen und andern loyalen Kundgebungen gefeiert worden, daß ſelbſt der Kreuzzeitung das Herz darüber jubelte.

Wir können alſo mit vollem Recht ſagen: In Ungarn iſt die Revolutionsperiode von 1848 zum Abſchluß gebracht. Das alte Ungnrn iſt mit der oben erwähnten Capitulation von Komorn zu Grabe gegangen, und kann nie wieder in dieſer Geſtalt zur Auferſtehung kommen. Wie immer die Geſchichte der europäiſchen Staaten und Völker ſich entwickeln mag: das alte Ungarn mit ſeinem halb unbeſchuhten, halb goldgeſchnürten, halb der aſiatiſchen, halb der franzöſiſchen Civiliſation angehörenden Adel, mit ſeiner revolutionären Ariſtokratie und ſeinem ſtreng monarchiſchen Volke, ſeiner liebenswürdigen Confuſion und ſeiner confuſen Liebenswürdigkeit, kann nie und nimmermehr zurückgebracht werden; denn es gehörte ſchon längſt einer in Europa überwundenen Culturperiode an, und die Jahre 1848 und 49 waren allenfalls ſtark genug, um eine ſolche Abnormität für immer zu beſeitigen.

Dies iſt jetzt die ungetheilte Anſicht aller Denkfähigen in Ungarn, ſie mö-

gen früher welcher Partei immer angehört haben, und ſie mögen für die Zukunft eine rein nationale oder mehr kosmopolitiſche Entwicklung für ihr Vaterland anſtreben.

Wir können alſo mit kaltem Blut, mit der Ruhe und Unbefangenheit der hiſtoriſchen Beobachtung auf die Entwicklung der politiſchen Zuſtände in Oeſtreich und Ungarn während der letzten zehn Jahre zurückblicken und uns die Aufgabe ſtellen, zu unterſuchen, was das ſchöne Land zwiſchen den Karpathen, was der große Kaiſerſtaat, mit dem dieſes Land infolge der jüngſten Ereigniſſe näher verbunden wurde, ſeit zehn Jahren gewonnen oder verloren haben.

Ungarn war vor 1848 eine Monarchie, welche durch eine ariſtokratiſche conſervative Verfaſſung beſchränkt wurde. Dem König gehörte die Ausübung der Geſetze mit allen ſonſtigen Attributen der Souveränetät, wie: das Obercommando des Heeres, die Ernennung der hohen Würdenträger und Staatsbeamten, — von einem eigentlichen Miniſterium wußte die zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entſtandene Verfaſſung ſo wenig als die um ſieben Jahre ältere Charta magna der Engländer — das Begnadigungsrecht, das Recht der Adels- und Ordensverleihungen ꝛc. Hierzu kam noch ein der Legislatur gegenüber unbeſchränktes Veto und das Recht den Reichstag zu ſchließen und neue Wahlen anzuordnen. Das Volk beſaß dieſem gegenüber: die durch ein unbeſchränktes Veto ſehr beſchränkte legislative Macht, welche es in zwei Kammern ausübte und das Recht der municipalen Selbſtregierung, deren Schauplatz die einzelnen Comitate und freien Städte waren.

Schon nach dieſen Hauptumriſſen zu urtheilen war die ungariſche Conſtitution eine ſehr beneidenswerthe Errungenſchaft vergangener Jahrhunderte, und der engliſchen nicht ganz unähnlich. Daß ſie im Laufe der Zeit nicht das leiſtete und leiſten konnte, was die magna Charta dem Volke Albions, iſt nicht blos der Verſchiedenheit der geographiſchen Lage und der Abſtammung der beiden Völker, ſondern auch und vorzüglich zweien Umſtänden zuzuſchreiben, welche als die wunden Punkte des altungariſchen Staatslebens betrachtet werden müſſen.

Das ungariſche Volk, welches dem Monarchen gegenüber den zweiten Factor in der Staatsmaſchine bilden ſollte, machte nur ungefähr den ſiebzehnten Theil der ganzen Bevölkerung des Landes aus. Ungarn mit den an ſeiner Verfaſſung Theil nehmenden Nebenländern zählte beim Ausbruch der letzten Revolution an funfzehn Millionen Einwohner, worunter neunmalhunderttauſend Adelige; und die letzteren genoſſen eigentliche politiſche Rechte, bildeten den „populus“ der Conſtitution, während die übrigen vierzehn Millionen theils nur in den Communen einige bürgerliche Rechte ausüben durften, theils aber blos als Herrenfutter — „misera plebs contribuens“ nennt ſie das Corpus juris —

betrachtet wurden. Bei dem Umſtand, daß ein großer Theil des Adels ohne Beſitz und noch mehr ohne Bildung war, mußte die in ſeine Hand gelegte ausſchließliche Ausübung aller politiſchen Rechte viele von den Mängeln eines Kaſtenregiments ohne die Vortheile erzeugen, welche eine eigentlich ariſtokratiſche oder oligarchiſche Regierung mit ſich bringt.

Von Seiten Oeſtreichs waltete ein nicht minder verderblicher Umſtand ob, in der Verſchiedenheit der Regierungsformen der ſogenannten Erbländer und Ungarns. Seit 1527 regierten die Fürſten aus dem Hauſe Habsburg-Lothringen als Könige in Ungarn. In den Erbländern dieſes Hauſes waren die ſtändiſchen Landtage im Laufe der Jahrhunderte zu bedeutungsloſen ceremoniellen Aufzügen herabgeſunken, alle municipale Selbſtſtändigkeit durch eine in allen Zweigen der Verwaltung ſtreng durchgeführte Centraliſation aufgehoben, und die Regenten konnten ſich füglich als abſolute Herrſcher betrachten. Nur in Ungarn, wo der Handhaber der Conſtitution, der Adel, ſehr zahlreich und ein bedeutender Theil deſſelben auch beſitzreich war, wo ſchon infolge der Annexation des Landes an ein fremdes Reich ein hoher Grad von Mißtrauen und Eiferſucht geweckt, und durch mehre von Oeſtreichs Feinden begünſtigte Revolutionen und Kämpfe wach erhalten wurde, erhielt ſich die alte Verfaſſung in ihren Hauptzügen bis auf die neueſte Zeit. Dies mußte für die Entwicklung des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates ſowol als für die gedeihliche Entfaltung des ungariſchen Verfaſſungsweſens ſehr mißliche Uebelſtände erzeugen. Oeſtreich betrachtete Ungarn als einen revolutionären Staat im Staate, als ein Hinderniß ſeiner politiſchen Abrundung und Gleichförmigkeit, und ſah ſich daher bewogen, durch oft wiederholte Eingriffe in die Conſtitution die Sonderſtellung des Magyarenlandes allmälig aufzuheben. Dadurch wurden die Ungarn noch mehr mißtrauiſch gemacht, noch mehr zum Feſthalten an ihrer Nationalität und Verfaſſung, ja ſelbſt an den Mängeln der letzteren beſtimmt.

So entſtand ein nur ſelten unterbrochener Kampf zwiſchen dem Großſtaate und einem ſeiner wichtigſten Theile, welcher endlich zum offnen Krieg, zum Krieg um Sein und Nichtſein führen mußte. Oeſtreich iſt ſiegreich aus dieſem Kriege hervorgegangen, und es iſt das Recht des Siegers, ſeinen Sieg nach den Geſetzen der Billigkeit und politiſchen Zweckmäßigkeit zu ſeinem Vortheil auszubeuten.

Unmittelbar nach der Beendigung des ungariſchen Revolutionskampfes war in Ungarn die Anſicht und Hoffnung faſt allgemein, daß der junge Monarch ſelbſt im Siege die Kraft und Bedeutung des Beſiegten nicht unterſchätzen und die noch aufgeregten Gemüther durch einen Act fürſtlicher Großmuth beruhigen, erſt wahrhaft beſiegen würde. Die Hoffnung fand ihre Berechtigung in einigen Antecedentien in der ungariſchen Geſchichte ſowie in dem Bewußtſein des ganzen Volkes, daß der Kampf nur durch das Aneinander-

hetzen der Nationalitäten zu ſeiner verderblichen Größe herangewachſen, und daß der letzte und unſinnigſte Act der revolutionären Regierung in Debreczin — die definitive Losreißung des Landes von Oeſtreich — blos das Werk einiger ſich ſelbſtüberſchätzenden und den ganzen Reichstag tyranniſirenden politiſchen Drathzieher war und in den Gemüthern des Volkes nicht den mindeſten Anklang fand.

Wir wiſſen, wie bald und wie ſchmerzlich dieſe Erwartung durch die Ernennung Haynaus zum Gouverneur von Ungarn vereitelt wurde, und das Land ſah in ſtummer Apathie der Entwicklung ſeiner Zukunft entgegen.

In Oeſtreich machten ſich damals über die Wahl der zu ergreifenden Maßregeln zur Neugeſtaltung des Reichs außerhalb der Regierungskreiſe folgende zwei Anſichten geltend. Die Einen meinten, Oeſtreich, welches durch ſeine geographiſche Lage und heterogene Zuſammenſetzung am meiſten dazu geeignet und auch verpflichtet iſt, die Civiliſation im Oſten zu verbreiten, muß, nach den in neueſter Zeit gemachten Erfahrungen, ſelbſt den Weg der Revolution betreten und alle in dem Boden einer vergangenen Culturperiode wurzelnde Separatverfaſſungen, Frohnverhältniſſe, Städteeinrichtungen, Zunftvorrechte u. ſ. w. mit einem Machtwort aufheben. Der große Kaiſerſtaat muß von nun an ein untheilbares Ganzes bilden, die alten Namen der einzelnen Theile müſſen verſchwinden, und eine neue Eintheilung von Bezirken nach geographiſchen und ſtaatsökonomiſchen Maßgaben vorgenommen werden. Die deutſche Sprache muß im ganzen Reich als das Organ der Regierung und des Geſetzes gelten, und eine Verfaſſung, die ſogleich zu proclamiren iſt, die aber erſt nach vollendeter Umgeſtaltung des Reichs nach den eben ausgeſprochenen Principien ins Leben zu treten hat, muß alle Einwohner Oeſtreichs zu einem großen, freien Volk vereinigen, welches in dem großen Ganzen ſein Heil und die ſicherſten Garantien für ſeine Errungenſchaften und ſein ferneres Gedeihen finden ſoll.

Hiermit hätten zwar alle die größern und kleinern Nationalitäten des Kaiſerreichs mit einem Mal den Todesſtoß erhalten, und manche nationale Thräne wäre gefallen, manches nationale Herz gebrochen; aber die Welt hätte mit Bewunderung auf Oeſtreich geblickt, welches den glücklichen Ausgang eines verhängnißvollen Kampfes zum Ausgangspunkt einer erwartungsreichen Zukunft gemacht, und ſelbſt in den Ländern, welche ſo ihre Scheinautonomie verlieren mußten, hätten ſich viele gefunden, die ſich ſogleich oder im Laufe einiger Jahre mit den neuen Zuſtänden ausgeſöhnt hätten. Nach zehn bis zwanzig Jahren hätte man ſich ſo ſehr an das neue vom Hauch der geſetzlichen Freiheit und des Fortſchritts durchwehte Staatsleben gewöhnt, daß nur wenige — es gibt Menſchen, die keine Bourbonen ſind, und dennoch nichts lernen und nichts vergeſſen — die alte Zeit mit ihrem ariſtokratiſchen

Digitized by Google

Prunk und ihren bureaukratiſchen und feudalen Mißſtänden zurückgewünſcht hätten. In dieſem Falle wäre auch der militäriſche Aufwand und die kriegeriſche Kraftentwicklung Oeſtreichs während der letzten Zeit als gerechtfertigt erſchienen und mit einem ſolchen Staate, in dem deutſches Weſen, deutſche Wiſſenſchaft und deutſche Bildung die Hauptfactoren ſind, hätte Oeſtreich ſich mit vollem Recht als die erſte deutſche Großmacht geriren können, und das deutſche Volk hätte ihm aus Dankbarkeit für ſolche Kräftigung und Weiterausbildung ſeines Volksthums gern dieſe Stellung eingeräumt.

Andere meinten hingegen: Oeſtreich, welches ſein Entſtehen und ſein Wachsthum einer conſervativen und ausharrenden Politik verdankt, und welches ſoeben der revolutionären Hydra auf den Kopf getreten, kann unmöglich ſelbſt den ſchwankenden Boden der Revolution betreten wollen. Im Gegentheil: Oeſtreich kann nur auf dem Boden des altbewährten hiſtoriſchen Rechts ſich gedeihlich entwickeln, und es muß alles als nichtig und unzuläſſig betrachten, was die letzten zwei Jahre in den verſchiedenen Theilen der Monarchie hervorgebracht, weil es eben mit dem hiſtoriſchen Recht der Monarchie ſowol als der einzelnen Nationalitäten im Widerſpruch ſteht. Demnach müſſen die Königreiche ihre prunkhaften Krönungsfeſte, Ungarn ſeine Scheinautonomie, ſeine Grenzzölle und ſeinen bevorzugten Adel, die übrigen Provinzen ihre ceremoniellen Landtage u. ſ. w. zurückerhalten. Mit einem Wort: es muß Kehraus gemacht werden mit allem, was die Revolution erzeugt; denn die Monarchie ſchöpft ihre Berechtigung aus der Geſchichte und kann nur den Fortſchritt zulaſſen, der ſich auf hiſtoriſch normalem Wege in den vom hiſtoriſchen Recht geſetzten Schranken entwickelt; und Oeſtreich zieht es vor, ſeine Völker mit bedächtigem Schritt, im Geiſte des ſtreng monarchiſchen Princips dem materiellen Wohlſtand und der moraliſchen Veredelung entgegenzuführen, als ſie gewaltſam und vielleicht gegen ihren eignen Willen in neue, gefahrvolle Bahnen zu lenken.

Auch in dieſem Fall hätte ſich Oeſtreich des Beifalls ſehr vieler Politiker, und ſelbſt derjenigen erfreuen müſſen, die dem hiſtoriſchen Recht gar keine Stelle in dem Entwicklungsproceß der Völker einräumen wollen; denn das Princip des hiſtoriſchen Rechts iſt ein altes, von manchem in der Civiliſation und bürgerlichen Freiheit weit vorgeſchrittenen Volk hochgeachtetes, und einer monarchiſchen Regierung, die ſich ſtreng an dieſes Princip halten will, kann ſelbſt der eifrigſte Demokrat ſeine Achtung nicht verſagen. — Nur hätte ſich Oeſtreich dann entſchließen müſſen, ſeinen Schwerpunkt außerhalb Deutſchlands zu ſetzen und ſich blos auf jene Nationalitäten zu ſtützen, die ihm den Vollgenuß ihrer freien Entwicklung und die Sicherheit ihrer hiſtoriſchen Sonderſtellungen verdanken.

Wir wiſſen, daß Oeſtreich bis jetzt keinen dieſer beiden Wege eingeſchlagen

Digitized by Google

hat und auch fernerhin keinen derſelben einſchlagen wird. Nach zehn Jahren äußern und innern Friedens ſteht das Problem eines neuen Oeſtreich noch ungelöſt da; die Idee eines Geſammtöſtreich muß den Machthabern in Wien ſelbſt unausführbar erſcheinen, ſonſt hätte man unmöglich ſo lange mit der definitiven Organiſation deſſelben zögern, unmöglich ſo oft und ſo viel hin und herſchwanken, unmöglich in Ungarn und anderwärts Maßregeln ergreifen können, die das Volk, und ſelbſt die beſſer Unterrichteten irre machen müſſen.

Unmittelbar nach der Revolution glaubte man in Schwarzenberg den Mann zu ſehn, der Oeſtreich ſeine neue Geſtaltung geben, der ein wirkliches Geſammtöſtreich aufbauen würde. Wir wollen dem dahingeſchiedenen Staatsmann ſeine Verdienſte nicht ſchmälern und geſtehen gern, daß er durch ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit gegen die auf ihre Leiſtungen pochenden Generale im Innern den Staat vor einer Prätorianeranarchie bewahrt und durch ſein an Rückſichtsloſigkeit ſtreifendes unabhängiges Auftreten in der äußern Politik der durch die ruſſiſche Hilfe etwas gedemüthigten Großmacht ihre frühere Stellung im Rathe der europäiſchen Völker wieder errungen hat. Allein dieſe glänzenden Leiſtungen dürfen den hiſtoriſchen Beurtheiler nicht verblenden, und wir können die Rathloſigkeit, welche noch heute in öſtreichiſchen Regierungskreiſen in Betreff der Reorganiſation des Staates herrſcht, nur dem zur Laſt legen, der das Ruder deſſelben lenkte zu einer Zeit, wo dieſe Reorganiſation am leichteſten und ſchnellſten zu bewerkſtelligen war.

Schwarzenberg war mit all ſeiner Energie und trotz ſeines Abgehens von der engherzigen Abſperrungspolitik Metternichs, ein Staatsmann aus der alten öſtreichiſchen Schule. Er wollte vorerſt dem Staate, an deſſen Kraft Europa und die eignen Völker zu zweifeln angefangen, durch ein ſtrenges abſolut monarchiſches Regiment und eine ſtarke wohldisciplinirte Armee nach innen und außen Achtung verſchaffen. Die Völker ſollten vor allem begreifen lernen, daß Oeſtreich groß und ſtark ſei; dabei ſollten ſie ſich an einen unbedingten Gehorſam und eine ſtarke Regierung gewöhnen, bevor ſie zu einem thätigen Antheil an der Neugeſtaltung des Staates berufen werden. — Europa, welches damals mit Siebenmeilenſtiefeln der Reaction in den Rachen lief, ſollte Oeſtreich in dieſem langſamen Reorganiſationsproceß nicht ſtören, und der abſolute Monarch mit ſeinem kriegsgeübten und ſorgſam gepflegten Heer auch nur wenig von etwaigen Schwingungen in der europäiſchen Politik zu fürchten haben.

In einer normalen Zeit könnte man wol eine ſolche Politik eine energiſche, eine thatkräftige nennen; in unſerm Falle aber, wo der Gährungsproceß eines ganzen Welttheils unerwartete Reſultate erzeugt hat, wo die Welt faſt aus ihren Fugen gegangen, und man berufen iſt ſie einzurichten, muß

ein ſolches Vorgehen uns unwillkürlich an den wohlbekannten Schritt der öſtreichiſchen Landwehr erinnern. Der öſtreichiſche Staat, wie er aus dem Glühofen der Revolution hervorging, war ein geſchmeidiger Stoff und konnte damals wol in jede beliebige Form gehämmert werden; aber mit dem Erkalten wurde der Stoff täglich ſpröder, und er kann brechen unter dem erſten Hammerſchlag. Auch kann man vielleicht einen bereits organiſirten Staat mit den Zügeln der abſoluten Herrſchaft und einer genügenden Anzahl Bayonette für eine Zeit in den geregelten Bahnen erhalten, doch einen Staat mit Hilfe dieſer Potenzen einer langſamen Organiſation entgegenführen wollen, iſt jedenfalls ein gefährliches Experiment.

Man iſt allgemein der Anſicht, daß die öſtreichiſche Regierung ſeit Schwarzenbergs Tod an Energie und Thatkraft bedeutend verloren habe, und beſonders glaubte man während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges behaupten zu dürfen, daß Schwarzenberg — „die Welt ſoll noch über meine Undankbarkeit ſtaunen“ wurde ihm bekanntlich in den Mund gelegt — einen thätigen Antheil an dieſem Weltkampf genommen hätte. Wir wollen hier keine ſpeculativen Unterſuchungen über eine vergangene Möglichkeit anſtellen, doch glauben wir, daß die von Schwarzenbergs Nachfolgern beobachtete Politik den Vorwurf der Energieloſigkeit oder gar der Erſchlaffung durchaus nicht verdiene.

Daß nach Schwarzenbergs Tod die äußere Politik Oeſtreichs weniger herausfordernd, die Angriffe gegen Preußen und die Anläufe gegen den Zollverein gemäßigter wurden, daß die Maßregelung der beſiegten Provinzen weniger ſchroff, die Zügel der Regierung weniger ſtramm angezogen wurden, liegt ganz in der Natur der Sache, ja iſt ſelbſt Naturgeſetz. Auf jede übermäßige Spannung muß ein gewiſſer Grad von Erſchlaffung folgen, und ſelbſt die ſoldatiſchen Landesgouverneure mußten endlich des ewigen Maßregelns müde werden. Hierzu kamen noch die Umſtände, daß Schwarzenberg den Moment verſäumt hatte, wo eine ſummariſche Umgeſtaltung des alten Oeſtreich möglich und geboten war, daß gleich nach ſeinem Tod (1852) vom Weſten her der franzöſiſche Kaiſeradler mit ſeiner flatternden Friedensdeviſe, und bald darauf vom Oſten her die orientaliſche Frage das europäiſche Gleichgewicht mit einem jähen Zuſammenſturz, und im Innern die von Schwarzenberg überkommenen zerrütteten Finanzen mit ihren ſtereotypen Deficits den Staat mit einem verderblichen Bankrott bedrohten, wodurch natürlich die Thätigkeit der Regierung von den eigentlichen Reorganiſationsarbeiten abgeleitet werden mußte.

So kam es, daß eine Arbeit, die, zur rechten Zeit und mit der erforderlichen Kraftentwicklung vorgenommen, nicht mehr als eines Jahres bedurft hätte, jetzt nach zehn Jahren noch immer nicht fertig iſt, daß der ſpröde Stoff, aus dem ein Geſammtöſtreich geformt werden ſoll, noch ſeines Meiſters harrt,

ja daß ein gemeinſames Rechtsbewußtſein, dieſes einzig feſte Band jeder ſtaatlichen Organiſation, die Völker Oeſtreichs noch nicht beſeelt.

Nur eine Seite des Staatslebens hat die Schwarzenbergiſche, und noch mehr die ihr folgende Regierung Oeſtreichs mit beſonderer Vorliebe gepflegt, nämlich die Seite der materiellen Intereſſen, und wir wollen hier näher bezeichnen, wie viel unſerm lieben Ungarn von den Früchten dieſer Pflege wie von den Uebelſtänden eines zu lange ausgedehnten Proviſoriums zugekommen. Für andere Kronländer wollen wir dieſe Arbeit ſolchen überlaſſen, die mit ihren heimathlichen Verhältniſſen und Bedürfniſſen ſo vertraut ſind als wir mit den unſrigen.

Ungarn hat unſtreitig ſeit 1849 theils durch die Entlaſtung des Bodens und die Aufhebung der Zwiſchenzölle, theils durch neugeſchaffene oder verbeſſerte Communicationsmittel, an Productivität und dadurch an materiellem Wohlſtand, bedeutend gewonnen. Mit einigen Ausnahmen, die wir weiter unten bezeichnen wollen, hat die Production der Bodenerzeugniſſe nicht nur numeriſch, ſondern auch an Werth zugenommen; denn durch die Aufhebung der Zwiſchenzölle wurde die ganze öſtreichiſche Monarchie zum Abſatzmarkt für ungariſche Producte gemacht, und in Gegenden, wo dieſe früher wegen des koſtſpieligen Transports durch wegloſe Steppen und Moräſte keinen, oder nur zu äußerſt niedrigen Preiſen, Käufer fanden, haben ſie jetzt bei den beſſern und vermehrten Communicationsmitteln Preiſe erreicht, die früher ſelbſt in jenen Theilen Ungarns nur ſelten erzielt wurden, die an Oeſtreich grenzten oder mit demſelben durch gute Straßen verbunden waren.

Die Befreiung des Bodens von grundherrſchaftlicher Abhängigkeit und frohndienſtlichen Leiſtungen — dieſe einzige, von der Reaction verſchonte Errungenſchaft der Revolution — hat übrigens nicht nur die Arbeitskraft des Bauers und ſeinen materiellen Wohlſtand geſteigert, ſondern auch in moraliſcher Hinſicht bereits ſchöne Reſultate geliefert. Das Bewußtſein der Unabhängigkeit und des unantaſtbaren Beſitzes hat in dem Bauer einen gewiſſen Grad von Selbſtſtändigkeit und Selbſtachtung erzeugt, welche auf ſeine geiſtige Entwicklung, und dieſe rückwirkend wieder auf ſeinen materiellen Wohlſtand den wohlthuendſten Einfluß ausüben. Haben ſchon die neuen Ideen, welche die Revolutionszeit für den Bauer entfaltete, ihn für die Ereigniſſe der ihm bisher ganz fremden Außenwelt empfänglicher gemacht, ſo mußten die neuen Bedürfniſſe, die ihm aus ſeiner neuen Stellung zu ſeinem frühern Grundherrn erwuchſen, ihm die Nothwendigkeit eines ſelbſtſtändigen vernünftigen Wollens und Handelns aufdringen. Früher war es der Grundherr, der ihm alle höhern Fragen des Lebens mit ſeinem Lichte beleuchten mußte. Im Glück wie im Unglück, in der Freude wie im Schmerz mußte er ſich an dieſe mächtige Eiche — die ihm immer die mächtigſte der Erde ſchien — ſtützen, um das Gleich-

gewicht nicht zu verlieren. Jetzt aber, wo er dieſe Stütze verloren hat, iſt er mehr auf ſeine eigne Kraft angewieſen; er muß ſich in ſeinem Verhältniß zum Steueramte, zur Finanzwache, zur Polizei — ein bis jetzt ihm gänzlich unbekannter Factor in der geſellſchaftlichen Maſchine — in Proceß-, Erbſchafts- und Rekrutirungsangelegenheiten mit ſeinem eignen Verſtand durchhelfen: er ſucht ſich daher auf alle mögliche Weiſe zu unterrichten, und wenn dies bei ihm nicht ganz zum Zweck führt, die Erziehung ſeines Sohnes ſo einzurichten, daß er in ſeinem Alter nicht in die Lage kommen möge, über täglich vorkommende Dinge rathlos dazuſtehn.

Es iſt factiſch, daß ſeit 1848 die Zahl der Zeitungsleſer und Bücherkäufer unter dem Landvolk in Ungarn in einer viel größern Proportion zugenommen hat, als ſonſt in einem Lande Europas. Nicht minder iſt es gewiß, daß der Bauer in Ungarn jetzt den landwirthſchaftlichen Reformen nach wiſſenſchaftlichen Ergebniſſen viel zugänglicher geworden, und daß die große Anzahl von landwirthſchaftlichen Maſchinenfabriken, welche in den letzten Jahren in Ungarn errichtet wurden, einen großen Theil ihres Fabrikats an nichtadelige Grundbeſitzer, an Bauern und Juden abſetzen.

Hiermit haben wir auch alle Vortheile aufgezählt, welche Ungarn aus ſeiner neuen Stellung zu Oeſtreich erwachſen ſind, und dieſen gegenüber haben wir manche Zuſtände zu beklagen, die ſich ebenfalls aus dieſer neuen Stellung ergeben, und die für den Fortſchritt des ſchönen Landes auf dem Wege der Civiliſation, ja ſelbſt für ein engeres Anſchließen deſſelben an die Geſammtmonarchie ſehr bedenkliche Folgen haben müſſen.

In erſte Reihe müſſen wir hier die unverhältnißmäßige Beſteuerung des Landes überhaupt, und beſonders des Adels ſtellen. Ungarn war ſtets, und iſt noch jetzt, trotz der Reichthümer ſeines Bodens, ein geldarmes Land; die vormärzliche Beſteuerung war, trotzdem eine ganze und zwar die reichſte Claſſe der Bevölkerung von aller Beſteuerung ausgeſchloſſen blieb, eine ſehr geringe; eine plötzliche und hohe Belaſtung aller Erwerbsquellen — manche von ihnen iſt doppelt und dreifach belaſtet — muß alſo ſehr drückend ſein. Wir haben die Beſteuerung des Adels beſonders hervorgehoben, nicht als wollten wir etwa der alten Steuerfreiheit dieſes Standes das Wort reden, ſondern weil dieſe Beſteuerung evident eine zu den Einkünften und Nutznießungen der Gutsbeſitzer durchaus unverhältnißmäßige iſt, und weil daraus ein Uebel erwächſt, welches tief in das Staatsleben, ja ſelbſt in das geſellſchaftliche und Familienleben des Landes eingreift. Dadurch nämlich, daß der Adel ſo unverhältnißmäßig beſteuert iſt — bei manchem erreicht die Steuer 30—40 Procent ſeines ganzen Einkommens — und ihm zur Vermehrung ſeiner Hilfsquellen die früheren Frohndienſte und die Unterſtützung eines geregelten Creditweſens fehlen, geht der kleine und auch ein Theil des grö-

ßern Adels, der ſeine Ausgaben nicht nach dem verminderten Einkommen einrichten will oder kann, täglich mehr der Verarmung entgegen. Der verarmte Adelige, der kein Handwerk, kein Geſchäft und keine Kunſt gelernt, iſt meiſtens darauf angewieſen, ſeine verblichenen Ueberreſte von juridiſchen Kenntniſſen, die früher dem ungariſchen Edelmann nur ſelten fehlten, aus der Rumpelkammer der Vergeſſenheit hervorzuſuchen, dieſe aufzufriſchen und mit einigen Studien im öſtreichiſchen Rechtsverfahren zu ergänzen, und dann um eine Anſtellung bei der Regierung anzuſuchen. Die Regierung ſieht es gern, daß der bisher widerhaarige Adel nun gedemüthigt zum Kreuze kriecht, und ſtellt gewöhnlich ſolche Supplicanten auch an. Mit dieſen halbgebildeten, oft ſehr heruntergekommenen Individuen werden die alten Willkürlichkeiten und cavaliermäßigen Ungezogenheiten in die Aemter wieder eingeführt, und oft bekunden dieſe Neubekehrten eine ſo totale Unkenntniß des neuen Geſchäftsganges, und einen ſo übel angewendeten Loyalitätseifer, daß ſie auf jedem Schritt Anſtoß geben, die Intentionen der Regierung in Mißcredit bringen, und beſonders die untern Volksclaſſen ſehr häufig zum Aeußerſten treiben.

Wir hören oft von Bauern die Aeußerung ausſprechen, daß ſie es vorziehen möchten, ihrem frühern Herrn zwei Tage Robot zu leiſten als einmal auf ein kaiſerliches Amt zu gehen. Dieſer ſcheinbar übertriebene Widerwille gegen alles, was den Amtsadel trägt, iſt bei näherer Betrachtung leicht erklärlich. Früher wurden alle Comitats- und Bezirksämter durch Wahlen beſetzt, die nach einer gewiſſen Anzahl von Jahren erneut wurden. Die Beamten, welche bei der nächſten Wahl in ihr jetziges oder in ein höheres Amt gewählt zu werden wünſchten, waren beſtrebt, ſich in ihrer Gegend wenigſtens einigermaßen den Ruf der Reſpectabilität und ſelbſt der Popularität zu verſchaffen. Denn obwol ihre Wiedererwählung blos von dem Adel abhing, ſo ſtand doch dieſer, beſonders in ſeinen niedern Schichten in ſo naher Verbindung mit den Bauern, daß ein allgemeines Verdammungsurtheil der letztern auch auf den erſtern nicht ohne Einfluß blieb. Außerdem hatte der Bauer ſtets eine Zuflucht, eine Art letzte Inſtanz, an ſeinem eignen Grundherrn. Wie wir oben bereits erwähnt haben, war der Grundherr der natürliche Vormund und Nothhelfer ſeines Unterthanen, und der Edelmann ſetzte einen gewiſſen Stolz darein, ſeinen Bauern oder Juden gegen Beamtenwillkür zu ſchützen, und ſeine adeligen Vorrechte gaben ihm auch die Mittel dazu in die Hand. Nun aber ſteht der gemeine Mann der Beamtentyrannei gegenüber rath- und ſchutzlos da; die Wege der Appellation ſind ihm theils unbekannt, theils unerreichbar, und entſchließt ſich ja Einer unter Tauſenden zu dem ſchweren Schritt, ſo findet der betreffende Beamte leicht die Mittel, ihn als Rebell und Aufwiegler darzuſtellen, und er bringt meiſtens einen Beſcheid nach Hauſe, der andern die Luſt zu einem ähnlichen Vorgehen für immer benehmen muß.

Digitized by Google

Nicht minder fühlbar als die hohe Beſteuerung iſt die Militärconſcription. Im vormärzlichen Ungarn war der Militärdienſt für die große Mehrheit des Volkes eine nur wenig fühlbare Belaſtung. In Friedenszeiten hatte Ungarn mit ſeinen Nebenländern alle zehn Jahre ſo viel Rekruten zu ſtellen, als zur Completirung der ungariſchen Regimenter nach Abgang der Capitulanten nöthig war. Dieſe Zahl variirte zwiſchen dreißig und funfzigtauſend Mann, was alſo einer jährlichen Rekrutenſtellung von drei bis fünftauſend Mann gleich kommt. Jetzt werden jährlich alle Altersclaſſen der dienſtpflichtigen Jugend zur Aſſentirung gezogen, eine beliebige Anzahl zum activen Dienſt genommen, und die übrigen für die nächſten Jahre zurückgelaſſen. Dies macht nach zuverläſſigen Berechnungen eine jährliche Aushebung von mehr als 20,000 jungen arbeitsfähigen Männern. Hierzu kommt noch, daß früher der Preis eines Erſatzmannes bei den niedern Preiſen aller Lebensmittel und Dienſtleiſtungen, und bei dem viel kleinern Bedarf von Erſatzmännern, ein viel geringerer war, und einem fleißigen, talentvollen Handwerker oder dem Sohn eines wohlhabenden Bauern fehlten ſelten die Mittel, ſich vom Militärdienſt zu befreien; jetzt aber, wo ein Erſatzmann nur für 12—1500 Gulden zu haben iſt, werden dem Ackerbau und den Gewerben oft die nöthigſten und ſchönſten Kräfte entzogen, und bei der langen öſtreichiſchen Capitulationszeit (acht Jahre activer Dienſt und zwei Jahre Reſerve), wo der Soldat, wie Dickens ſagt, täglich mehr Soldat und ſtündlich weniger Menſch wird, bleiben dieſe Kräfte auch in den meiſten Fällen für ihre urſprüngliche Beſtimmung verloren.

Als folgend in der Zahl der fühlbarſten Neuerungen können wir füglich das Tabakmonopol hinſtellen. Wir wollen hier nicht des Weitern erörtern, wie drückend es ſein muß, in einem Lande, wo der Tabak in ausgezeichneter Qualität erzeugt wird, ſeine Pfeife für theures Geld mit ſchlechtem Kraut füllen zu müſſen, denn dieſer Gegenſtand wurde in Deutſchland, als von der Einführung eines ſolchen Monopols im Zollverein die Rede war, zur Genüge beſprochen, das aber dürfte dem deutſchen Publicum weniger bekannt ſein, daß nämlich das Tabakmonopol in Ungarn der Regierung nur wenig oder gar nichts einträgt, da die zur Betreibung dieſes Monopols erforderlichen Aemter, und beſonders das zur Ueberwachung des Tabakbaues aufgeſtellte Corps der Finanzwache den größten Theil des Gewinnſtes verſchlingen. Wie von Tabakrauchern allgemein behauptet wird, würden ſie lieber eine directe Tabakſteuer von ein oder zwei Gulden jährlich bezahlen, als ſich in ſchmuzigen Trafiken durch Beize zubereiteten und vom Trafikanten befeuchteten Tabak oder ſchlechtgedrehte mit allen möglichen Abfällen gefüllte Cigarren holen zu müſſen. Daß eine derartige directe Beſteuerung der Tabakraucher, deren Einkaſſirung wenig oder gar keine Koſten verurſachen dürfte, der Regierung

mehr Gewinn brächte als das Tabakmonopol, iſt unzweifelhaft; und dieſe Belaſtung erhält dadurch den Charakter einer willkürlichen Bedrückung und trägt gewiß nicht dazu bei, die Maßregeln der Regierung populär zu machen.

Aber aus dem Tabakmonopol erwächſt noch ein anderer Uebelſtand, der in nationalökonomiſcher Hinſicht einer beſondern Erwähnung bedarf. Nach der Beſtimmung des Monopolreglements muß jeder, der den Tabakbau fortſetzen oder beginnen will, dies bei der Regierung anzeigen. Seine Pflanzung wird hierauf unter die Aufſicht der Grenzwache geſtellt, damit der ganze Ertrag nach beendigter Ernte der Regierung zur Verfügung geſtellt werde, die denſelben nach eignem Gutdünken abſchätzt und ausbezahlt. Dem Pflanzer iſt nur geſtattet, für jede in ſeiner Familie oder Behauſung lebende, Tabak rauchende Perſon eine gewiſſe Quantität zurückzuhalten, und er darf von dieſer Quantität ſeinen Freunden kein Geſchenk machen, wenn er nicht ſich ſelbſt und den Empfänger in Strafe bringen will. Daß bei der Mißliebigkeit der Maßregel ſelbſt, und bei der Läſtigkeit einer ſolchen Ueberwachung, Conflicte und andere Unannehmlichkeiten für die Pflanzer unvermeidlich ſind, verſteht ſich von ſelbſt; die Tabakpflanzung verliert dadurch viel von ihrem früheren Reiz, und iſt ſeit der Einführung des Monopols immer mehr im Abnehmen begriffen. Bei dieſer Abnahme leidet die Production der edleren Gattungen am meiſten, da dieſe meiſtens von den wohlhabendern und gebildeten Claſſen cultivirt wurden, und dieſe am allerwenigſten geneigt ſind, ſich mit rohen Grenzwächtern und aufgeblaſenen Bureaukraten herumzuſtreiten.

Auch der Weinbau, dieſe edelſte Blüte in dem reichen Garten Ungarns, ſoll nach zuverläſſigen Berechnungen ſeit der Einführung der Weinſteuer eine nicht unbeträchtliche Verminderung erlitten haben.

Schließlich wollen wir noch einer Maßregel gedenken, die im Ausland zwar mehr als hinreichend beſprochen, aber in Bezug auf Ungarn noch nicht genügend gewürdigt worden iſt. Ungarn zählt bekanntlich im Verhältniß zu ſeiner Geſammtbevölkerung die meiſten Religionsſekten im öſtreichiſchen Kaiſerſtaat. Katholiken (ungefähr der vierte Theil), Lutheraner, Calviniſten (zuſammen ebenfalls ein Viertheil), unirte und nichtunirte Griechen, Juden, Armenier und Unitarier lebten in den letzten Decennien vor der Revolution meiſtens friedlich und duldſam nebeneinander. Man konnte oft in einem Städtchen fünf bis ſechs verſchiedene Bekenntniſſe mit ebenſo vielen Kirchen und Seelſorgern finden, ohne daß dieſer Umſtand die mindeſte Reibung erzeugte. Die Kämpfe der Akatholiken gegen die Eingriffe der öſtreichiſch-katholiſchen Partei waren verklungen; derartige Fragen wurden nur noch manchmal in den Reichstagen verhandelt, und da keins der genannten Bekenntniſſe in überwiegender Mehrheit war, ſo führte ſchon das Intereſſe eines jeden zur gegenſeitigen Toleranz. In der octroyirten Verfaſſung vom 4. März 1849

war volle Religionsfreiheit für alle Bekenntniſſe ausgeſprochen, und obwol dieſe Verfaſſung nie ins Leben trat, ſo glaubte doch niemand, daß von dieſer Seite ein bedeutender Rückſchritt zu fürchten wäre. Man denke ſich nun die Ueberraſchung, ja den Schrecken, der die Akatholiken Ungarns befallen mußte, als das Concordat mit ſeiner ſchweren Wucht wie ein rieſenhafter Meteorſtein aus heiterem Himmel auf ihre Häupter niederfiel. Wir glauben, daß das Concordat ſelbſt in Oeſtreich mit ſeiner überwiegend katholiſchen Bevölkerung ſich nur weniger Verehrer erfreut; aber für Ungarn iſt dieſe Maßregel ein vielſchneidiger, widerhakiger Pfeil, der dem Herzen des Volkes unheilbare Wunden ſchlägt. Und ſchon machen ſich die Folgen dieſes in unſerem Jahrhundert beiſpielloſen Sieges der ultramontanen Partei in allen Schichten des Staats- und geſellſchaftlichen Lebens ſchmerzlich fühlbar. Spitäler, Gefängniſſe, Waiſenhäuſer und alle andern der leidenden oder fehlenden Menſchheit gewidmete Anſtalten ſind theils der unbeſchränkten Verwaltung, theils der Ueberwachung der katholiſchen Geiſtlichkeit übergeben; gemiſchte Ehen zwiſchen Katholiken und Nichtkatholiken werden nicht nur nicht zugelaſſen, ſondern die bereits beſtehenden als Concubinate betrachtet; die durch ihr Machtwort entſtehenden Normetage werden Gemeinden aufgedrungen, in welchen die Katholiken einen kaum merkbaren Bruchtheil bilden; und das Schulweſen, dieſe Pflanzung, von der die Zukunft ihre ſchönſten Früchte erwartet, und die der Menſch ſo gern mit ſeiner herzinnigſten Fürſorge, nach ſeiner eigenſten Ueberzeugung hegt und pflegt, iſt ihr in einer Weiſe in die Hand gegeben, die alles fürchten läßt. Wir haben in Ungarn bis jetzt manche Mängel im Erziehungsweſen zu beklagen gehabt; aber durch die unbeſchränkte confeſſionelle Freiheit und die daraus folgende geiſtige Concurrenz iſt manches Gute und Schöne gefördert worden, und ſtand Beſſeres und Schöneres von der Zukunft zu erwarten. Zudem fand jeder eine wohlthuende Beruhigung in dem Bewußtſein, daß der freie Wille, der ſchon manches Fehlerhafte ausgeglichen, das Unvollkommene ſeiner Vervollkommnung näher bringen wird. Mit dem Concordat iſt uns dieſe ſchöne Ausſicht genommen, iſt unſer ganzes geiſtiges Leben in eine fremde, feindliche Bahn geſchleudert, wo es kläglich untergehen muß.

Daß das Concordat, und beſonders das Aufgeben des ſeit Jahrhunderten beſtandenen Placetum regium, ſich mit den Principien einer conſervativen Regierung, und noch mehr mit der Idee eines Geſammtöſtreichs nicht verträgt, iſt ſelbſt in unſern Regierungskreiſen bereits zur Anerkennung gelangt, und dieſe Maßregel iſt in ihrem Urſprung und in ihren Folgen ſo verhängnißvoll, daß mit ihr weder von einer geregelten Verwaltung noch von der Organiſation eines wirklichen Geſammtſtaates die Rede ſein kann.

Als Reſumé unſerer Betrachtungen können wir Folgendes feſtſtellen. Die

wenigen materiellen Vortheile, die Ungarn aus ſeiner neuen Stellung zu Oeſtreich erwachſen ſind, wiegen die Uebelſtände nicht auf, die ſie in ihrem Gefolge mitbrachten. Ungarn mit ſeinem halb ungariſch uniformirten halb deutſch gemaßregelten, ſeinem halb unwiſſenden und halb pedantiſchen Beamtenthum, mit ſeinen von Gendarmen wimmelnden und dennoch von Räubern beunruhigten Wäldern und Steppen, mit ſeinen alten Mißbräuchen und neuen Plackereien, mit ſeinen in hohen Kreiſen ſehr beliebten nationalen Aufzügen, mit ſeinen paradirenden Adeligen, Jazygen und Cumaniern mit ſeinen Comitaten, Stuhlrichtern, Dienſthuſaren und andern woll-, ſeide- und goldbeſchnürten hiſtoriſchen Ueberreſten, iſt noch kein organiſcher Theil eines organiſchen Ganzen geworden, welches wir „Geſammtöſtreich“ nennen könnten. Dieſes Geſammtöſtreich iſt bis jetzt nur ein Wort, zu dem der Begriff noch gänzlich fehlt, und Ungarn ſieht mit ängſtlicher Sehnſucht dem Moment entgegen, wo der jugendliche Monarch und die Männer, die ſeinen Rath bilden, eine folgerichtige Politik einleiten und den großen Kaiſerſtaat einer Neugeſtaltung entgegenführen, bei welcher die Geſammtheit ſowol als die einzelnen Theile ihre gerechten Anſprüche befriedigt, ihre billigen Erwartungen erfüllt ſehen werden. Δ

Ruſſiſche Denkwürdigkeiten.

Ein ruſſiſcher Staatsmann. Des Grafen J. J. Sievers Denkwürdigkeiten zur Geſchichte Rußlands. Von K. L. Blum. 4. Bd. Mit 5 Bildniſſen und einer Landſchaft. Leipzig, Winter. —

Feldherrn-Stimmen aus und über den polniſchen Krieg vom Jahr 1831. Herausgegeben von Fr. v. Smitt. — Leipzig, Winter. —

Suworow und Polens Untergang. Nach archivaliſchen Quellen dargeſtellt von Fr. v. Smitt. Bd. 1. 2. Leipzig, Winter. —

Denkwürdigkeiten eines Livländers aus den Jahren 1790—1815. Herausgegeben von Fr. v. Smitt. Bd. 1 2. Leipzig, Winter. —

Man hat an die Thronbeſteigung des Kaiſer Alexander II. weit ausſehende Hoffnungen geknüpft, die ſich zwar in mancher Beziehung als illuſoriſch erweiſen werden, da ein Reich wie Rußland nicht ohne weiteres nach dem Willen des Einzelnen ſeine Phyſiognomie umwandelt, die aber doch keines-

wegs aller Begründung entbehren. Man ſieht an der auswärtigen Politik, an dem Entwurf eines großen Eiſenbahnnetzes, an den Verſuchen die Leibeigenſchaft aufzuheben, daß jetzt eine andere Hand den Zügel führt; man ſieht es aber auch an der Preſſe. Die oben genannten Bücher ſind zwar im Ausland gedruckt, aber die Mehrzahl derſelben haben einen ruſſiſchen Staatsrath zum Verfaſſer, das eine iſt ſogar dem Kaiſer gewidmet, und wenn man die Freimüthigkeit betrachtet, mit der über höchſte und allerhöchſte Perſonen geſprochen wird, während es bis jetzt z. B. als ein Majeſtätsverbrechen galt, wenn ein Geſchichtſchreiber daran zweifelte, daß alle ruſſiſchen Kaiſer eines natürlichen Todes geſtorben, ſo kann man ſich nicht darüber wundern, daß die neuen Schriftſteller etwas den Mund voll nehmen. Wie dem auch ſei, die Aufhellung jener merkwürdigen Perioden durch urkundliche Zeugniſſe iſt für unſere Geſchichtskenntniß ein unberechenbarer Gewinn, und mehr als das, denn wir lernen durch die detaillirte Zeichnung jene ſeltſame Miſchung aſiatiſcher Wildheit und moderner Civiliſation verſtehn, die doch noch einmal in der allgemeinen Geſchichte eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen dürfte.

Wir haben uns über die drei erſten Bände von Sievers' Leben bereits ausführlich ausgeſprochen; der vierte Band, mit dem das Werk geſchloſſen iſt, enthält des Intereſſanten noch ſehr viel. Der Verfaſſer gibt in demſelben auch eine Charakteriſtik der Kaiſerin Katharina II. und ihres Sohnes, deren Werth freilich weniger in den eignen Reflexionen als in den mitgetheilten Belegen liegt. Wenn er Katharina eine echt deutſche Natur nennt, ſo fühlen wir uns verſucht, drei Kreuze zu ſchlagen; aber folgende Erklärung des Kanzlers Woronzow, die ſich noch aus der Zeit vor ihrer Thronbeſteigung herſchreibt, leuchtet uns vollkommen ein: „Die Großfürſtin iſt romanhaft, leidenſchaftlich, ſie hat ein glänzendes Auge und den Blick eines wilden Thiers. Ihre Stirne iſt hoch und irre ich mich nicht, ſo ſteht auf dieſer Stirn eine lange und furchtbare Zukunft geſchrieben. Sie iſt zuvorkommend, freundlich, nähert ſie ſich mir aber, ſo bebe ich zurück aus einem Inſtinct, deſſen ich nicht Herr werden kann. Ihre Hand kommt mir wie eine Tigerkralle vor, ihr ewig lächelnder Mund iſt verzerrt, macht mir Furcht, ſein Lachen verwundet wie eine Drohung." Noch bezeichnender ſind die Charakterzüge von Kaiſer Paul.

Das Heer konnte ihm keiner zu Dank einüben, als er ſelbſt. Er war darin der größte Kleinmeiſter, und mochte ſich und die Truppen Tage lang mit ſeinem Kamaſchendienſt abplagen. Als er einſtmals ein Reiterregiment lange eingeübt, fiel ihm ein, demſelben in geſtrecktem Galopp nach einem Ziel vorauszuſprengen. Seis nun, daß er im Eifer Befehl zu geben vergeſſen, oder der Oberſt ihn nicht gehört hatte, der Kaiſer rief plötzlich Halt, und bemerkte nun mit Verdruß, daß ihm niemand gefolgt war. Wüthend kehrte er um

und ſchickte in ſeinem Grimm das ganze Regiment vom Exercierplatz aus nach Sibirien. Als dies drei Tage marſchirt war, holte es endlich ein Courier wieder zurück.

Paul verbrachte häufig die Abende bei einer Geliebten, da ſie dann öfter allein ſpeiſten. Die Geliebte zog, ſo oft es die kaiſerliche Laune erlaubte, einen Franzoſen dazu, den er beſonders gut leiden mochte. Dieſer ein Bouffon, Namens Feauchere, unterhielt beide aufs köſtlichſte durch Erzählungen, Witze, Schnurren, und wol auch durch förmliche Aufführungen von Poſſen. Eines Abends, da der Kaiſer beſonders heiter war, verlangte die Geliebte, daß Feauchere einen betrunkenen Offizier vorſtelle. Paul gab die Erlaubniß und der Franzoſe war gleich bei der Hand. Er nahm einen Hut und ging ins Nebenzimmer, in deſſen Thür er alsbald taumelnd erſchien. Der Hut entfiel ſeinen Händen und ſeine vergeblichen Anſtrengungen ihn aufzuheben, waren ſo komiſch, daß die beiden Zuſchauer nicht aus dem Lachen kamen. Plötzlich erhaſcht er den Hut, mit dem er die köſtlichſten Bewegungen macht, bis er ihn endlich mit beiden Händen auf den Kopf ſchwingt. In demſelben Augenblick ſtürzt der Kaiſer, wüthend, daß jemand in ſeiner Gegenwart den Hut aufzuſetzen wagte, wie ein Tiger über den armen Franzoſen her. Er packt ihn bei der Gurgel und hätte ihn erdroſſelt, wenn ihn nicht die Geliebte Pauls Händen entriß. Hier haben wir das Bild des ganzen Mannes vor uns wie er leibt und lebte. Wir begreifen die ſtrengen Anordnungen, ihn zu grüßen, ſo daß man ſogar mit dem Wagen bei ſeinem Vorüberfahren halten und ausſteigen mußte; die Form der Hüte; die Sucht alles in Uniform zu ſchnüren; ſeine Abſchließung des Reichs gegen das Ausland, und ſeiner Reſidenz gegen das geſammte Reich.

Nebenbei erfahren wir, daß der Kaiſer, wenn es ihm einfiel, einen hochgeſtellten Mann öffentlich eine Ohrfeige gab und dieſer ſollte ſo thun als wäre nichts geſchehn. Freilich wird dieſe Charakteriſtik durch die Abneigung gefärbt, mit welcher der Verfaſſer den ungnädigen Gebieter ſeines Helden betrachtet, aber im Ganzen iſt ſie wol richtig, und wir können uns den Schlagfluß, an welchem Paul verſchied, pathologiſch leicht erklären.

Der dritte Band ſchloß mit der ungnädigen Abberufung Sievers' von ſeinem polniſchen Botſchafterpoſten. Bald darauf gingen unter ſeinem brutalen Nachfolger Igelſtröm die Unruhen wieder an und Sivers ſchrieb an die Kaiſerin, die ganze Schuld liege an der Habgier und der Ungeſchicklichkeit des neuen Botſchafters. „Die jungen Miniſter und Glücksritter von Generalen wollen den Krieg; da liegt das Uebel. Wenn Ew. k. M. dem Igelſtröm ſchreiben, daß, wenn in ſechs Wochen nicht alles ruhig iſt, Sie ihm den Oberbefehl entziehn, ich wette meinen Kopf, es wird alles ruhig ſein.“ „Sie haben Recht, antwortet ihm eigenhändig die Kaiſerin, ich bin oft

ſehr ſchlecht bedient worden, ganz ebenſo von den Alten als von den Jungen. Wenn die jungen Miniſter und die Glücksritter von Generalen, wie Sie behaupten, zum Krieg geneigt ſind, der oft unvermeidlich iſt, ſo haben die alten Miniſter und die Generale von hoher Abkunft einen andern Nachtheil, daß nämlich unter ihren Händen die Staatsgeſchäfte tänzeln, woraus folgt, daß ſie nicht ſehr fortſchreiten; wenn ſie nun nicht fortſchreiten, ſo gehn ſie meiner Meinung nach rückwärts, und grade dies hat mich die Erfahrung darin gelehrt."

Sievers blieb ohne Anſtellung und, was das Unbequemſte war, man ließ ihn längere Zeit in Geldverlegenheit, bis ihm endlich in dieſer Beziehung die Sonne der Gnade wieder leuchtete. Er benutzte den günſtigen Augenblick ſofort, ſich mit ſeinen Rathſchlägen der Kaiſerin wieder zu nahen, und dieſe ſind namentlich in einer Beziehung lehrreich, ſie zeigen uns, was Preußen ſich von ſeinem mächtigen Nachbarn zu verſehn hat. So ſchreibt er einmal 5. Jan. 1795, es ſei nothwendig, Polen ganz zu theilen, da jeder kleine Zwiſchenſtaat nur einen Zankapfel bilden und der Eiferſucht der übrigen Mächte gegen Rußland Veranlaſſung geben würde ſich zu bethätigen. „Der Preuße iſt am gierigſten und verfänglichſten, gegen ihn möchte ich keine anderen Grenzen als Flüſſe oder gerade Linien, oder endlich keine Grenzen." Ebenſo dringend ſpricht er ſich für die Einverleibung Kurlands aus. „Ew. k. M. kennen die Ränke Preußens, um die Politik des armen Herzogs irre zu führen; ich wiederhole es, die kleinen Zwiſchenſtaaten taugen nichts zwiſchen großen Reichen, wenn man ſie vermeiden kann. . . . Herr Lithauens, Samogitiens und Kurlands, von dem es nicht einen Zoll breit abtreten dürfte, würde Rußland den geſammten Handel von Memel und Königsberg durch einen ſehr wahrſcheinlichen Kanal ableiten." —

Obgleich nicht mehr in den höchſten Spitzen der Verwaltung beſchäftigt, blieb Sievers doch immer in einem Wirbel von Geſchäften. Kaiſer Paul war ihm zu Anfang ſehr günſtig, aber einige Zeit darauf verdroß ihn eine vermeintliche Eigenmächtigkeit des Grafen ſo, daß er ihm April 1800 einen ungnädigen Abſchied ertheilte. In derſelben Zeit kehrte Suworow von ſeiner glorreichen Siegerlaufbahn aus Italien zurück. In Petersburg erwarteten ihn bei ſeinem Einzug die größten Ehren; aber der wankelmüthige Herrſcher ließ ſich gegen ihn aufhetzen und den Tagesbefehl unter Trommelſchlag verkünden: der Generaliſſimus habe durch Nichtbefolgung allerhöchſter Befehle ſtrengen Tadel und des Kaiſers Ungnade verdient. Dies vernahm der alte Held in Riga. Schon angegriffen genug, ward er von Stund an ernſtlich krank; doch ſetzte er die Reiſe fort; unterwegs traf ihn das kaiſerliche Verbot, nach der Reſidenz zu kommen. Der Fürſt antwortete ruhig, er ſei ſterbend und gehe heim. Er ließ ſich im Weiterfahren nicht ſtören, und kam in der

Dunkelheit nach Petersburg, wo er bei einer Nichte Wohnung nahm. Der Volksjubel über die Rückkehr des Helden ließ ſich nicht unterdrücken, aber die Höherſtehenden mieden ihn — war er doch in Ungnade! Mit Mühe erlangten die Großfürſten von ihrem Vater Erlaubniß, ihn zu beſuchen. Sievers eilte ſogleich zum angekommenen Freund und fehlte keinen Tag, bis er dem Sterbenden am 18. Mai die Augen zudrückte.

Dieſer größte Held, den Rußland in den letzten Jahrhunderten hervor gebracht, iſt nun der Gegenſtand einer ausführlichen Monographie, die, vortrefflich bearbeitet und auf das reichhaltigſte Material geſtützt, uns ſchon in den beiden vorliegenden Bänden die wichtigſten Aufſchlüſſe gibt. Man lernt aus ihr nicht blos die öffentliche Laufbahn des berühmten Generals, ſondern auch den innern Kern ſeines Charakters kennen. Sehen wir in Sievers den kalten verſchlagenen Staatsmann, der am meiſten auf dem Parket des Hofes zu Hauſe war, und den eiſernen Griff, womit er ſeine Opfer faßte, hinter den weichſten Handſchuhen verſteckte, ſo tritt uns in Suworow der wilde rauhe Kriegsmann entgegen, der unter Umſtänden die aſiatiſche Barbarei nicht verleugnete, aber doch dahinter ein warmes Gemüth verbarg. Der Sohn des Lagers fühlte ſich bei Hof ſtets unbehaglich, die Intriguen waren ihm fremd, er mochte nur mit Seinesgleichen verkehren. Die meiſten von den ruſſiſchen Generalen betrachteten den Krieg nur als Mittel, in der Gunſt der Kaiſerin emporzuſteigen und ſich Reichthümer und Ehrenſtellen zu erſchwindeln; Suworow war nur Soldat, faſt ohne alle Bedürfniſſe und daher perſönlich ganz uneigennützig; er führte den Krieg um des Kriegs willen. Eine ſolche Natur hat innerhalb eines Reichs, wo alles auf verwickelte Intriguen und auf die ſchwer zu berechnenden Launen des Monarchen geſtellt iſt, einen ſchweren Stand. Um ſich ſicher zu ſtellen, wandte Suworow ein ſeltſames Mittel an: er trug eine Maske, die ihn als unſchädlich erſcheinen ließ. Um nicht Gegenſtand der Intriguen zu ſein, ſpielte er den Hanswurſt; indem die großen Hofmänner über ihn lachen konnten, glaubten ſie ihn nicht fürchten zu dürfen und ließen ihn im Ganzen ſeinen Weg gehn. Freilich kann man ſein Leben hindurch nicht eine Rolle ſpielen, zu der man nicht in ſeiner Natur die nöthigen Elemente vorfindet, und ſo war es auch mit Suworow. Die Neigung zur Bouffonerie liegt tief im ruſſiſchen Charakter. Rußlands größter Kaiſer war zu Zeiten ein arger Poſſenreißer und bei ihm war es gewiß nicht Maske, ſondern innerſte Natur. Die Bouffonerie war das beſte Mittel, ſich dem gemeinen Mann verſtändlich zu machen, und wenn die Soldaten ſich im Lager über die Schwänke des Generals unterhalten konnten, ſo durfte er, wo es nothwendig war, ſtreng, ja grauſam ſein, ohne ihre Liebe zu verſcherzen. Mit ihnen war er aufgewachſen, ihre Sprache und ihr Benehmen war zu ſeiner Natur geworden. Dreizehn Jahr alt war Suworow 1742 als Gemeiner

eingetreten, und erſt nach zwölfjährigem Dienſt 1754 erhielt er eine Lieutenantſtelle. Dann ſtieg er zwar ſchneller, aber ſeine eigentliche Bildungszeit verfloß doch in der nächſten Berührung mit dem gemeinen Mann. Schon im ſiebenjährigen Krieg zeigte er ſeine gerade Soldatennatur. Friedrich der Große verdankt viel aber nicht alles ſeinem Genie, ſeine Erfolge wurden durch die Unfähigkeit und Eiferſucht ſeiner Gegner beſchleunigt. Jedem der verbündeten Völker kam es darauf an, ſo wenig als möglich zu leiſten, den andern ſo viel als möglich zu überlaſſen. Von dieſer kleinlichen Art hatte Suworow keinen Begriff, er behielt immer klar und feſt das Ziel des eigentlichen Kampfes vor Augen und ging auf dem geradeſten Wege darauf los, alle kleinlichen Nebenrückſichten bei Seite ſetzend. In einer Zeit, wo man ſich viel mit der Kriegswiſſenſchaft zu thun machte, pflegte man über Suworow ebenſo die Achſel zu zucken wie ſpäter über Blücher: er ſei kein Taktiker, ſondern nur ein tapfrer Haudegen, ein Naturaliſt. Suworow pflegte darauf zu antworten, er kenne allerdings den Krieg nicht, aber der Krieg kenne ihn. Die berühmten Taktiker verfallen gewöhnlich in den Fehler, mit ihren künſtlichen Schachzügen alles ausmachen zu wollen, während dieſe doch nur die Vorbereitung ſein können, da die eigentliche Entſcheidung nur durch Muth und Entſchloſſenheit herbeigeführt wird. Wenn man denjenigen einen großen General nennen kann, der ſein Heer ſo in Ordnung zu halten und moraliſch ſo zu durchgeiſtigen verſteht, daß er ihm die härteſten Opfer, die unglaublichſten Anſtrengungen zumuthen, und es mit ſeiner ſtarken Willenskraft, wie einen Theil ſeines eignen Körpers betrachten kann, denjenigen, der im Augenblick den entſcheidenden Punkt herauserkennt und in demſelben Augenblick mit Concentration aller Kräfte darauf losgeht, ſo verdient Suworow aus beiden Gründen dieſe Bezeichnung. Als Vorbild kann man ihn freilich nicht ohne weiteres aufſtellen: die verſchwenderiſche Art, mit der er mit Menſchenleben umging, würde Wellington in ſeinem ſpaniſchen Feldzug vernichtet haben; dagegen wäre er im ſiebenjährigen Krieg ein viel gefährlicherer Gegner Friedrichs geweſen, als Daun, der berühmte Taktiker.

Auf den ſiebenjährigen Krieg folgte der polniſche Conföderationskrieg 1768—1772; gegen das Ende deſſelben wurde Suworow, ganz ſeiner Natur zuwider, zu Unterhandlungen benutzt; wie unbequem ſie ihm waren, zeigt ein drolliger Brief an Bibikoff: „Geben Sie mir irgend einen ruhigen Platz, wo niemand mich beneidet; hier, ſeit vier Jahren, habe ich oft davonlaufen mögen. Gott vergebe es ihnen; ich bin grob geworden, und man iſt ergrimmt auf mich, zankt mit mir. Ich bin ein gutmüthiger Menſch, verſtehe nicht, es ihnen wiederzugeben. Auch fürchte ich hier die Nachbarn Jeſuiten. Verzeihen Sie, es iſt Zeit, daß ich ausrufe: ich, ein ordentlicher Menſch, habe ſchon ſeit langer Zeit nicht einmal die Strümpfe ausziehn können. Denken

Sie etwa, mich zu einem Politiker zu machen? Ich bitte, ſchicken Sie einen andern, denn der Teufel wird mit ihnen fertig.“

Der türkiſche Krieg 1773—47 gab Suworow ſchon mehr Gelegenheit, ſeine militäriſchen Talente an den Tag zu legen. Eine Regel, die er aus dieſem Krieg abſtrahirte, war, nie vertheidigungsweiſe zu verfahren, ſondern, wie groß auch die Ueberlegenheit der Türken ſein mochte, kühn ihnen entgegenzugehn. Bei ihnen hat der Angreifer ſchon den halben Sieg; wer ſie erwartet, iſt halb geſchlagen. Daſſelbe Syſtem hat Suworow denn auch gegen andere Gegner in Anwendung gebracht; zunächſt in dem Aufſtand Pugatſchews 1774—75. Ueber alle dieſe Verhältniſſe gibt der Verfaſſer ſachgemäße Erörterungen. — Der neue Türkenkrieg 1787 gibt ihm zu einer Charakteriſtik Potemkins Anlaß.

Der Fürſt war von männlicher Schönheit, von ſtolzem gebietendem Aeußern und ſtarkem Körper. Wunderbar war ſein Gedächtniß: er behielt alles, ohne es zu vermengen; über die verſchiedenartigſten Gegenſtände hatte er Kenntniſſe und einzig durch mündliche Unterhaltung erworben; denn er las nicht, war aber unermüdet im Fragen. Eine ſolche Bildung iſt zwar umfaſſend, aber ſelten tief, weil ihr die wiſſenſchaftliche Grundlage abgeht. Vorzüglich liebte er, Männer verſchiedener Fächer in ſeiner Gegenwart ſich unterreden zu laſſen, um das Gehörte ſich aneignen zu können. So brachte er es zuletzt dahin, daß er mit Gelehrten aller Art, mit Theologen und Rechtskundigen, mit Naturforſchern und mit Kriegsmännern, mit Kaufleuten, Künſtlern, und ſelbſt mit Handwerkern und Bauern von ihren eigenthümlichen Beſchäftigungen ſich unterhalten konnte, ohne eine Blöße zu geben. Vornehmlich liebte er die Theologie, vielleicht infolge ſeiner erſten Beſtimmung; und trotz ſeiner weltlichen Geſinnungen war er nicht blos gläubig, ſondern ſelbſt abergläubiſch und von einer ganz ſpeciellen Protection ſeines Schutzheiligen überzeugt. Man konnte zu jeder Zeit gewiß ſein, ihn zu intereſſiren und von andern Dingen abzuziehn, wenn man ihn von den Streitigkeiten der griechiſchen und lateiniſchen Kirche und den zu ihrer Beilegung gehaltenen Concilien unterhielt, denn hier konnte er ſeine ganze Gelehrſamkeit entfalten, und that es mit beſonderm Wohlgefallen. Bei jenem glücklichen Gedächtniß beſaß er einen ſchnell beweglichen Geiſt, aber einen trägen Körper. Dadurch entſtanden die ſchroffſten Widerſprüche. Es war nichts Ungewöhnliches, ihn von den angeſtrengteſten Thätigkeit zur äußerſten Unthätigkeit übergehn zu ſehen. Dann brachte er Wochen lang zu Hauſe hin, ausgeſtreckt auf ſeinem Sopha, im Schlafpelz, den Hals aufgeknöpft, die Füße nackt; mit bewölkter Stirn und ohne ein Wort zu ſprechen. Zog ihn hierauf eine beſondere Leidenſchaft an, ſo erhob er ſich plötzlich aus ſeiner Unthätigkeit, warf ſich mit verdoppeltem Eifer in die Geſchäfte, um bald nachher ſie abermals zu vernachläſſigen.

Daher lagen die Hinderniſſe zum Gelingen großer Entwürfe einzig nur in ihm. Er legte die umfaſſendſten Pläne an, berechnete mit Scharfſinn alle Mittel der Ausführung, und wenn es nun zum Handeln kam, ſo ſcheiterten ſie an der Trägheit ſeines Charakters. Die kleinſte Zerſtreuung zog ihn ab, er überließ die Ausführung untergeordneten Beamten, hielt oft ohne Urſache wochenlang eine Entſcheidung zurück, und der günſtige Augenblick ging unwiderruflich vorüber. Die Ungleichheit ſeiner Laune gab auch ſeinen Wünſchen und Abſichten, ſeinem ganzen Leben die größte Ungleichheit. Bald wollte er Herzog von Kurland werden, dann König von Polen, und dann wieder Biſchof oder gar Mönch. Er fing einen Palaſt zu bauen an und verkaufte ihn, ehe er vollendet war; heute träumte er von Kampf und Krieg und umgab ſich mit geſchickten Kriegern; morgen dachte er nur an Politik, und wollte das türkiſche Reich theilen; dann vergaß er alles über dem Hof, und dachte nur an Feſte, Glanz und Pracht. Nie war er der Gleiche. Die widerſtreitendſten Eigenſchaften vereinigten ſich in ihm: er war geizig und verſchwenderiſch, herriſch und leutſelig, hart und gütig, ſtolz und vertraulich, furchtſam und verwegen, je nach der Stimmung des Augenblicks; und dieſelbe Stunde ſah ihn oft in der entgegengeſetzten Laune, bald heiter lächelnd, bald ernſt nachdenkend; muthwillig ſcherzend und verdrießlich gähnend; raſch Befehle gebend, um ſie gleich darauf zurückzunehmen. In Geſellſchaft ſchien er verlegen und machte er verlegen: verdrießlich gegen die, welche ihn fürchteten, war er freundlich mit denen, welche dreiſt und unbefangen mit ihm umgingen. Daher mußte man, um ſeine Freundſchaft zu gewinnen, ihn nicht zu fürchten ſcheinen, ihn vertraulich anreden, und Zwang und Verlegenheit ihm erſparen, indem man ſelbſt zwanglos und unbefangen war. Er zeigte ſich öffentlich zwar ſtolz, hochfahrend, faſt unnahbar, aber es geſchah nur, weil er ſich unbehaglich fühlte und dies hinter einem kalten, ſtolzen Weſen verbergen wollte; in der Vertraulichkeit war er freundlich und liebkoſend. Seine Seele bedurfte zu ihrer Nahrung großer Schwierigkeiten, großer Hinderniſſe, um in der Spannkraft zu bleiben, ſonſt verſank ſie in Gleichgiltigkeit und Trägheit. Dann erlag er unter der Laſt des Glücks, unter der Menge der Würden, Ehrenſtellen, Reichthümer, Genüſſe. Dann wurde ihm das Daſein eine Bürde. Ueberdrüſſig deſſen, was er beſaß, begierig nach dem, was ihm verſagt war, nach allem verlangend und aller Dinge ſatt, erſchien er wie ein verzogenes Kind des Glücks, das eben durch das Uebermaß des Glücks höchſt unglücklich iſt. Sein Egoismus war bisweilen empörend; um zu ſeinen Zwecken zu gelangen, ſchien ihm jedes Mittel gut, und dieſe Zwecke waren nur zu oft ganz ſelbſtiſch. Das Recht war ihm nichts; nur das ihm Nützliche war ihm immer auch das Rechte. Alles was Verdienſt zeigte, oder ihm im Wege ſtand, ſuchte er zu entfernen oder niederzudrücken; je größer und bedeu-

tender jemand war, um ſo eher hatte er Demüthigung von ihm zu erwarten. Daher fürchteten ihn die Mächtigſten, und eben gegen ſie bewies er den größten Stolz. Empörend war oft ſein Uebermüth. Gegen Niedrigere dagegen war er freundlich, herablaſſend, ſelbſt vertraulich, ohne ſich etwas zu vergeben.

Es war Potemkin, deſſen Ehrgeiz den neuen Türkenkrieg 1787 hervorrief. Dieſer Krieg veränderte bekanntlich durchaus die bisherige Conſtellation der europäiſchen Mächte. Ganz gegen ſein natürliches Intereſſe ſchloß ſich Oeſtreich den Eroberungsplänen der ruſſiſchen Politik an, während England und Preußen ihr entgegenwirkten. Wegen des Letzteren macht der Verfaſſer, der durchweg den ruſſiſchen Standpunkt feſthält, dem damaligen Leiter der preußiſchen Politik, Hertzberg, die bitterſten Vorwürfe. Dem Urheber des Kriegs ſollte auch die Ehre zu Theil werden, ihn zu führen. Aber Potemkin war mehr Hofmann als Soldat; er überließ die Hauptſache Suworow, der freilich, wenn er ſelbſtſtändig handeln wollte, ſich die empfindlichſten Verweiſe gefallen laſſen mußte. Von dieſer Zeit beginnen die Briefe Suworows an ſeine zehnjährige Tochter Natalie, die einen ähnlichen Eindruck machen, wie die Briefe Mozarts an ſeine Couſine. Als Probe möge hier der eine derſelben ſtehn; der Ton iſt in allen der nämliche.

Geliebte Natalie. Du haſt mich mit Deinem Briefe vom 9. Nov. erfreut, noch mehr wirſt Du mich erfreuen, wenn man Dir das weiße Kleid (im kaiſerlichen Fräuleinſtift) anziehn wird und am allermeiſten, wenn wir zuſammenleben werden. Fürchte Gott, führe Dich gut auf und ehre Deine Mutter Sophie Iwanowna (die Vorſteherin im Stifte) ſonſt zupft ſie Dich bei den Ohren und ſetzt Dich auf Zwiebäcklein und Waſſer. Ich wünſche, daß Du glücklich die Weihnachten hinbringſt. Jeſus, unſer Erlöſer, bewahre Dich das neue und viele andere Jahre. Ich habe Deinen früheren Brief aus Mangel an Zeit nicht geleſen, ſondern an Schweſter Anna Waſſijewna geſchickt. Wir haben hier etwas härtere Sträuße gehabt, als wenn ihr euch an den Haaren zerret, wir haben hübſch tanzen müſſen, (bei Kinburn nämlich): in der Seite ein Kartätſchenſchuß, im linken Arm ein Löchelchen von einer Kugel und unter mir dem Pferde das Schnäuzlein weggeſchoſſen: mit Mühe ſtiegen wir nach acht Stunden vom Theater ins Kämmerlein. Ich bin eben erſt zurückgekommen; habe in ſechs Tagen an 800 Werſt zu Pferde gemacht, und zwar am Tage nur. Wie angenehm iſts auf dem ſchwarzen Meer. Ueberall ſingen die Schwäne, die Enten, die Schnepfen; auf den Feldern Lerchen, Finken, Füchslein, im Waſſer Sterlette, Störe in Unzahl. Leb wohl, meine Freundin Nataſcha; ich hoffe Du weißt ſchon, daß mich meine Mutter, die Kaiſerin, mit dem Andreasbande für Eifer und Treue begnadigt hat. Ich küſſe Dich. Gottes Segen mit Dir. Dein Vater Alexander Suworow.

Jetzt beginnen die Erfolge, die Suworow zum gefeierten Helden Rußlands machten, die Schlachten von Fockſchani und vom Rymnik 1789 und die Erſtürmung von Ismaïl. In der erſten Schlacht ſollte er gemeinſam mit der öſtreichiſchen Armee unter dem Prinzen von Koburg operiren, aber er wich, weil er die öſtreichiſche Langſamkeit ſcheute, jeder vorhergehenden Unterredung mit den öſtreichiſchen Feldherrn aus, und begann die Schlacht auf eigne Hand. Dieſe Eigenmächtigkeit ließ Koburg, weil er ſeinen Verbündeten wirklich ehrte, nicht blos hingehn, ſondern er ward von da an ſein treuſter Freund. Die heldenmüthige Erſtürmung von Ismaïl 1790 gab ihm auch gegen Potemkin ein ſtärkeres Selbſtgefühl und er wagte dem allmächtigen Günſtling offen zu trotzen, was er freilich bald zu bereuen Urſache hatte, denn die Kaiſerin, die gegen ihn eingenommen war, ſchickte ihn nach Finnland, wo er ſeinen ungeſtümen Thatendrang in gezwungener Unthätigkeit verzehren mußte. Erſt die polniſchen Unruhen gaben ihm wieder Gelegenheit, den wahren Schauplatz ſeines Wirkens zu finden.

Die polniſchen Angelegenheiten werden ſehr ausführlich und im Ganzen geiſtvoll, wenn auch von einem ſehr einſeitigen Standpunkt dargeſtellt. Daß der Verfaſſer die zweideutige Politik Preußens bitter verurtheilt, wollen wir ihm nicht verargen, ebenſo wenig ſeine Geringſchätzung gegen den polniſchen Nationalcharakter, der, ſtets zu einem heftigen Anlauf bereit, ſobald es eine dauernde Anſtrengung galt, erſchlaffte. Aber daß er von der Conſtitution von 1791 nur die Schattenſeiten hervorhebt, und den wichtigen Fortſchritt verkennt, den ſie, ehrlich durchgeführt, in der nationalen Entwicklung herbeigeführt haben würde, iſt doch gar zu ruſſiſch.

Suworow war in ſeiner Unthätigkeit allmälig ſo wild geworden, daß er ſchon ernſtlich daran dachte, in fremden Dienſt zu treten. Für die Intrigue war er nicht gemacht und wenn ihn für einen Augenblick Oſſian, der ins Ruſſiſche überſetzt und ihm zugeeignet war, ſo begeiſterte, daß er in ſeiner Manier Briefe ſchrieb, ſo konnte doch dieſer Troſt nicht lange anhalten. Aber als die Zeit der Intrigue vorüber war, und es auf ein ernſt durchgreifendes Handeln ankam, mußte man ſich wieder des Helden von Ismaïl erinnern. Die Darſtellung dieſer Begebenheiten bleibt dem folgenden Band vorbehalten.

Der Verfaſſer dieſer Monographie hat in früherer Zeit eine Geſchichte der polniſchen Inſurection von 1831 geſchrieben. Seitdem ſind ihm wichtige Beiträge zum Verſtändniß der militäriſchen Operationen zugegangen, die er nun geſammelt dem Publicum mittheilt. Das Wichtigſte darunter iſt das Tagebuch des Feldmarſchall Diebitſch, die Anklageſchrift des General Toll, Chef des Generalſtabs, gegen ſeinen zweiten Oberbefehlshaber Paskewitſch und die Antwort deſſelben. Es ergibt ſich daraus, daß Diebitſch ein beſſerer General war, aber vom Glück weniger begünſtigt, während Paskewitſch, der

mit übertriebener Vorſicht den ganzen Feldzug durch taktiſche Schachzüge zu erledigen hoffte, die Lorbeern einerntete, die eigentlich jenem gebührten. Aus den verſchiedenen Angaben der Feldherrn bemüht ſich der Herausgeber mit Umſicht und Wahrheitsliebe den echten Thatbeſtand herzuſtellen.

General Löwenſtern, der Liefländer, iſt in allen Punkten das Gegenbild zu Suworow. Geb. 1777 innerhalb der vornehmen Ariſtokratie, mit allen Neigungen derſelben reichlich ausgeſtattet, beliebt bei den Damen, ſchon als halber Knabe mit dem tollſten Hazardſpiel vertraut, wurde er einmal von einer ruſſiſchen Gräfin aus der Geſellſchaft gewieſen, weil er ſein Haar zu ſtark mit Heliotroppomade geſalbt hatte. Charakteriſtiſch iſt für die ruſſiſche Ariſtokratie, daß ſeine Mutter ihm beim erſten Feldzug ein Amulet mitgab, um ihn kugelfeſt zu machen. Seine erſte Beförderung verdankt er Tanten und Couſinen, er wurde auch zum Handkuß bei der Kaiſerin zugelaſſen. In dem Feldzug in der Schweiz 1799 mußte er einmal einen Auftrag beim Feldmarſchall Suworow vollziehn: „Ich fand den Helden in einem Dorf, wie er, umgeben von einem Theil des Generalſtabs und auf einem tragbaren Seſſel ſitzend, eben damit beſchäftigt war, ſeine Digeſtion los zu werden. So gut ich dieſen Gebrauch aus Erzählungen kannte, ſo war es mir doch ein ſeltener Anblick, ihn ächzend und ſtöhnend ſitzen zu ſehen, während ihn der Stab mit ernſten ſchweigenden Mienen umgab. Ein hochgewachſener Ordonanzkoſak ſtand mit gravitätiſcher Miene neben dem Stuhl und hielt ein Päckchen Papier in der linken Hand, woraus er mit der rechten dem ruhmbekränzten Greis von Zeit zu Zeit zureichte, während dieſer halblaut dazwiſchen rief: Hurrah! Hau! ſtich! jag! Die Sitzung dauerte geraume Zeit, und vielerlei Geſchäft ward dabei abgemacht.“ Wenn uns gewöhnlich in militäriſchen Denkwürdigkeiten nur das officielle Geſchäft vorgeführt wird, weiht uns Löwenſtern in die Myſterien des Lagerlebens ein. Der liebenswürdige junge Offizier hatte ebenſo viel Glück in der Liebe wie im Spiel, und ſelten verfloß eine Woche ohne eine neue Eroberung, die dann immer artig beſchrieben wird. Nach beendigtem Feldzug wollte Löwenſtern mit ſeiner kranken Frau eine Reiſe nach Italien machen, ſie ſtarb ihm aber unterwegs, er gab ſeine Fahrt auf und nahm als Freiwilliger an der Schlacht von Wagram Theil. Nach Petersburg zurückgekehrt, ließ er ſich in neue Liebesabenteuer ein, gewann im Lauf von vier Monaten 450,000 Rubel, die er aber bald wieder verſpielte. Beim Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs nahm er wieder Dienſte und gewann die Gunſt des Oberfeldherrn Barklay de Tolly, aber er wurde des Verſtändniſſes mit dem Feind verdächtig und als Arreſtant nach Moskau geſchickt, bis endlich ſeine Unſchuld an den Tag kam. Dort lernte er Roſtopſchin kennen, den berühmten Urheber des großen Brandes. — Seine Tafel war eine heitere Vereinigung geiſtreicher Unterhaltung. Er gehörte ſeiner Bildung nach dem älteren,

dem königlichen Frankreich an. Sein natürlicher Scharfſinn war früh zu beißenden Antworten geübt worden und die Energie ſeines Charakters verlieh den Witzfunken ſeiner Rede, beſonders wenn er gereizt ward, die Heftigkeit eines tödtlichen Geſchoſſes. Beſonders waren es die Emporkömmlinge der Revolution, die ſein Witz verfolgte. Ueber alle geſchichtliche Wahrheit ſprach er ſich ſkeptiſch aus und Salomos Ausſpruch: alles iſt eitel! war ſeine Lieblingswendung. Später ſchrieb er für eine Dame einen ſcherzhaften Aufſatz, „meine Memoiren“. Das eine Capitel lautete: ich habe verſchiedene Rollen geſpielt, den zärtlichen Liebhaber, den Mann von Anſtand, den großmüthigen Vater, aber nie den Bedienten. Als ſeine Grabſchrift ſchlug er vor: Ici on a déposé pour se réposer, avec une ame blasée, un coeur épuisé et un corps usé, un vieux diable trépassé. Mesdames et Messieurs, passez!

Als Barklay auf das Andringen der altruſſiſchen Partei vom Oberbefehl entfernt wurde, verſah Löwenſtern bei ſeinem Nachfolger Kutuſow die Stelle eines Adjutanten. „Wenn es bei Barklay nur ſchmale Biſſen, eine ſpartaniſche Feldſuppe gab, führte der Fürſt eine ſchwelgeriſche Tafel. Von der ſtündlichen Lebensgefahr, der man ſich in Barklays Umgebung ausſetzte, war vollends in des Fürſten beſchwichtigender Wolkenhöhe nicht ein Schatten vorhanden.“ Aus irgend einer jener unerklärlichen Combinationen, die in der ruſſiſchen Geſchichte ſo häufig vorkommen, verfiel Löwenſtern in die kaiſerliche Ungnade; ſein Name, der auf der Beförderungsliſte ſtand, wurde vom Kaiſer eigenhändig geſtrichen. Er hatte mitunter ſchon die Idee, ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, aber das immer wiederkehrende Liebesglück tröſtete ihn bald und er rief einmal zu ſich ſelbſt: „In Wahrheit, Löwenſtern, du biſt doch mit Frauen kurios glücklich.“ So geht es Schwank auf Schwank. Einmal hat der muntere Koſakenoberſt eine gefüllte Feldkaſſe erobert, man verlangt von ihm, daß er ſie der Behörde abliefern ſoll, aber er weiß dieſelbe mit ſo viel Humor zu betrügen und den Streich ſo luſtig zu erzählen, daß man die Frage, ob es mit Fug und Recht geſchehn, als völlig gleichgiltig zurückweiſt. Das Glück will ihm noch weiter wohl, er veranlaßt die Capitulation von Soiſſons; über die Ehre derſelben hat er mit dem preußiſchen Oberſt Martens einen lebhaften Federkrieg zu führen; gleichzeitig gewinnt er 10,000 Rubel im Faro. So begleiten wir ihn nach Paris, wo er ganz in ſeinem Element iſt. Der muntere Herr iſt erſt im Februar dieſes Jahres, 82 Jahr alt, geſtorben. Sein Buch gehört zu den liebenswürdigſten, die über dieſen Feldzug geſchrieben ſind.

Die deutſchen Separatiſten im transkaukaſiſchen Rußland.

Wie bekannt, ſind im transkaukaſiſchen Rußland mehre ſehr blühende deutſche Colonien, und ebenfalls bekannt möchte ſein, daß ſich hier in den zwanziger Jahren eine Sekte entwickelte, deren wunderlicher Chiliasmus im Jahre 1843 einen Theil der Coloniſten beinahe zur Auswanderung nach Jeruſalem getrieben hätte. In dem neulich von uns angezeigten Buche Profeſſor Kolenatis*) findet ſich eine Darſtellung der Geſchichte dieſer Separatiſten, welche ein recht gutes Bild von der Sache gibt, und welche wir im Folgenden auszugsweiſe mittheilen. Man wird in den Zügen dieſer Spohnianer große Aehnlichkeit mit den Tunkern der Hinterwälder Amerikas und in dem weiblichen heiligen Geiſte ſelbſt einen Vergleichspunkt mit den Shakern finden — ein Beweis, daß Ungebildete mit religiöſem Bedürfniß, losgeriſſen aus dem Culturkreis der Heimath und hinausgeführt in die zur Beſchaulichkeit, zum Grübeln und Träumen anregende Einſamkeit von Niederlaſſungen in Urwald, Steppe oder Gebirg, ſo ziemlich auf dieſelben wunderlichen Einbildungen gerathen, mögen ſie im fernen Oſten oder im fernen Weſten ihr Haus bauen.

Der gruſiniſche Separatismus ſcheint ſchon auf dem Zuge jener Coloniſten von Schwaben nach Südrußland entſtanden zu ſein. Seine Ausbildung wurde dadurch begünſtigt, daß es anfangs an Predigern mangelte, welche die Gemeinden zu gemeinſchaftlichem Gottesdienſt verſammeln konnten. So gab es bald Conventikel, und ſo fanden ſich Leute, welche erſt bloße Ausleger der Bibel waren, mit der Zeit aber zu Propheten wurden. Zuerſt beſchränkte man ſich (ganz wie jene Tunker) in ſeinem Gegenſatz gegen die Kirche darauf, daß man die Bibel wörtlich nahm.

Im Jahre 1820 wurden einige der Kirche gänzlich untreu und hielten Verſammlungen, in denen Stellen aus der Bibel vorgeleſen wurden, worauf die Verſammelten insgeſammt in ein oft ſtundenlanges Nachdenken verſanken. Dies war in der erſten Zeit ihr Gottesdienſt; doch ließen ſie nach den Einrichtungen der Kirche taufen, ſo wie auch trauen. Das Reſultat ihres Nachdenkens war vorerſt eine Auseinanderſetzung der Beweggründe, warum die Kirchlichen ſich im Bethauſe verſammelten, nämlich — ſagten ſie — um der Hoffart durch Kleiderpracht zu fröhnen und um ſich von dem Witz eines gelehrten Mannes blenden zu laſſen, der ein unnützes Glied der Geſellſchaft, eine Laſt der Gemeinde ſei und ihres Gleichen nicht ſein wolle. Zur Zeit der Apoſtel habe man ſich nicht in Kirchen verſammelt, ſondern es ſei unter einem Baume,

*) Die Bereiſung Hocharmeniens und Eliſabethopols von F. A. Kolenati. Dresden, R. Kuntze. 1858.

im Freien oder auch in den Häuſern der Gemeindeglieder der Gottesdienſt gehalten worden. Ein jeder, dem der heilige Geiſt etwas eingegeben, habe reden können; ebenſo ſei auch von den Apoſteln ohne alle Gelehrſamkeit und Witzelei gelehrt worden, dieſelben Apoſtel haben auch einen Nahrungszweig betrieben. Sie ſagten ferner, es ſei Gott ein Greuel, wenn man gelehrt predige. Wenn ſie die Begierde nach etwas trieb, ſo thaten ſie grade das Gegentheil. Wenn einer z. B. Appetit nach Fleiſch hatte, ſo aß er Milch oder Mehlſpeiſe und umgekehrt. Oft legten ſie ſich ein Stück Braten auf den Mund und ſprachen: „Du möchteſt ihn wol gern haben?", ſchlugen ſich darauf auf den Mund und warfen das Fleiſch weg. Oft ſaßen mehre des Nachts ſtundenlang mit entblößtem Unterkörper im Schnee. Sie nahmen auch eine feierliche, mehr ſingende Sprache an, ſo daß man ſie ſchon daran erkannte. Sie bildeten ſich ein, das auserwählte Volk Gottes zu ſein. Gott, meinten ſie, ſei nur ihr Oberhaupt und ſie ſeien nicht verpflichtet, ſich den Geſetzen zu fügen, die Menſchen gemacht hätten. Doch fielen bei ihnen nie Exceſſe oder öffentliche Unmoralitäten oder Verbrechen vor. Sie lebten ſtill und eingezogen volle 20 Jahre hindurch ganz nach ihrem Gutdünken. Sie wählten ſich drei Aelteſte. Den einen alten Mann, Namens Kauter, nannten ſie Gott den Vater; den zweiten jüngeren, Namens Grillenborzer, nannten ſie Gott den Sohn; die dritte, ein altes Weib, Namens Leibslerin, nannten ſie Gott den heiligen Geiſt. Die Kirche bezeichneten ſie als die Verſammlung der Gottloſen, die von einem Manne, der nicht vom guten Geiſt regiert werde, Belehrung annehme. Im Jahr 1830, als ihnen die Prediger Einwendungen zu machen anfingen, trennten ſie ſich ganz, gingen nicht mehr zum Abendmahl und ließen ihre Kinder nicht mehr taufen. Sie ſagten, die Confirmation ſei Unrecht, da von ihr nichts in der Bibel ſtehe; die Taufe ſei bloße Ceremonie, da Chriſtus die Kinder nur geſegnet, aber nicht getauft habe. Andere aber ſagten, man ſolle zwar taufen, aber erſt, wenn der Täufling wiſſe, warum dies geſchehe. Ferner behaupteten ſie, das Abendmahl ſei zwar zu billigen, aber man halte es nicht recht. Erſtens halte man es am hellen Mittag und Chriſtus habe es bei Mitternacht eingeſetzt; auch habe er den Jüngern das Brot nicht in den Mund gegeben, ſondern ein jeder von den Jüngern habe ſich nach Willkür genommen.

Im Jahr 1835 verlangten die Prediger energiſch, daß die Separatiſten ihre 6—15jährigen Kinder taufen laſſen ſollten. „Wir brauchen keine Prediger," ſagten ſie, „die uns die Kinder taufen und von nun an betrachten wir unſere Weiber nur als Schweſtern; wir ſind der Erbſünde abgeſtorben." Sie huldigten nun der Abſtinenz; faſteten auch oft volle ſechs Tage ſehr ſtreng. Im Jahre 1836, da ſich die Prediger an die Obrigkeit wandten, wurden ſie widerſpänſtig und einer von ihnen wurde auf einen Monat feſtgeſetzt. Dies

Digitized by Google

gab Veranlaſſung zu der Idee, daß man ſie verfolge und Gott werde ſein Volk ſchon ausführen. Chriſtus ſage: „Laſſet die Todten begraben!“ aber vor Ceremonien, Leichenreden, Glockengeläute, Singen und Beten dabei habe er Abſcheu. Es circulirten unter ihnen Lieder und Gedichte über alles dieſes. Viele arbeiteten nur ſo viel, als für ihren nothdürftigſten Lebensunterhalt erforderlich war, verſchenkten alles, was entbehrlich ſchien und nur einen Schein der Eitelkeit verbreiten konnte, reiſten von einer Colonie zur andern, bekehrten zu ihrem Glauben und bettelten. Wohin ſie kamen, knieten ſie nieder, beteten, daß Gott ſein Volk bald ausführen und ihren gefangenen Bruder befreien möge. Ihre Betſtunden waren etliche Mal in der Woche von elf bis zwölf Uhr des Nachts, ebenſo die Verſammlungsſtunden. Dies bedeutete, ſagten ſie, daß ſie in die Reinigung eingegangen ſeien. Die Gebete wurden mit feierlichem Ernſt und erhobener Stimme verrichtet, ja oft ſchrieen ſie ungemein in ihrem Eifer. Die Worte, welche ſie bei jeder Begegnung im Munde führten, waren:

Der Heeland werd bald komme
Und holt uns, ſeine Fromme,
Er wird uns führa naus
Zu ihm ins Himmelshaus.
Ich glab, daß d' Obrigkeit
Uns vieles thut no z' loid
Se jogt uns aus n' Haus
Auf d' freie Felder naus
Doch mr wolle elles leida
Und elle Weltluſt meida.

Die Purification der Separatiſten erlitt aber einen Rückfall; da ſie nämlich ſchon heirathsfähige Kinder hatten und die Noth auf das höchſte getrieben war, ſo gab es Debatten, die ſehr heftig wurden und endlich einigten ſie ſich, daß ſie ihre Kinder taufen und confirmiren ließen, damit ſie getraut werden könnten und gingen aus der Reinigung heraus. Auch das Teufelaustreiben hatte nichts geholfen, indem dadurch viele geheime Sünder entſtanden und hinſichtlich ihrer körperlichen ſowol als geiſtigen Geſundheit in Gefahr geriethen, ſo daß das Amt einſchreiten mußte. Beſonders waren die Weiber energiſch thätig, es dahin zu bringen, daß der Eheſtand geſtattet werde und überſchrien gewöhnlich in den Verſammlungen die Männer, über deren Heiligkeit ſie oft Gloſſen machten, oft auch factiſche Gegenbeweiſe vortrugen. Auch verſchmähten ſie, wenn ernſthafte Krankheitsfälle eintraten und Gefahr drohte, nicht mehr ärztliche Hilfe. Endlich war der Schlüſſel zu allem gefunden. Nach großem nächtlichen Geſchrei ſtand einer unter ihnen auf und behauptete, jetzt, wo ihre Kinder bereits wiſſen, warum ſie getauft werden, ſei es angezeigt, daß ſie taufen und confirmiren laſſen dürften, und was die

Digitized by Google

Weiber anbelange, ſo können auch Weiber lehren; denn es gebe viele Weiber, die einen männlichen Geiſt haben, und ohnehin ſei ja der heilige Geiſt eine Taube, auch ſtehe in der Offenbarung Johannis geſchrieben von dem Weibe, das mit der Sonne bekleidet in die Wüſte fliehen müſſe vor dem Drachen.

Nach dem Tode der Leibsle wurde die Frau eines Wagners, welche immer als eine ruhige, untadelhafte Perſon bekannt geweſen war, Namens Barbara Spohn, ſonſt unter ihnen Bäbele genannt, die dritte göttliche Perſon und zuletzt Hauptperſon, endlich Irrlehrerin.

Die erſte Offenbarung gab ſie im Anfange des Jahres 1842. Sie ſagte, Gott habe ihr geoffenbaret, daß die Obrigkeit die Kinder Gottes verfolgen, aus ihren Häuſern jagen und auf einen andern Platz zur Anſiedelung drängen werde. Aber die Obrigkeit werde dies nicht mehr vollziehen können; denn das Ende der Welt ſei nahe. Daher müſſe man Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Darauf circulirte unter den Separatiſten:

Mr werd verfolgt
Mr werd verjagt
Ums Heilands will wer mer verfolgt
Und vieles müſſa leida
Und an alta Glauba bleiba miar
Und druf und druf ſterba miar.

Die zweite Offenbarung lautete: „Die ganze Religion wird in eine zerfließen; die griechiſche wird etwas nachlaſſen, eine andere etwas annehmen, und ſo geſchieht die Vereinigung. Doch wir werden bei der apoſtoliſchen Lehre bleiben und ſollten wir unſern Glauben auch mit unſerem Blute beſiegeln.“

Sie hielten ihre Verſammlungen geheim. Die Bäbele, nicht erwartend, daß ihre Offenbarungen einen ſolchen Eingang finden würden, verſank immer mehr und mehr ins Grübeln und Nachdenken, ſaß oft bis Mitternacht in den Verſammlungsſtunden, ſchlief nicht viel, zog ſich ganz vom anderweitigen geſelligen Verkehr zurück, überließ ſich nun ganz der Fülle ihrer Phantaſie und hielt alles für Offenbarungen, was ſie träumte. Sie ſelbſt ſagte: „Wäre ich nicht von Gott dazu beſtimmt, ſo würde mir niemand glauben.“ Zu dem allen hatte ſie immer untadelhaft gelebt und ward daher in der Meinung, die ihre Anhänger äußerten, beſtätigt, Gott habe einen großen Wohlgefallen an ihr und ſie ſei ſchon von Jugend auf zu dieſer Miſſion beſtimmt geweſen.

Die dritte Offenbarung lautete: „Des Nachts ſind zwei Männer in weißen Kleidern und mit langen weißen Bärten zu mir gekommen und haben mich angeredet: Ziehe aus nach Jeruſalem; denn der Herr, dein Gott, wird dieſe Stätte zerſtören und die Gottloſen vertilgen; aber euch, Kinder Gottes, wird er ins tauſendjährige Reich einführen, wo ihr Freude und Wonne und liebliches Weſen mit Chriſto genießen werdet tauſend Jahr. Ziehet in die

Digitized by Google

Wüſte; denn nur in dieſer iſt Ruhe, und ſo lange euch die Sonne am Wege immer auf den linken Rockärmel ſcheinen wird, bleibet nicht ſtehen; wenn euch aber die Sonne ans Herz ſcheinen wird, ſeid ihr an Ort und Stelle, im gelobten Lande.“

Allgemein hieß es nun, Bäbele ſei von Gott zur Prophetin auserſehen, ſie thue ſeinen Kindern nur ſeinen Willen kund. Die meiſten Separatiſten arbeiteten nichts mehr und fingen wieder an, alles zu verſchenken, hielten aber aus langer Weile auch dreimal des Tages und einmal des Nachts Verſammlungs- und Betſtunden.

Die vierte Offenbarung lautete: „Wer von euch nach dem tauſendjährigen Reiche ein Buch mitzunehmen gedenkt, der gehe zu mir und ich werde zu Gott gehen, ihn zu fragen, ob es erlaubt ſei.“

Die fünfte Offenbarung hieß: „Gott hat mir geoffenbaret, wir ſollen noch vor Oſtern nach Jeruſalem und blos am Stock; nicht einen Kopeken Geld, noch Brot dürft ihr in die Taſche ſtecken; auch ſollt ihr nur grobe, baumwollene Kleider anziehen, die Frauen und Jungfrauen müſſen alle blau, die Männer weiß erſcheinen.“

Von nun an kleideten ſie ſich auch ſo. Die Männer kleideten ſich in grobes weißes Tuch, ließen ſich weiße Tuchmützen mit einem entſetzlich großen Lederſchirm und ſehr ſtarke Schuhe machen.

Weiter wurde geoffenbart: „Und von allen dieſen Kleidern wird keins veralten, noch zerreißen, bis ihr im tauſendjährigen Reich das Brautkleid anziehen werdet.“

Natürlicherweiſe mußte die Regierung ihr wachſames Auge auf die Verirrten haben, da ſie ſonſt ins Verderben gerannt wären; denn ſchon lauerten die Kurden und ſandten ihre Kundſchafter aus, um ſie als Sklaven gefangen zu nehmen. Die Frau Spohn wurde nach Tiflis zum Oberbefehlshaber citirt und erſchien; die Bibel mußte auf den Tiſch gelegt werden und es wurden ihr und den ſie begleitenden Häuptern die ſchonendſten, gütigſten Vorſtellungen gemacht. Auf die Vorſtellung: „Gute Leute, ihr werdet ja in dem dürren Lande, in das ihr ziehen wollt, verhungern und verdurſten,“ antworteten ſie: „Der Herr verſorgt ſeine Kinder. Wenn wir am Stock gehen, dann muß uns Gott erhalten; er hat auch das Volk Iſrael in das Land Kanaan ohne Geld gebracht. Wir werden auch Manna bekommen; denn das Volk Iſrael war nur ein Vorbild von uns; wir ſind erſt das wahre Iſrael! So lange wir auf dem Wege ſind, wird es nicht regnen; auch wird uns die Sonne nicht ſtechen, noch wird es kalt ſein. Die Alten und Schwachen werden wieder laufen können, wie die Jünglinge. Es wurde ihnen weiter eingewendet: „Wenn ihr an ein großes Waſſer kommt, wo keine Brücke iſt, wie wollt ihr hinüber?“ Da antworteten ſie: „Das Volk Iſrael kam über

das rothe Meer und Gott kann uns noch beſſer hinüberführen, als das Volk Iſrael; mit unſerem Gott wollen wir über das rothe Meer ſpringen." — „Aber wenn ihr einmal über die ruſſiſche Grenze ſeid, dann nehmen euch die Kurden gefangen und verkaufen euch als Sklaven in die Türkei und nach Perſien." Sie erwiederten: „Wir ſind ſchon verkauft. Uns kauft niemand, uns hat der Heiland gekauft mit ſeinem theuren Blut. Wer wollte oder könnte uns kaufen?" — „Aber ohne Paß könnt ihr ja nicht über die Grenze." — „Das hält uns nicht auf; wir brauchen gar keinen Paß, wir haben unſern Paß von Gott. Der Komet, welcher am Himmel zu ſehen war, wird, wenn wir einmal von hier abziehen, erſcheinen und vor uns hingehen, wie bei dem Volke Iſrael die Feuerſäule; er wird uns den Weg zeigen." — „Euer Glaube iſt aber religiöſer, überſpannter Wahn; in der Bibel ſteht kein Wort von einem zweiten Iſrael und ihr betrügt euch ſelbſt." — Darauf antworteten ſie: „Ihr läſtert durch dieſe Worte Gott. Das iſt Sünde wider den heiligen Geiſt und ſolche werden in die unterſte Hölle geſtoßen werden, wenn ſie nicht durch uns gerettet werden. Die Bäbele und wir haben dies alles von Gott geoffenbaret bekommen." Hierauf antwortete der humane Oberbefehlshaber General v. Neidhardt: „Wenn ihrs von Gott habt, ſo kann ich nicht wider euch ſein" und entließ ſie. — Collegienrath v. Kotzebue erhielt jedoch den Auftrag, ihr Verderben zu verhüten.

Die ſechſte Offenbarung der Frau Spohn lautete: „Gott hat mir geoffenbaret, daß ſich viele noch bekehren und mit uns ziehen werden; viele werden ſich noch retten laſſen durch Ermahnungen. Thuet ihnen den Willen Gottes kund."

Hierauf wurde unverdroſſen geworben und ſie bekamen ſelbſt von ihren Widerſachern großen Anhang, ſo z. B. den Schulzen von Katharinenfeld, Joſeph Almendinger, den Kirchenälteſten von Marienfeld. Sie verſchenkten alles an die Kirchlichen, bildeten unter ſich eine Armenkaſſe, über welche einer aus ihrer Mitte geſetzt wurde, der ohne Unterſchied an Kirchliche, Tataren und Separatiſten austheilte, ſogar Schulden für die Kirchlichen bezahlte. So bekamen ſie einen immer größern Anhang, von einigen allerdings nur auf kurze Zeit und aus materiellem Intereſſe. Ja man machte ihnen den Vorwurf, daß ſie die Leute durch Geld anwärben. Von da an gaben ſie mit vollen Händen das Geld blos an die Tataren, ohne zu zählen.

Die ſiebente Offenbarung hieß: „Gott hat mir geoffenbaret, daß noch viele Seelen unter unſeren ungläubigen Mitbrüdern ſich retten laſſen (ſie gab auch viele namentlich an, wegen deren ſie mit Gott geſprochen); doch wer ſich bekehren will, muß eilen, da die Gnadenthür nicht mehr lange offen iſt; denn ſchließt ſie ſich einmal, ſo wird keiner mehr eingelaſſen. „Bis zum Pfingſtſonntage", hat Gott zu mir geſagt, „iſt nunmehr die höchſte Zeit, abzuziehen, ſonſt werdet ihr auch noch vertilgt in dem Sodoma."

Von nun an ſind wir der Anſicht, daß ſie planmäßig vorging und nicht an alles glaubte, was ſie als Offenbarung vorgab, da mir bekannt war, daß ſie ſelbſt gar nichts verkaufte oder verſchleuderte, auch nichts wegſchenkte und von allen Räumen die Schlüſſel bei ſich hatte, ja ſich auch zuweilen im Keller an beſſern Eßwaaren oder etwas Wein labte; denn ſie war und iſt jetzt noch gut genährt. Auch ihre nachherigen Offenbarungen deuteten auf Berechnung und endlich auf Unſicherheit.

Die achte Offenbarung lautete nämlich: „Gott hat mir geoffenbaret, daß jeder Bekehrte mir ſeine Sünden beichten ſoll. Ihr dürfet auch einen Eſel mitnehmen und das für eure Sachen gelöſte Geld. Dies erlaubt Gott, weil ihr ihm ſo gehorſam ſeid. Auch ein Felleiſen ſoll ein jeder Mann auf dem Rücken mitnehmen, mit Proviant und Kleidern verſehen. Eine Woche vor Pfingſten ſollt ihr euch aus allen Colonien bei meinem Hauſe in Katharinenfeld verſammeln und die ganze Nacht beten. Am Pfingſtdienſtage werden wir abziehen."

Schon am Sonnabende vor den Pfingſten kamen an 300 Separatiſten aus Alexandersdorf, Neutiflis, Marienfeld und Eliſabeththal nach Katharinenfeld, aber auch Collegienrath v. Kotzebue, einige Fremde und 200 Mann Linienkoſaken, welche vor dem Dorfe Katharinenfeld lagerten. Collegienrath v. Kotzebue ließ ankündigen, daß ſich die Separatiſten nicht aus den Häuſern begeben ſollten. Die Betſtunden wurden in mehren Häuſern gehalten und die Separatiſten erwarteten, daß Gott den heiligen Geiſt über ſie ausgießen, die Bäbele das Zeichen zum Aufbruch geben und derſelbe dennoch ungehindert vor ſich gehen werde. Feſt in ihrem Glauben, prahlten ſie noch: „So iſt noch nie keine Gſchicht vorgfalla, ſo lang Katherinenfeld ſtoht, als wie de unſrige. Was? ſo lang de Walt ſtoht. O wie glücklich ſind miar, uns hat Gott allein auerſehen von elle vier Winden; ja von der ganzen Erde, daß wir ſollen des tauſendjährige Reich gründen, wir ſollen ſei des Fundament, wir ſollen die Grundpfeiler ſei im tauſendjährige Reich."

Als die Verſammlung und Begrüßung ein Ende hatte, wollten alle die kommende Nacht noch zum heiligen Abendmahle gehen. Beim Anbruch der Nacht gingen zuerſt die Männer, ſpäter die Weiber, dann die Kinder. Ein ſtämmiger Separatiſt, Namens Kreuzinger aus Eliſabeththal, ſprach: „Und ich ſage euch meine Meinung, ich ginge lieber mit den Lämmern als mit den alten Schafen, und ehe Pharao nicht Ja ſagt, wird aus unſerm Abzuge nichts." Da erſcholl der allgemeine Ruf: „Stoßt ihn hinaus, den Ungläubigen."

Als der Pfingſtdienſtag kam, ſagte Bäbele Spohn, der Ruf ſei von Gott gekommen, ſie ſollen erſt um 11 Uhr aufbrechen. Da ließ ihnen aber der Collegienrath v. Kotzebue den Gegenruf bringen, ſie ſollen nicht aufbrechen.

Sie gehorchten und warteten um ſo mehr, als die Spohn abermals einen Ruf von Gott gehört habe, daß erſt des Nachts zwiſchen 2 und 3 Uhr ein Zeichen am Himmel erſcheinen werde; dann ſollen ſie abziehen; dann könne ſie die ganze ruſſiſche Armee nicht aufhalten. Sie beteten die ganze Nacht; allein das Zeichen blieb aus. „Und ich ſage euch noch einmal,“ ſagte Kreuzinger aus Eliſabeththal, „ſo lange nicht Pharao Ja ſagt, dürfen wir nicht weg.“ Er wurde abermals als Ungläubiger ausgeſcholten. So verging auch die Mittwoch. Da ſagte Bäbele Spohn: „Morgen, am 2. Juni, werden wir ganz gewiß abziehen.“ Es wurde abermals den ganzen Abend bis in die Nacht hinein gebetet und geſungen. Vor Tagesanbruch verſammelten ſich alle, unterredeten ſich und packten auf. Um 8 Uhr Morgens erſchienen ſie mitten auf dem Platz beim Thore in folgender Ordnung: „Voran die Braut Chriſti, Bäbele Spohn, ihr zur Seite die Gehilfinnen, die Kauter, die Brautführerinnen der Braut Chriſti. Darnach kamen die Aelteſten, darunter Palmer, die heiligſten neun Männer; darauf die andern Männer, endlich die Weiber und kleinen Kinder, alle, ſelbſt die Kinder, mit einem Torniſter auf dem Rücken; zuletzt folgten die Jünglinge; dann die Jungfrauen, welche beide vor ſich ſchwerbepackte Eſel, jeder einen, trieben und auch Torniſter auf dem Rücken trugen. Endlich kam ein vierſpänniger Wagen, auf dem die Gebrechlichen und diejenigen ſaßen, die ihren Verſtand im Separatiſmus vergrübelt hatten. Nach einer Weile bewegte ſich der Zug langſam dem Thore zu. Die vor dem Thore aufgeſtellten Koſaken bekreuzigten ſich: man hatte ihnen durch einen Separatiſten ſagen laſſen, ſie brauchen keine Waffen, ihr Widerſtand werde gelähmt werden; denn die Separatiſten werden unſichtbar für ſie aus dem Thore kommen oder die Koſaken werden, wenn ſie Gewalt brauchen ſollten, todt zur Erde niederſtürzen. Als ſie ſo einige Schritte gegangen, kam Collegienrath v. Kotzebue zur Spohn und fragte ſie, wohin ſie wolle; dreimal fragte er ſie und erhielt keine Antwort. Da gab er zwei Koſaken den Befehl, ſie aus dem Zuge zu heben und zu bewachen. Sie wurde weggeführt, konnte aber vor Bangigkeit kein Wort mehr ſprechen. Endlich ſollten ſie die Koſaken binden, denn alle waren mit mehren Stricken verſehen. Da faltete ſie ihre Hände über den Schmeerbauch und ſtieß einen heftigen Seufzer aus, richtete die Augen ſtarr gen Himmel und wurde leichenblaß. Doch Herr v. Kotzebue ließ ſie nicht binden, ſondern ſammt ihren Gehilfinnen unter Bedeckung in ſein Quartier führen. Auch befahl er, daſſelbe mit den neun Männern zu thun. Dann ſagte er ihnen, daß es unmöglich ſei, ſie von hier abziehen zu laſſen, bis Se. Majeſtät der Kaiſer entſchieden habe, ob ſie fort dürfen oder nicht; ſie möchten ſich daher ſo lange gedulden. So wie aber die neun Männer in das Zimmer des Herrn v. Kotzebue traten, fiel die Spohn mit ihren Gehilfinnen auf ihr Angeſicht zur Erde. Das tha-

ten ſogleich auch die neun Männer und nach erhaltener Nachricht auch der ganze Zug, ſelbſt die ſchwerbeladenen Eſel legten ſich nieder. Alles lag eine ganze Stunde im Sonnenbrande wie eingeſchlafen im Staube. Nach fünf Minuten fingen die Kinder an, um Waſſer und Brot zu rufen. Die Mütter hörten ſie um ſich ſchluchzen und wimmern und beachteten dies nicht. Eine gab dem Kinde einen Stein und ſagte, dies ſolle zu Brot werden. Da wurden die umſtehenden kirchlichen Zuſchauer erweicht, ſchleppten Waſſer und Brot herbei und gaben dies den Kindern. Der ſtämmige Kreuzinger ſtand endlich auf und ſagte, er könne nicht ſo lange aushalten, er habe Durſt, worauf er von den wachhabenden Koſaken zum Herrn v. Kotzebue gebracht wurde. Er trug ſeine Bitte vor, ihn nach Hauſe gehen zu laſſen, und zwar ohne Koſaken. Da er vorher von Durſt geſprochen, ſo ließ ihm Herr v. Kotzebue Wein einſchenken; er aber nippte nicht etwa blos, ſondern trank den Wein aus. Hierauf erhielt er ſeine Freiheit und ging in Katharinenfeld von Haus zu Haus, wo ihm überall zugetrunken wurde, ſo daß zuletzt doch wenigſtens ein Begleiter nothwendig war. Nachdem die neun Männer auch mit dem Verſprechen, nichts mehr zu unternehmen, abgefertigt waren, wurden alle katharinenfelder Separatiſten in ihre Häuſer zurückzukehren angewieſen; die von den andern Colonien Ausgeſchiedenen aber wurden von den Kirchlichen verpflegt und mit Koſaken in ihre Colonien escortirt. Die katharinenfelder Separatiſten hatten am wenigſten Verluſt; denn ſie ließen das Vieh und alle Geräthſchaften im Hauſe, ſperrten zu und gaben die Schlüſſel ihren Nachbarn mit der Weiſung, erſt nach ihrem Abzuge damit zu thun, was man wolle. Die andern aber hatten alles Vieh, alle Hausgeräthe, ſogar ihre Häuſer verkauft. Vielen wurde nun zwar das Verkaufte von den Käufern zurückgegeben, von andern aber nicht alles, und mancher erhielt nichts zurück, ſondern mußte ſich von neuem einrichten. Die Spohn hatte gar nichts verkauft und niemandem die Schlüſſel übergeben, ſondern hatte ſie in der Taſche.

Hierauf ſchickten die Separatiſten mit Bewilligung des Gouverneurs von Gruſien drei Männer ab, zwei nach Jeruſalem und einen nach Konſtantinopel, um anzufragen, ob ſie angenommen würden und einen Anſiedlungsplatz bei Jeruſalem auszuforſchen. Sie kamen zu Ende des Jahres 1843 mit der Nachricht zurück, daß es ihnen dort nicht gefallen könne. Darauf wurden faſt alle, ſogar die Spohn, kirchlich und viele bereuten ihren Irrthum aufrichtig, und achteten die Spohn wenig, da ſie ſie getäuſcht und irre geführt habe; manche jedoch ſollen immer noch geheime Separatiſten ſein.

Von der preußiſchen Grenze.

Wer vor anderthalb Jahren vorausgeſagt, daß Preußen im November 1858 ein liberales Miniſterium haben würde, den hätte man wahrſcheinlich einer ärztlichen Unterſuchung unterzogen. Wir machen auf dieſen Umſtand aus zwei Gründen aufmerkſam. Einmal um auf die unerhörte Wichtigkeit des Ereigniſſes hinzudeuten. Es iſt kein anderes denkbar, von dem man ſich für ganz Deutſchland ſo durchgreifende und ſo ſegensreiche Wirkungen verſprechen dürfte. Sodann aber muß das Publicum daran erinnert werden, daß es an dieſem Ereigniß unſchuldig iſt, ſeine Wünſche haben nichts dazu beigetragen, es herbeizuführen oder zu beſchleunigen.

Freilich gibt es Federn, die eine andere Anſicht hegen. Wir laſen in den letzten Tagen, die Preſſe habe die Regentſchaft, die Preſſe habe das Miniſterium Hohenzollern geſchaffen. Es ſcheint freilich ein unſchuldiges Vergnügen, ſich ſelber mit den großen Thaten zu ſchmeicheln, die man im Traum gethan, aber das Vergnügen iſt ſchädlich, denn es ſtumpft den Sinn für Realität ab, und gewöhnt das Publicum aufs neue daran, die Weltgeſchichte durch Wünſche und Träume zu redigiren. Es muß daher geſagt und wiederholt geſagt werden: die Preſſe iſt unſchuldig an den neuen Begebenheiten; ihre ſtillen Stoßſeufzer, die grade ſo laut ertönten, als Herr von Weſtphalen erlaubte, hätten ebenſo wenig an der Politik der Regierung geändert, als es ihr im Jahr 1853, wo man ſehr viel lauter rufen durfte, gelungen war, auf die Haltung in der orientaliſchen Frage zu influiren. Was heute geſchehn, iſt ganz und ausſchließlich das Werk eines einzigen Mannes, des mächtigſten Mannes im Staat, der aber doch das Werk der Wiedergeburt allein nicht vollbringen kann. Soll dieſe Umwandlung Preußens, deren erſtes Symptom das gegenwärtige Miniſterium iſt, Beſtand haben, ſo muß das Volk nachträglich das Seinige dazu thun. Der Weg dazu iſt ihm vorgezeichnet, und die erſte und unerläßliche Bedingung, das Ziel wirklich zu erreichen, iſt die, ſich nicht wieder Illuſionen zu machen. Es wäre aber die ſchlimmſte Illuſion, wenn es glaubte, jetzt ſchon ſeine Schuldigkeit gethan zu haben, und das Weitere dem lieben Gott und dem Regenten überlaſſen zu können.

Es widerſtrebt unſern Gefühlen, dem abgetretenen Miniſterium, das ſich während ſeines Beſtehens gegen die Angriffe der Preſſe zu ſchützen wußte, jetzt bittere Worte nachzurufen. Es iſt auch unnöthig, denn im Grunde iſt alle Welt darüber einig. Vielleicht werden ſich ſelbſt die Schriftſteller der „Zeit", die vor acht Tagen verſicherten, Preußens Wohl hänge an der Fortdauer dieſes Miniſteriums, mittlerweile eines Beſſern überführt haben. Die Seele des Miniſteriums war nicht der Präſident des Cabinets, ſondern der Miniſter des Innern, der mit einer ſeltenſten Erfindungsgabe ausgeſtattet war, die ſchlimmen Eigenſchaften des Feudalſyſtems, des Abſolutismus und der conſtitutionellen Regierung, die ſonſt einander auszuſchließen pflegen, harmoniſch miteinander zu verbinden. Das Junkerthum als Zweck des Staats, der ganze Staat bis in die Details durch die Polizei regiert und dazu noch die Wahlintrigue des Conſtitutionalismus! Man wird inskünftige über die Geſchicklichkeit der Combination erſtaunen. — Die officiellen Agenten des Herrn von Manteuffel pflegten über dies Benehmen des Herrn Collegen den Kopf zu ſchütteln,

und in der That hatte ihr Gebieter wieder eine andere Virtuoſität. Wenn der Miniſter des Innern und der geheime Regierungsrath Hahn mit alten Worten neue Begriffe verbanden, wenn ſie z. B. Wahlfreiheit nannten, was andere Leute Wahlcorruption nennen, ſo erfreuten ſich dagegen die Vertreter des Herrn von Manteuffel einer liebenswürdigen Unbefangenheit in Beziehung auf den Zuſammenhang ihrer Ideen und ihres Lebens. Herr v. Manteuffel pflegte auf alle Angriffe in der Kammer zu erwiedern, er ſei nur dem König verantwortlich und werde nur gehen, wenn dieſer ihn entließe: es iſt das der einzige Grundſatz, dem er treu geblieben iſt.

Die Reſultate dieſer Regierungsperiode ſind um ſo betrübender, da ſie verhältnißmäßig unter günſtigen Auſpicien begonnen wurde. Nach der Unterdrückung der Demokratie durch den Grafen Brandenburg fand Preußen in Deutſchland zwar einen ſtarken Haß, aber es war auch der einzige Staat, den man fürchtete und auf den man Hoffnungen baute. Was man auch von der Kaiſerwahl und von dem Dreikönigsbündniß denken mag, es waren jedenfalls ſehr ſtarke, ja ſtaunenswerthe Symptome von der Geltung Preußens. Als man nicht mehr die Energie hatte, dieſe Stellung zu behaupten, und um ſich mit den alten Gegnern zu verſöhnen, mit der Revolution d. h. mit dem Liberalismus brach, wäre es ein Glück für Preußens Ehre geweſen, wenn die offnen Gegner dieſer Politik d. h. die Männer der Kreuzzeitung die Regierung übernommen hätten. Statt deſſen erkannte Herr v. Manteuffel, das Wohl des Staats ſei an ſein Bleiben geknüpft, er blieb daher und ſtrafte ſeine eigne Vergangenheit Lügen. Was wir dadurch für einen Ruf im Ausland erlangt haben, das zu wiederholen möge man uns erlaſſen. Viel ſchlimmer war, daß Herr v. Manteuffel den Reformen ſeines Collegen in der innern Verwaltung keinen Widerſtand leiſtete; daß er es geſchehn ließ, daß die altpreußiſche ziemlich ſelbſtſtändige, von der Amtsehre und der Amtsbildung getragene Verwaltung mehr und mehr in eine Parteiregierung im ſchlechteſten Sinn umgewandelt wurde. Wie tief die Achtung Preußens geſunken war, und mit wie richtigem Inſtinct das Ausland den Grund dieſes Gefühls erkannte, zeigt die Haltung der ausländiſchen, namentlich der öſtreichiſchen Preſſe in den letzten Monaten. Noch war blos von der Möglichkeit eines Miniſterwechſels die Rede, und ſchon war man unermüdlich, die große Bedeutung und die hoffnungsreiche Zukunft Preußens hervorzuheben: wir Preußen mußten förmlich erſtaunen, was wir über Nacht für ein anderes Volk geworden waren! Wir ſetzen voraus, daß in den nächſten Wochen unſere Wichtigkeit ganz unergründlich ſein wird. Das Beſte iſt, daß wir ungefähr das nämliche Gefühl haben; um ſo mehr iſt es jetzt unſere Pflicht, durch die That zu zeigen, daß dieſes Gefühl keine hohle Renommage iſt.

Das neue Miniſterium iſt mit zwei Ausnahmen, ſo weit die Perſönlichkeiten deſſelben durch früheres Wirken bekannt ſind, theils aus alten Beamten, die dem Syſtem Weſtphalen geopfert waren, theils aus Mitgliedern der ehemaligen parlamentariſchen Oppoſition zuſammengeſetzt. Noch mehr: die ganze Art ſeiner Ernennung zeigt, daß der Regent nicht einzelne Fachminiſterien zuſammenſtellen, ſondern ein einheitliches, von einem leitenden Gedanken getragenes Cabinet hat bilden wollen. Es iſt, wie man in England ſagen würde, ein Miniſterium der Linken, ein Whigminiſterium, und wir, die Whigs, wären jetzt die miniſterielle Partei; da wir aber nicht in

Digitized by Google

England ſind, ſondern in Preußen, ſo können wir dieſe Auffaſſung nur mit gewiſſen Reſtrictionen gelten laſſen.

Wir haben ſchon in der vorigen Woche erklärt, daß wir jeder Regierung, aus welchen Perſonen ſie auch zuſammengeſetzt ſei, gegenüber eine loyale Haltung bewahren, daß wir ſie nicht nach ihrer Vergangenheit, ſondern nach ihren neuen Werken beurtheilen werden. Zwar freuen wir uns herzlich, daß unſre alten Führer das Vertrauen des Prinzen gewonnen haben, und hegen die feſte Zuverſicht, daß ihre neuen Thaten ihren früheren Worten entſprechen werden, allein die Aufgabe der preußiſchen Regierung iſt eine ſehr ſchwierige; ſie erfordert nicht blos guten Willen und gute Geſinnung, ſondern eiſerne Energie und klare Einſicht in das, was Noth thut. Schon zweimal im Jahr 1848 haben die liberalen Miniſterien die Erwartungen des Landes nicht ganz erfüllt; es ſcheint uns alſo zweckmäßig, daß bei der bevorſtehenden Landtagswahl die liberalen Wähler nicht auf eine miniſterielle Majorität bedacht ſeien, nicht auf eine Kammer, die alles gut heißt, was das Miniſterium thut, ſondern auf unabhängige Deputirte, die nur die Sache, nicht die Perſonen im Auge haben. Das Miniſterium Weſtphalen hat in der Verwaltung zahlreiche Ueberreſte zurückgelaſſen, die weder mit dem altpreußiſchen Geiſt, noch mit der neuen Verfaſſung in Einklang zu bringen ſind; wir wünſchen und hoffen, daß dieſe Reſte, wenn auch nicht auf einen Schlag, doch allmälig beſeitigt werden. Nun liegt es nahe und iſt ganz in der Ordnung, daß zum Erſatz zahlreiche Männer, die ſich das Talent zutrauen, dem Staat zu nützen, der neuen Regierung ihre Dienſte zur Verfügung ſtellen; allein wir würden im Allgemeinen es für nützlich halten, daß in den Landtag nicht dieſe Candidaten für künftige Aemter, ſondern Männer gewählt werden, die für ihre Perſon von der Regierung nichts zu hoffen und nichts zu fürchten haben. Um nur einen Punkt hervorzuheben: Preußens bisherige Zollvereinspolitik ließ ebenſo viel zu wünſchen übrig, als die ſonſtige Verwaltung. Da nun der Träger derſelben im Amt geblieben iſt, ſo wird eine wachſame Kritik der Fortſetzung derſelben von Seiten des Landtags nicht zu vermeiden ſein.

So weit ſind wir mit den Wünſchen und Anforderungen der demokratiſchen Blätter ganz einverſtanden. Wir halten es aber für zweckmäßig, uns auch im Uebrigen mit den Demokraten ins Klare zu ſetzen. Wir bekennen, daß uns jedesmal unheimlich zu Muthe wird, wenn in der Politik die Gemüthlichkeit überhand nimmt. Und das iſt jetzt bei einem Theil der Preſſe der Fall: aller Unterſchied, ſcheint es, zwiſchen Demokraten und Conſtitutionellen ſoll aufhören, und in vereinter Bruderliebe ſollen wir dem gemeinſchaftlichen Ziel zuſteuern. Wäre das möglich, ſo wäre es das härteſte Verdammungsurtheil gegen den geſunden Menſchenverſtand der geſammten Wählerſchaft von 1848; denn dann iſt es nur im Fieber geweſen, daß die beiden Parteien ſo leidenſchaftlich miteinander haderten. Zwar ſind wir ganz der Anſicht, daß man die alten antiquirten Streitigkeiten ruhen laſſen ſolle; aber gleiche Urſachen bringen doch immer gleiche Wirkungen hervor. Die damals ſchwebenden Fragen ſind noch heute nicht gelöſt, und wenn auch Individuen im Lauf von zehn Jahren ihre Ueberzeugungen ändern mögen, von ganzen Volksclaſſen iſt es nicht denkbar. Der Gegenſatz der beiden Parteien wird wieder hervortreten, das iſt eine Wahrheit, die wir um der bloßen Gemüthlichkeit willen nicht zu verhehlen gedenken.

Wol aber iſt uns daran gelegen, daß der ſpätere Kampf in anſtändigen For-

men geführt werde, daß man den Gegner achten könne; es iſt uns namentlich daran gelegen, daß wir dem Gegner keine Veranlaſſung geben, uns ſeine Achtung zu entziehn. Der Grund dieſer Mißachtung liegt meiſtens in der Unklarheit: man nahm vor 1848 an, daß die Liberalen im Grund daſſelbe wollten, als die Demokraten, und nannte es Verrath, als ſich in der Kriſis ergab, daß ſie etwas Anderes wollten. Hüten wir uns, daß derſelbe Fall nicht wieder eintritt. Seien wir offen gegen die andern, offen gegen uns ſelbſt: wir wollen vieles, was die Demokraten wollen — in dem ſchleſiſchen Programm ſind die ungefähren Umriſſe dieſes gemeinſamen Wollens gegeben — wir wollen aber vieles nicht, was die Demokraten wollen. Es iſt eine Thorheit, wenn man die Nationalzeitung tadelt, daß ſie in der elften Stunde auf den Unterſchied wieder hinweiſt; mit der bloßen Friedensliebe macht man keine Politik, und wir ſollen die Gelegenheit benutzen, uns mit gleicher Offenheit zu erklären. Natürlich kann das nur der Einzelne thun.

Der Gegenſatz zwiſchen der conſtitutionellen Partei und der gemäßigten Demokratie (die ſonſtige Demokratie laſſen wir hier ganz aus dem Spiel) beruht auf dem Begriff des allgemeinen Wahlrechts.

Ganz offen hat ſich darüber, ſo viel wir wiſſen, nur das königsberger „Comité für unabhängige Wahlen“ (darunter Dr. Johann Jacoby und Dr. Rupp) ausgeſprochen. Indem es im Uebrigen das ſchleſiſche Programm zu Grunde legt, verlangt es außerdem von dem Abgeordneten, ſich auf folgende Punkte zu verpflichten: „Wiedereinführung des gleichmäßigen Wahlrechts (d. h. Aufhebung der drei Claſſen, während der Umfang der Stimmberechtigten derſelbe bleibt) und der Stimmzettelwahl.“

Gelinder drückt ſich die Nationalzeitung aus: „Wir warten ab, ob man den Muth haben wird, ſich den heutigen Wählern als Candidaten vorzuſtellen mit der eingeſtandenen Abſicht, bis zum nächſten Mal einen guten Theil von ihnen von den Liſten zu ſtreichen. Sollte darüber Schweigen beobachtet werden, ſo wird es heilſam ſein, ſich über dieſen Punkt Gewißheit zu verſchaffen. Die Frage, ob Cenſus oder geheime Abſtimmung, kann bald eine ſo hervorragende Wichtigkeit erhalten, daß die Wähler die dringendſte Veranlaſſung haben, ſie den diesmaligen Bewerbern nicht zu erlaſſen.“

Die Anforderung erſcheint inſofern unverfänglich, als wol alle Welt darin einig iſt, daß für die gegenwärtige Legislatur eine Umgeſtaltung des Wahlgeſetzes nicht in Ausſicht ſteht. Aber daß der Gegenſatz ein tieferer iſt, zeigt eben das königsberger Programm. Mögen die Candidaten daher ſehr reiflich überlegen, wozu ſie ſich verpflichten. Bei dem jetzigen Claſſenſyſtem, hoffentlich auch bei dem ganz zweckwidrigen, unlebendigen indirecten Wahlmodus, bei dem der Urwähler nie weiß, wem er eigentlich ſeine Stimme gibt, kann es für die Dauer nicht bleiben; und dann handelt es ſich um die Alternative: gleiches Wahlrecht für jedermann oder eingeſchränktes Wahlrecht — gleichviel ob nach Cenſus oder nach beſtimmten Kategorien wie in England eingeſchränkt.

Will ſich die conſtitutionelle Partei in der That für das Erſte — nach der glänzenden Erfahrung in Frankreich von 1848 bis 1852! — verpflichten? Wir würden das für einen Leichtſinn halten, der, bei ſpäterem etwaigen Wechſel der Anſicht, einen gerechten Verluſt an Achtung nach ſich ziehn würde. Fern von der

Doctrin, daß das uneingeſchränkte Wahlrecht unter allen Umſtänden verwerflich ſei, glauben wir doch nicht, daß in ſeiner gegenwärtigen Lage der preußiſche Staat die Gefahren deſſelben ertragen kann. Wer aber dieſen Glauben mit uns theilt, ſcheint uns, wenn er befragt wird, zu einem offnen Ausſprechen deſſelben verpflichtet zu ſein.

Die Kreuzzeitung verheißt uns das wunderbare Schauſpiel, daß ihre Partei „gegen Liberalismus, Demokratie und Bureaukratie" die Fahne der Freiheit erheben wird. Wir ſehen dieſer Wendung mit ſtillem Behagen entgegen, fürchten aber, wie früher, im entſcheidenden Augenblick darüber belehrt zu werden, daß „Freiheit" ſo viel heißt als „Knechtſchaft". Immerhin wird der Reiz der Neuheit nicht ausbleiben; nur täuſcht ſich die „kleine aber mächtige" Partei, wenn ſie ihre parlamentariſchen Größen, etwa Stahl, Wagner und Herrn v. Gerlach (den in der Kammer) für ihre Führer hält; ihre Führer waren der andere Herr v. Gerlach und etwa Herr v. Weſtphalen. Nicht die Doctrin, nicht der Witz hat die „kleine aber mächtige" Partei zuſammengehalten. † †

Hiſtoriſche Schriften.

Geſchichte der Stadt und Univerſität Freiburg im Breisgau von Heinrich Schreiber. Freiburg, Wangler. — Mit der ſechſten Lieferung, welche die Periode vom ryswyker Frieden bis zum Uebergang der Stadt an das großherzogliche Haus Baden behandelt, iſt nun die Geſchichte der Stadt abgeſchloſſen; zur Vollendung des Werks fehlt noch die Geſchichte der Univerſität ſeit der Reformation. Unter den zahlreichen Stadtgeſchichten, die in den letzten Jahren erſchienen ſind und einen ſehr wichtigen Beitrag für die Entwicklung der deutſchen Cultur enthalten, zeichnet ſich dies Werk durch gründliche Studien und eine geſchickte Form der Erzählung aus. — Als einen intereſſanten Nachtrag dazu erwähnen wir: Freiburgs geſellſchaftliche, theatraliſche und muſikaliſche Inſtitute und Unterhaltungen und deren Entwicklung von 1770 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Culturgeſchichte Süddeutſchlands von J. B. Trenkle. Freiburg, Wangler. Die culturhiſtoriſch intereſſanteſte Partie des Buchs iſt der Kampf zwiſchen den Jeſuiten und Illuminaten auf dem Theater. —

Selbſterlebtes während der Belagerung von Lucknow von Runtz Rees. Leipzig, Lorck. (Deutſche Originalausgabe). — Eine der wichtigſten Epiſoden des furchtbaren indiſchen Aufſtandes wird von einem verſtändigen Augenzeugen ſachgemäß und ergreifend dargeſtellt. —

Männer der Zeit. Biographiſches Lexicon der Gegenwart. Leipzig, Lorck. — Die Sammlung, zum großen Theil auf Originalmittheilungen der charakteriſirten Perſonen baſirt, aber von verſtändigen Bearbeitern kritiſch geſichtet, entſpricht einem weſentlichen Bedürfniß. —

Kunſtliteratur.

„Urſprung und Entwicklung des chriſtlichen Kirchengebäudes“ von Wilhelm Weingärtner. Leipzig, T. O. Weigel. — Der Verfaſſer ſtellt die Reſultate ſeiner Forſchungen in Folgendem zuſammen. — Die römiſche Baukunſt nimmt von den Griechen den reinen korinthiſchen Stil auf, erhöht im Sinn des Koloſſalen und Pompöſen ſeine Verhältniſſe und ſteigert ſeine Pracht. Eigen iſt ihr die Wölbung: ein fruchtbares Princip, das auch nach verſchiedenen Seiten insbeſondere als kuppelbedeckter Rundbau ausgebildet wird, ohne daß doch die wahren Ergebniſſe deſſelben zur Entwicklung gelangen; vielmehr wird die Wölbung unorganiſch mit den griechiſchen Formen zuſammengeſtellt. — Hier nun beginnt das äſthetiſche Princip der chriſtlichen Baukunſt zur Geltung zu gelangen. Das Koloſſale und Pompöſe der Verhältniſſe wächſt fort und fort durch die Erhöhung des Mittelſchiffs und die damit zuſammenhängende des Giebelfelds. Durch reichen muſiviſchen Schmuck prangt und leuchtet das Innere, während eine glückliche Perſpective die Längenrichtung ins Unendliche zu dehnen ſcheint. Das Aeußere dagegen iſt noch kahl und ungegliedert. Bald aber gliedert und belebt ſich auch dieſes in den ravennatiſchen Bauten, ſteigert ſich in der romaniſchen Periode durch Blenden, Liſenen, Bogenfrieſe, Zwergſäulen in den Fenſteröffnungen und nach außen geöffnete Galerien in anmuthiger Weiſe und erreicht endlich in der gothiſchen Baukunſt durch Strebepfeiler, Strebebogen, reichliche und ſcharf profilirte Geſimſe, kunſtreich durchbrochene Steinmetzarbeit, welche den Kern filigranartig einſpannt, ohne ſeine Formen zu umhüllen, durch Spitzſäulen, Fialen, Kreuzblumen, verſchlungenes Maßwerk in den Fenſtern, den höchſten Grad zauberhafter Pracht. Die Wölbung und der kuppelbedeckte Rundbau geſtaltet ſich in der chriſtlichen Baukunſt allmälig zur organiſchen Verbindung durch die Ausbildung der reichgegliederten Pfeiler, durch den byzantiniſchen Kämpfer, durch Gurt- und Gewölbbogen. Der Bautheil, welcher zu der innern und äußern Gliederung und Belebung das Meiſte beitrug, war das Querſchiff, welches den Triumphbogen im Langſchiff, da wo dieſes in das Kreuzſchiff überging, veranlaßt. Eine Wiederholung deſſelben auf jeder Seite der Vierung rief die Kuppel über dieſer und den Kuppelthurm in den romaniſchen Bauten hervor. Eine Wiederholung im Langſchiff führte die allmälige Beſeitigung der Säulen und die Einführung der Pfeiler herbei. Die Einſpannung der Kreuzgewölbe beim Beginn der gothiſchen Periode zwiſchen die einzelnen Bogen des Langſchiffs endlich erforderte die mächtigen himmelaufſtrebenden Strebepfeiler und Strebebogen als Widerlage gegen den Schub der Gewölbe von Innen nach Außen. Das Kirchengebäude war aus den engenden Schranken der umgrenzenden Mauer herausgetreten. Nachdem ſo das markige Gerippe der gothiſchen Dome gebildet war, konnte man alle Sorgfalt auf die Schönheit und Zierlichkeit der Detailbildungen verwenden. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Der Ultramontanismus.

La justice poursuivie par l'église. Appel du jugement rendu par le tribunal de police correctionnelle de la Seine, le 2. Juin 1858, contre P. J. Proudhon. Bruxelles, librairie de l'office de publicité. —

L'église et les libertés belges, par Louis Hymans, Professeur au musée royal de l'industrie. 2. Edition. Leipzig, Schnee. —

Eine Stimme des Auslandes über religiöſe Freiheit. Urtheil des franzöſiſchen Rechtsgelehrten und Hiſtorikers Eduard Laboulaye über Bunſens „Zeichen der Zeit" und deren Bekämpfer Stahl. Deutſch von L. A. Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. —

Le Rationalisme, par Ausonio Franchi, directeur de La Ragione; avec une introduction par D. Bangel, professeur à l'Université libre de Bruxelles. Leipzig, Schnée. —

In neueſter Zeit häufen ſich die Symptome, daß der Ultramontanismus keinen ſeiner alten Anſprüche aufzugeben gedenkt, daß er vielmehr jeden Augenblick geneigt iſt, ſich Uebergriffe in das Gebiet des Staats- und Gemeindelebens zu erlauben, auf eine ſehr bedenkliche Weiſe. Da nun auch innerhalb der proteſtantiſchen Kirche eine Partei vorhanden iſt, die im Haß gegen die Aufklärung auch dann die Anſprüche Roms unterſtützt, wenn ſie der Sittenlehre der Reformation auf das härteſte widerſprechen, ſo müſſen wir mit ernſter Theilnahme diejenigen Verſuche verfolgen, die innerhalb der katholiſchen Kirche gegen das Uebermaß der geiſtlichen Anſprüche gerichtet ſind. Es darf uns auch nicht irren, wenn dieſe Verſuche zunächſt die richtige Form verfehlen, und wir müſſen ſchon zufrieden ſein, wenn auch in unklaren Anſprüchen ein richtiger Inſtinct ſich geltend macht.

Diejenigen katholiſchen Staaten, die im gegenwärtigen Augenblick am meiſten dazu berufen ſcheinen, innerhalb der katholiſchen Bildung die Sache der Freiheit zu vertreten, ſind Frankreich, Belgien und Sardinien. In Frank-

reich hat zwar der Staat mit der Kirche ein enges Bündniß geſchloſſen, aber es bleibt doch immer das Vaterland der gallicaniſchen Verſuche gegen die Oberherrſchaft des Papſtes, es bleibt das Vaterland der Aufklärung. In Belgien hat ſich der Liberalismus dem Ultramontanismus gegenüber zu einer geſchloſſenen Partei abgerundet, die den Gegner auf parlamentariſchem Boden bekämpft. Sardinien endlich hat ſeine Stütze gegen Oeſtreich und gegen die klerikale Partei hauptſächlich im politiſchen und religiöſen Liberalismus zu ſuchen. In allen dieſen Ländern fehlt es nicht an talentvollen Schriftſtellern, die gute Sache durch Logik und Beredtſamkeit zu vertreten. Es gereicht uns aber zur beſondern Genugthuung, daß ſie ihre Waffen hauptſächlich der deutſchen Philoſophie entlehnen. In den Schriften, die wir heute zu beſprechen haben, erkennen wir faſt auf jeder Seite Kant und Schleiermacher, Hegel und Feuerbach heraus.

Daß Proudhon, der niemals im Stande iſt, einem Witz oder einer rhetoriſchen Phraſe Widerſtand zu leiſten, bei dem die Dialektik faſt jedesmal in Dithyramben übergeht, und der das unglückliche Talent beſitzt, für ſeine Invectiven die beſchimpfendſte Form zu finden, in allen ſeinen Schriften durch einzelne Wendungen der öffentlichen Meinung wie dem Geſetz den gerechteſten Anſtoß gibt, iſt allgemein bekannt, und wir wundern uns nicht, daß auch das gegenwärtige Buch von einem pariſer Gerichtshof verurtheilt iſt. Aber die Extravaganz liegt bei ihm faſt immer nur in den Beweisgründen; das, was er verlangt, iſt gar nicht ſo übertrieben, als man nach dem erſten Anſchein vermuthen ſollte. Wir laſſen uns diesmal auf die Schale gar nicht ein, wir halten uns an den Kern ſeiner Ideen.

Die Verfaſſung, mit welcher der Kaiſer Frankreich beglückt hat, verſpricht in der Einleitung die Principien von 1789 durchzuführen. Auf dieſe Einleitung ſtützt Proudhon ſeine Anſprüche. Er weiſt nach, und er wird darin im Ganzen nur wenig Widerſpruch finden, daß die ſittliche Weltanſchauung von 1789 der Dogmatik und den Inſtitutionen der Kirche in vielen Punkten auf das entſchiedenſte widerſpricht, und er richtet demnach an den Senat, dem die Verfaſſung wenigſtens theilweiſe die Initiative in den organiſchen Einrichtungen überträgt, die Bittſchrift, den Widerſpruch zwiſchen dieſen beiden Weltanſchauungen durch Reform des Concordats aufzuheben. Daß ſeine Bittſchrift an dieſem Ort Anklang finden würde, hat er wol ſelber nicht geglaubt; die ſchneidende Form, in der er ſeine Anſprüche vorträgt, war auch nicht dazu geeignet: es kam ihm lediglich darauf an, die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Wir laſſen ſeine Motive, in denen er meiſt über das Ziel hinausſchießt, bei Seite, und prüfen nur den Inhalt der Anträge, durch welche er das Mißverhältniß zwiſchen Staat und Kirche auszugleichen ſucht. Er hat ſie in neun Paragraphen formulirt, die ſowol durch ihre handgreiflichen Irr-

thümer, als durch das Poſitive, was ſie enthalten, für die franzöſiſche Bildung charakteriſtiſch ſind. Sie zeigen, daß die Idee der Centraliſation auch bei den leidenſchaftlichſten Feinden der beſtehenden Zuſtände ſo in Fleiſch und Blut übergegangen iſt, daß ſie alle ihre Anſchauungen verwirrt.

1) Vereinigung der geiſtlichen und weltlichen Gewalt in der franzöſiſchen Souveränetät. — Das heißt freilich den Knoten zerhauen, es wäre aber nur möglich durch einen Despotismus wie zur Zeit des Nationalconvents. Indeſſen iſt der Satz zu allgemein gehalten, um an ihn die Widerlegung zu knüpfen. Die Folgerungen zeigen ſich bei den einzelnen praktiſchen Vorſchlägen.

2) Verpflichtung des Klerus, in allen Lehranſtalten die Moral nach der Doctrin von 1789 vorzutragen. — In dieſem Punkt tritt der Despotismus des Princips, der die Beamten der Kirche und des Staats zu reinen Maſchinen erniedrigt, ſchon deutlich hervor. Was Proudhon mit dieſer Forderung bezweckt, wird einerſeits durch Concurrenzſchulen des Staats und der Privaten, andererſeits durch die den geiſtlichen Lehrern aufgelegte Verpflichtung, ſich denſelben Bedingungen zu unterwerfen, denen die andern Lehrer unterworfen ſind, vollſtändig erreicht. Nicht Lehrzwang, ſondern Lehrfreiheit.

3) Verpflichtung der Geiſtlichen, ihre Functionen bei Geburten, Heirathen, Sterbefällen u. ſ. w. ohne Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß der Betheiligten auszuüben. — Auch dies Ziel wird einfacher dadurch erreicht, daß der Staat den Geiſtlichen Concurrenz macht d. h. daß die Civilbehörden verpflichtet werden, auf die Anforderung der Betheiligten dieſe ſonſt den Geiſtlichen zuſtehenden Functionen auszuüben.

4) Aufhebung der Klöſter. — Wir dürfen kaum hinzuſetzen, daß dieſer Wunſch unſere herzliche Beiſtimmung hat.

5) Aufhebung der ewigen Gelübde. Jeder Prieſter ſoll das Recht haben, nach ſechsjährigem Dienſt ſeinen Stand zu verlaſſen und ſich zu verheirathen. — Wir glauben, daß der Staat weiter gehen kann, indem er jede Verfolgung gegen einen Prieſter, der ſeinen Stand aufgibt, unterſagt. Dieſer Punkt iſt bei uns glücklich erreicht.

6) Wiedergabe aller geiſtlichen Güter an die Gemeinden und Verbot gegen die Kirche, ein Geſchenk anzunehmen. — Die Forderung iſt hart, kaum ohne Gewaltthat durchzuführen und es iſt ſehr fraglich, ob ſie ihren Zweck erreicht. So iſt z. B. in den katholiſchen Provinzen Preußens, ſeit die Biſchöfe ihre Beſoldung vom Staat empfangen, die Abhängigkeit derſelben vom Staat keineswegs vermehrt. Daß übrigens, um ſehr naheliegenden Mißbräuchen vorzubeugen, alle Schenkungen an die Kirche einer ſtrengen Controle unterworfen werden müſſen, verſteht ſich von ſelbſt.

7) Dem Prieſter ſoll verboten werden, ſich an irgend einem finanziellen

Unternehmen zu betheiligen. — Wir erkennen nicht den geringſten Grund, der den Staat veranlaſſen könnte, auf dieſe Weiſe in die Functionen der Kirche einzugreifen.

8) Feſtſtellung ſtrengerer Strafen gegen die Geiſtlichen bei allen Verbrechen, namentlich den Verbrechen gegen die Scham. — Im Allgemeinen iſt dieſer Grundſatz wol verwerflich, nur den Fall ausgenommen, wo die Geiſtlichen ihre Amtsbefugniß zu einem Verbrechen mißbrauchen.

9) Aufhebung der päpſtlichen und biſchöflichen Autorität und Aufhebung der dem Geiſtlichen verſtatteten Exemption vor Gericht. — Der letzte Punkt iſt der Kern des Ganzen. Das Recht ſoll ein allgemeines ſein für die Geiſtlichen wie für die Laien; es muß ſich alſo auch aus einer gemeinſchaftlichen Quelle herſchreiben. Dieſer Punkt kann uns daran erinnern, daß auch in unſerm Concordat noch vieles zu revidiren übrigbleibt.

Wenn ſchon bei Proudhon in vielen Punkten die Uebereinſtimmung mit dem Proteſtantismus deutlich hervortritt, ſo iſt dieſe Uebereinſtimmung noch mehr in dem Buch von Hymans hervorgehoben. Freilich iſt es nicht ein ſtreng hiſtoriſches Werk und man darf nicht mit den Anforderungen einer hiſtoriſchen Monographie daran gehen, aber es iſt geiſtvoll und lebendig geſchrieben und die poſitiven Angaben, deren ſich der Verfaſſer bedient, um ſeine Anſprüche zu unterſtützen, beruhen durchweg auf geſchichtlich beglaubigten Thatſachen. Wir machen hauptſächlich auf einen Punkt aufmerkſam, den man oft irrig auffaßt und deſſen wahre Bedeutung in den belgiſchen Händeln am beſten zu Tage tritt. Das Symbol, welches die ultramontane Partei 1830 in Belgien auf ihre Fahne ſchrieb, war Freiheit der Kirche. „Wenn aus der vollſtändigen Trennung dieſer Gewalten,“ entgegnet Hymans, „eine vollſtändige Entfernung des Klerus aus den Staatsgeſchäften hervorgehn könnte, ſo wären wir die erſten, dieſelbe als ein unfehlbares Mittel des Fortſchritts zu betrachten. Aber was wird aus der bürgerlichen Freiheit einer Kirche gegenüber, die auf alle Functionen des ſtaatlichen und bürgerlichen Lebens einen entſcheidenden Einfluß beanſprucht?“ Dies iſt der Umſtand, auf den alles ankommt. Die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat iſt eine gerechtfertigte Forderung, aber nur unter der Bedingung, daß zugleich die Unabhängigkeit des Staats und der bürgerlichen Geſellſchaft von der Kirche garantirt wird. Der Verfaſſer hat ſich ein großes Verdienſt erworben, indem er von dieſem Geſichtspunkt aus die Entwicklung Belgiens beleuchtet hat.

Die Aufſätze von Eduard Laboulaye ſind aus dem Journal des Débats von 1856. Bereits durch ſeine erſte gekrönte Preisſchrift: Die Geſchichte des Eigenthums im Abendland, hat er ſich eine ausgezeichnete Stellung auf dem Gebiet der Rechtsgeſchichte erworben; ſeine Ausgabe von Loiſets „Institutes coutumières“ und ſeine Verfaſſungsgeſchichte der nordamerika-

niſchen Freiſtaaten, deren erſter Band 1855 erſchien, haben dieſe Stellung befeſtigt. Er redigirt ſeit 1855 eine Zeitſchrift für geſchichtliche Rechtswiſſenſchaft. Was in dieſer Schrift am meiſten Beachtung verdient, iſt die Anerkennung, daß der Proteſtantismus, ganz abgeſehn von allen dogmatiſchen Unterſchieden, ſeinem Weſen nach die Religionsfreiheit fördert, während die katholiſche Kirche ſie ausſchließt. Der Charakter der religiöſen Wahrheit iſt der katholiſchen Kirche ein von dem der menſchlichen Wahrheiten verſchiedener. Dieſe ſind Wahrheiten, inwieweit wir ſie als ſolche anerkennen. Im gewöhnlichen Leben verlangt man von uns nicht, zu glauben, was unſere Intelligenz verwirft. Anders iſt es mit der Wahrheit, welche die katholiſche Kirche als eine ewige und untrügliche darſtellt. „Die Bereitwilligkeit, zu glauben, was die Kirche glaubt," ſagt Boſſuet, „beſteht in der Entſagung auf die eigne Denkweiſe, wenn dieſe den Satzungen der Kirche entgegenläuft. Wer ſein individuelles Urtheil für richtiger als das der Kirche hält, iſt ein Hochmüthiger, ein Verdammungswürdiger, der, indem er die Einheit des Glaubens zerreißt, ſich auflehnt gegen das Geſetz der heiligen Kirchengemeinſchaft: es iſt ein öffentlicher Feind, der die Seele verdirbt und geſtraft werden muß. Die Kirche bedient ſich gegen die Empörung derſelben Waffen wie der Staat; die Anarchie zulaſſen, hieße ſich ſelbſt aufgeben." Dieſe Verfaſſung der Kirche, dieſe ihre Art und Weiſe, die Wahrheit wie ein gebietendes Geſetz aufzufaſſen, iſt die eigentliche Urſache ihrer Intoleranz, und dieſe Intoleranz hat alle Umwälzungen in der Kirche, allen Wechſel der Zeit und der Anſichten überlebt. Jede Toleranz iſt ihr ein Preisgeben ihrer Herde, und ein ſolches Opfer von der Kirche zu fordern, iſt man nicht berechtigt; ſie brachte es nie und wird es nie bringen. — Die Art und Weiſe, wie in neueſten Zeiten die italieniſchen Biſchöfe das öſtreichiſche Concordat verſtanden, läßt uns in die Tiefe ihrer Seele blicken. Vielleicht will Oeſtreich durch dieſen Act der Kirche nur die Freiheit geben, allein nimmt man die Freiheit ausſchließlich für ſich in Anſpruch und gegen andere, ſo wird ſie Tyrannei. Nur die echte Freiheit löſt dieſes Problem, d. h. nicht ein Vorrecht, ſondern die Rechtsgleichheit aller. Die Intoleranz der Kirche bezüglich ihrer Glaubenslehre, ihres Cultus, ihrer Disciplin iſt durch ihre Verfaſſung geboten. Sie würde aufhören, die katholiſche Kirche zu ſein, ſtände ihr die unbeſchränkte Macht in kirchlichen Dingen nicht zu. Auch wenn die Kirche auf die Hilfe des weltlichen Arms verzichtet, gibt ſie ihre doctrinelle Unbeugſamkeit nicht auf, im Gegentheil, grade wenn ſie vom Staat ſich trennt, findet ſie im eignen Schoß die von ihr gewünſchte Hilfe, und hat die Hoffnung, durch ihre Iſolirung die eigne Gerichtsbarkeit zu verſtärken. — Im Gegentheil konnte die Reformation ſich nicht verwirklichen, ohne die Freiheit in ihrem Gefolge. Es gibt keine Kirche in dem myſtiſchen Sinn des Worts; die Religion iſt Sache des Einzelnen,

Google

keine höhere Autorität ſchreibt ein einförmiges Glaubensgeſetz vor. Das Kirchenamt gibt dem Geiſtlichen nicht den geheiligten Charakter eines Richters; es gibt nur Laien, aber jeder derſelben iſt Prieſter. De Maiſtre nennt den evangeliſchen Geiſtlichen un Monsieur habillé en noir qui dit des choses honnêtes. Er iſt ein Gläubiger, der keine andern Vorrechte hat als die ſeiner Glaubensbrüder, und ſchon die Einfachheit ſeiner Kleidung belehrt ihn, daß er ſich von den übrigen Chriſten nicht unterſcheide. „Die Grundlage unſerer proteſtantiſchen Religion," ſchreibt Milton an das Parlament, „iſt die, daß wir keine andern göttlichen Vorſchriften, keine andere äußere Autorität, keinen andern gemeinſamen Boden kennen als die h. Schrift. Und da dieſe nicht anders begriffen werden kann als durch die Erleuchtung, ſo iſt niemand ſicher, ſie für alle Zeiten zu beſitzen, und noch weniger, daß ſie in einem andern immer vorhanden ſei. Hieraus folgt, daß kein Menſch, daß keine Corporation ein unfehlbarer Richter in Religionsſachen ſein und daß jeder nur ſich ſelbſt eine Entſcheidung geben kann. Wenn die, welche das Kirchenregiment führen, keine Zwangsgewalt üben können, einfach deshalb, weil ſie nicht unfehlbar ſind und dem Gewiſſen nichts aufnöthigen können, ohne es zu überzeugen, ſo hat die bürgerliche Obrigkeit, welche in ſolchen Fällen nicht einmal berechtigt iſt, ein Urtheil auszuſprechen, noch weniger Gewalt dazu." — Es iſt eine eigne Ironie, daß dieſe altproteſtantiſchen Wahrheiten von einem Katholiken unſern Hyper-Orthodoxen ins Gewiſſen gerufen werden müſſen!

Mit einer gründlichen Kenntniß der deutſchen Philoſophie ausgerüſtet, verſucht Auſonio Franchi den Supranaturalismus in allen ſeinen Schlupfwinkeln zu verfolgen. Indem er ſich hauptſächlich auf die Kritik der reinen Vernunft ſtützt, zeigt er, daß die Fragen, welche jede Religion zu löſen verſucht, aus der Natur des menſchlichen Empfindens und Denkens hervorgehn, daß aber ihre Anſtrengung an den Grenzen des menſchlichen Erkenntnißvermögens erlahmt. Der Menſch hat den angebornen Trieb nach dem Ueberſinnlichen. Er hat ebenſo den angebornen Trieb, ſich das, was er nicht weiß, nach den Analogien deſſen, was er weiß, zurechtzulegen. Jede Religion beantwortet dieſe Fragen zunächſt in der Weiſe der Vorſtellung, der Mythologie, des Bildes, wenn ſie aber in ihrer weitern Entwicklung als Theologie die Form der Reflexion anwendet, verfällt ſie regelmäßig in falſche Schlüſſe. Das menſchliche Erkenntnißvermögen ſteckt in Antinomien, die es durch keine Anſtrengung los wird. Es iſt ihm z. B. ebenſo unmöglich, ſich die Zeit als begrenzt zu denken, wie ſie als unbegrenzt zu denken. Indem nun die Theologie, zwiſchen dieſe beiden Gegenſätze das Mittelglied der Schöpfung einſchiebt, gelingt es ihr doch nicht, jene Widerſprüche des Denkens zu löſen, denn der willkürlich geſetzte Zeitabſchnitt gibt der Frage nach dem, was vor dieſem Act geweſen, neuen Spielraum, und ſo iſt es mit allen Dogmen der

Theologie. In der Regel nimmt ſie dann auch die Wendung, eine doppelte Vernunft vorauszuſetzen, eine überirdiſche und eine irdiſche, von welchen die eine die Geſetze der andern aufheben ſoll. Im Grund verfällt die Metaphyſik in denſelben Fehler. Auch der Pantheismus wie der Materialismus gehn von Ideen aus, welche jene dem Erkenntnißvermögen immanente Antinomie außer Acht laſſen, und verfallen daher ebenſo der logiſchen Kritik. Es hilft der Theologie nichts, wenn ſie ſich mit ihren Lehren auf eine höhere Offenbarung beruft, denn auch bei der Offenbarung iſt die menſchliche Vernunft genöthigt, ihre ewigen Geſetze in Anwendung zu bringen: ſie kann überhaupt nicht denken, wenn ſie nicht nach dieſen Geſetzen denkt. „Wenn es euch," ruft der Verfaſſer ſeinen Gegnern zu, „genügt, um dieſem unvermeidlichen Schluß zu entgehn, euch eine Welt zu träumen, die außer und über der Natur ſteht, wo das Fabelhafte wahr, das Chimäriſche wirklich, das Abſurde vernünftig wird, ſo thut es immerhin, wir werden euern Frieden nicht ſtören. Schlaft und träumt nach Belieben; wenn ihr aber mit uns disputiren wollt, ſo wartet ab, bis ihr erwacht ſeid, bis ihr den Gebrauch der Sprache, die von den Wachenden geſprochen wird, wiedererlangt habt, denn nur dann können wir euch verſtehn." Weit gefährlicher für das praktiſche Leben aber als die Idee eines doppelten Denkgeſetzes iſt die Idee eines doppelten Rechts, denn ſie würde allen Rechtsbegriff überhaupt aufheben; und hier weiſt der Verfaſſer ſehr glücklich nach, daß die Theologie mit ihrer Behauptung eines offenbarten Rechts ſich ſtets in Illuſionen verliert, daß ſie doch regelmäßig ihr übernatürliches Recht vor dem angebornen Gewiſſen zu rechtfertigen ſucht, und er ſetzt hinzu, daß es unter dieſen Umſtänden einfacher iſt, es bei dem letztern bewenden zu laſſen.

Friedrich der Große von Carlyle.

History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great. By Thomas Carlyle. Copyright Edition. Leipzig, B. Tauchnitz (Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). Vol. 1—5.

Erſt ſeit kurzer Zeit iſt Macaulays Abhandlung über Friedrich den Großen bei uns bekannt geworden, die man, obgleich ſie ſchon 1842 geſchrieben war, bis dahin dem deutſchen Publicum vorenthalten hatte. Wäre der Ruf des berühmten Geſchichtſchreibers nicht über alle Anfechtung ſicher geſtellt, ſo würde ſich wahrſcheinlich ein allgemeiner Schrei der Entrüſtung dagegen er-

hoben haben, denn Friedrich gehört zu den wenigen deutſchen Helden, deren Andenken ſich das Volk nicht gern verkümmern läßt. Aber auch auf denjenigen, der ſich in ſeinem Urtheil nicht durch volksthümliche Sympathien beſtimmen läßt, mußte das Verfahren Macaulays einen ſonderbaren Eindruck machen. Jeder Biograph bemüht ſich zunächſt, bei ſeinem Helden den Kern ſeines Weſens zu entdecken, und bei der künſtlichen Gruppirung der Thatſachen dieſen Kern ſo ſcharf hervortreten zu laſſen, daß alle andern Eigenſchaften im Hintergrund bleiben. Bei Friedrich waren Bewunderer und Gegner darüber einig geweſen, daß man hauptſächlich ſeine Kriegsthaten ins Auge zu faſſen habe, an die ſich dann ſeine ſtaatsmänniſchen Talente und alles Uebrige anreihe. Macaulay hat dagegen einen Geſichtspunkt entdeckt, der durch ſeine Neuheit überraſcht: er legt bei ſeinem Urtheil Friedrichs Gedichte zu Grunde und bringt durch den ſeltſamen Contraſt der in ihnen ausgeſprochenen Geſinnungen gegen das, was Friedrich wirklich gethan, ein komiſch verzerrtes Bild hervor, das freilich ſehr unterhält, das aber der geſchichtlichen Wirklichkeit nicht entſpricht. Die Fratze liegt blos in dem ſonderbaren Geſichtspunkt des Geſchichtſchreibers. Denn es gibt keine auch noch ſo claſſiſch vollendete Natur, für die man nicht eine Perſpective auffinden könnte, in der ſie einen poſſenhaften Eindruck macht. Freilich iſt es auf der andern Seite ein Verdienſt, eine Figur, die man bis dahin nur im Profil zu ſehn gewohnt war, von einem andern Punkt aus abzubilden. Bei einem geiſtvollen Künſtler, wie es Macaulay unzweifelhaft iſt, wird man immer viel daraus lernen.

Wir haben ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß man dieſes abſprechende Urtheil über Friedrich bei den neuern engliſchen Schriftſtellern nicht ſelten findet: es iſt eine natürliche Reaction gegen die übertriebene Vergötterung, mit welcher früher das engliſche Publicum dem Sieger bei Roßbach entgegenkam. Carlyle bemüht ſich nun in dem vorliegenden Werk, dieſen Urtheilen ſeiner Landsleute entgegenzutreten und dem deutſchen Volk gewiſſermaßen eine Ehrenerklärung zu geben. Indem er nach dem gründlichſten Quellenſtudium alle Details, die man überhaupt wiſſen kann, auch die poſſenhaften und widerwärtigen nicht ausgeſchloſſen, auf das umſtändlichſte zuſammenſtellt, findet er in der jugendlich warmen Empfänglichkeit ſeines Gemüths für alles Große die Beleuchtung, welche die einzelnen Züge des Gemäldes in ihrem richtigen künſtleriſchen Verhältniß klar und entſchieden hervortreten läßt.

Wie ausführlich die Darſtellung iſt, geht ſchon daraus hervor, daß die fünf erſten Bände nur den Zeitraum bis zur Thronbeſteigung des Königs umfaſſen. Freilich enthält der erſte Band eine allgemeine Einleitung, die Geſchichte des preußiſchen Staats, die für das engliſche Publicum ſehr nothwendig war, weil es ſich von den natürlichen Vorausſetzungen dieſer Geſchichte

noch immer ſehr falſche Vorſtellungen macht: eine Einleitung, in der Carlyle, der ſo ſehr verſchriene Romantiker, einen ſcharfen ſtaatsmänniſchen Blick verräth. Aber die andern vier Bände behandeln nur die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I., die doch an Thatſachen nicht ſehr ausgiebig war. Wie die Breite der Darſtellung zu Stande kommt, wird man aus einem einzelnen Beiſpiel erſehn. Bei der berühmten Reiſe, auf welcher der unglückliche Fluchtverſuch des Kronprinzen ſtattfand, findet Carlyle in ſeinen Quellen über die Umſtände wenig Data; er ergänzt ſie aber dadurch, daß er die Karte zur Hand nimmt, ſich unterrichtet, wer auf allen Stationen wohnte, was ſich für hiſtoriſche Erinnerungen daran knüpfen und nun ſich in die Seele der einzelnen Reiſenden verſetzt und ſich ihre Betrachtungen darüber zu verſinnlichen ſucht. Für den ſtreng hiſtoriſchen Stil iſt ein ſolches an die Novelle erinnerndes Verfahren freilich nicht geeignet, aber es thut doch ſeine Wirkung. Man wird dadurch nicht blos im Allgemeinen angenehm unterhalten und belehrt, ſondern der Verfaſſer hat auch ſo viel künſtleriſchen Inſtinct, daß durch dies epiſodiſche Beiwerk die dramatiſche Spannung des Ereigniſſes bedeutend erhöht wird. Wenn der pragmatiſche Geſchichtſchreiber ſeinem Ziel auf dem geradeſten Wege entgegeneilt, ſo hat Carlyle ein Auge für alles. Ihm entgeht auf dem ganzen Wege keine auffallende Erſcheinung, und doch kann man nicht ſagen, daß ihn dieſe allſeitige Aufmerkſamkeit zerſtreut; denn in ſeiner Seele lebt zugleich mächtig die Idee, die das charakteriſtiſche Bild des Ganzen immer von neuem wieder auffriſcht.

Wir Deutſche haben eigentlich Carlyle viel zu danken. Wir haben im Ausland keinen wärmeren Freund, keinen unermüdlicheren Vertreter, und was noch mehr ſagen will, ſeine Liebe zu uns wird zugleich durch eine ſcharfe und zuweilen tiefe Einſicht in unſer Weſen getragen, und doch ſind wir nicht ſelten undankbar geweſen, ja wir wollen geſtehn, es iſt ſchwer, ſich ihm gegenüber einer gewiſſen Undankbarkeit zu erwehren. Von der Unordnung und Verwilderung unſeres Stils, die ſich von unſern Philoſophen, unſern Romantikern, unſern Germaniſten herſchreibt, und der jeder einzelne Schriftſteller ſich erſt mit ſchwerer Anſtrengung entwinden muß, pflegen wir Troſt bei den Engländern zu ſuchen, die bis auf das letzte Jahrzehnt hin im Durchſchnitt einen geſunden Mutterwitz und ein natürliches, durch die Reflexion noch nicht zerfreſſenes Gefühl zeigen, das uns die Empfindung der Geſundheit einflößt. In Carlyles Sprache dagegen finden wir unſre eignen Unarten im verſtärkten Maß wieder, und das wirkt um ſo unangenehmer, da wir uns des beſchämenden Gefühls nicht erwehren können, daß er ſie uns abgelernt hat. Viele ſeiner Wendungen kann nur ein Deutſcher verſtehn, ſo entſchieden widerſpricht ſeine Satzbildung, ja ſeine Wortbildung dem Genius der engliſchen Sprache. Die Gewaltthätigkeiten, die wir uns, namentlich ſeit dem Vorgang Jean

Pauls und Hegels gegen die Syntax und Grammatik im Allgemeinen erlauben, erſcheinen uns gar nicht gewagt, wenn wir Carlyle damit vergleichen. Den Ueberſetzer beneiden wir nicht, der ſich bemühn muß, die offenbaren Incorrectheiten des Originals durch entſprechende Fehler unſrer eignen Sprache wiederzugeben. In dieſer Beziehung iſt das neue Werk ebenſo reich an Sünden als die frühere Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Aber wir laſſen uns diesmal nicht darauf ein, da wir ſchon bei einer frühern Gelegenheit unſere Mißbilligung ſo ſcharf als möglich ausgeſprochen haben.

Wie eine ſo bedeutende, durch und durch wahre Natur zu dieſer ſeltſamen Verirrung kommt, iſt leicht zu begreifen. Die Engländer und auch die Franzoſen verdanken die Durchſichtigkeit ihres Stils wenigſtens zum Theil einer Einſeitigkeit ihrer Bildung. Seit vielen Jahrhunderten an Parlamente und an Geſchworene, kurz an eine Redekunſt gewöhnt, in welcher der Einzelne, um die Menge zu überreden, ſich ihren Vorausſetzungen und Vorurtheilen anbequemen muß, haben ſie ſich allmälig eine Redeweiſe angeeignet, die nicht individuell hervorgegangen, ſondern traditionell überliefert iſt und die nicht ſelten in das Uebermaß übergeht, welches die Engländer ſelbſt als Cant bezeichnen, eine Sprechweiſe, in welcher der Einzelne der überlieferten Sprache überläßt, für ſich zu denken. Bei kräftigen, urſprünglichen Naturen iſt eine heftige Abneigung gegen dieſe Trivialität des Denkens und Empfindens ebenſo begreiflich, wie der Verſuch, dieſem Zwang der öffentlichen Meinung gegenüber recht originell und ſelbſtſtändig zu denken, d. h. anders zu denken als alle Welt denkt. Die beiden naheliegenden Abwege dieſes Verſuchs ſind, daß man entweder wirklich in eine verkehrte Logik verfällt, oder ſich wenigſtens eine Manier des Stils aneignet, die das Gemeingefühl vor den Kopf ſtößt. Das Letzte iſt bei Carlyle der Fall, und man muß nicht ſelten alle Kunſtgriffe der Philologie zu Hilfe nehmen, um hinter den wahren Kern ſeine Meinung zu kommen, wobei man gewöhnlich entdeckt, daß er daſſelbe viel einfacher hätte ausdrücken können.

In Carlyles Natur iſt die Wahrheit zur Leidenſchaft geworden, und der Haß gegen die Lüge, gegen die Heuchelei, gegen den Phariſäismus in allen Formen iſt der Leitton ſeiner Schriften. Es iſt ihm ein inneres Bedürfniß, alle die ſcheinbaren Motive aufzulöſen, womit die Menſchen ſich ſelbſt betrügen. Die natürliche Kunſtform dieſes Empfindens iſt die Ironie, und man kann nicht leugnen, daß er dieſe Ironie zuweilen blutig zu handhaben weiß. Bekanntlich hat ſich eine ganze Schule von Schriftſtellern nach ihm gebildet, worunter Thackeray, Kingsley, Currer Bell und Lewes die namhafteſten ſind. Sie haben auch in Deutſchland um ſo mehr Anklang gefunden, da ſie ſich von den grammatiſchen Incorrectheiten ihres Vorbildes im Ganzen frei gehalten haben. Geht man aber auf den Kern der Sache ein,

Digitized by Google

ſo ſteht Carlyle auf einer viel höhern Stufe der Bildung. Bei dem gewöhnlichen Ironiker findet man faſt durchweg Schadenfreude, nicht grade Freude am Schlechten ſelbſt, aber Freude an der Darſtellung des Schlechten. Von dieſem Fehler iſt Carlyle ebenſo frei wie ſeine Schule. Im Gegentheil zeigt ſich bei ihnen durchweg eine überquellende Menſchenliebe und ein Sinn für das Gute, der ſich nicht verdrießen läßt, auch die unſcheinbarſten Gegenſtände zu durchwühlen, um die Spuren deſſelben mit Freude aus dem Schutt hervorzuziehn. Aber eins geht den andern ab, was Carlyle im hohen Maß beſitzt: der Sinn für das Große. Thackeray geht in der Virtuoſität ſeiner Analyſe ſo weit, er findet die guten und böſen Eigenſchaften der Menſchen ſo unauflösbar ineinander verſtrickt, daß die feſte individuelle Geſtalt verloren geht, daß er mit einem beſtändigen wehmüthigen Lächeln das Große herabdrückt und das Kleine erhöht. Anders bei Carlyle. Sein Gefühl fürs Große geht nicht ſelten in Leidenſchaft über, und wenn er den Cultus des Genius predigt, ſo iſt das bei ihm nicht Dogma, ſondern Inſtinct. Er läßt ſich durch die Widerſprüche einer mächtigen Natur nicht irren, er weiß ſehr wohl die Reflexion, aus der geniale Menſchen ihre Handlungsweiſe vor ihrer angelernten Moral zu rechtfertigen ſuchen, von ihrem genialen Inſtinct zu unterſcheiden. Es irrt ihn nicht, wenn ſie mit einer gewiſſen Heftigkeit Maximen vertreten, die ihren Handlungsweiſen entgegengeſetzt ſind; wenn z. B. Cromwell den einen Tag in ſeinen Reden ſich ganz in den Willen Gottes ergibt, den andern Tag mit ſchärfſter Weltklugheit und ohne alle Rückſicht auf den Codex der Moral ſeine Handlungsweiſe einrichtet, es irrt ihn nicht, wenn Friedrich in ſeinen Elegien das Glück des Friedens preiſt, und ſich mit wilder Kampfluſt in den Krieg ſtürzt, wenn er den Machiavell widerlegt und in ſeiner Politik Grundſätze befolgt, die denen des Florentiners wenigſtens nicht widerſprechen. Er findet den Kern der Wahrheit nach beiden Seiten heraus, denn er weiß, daß ſeine Helden nicht ſyſtematiſche Philoſophen, ſondern concrete Naturen ſind, die hinter den anſcheinenden Widerſprüchen einen ſehr feſten energiſchen Charakter verbergen.

Von dieſem Standpunkt aufgefaßt, iſt auch das vorliegende Buch eine ſehr erhebende Lectüre. Wenn Macaulay ſchon aus Friedrich dem Großen ein Zerrbild macht, ſo erſcheint bei ihm Friedrich Wilhelm I. gradezu als Monſtrum, als ein Ungeheuer, für welches ſich in der menſchlichen Natur gar keine Analogien vorfinden. Für den Augenblick hat er ganz vergeſſen, daß ſich die Zeiten mit den Sitten ändern, daß man in der Periode Friedrich Wilhelms I. raſcher mit dem Stock bei der Hand war, als 150 Jahre ſpäter, und daß es an willkürlichen Todesurtheilen damals auch anderwärts in Deutſchland nicht gefehlt hat. Carlyle erzählt von dem König dieſelben Geſchichten wie Macaulay, er erzählt ſie noch vollſtändiger und eindringender, und doch

ſehen wir bei ihm alles aus der menſchlichen Seele hervorgehn, wir erkennen hinter dem jähzornigen Tyrannen ein echtes, der Wahrheit zugethanes Gemüth, hinter dem poſſenhaften Corporal mit ſeiner Manie für große Soldaten einen ſehr energiſchen geſunden Menſchenverſtand, der, wo ihn die Leidenſchaft und das Vorurtheil nicht verblendete, ſehr entſchieden das Weſentliche zu treffen wußte. Und es iſt richtig ſo. Wir Deutſchen ſind freilich über dieſen Charakter niemals im Unklaren geweſen, unſere Geſchichtſchreiber haben ihn in derſelben Weiſe dargeſtellt, aber es freut uns, bei einem geiſtvollen, tiefſinnigen und welterfahrenen Fremden daſſelbe Bild in ſchärferen Schlaglichtern wiederzufinden.

Noch in einer Beziehung möchten wir das Buch unſern preußiſchen Landsleuten empfehlen. Es iſt jetzt immer viel die Rede von alter guter Zeit, von altpreußiſchem Adel u. ſ. w. Im General Grumkow gibt uns nun Carlyle ein Bild dieſer alten guten Zeit, einen märkiſchen Junker des 18. Jahrhunderts; er ſchildert ihn nicht als ein Ungeheuer, er zeigt auch hier, wie alles zuſammenhängt; er verſchweigt auch ſeine guten Seiten nicht, aber er unterläßt doch nie, wenn auf ihn die Rede kommt, den Stoßſeufzer: warum fand ſich nicht ein Strang für den Nacken dieſes feilen Verräthers!

Reiſen in Italien.

1.

Von allen Ländern Europas hat ohne Zweifel dasjenige, deſſen Bewohner am wenigſten reiſen, Italien, von jeher auf die Reiſenden andrer Länder am meiſten Anziehungskraft geübt. Un pezzo di ciel caduto in terra! mit dieſem Ausdruck des Enthuſiasmus, deſſen der Italiener nur die Küſte des Golfs von Neapel würdig findet, begrüßt der Nordländer ſchon die lachende Natur, die ſich am Fuß der Alpen ſeinem Blick öffnet. Je weiter er vorſchreitet, deſto mehr ſieht er ſich überall von den Trümmern einer verſunkenen Welt umgeben, die bedeutungsvoll und anregend in die Gegenwart hineinragen. Eine mehr als zweitauſendjährige Vergangenheit hat jedem Zollbreit des Bodens ihre Stempel aufgedrückt. Wie die Schichten der Gebirge ſind die Reſte der aufeinanderfolgenden Culturperioden übereinandergelagert. Das Größte und Schönſte, was die Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit hervorgebracht hat, iſt hier in einer verwirrenden Fülle zuſammengedrängt. Das Leben des Südens geſtaltet ſich hier in den edelſten und anmuthigſten Formen. Doch wie ließen ſich all die Eigenſchaften einzeln aufzählen, die in

ihrer Vereinigung dem wundervollen Lande ſeinen unwiderſtehlichen Zauber leihen!

Von allen Nationen hat die unſre ſich immer am mächtigſten nach Italien gezogen gefühlt. Für unſre edelſten Kräfte hat ſich ſeine Atmoſphäre, ſonſt eine berauſchende und erſchlaffende, von jeher als belebend erwieſen. Winckelmann hat ſich hier zu einer Höhe der Kunſtanſchauung aufgeſchwungen, auf die ſein Zeitalter ihm kaum zu folgen vermochte. Goethe hat hier eine Wiedergeburt erlebt. Für unſre bildende Kunſt iſt hier eine neue Epoche angebrochen, ſo ſchön und reich, wie ſie noch keine aufzuweiſen hatte.

Eine Ueberſicht der wichtigſten Reiſebeſchreibungen Italiens, die in den letzten hundert Jahren von Deutſchland erſchienen ſind, iſt darum wol den Leſern dieſer Blätter nicht unwillkommen, da wir mit Recht gewohnt ſind, das ſchöne Land als ein unſerm Vaterlande geiſtig verſchwiſtertes zu betrachten. In ſofern als ſich daraus die während dieſes Zeitraums eingetretenen Veränderungen italieniſcher Zuſtände ergeben, hat ſie nur ein ſecundäres Intereſſe: denn Italien iſt in der neuern Zeit eins der ſtabilſten Länder von Europa geweſen und man iſt erſtaunt, wie vieles heute noch gilt, was vor hundert Jahren geſchrieben iſt. Ein höheres Intereſſe gewinnt eine ſolche Ueberſicht dadurch, daß die einzelnen Werke herrſchende Richtungen der betreffenden Perioden bis auf einen gewiſſen Grad wiederſpiegeln: in jedem Menſchenalter iſt Italien mit andern Augen geſehn, die Aufmerkſamkeit der Betrachter vorzugsweiſe auf einen andern Punkt gerichtet geweſen. Hier ſollen nur ſolche Reiſen erwähnt werden, die in irgend einer Hinſicht bedeutend oder charakteriſtiſch ſind: eine Art von Literatur wird durchaus nicht beabſichtigt. Die älteſte bedeutendere deutſche Beſchreibung Italiens in der neuern Zeit iſt von Johann Georg Keyßler (geb. 1690, geſt. 1743), ein zu ſeiner Zeit hochberühmtes und auch jetzt noch nicht ganz vergeſſenes Buch. Der Verfaſſer, ein vielſeitiger und gründlicher Gelehrter, in Naturwiſſenſchaften, Alterthümern und Literatur wohl erfahren, unternahm ſie 1729—1731 in Begleitung zweier jungen Grafen Bernſtorf; die dritte Ausgabe in zwei ſehr ſtarken Quartbänden erſchien 1776. Das Buch hatte auch im Ausland Erfolg, und wurde nach Volkmann in einer Ueberſetzung von reiſenden Engländern als Handbuch benutzt. Als ſolches (freilich in einem für unſre Begriffe koloſſalen Maßſtab) iſt es auch angelegt. Von der Perſon des Reiſenden erfährt man ſo gut wie gar nichts, geſchweige daß ſie den Mittelpunkt der Darſtellung bildete. Es iſt eine umfaſſende und gründliche Beſchreibung der einzelnen Staaten, ihrer Lage, Bevölkerung und Verfaſſung, die Sehenswürdigkeiten der Städte, Kirchen, Muſeen, Bibliotheken, Sammlungen, Naturmerkwürdigkeiten werden ausführlich behandelt und eine große Menge lateiniſcher Inſchriften dem Wortlaut nach mitgetheilt (bekanntlich iſt kein Land in der Welt ſo reich an Inſchriften wie Ita-

lien). Am Schluſſe jeder Stadtbeſchreibung folgt eine Schilderung der Lebensart, Sitten und geſellſchaftlichen Zuſtände, wobei es auch an Anekdoten nicht fehlt. Im Ganzen aber iſt die Abſicht keineswegs auf Unterhaltung, ſondern auf Belehrung des Leſers gerichtet. Keyßler iſt ein guter Beobachter und gewiſſenhafter Erzähler; ſeine gelegentlichen Scherze über Reliquienverehrung und andre katholiſche Dinge, die Volkmann rügt, ſind höchſt harmlos und unſchuldig. Seine perſönliche Empfindung tritt nur ausnahmsweiſe hervor, es fehlt ihm keineswegs an lebhaftem und warmem Gefühl für die Schönheiten der Natur und Kunſt, er äußert es aber ſtets in der bedächtigen, gemeſſenen und ſteifen Weiſe, die damals für anſtändig galt.

Winckelmanns Aufenthalt in Rom (1755—1768) regte in Deutſchland die Sehnſucht nach Italien für die nächſten Jahrzehnte mächtig auf. Schon ſeine erſten kleinern Schriften zündeten in weiten Kreiſen, man vernahm die Kunde von ſeinem „hohen Kunſtleben“ in Rom aus den Briefen an ſeine Freunde, wie Goethe in ſeinem Leben erzählt, vor allem weckte ſeine Geſchichte der Kunſt (1763) einen neuen Enthuſiasmus für die Heimath der ſchönen Künſte. Ein Hamburger, der das Glück gehabt hatte, Winckelmanns Bekanntſchaft zu machen und in ſeiner Geſellſchaft die Tempel von Päſtum zu beſuchen, Dr. Volkmann gab 1770 ein neues Werk über Italien heraus: Hiſtoriſch-kritiſche Nachrichten von Italien u. ſ. w., drei ſehr ſtarke Octavbände. Das Buch wurde an der Stelle des Keyßlerſchen das gangbarſte Reiſehandbuch über Italien und blieb es bis zum Ende des Jahrhunderts, auch Goethe hat ſich ſeiner bedient. Form und Anordnung ſind ganz wie bei Keyßler: man erfährt kaum, daß der Verfaſſer Italien ſelbſt geſehen hat, obwol er nicht weniger als anderthalb Jahre dort war. Heutzutage wird der dritte Theil dieſer Zeit für genügend erachtet, um die Welt mit einem neuen Buch über Italien zu beglücken, ohne daß man ſich viel darum kümmert, was andere vorher geſchrieben haben. Volkmann hat daher alle frühern Reiſebeſchreibungen ſorgfältig ſtudirt und benutzt, ja er iſt beſcheiden genug geweſen, ein franzöſiſches Werk von la Lande dem ſeinigen zu Grunde zu legen. „Da die Beſehung der Kunſt und vorzüglich der Gemälde,“ ſagt er, „bei den meiſten eine Haupturſache der Reiſe nach Italien iſt, ſo haben wir uns auch am ausführlichſten dabei aufgehalten.“ Bei den bedeutenderen Antiken werden die betreffenden Stellen aus Winckelmann citirt. In Bezug auf die Kunſt iſt der Verfaſſer natürlich ganz im Geſchmack jener Zeit befangen, welche gothiſch und barbariſch für identiſch hielt, das Mittelalter verachtete oder ignorirte und die Wiedergeburt der Künſte von Rafael datirte. Vom mailänder Dom ſagt er (I. 242): „Inwendig iſt die Kirche ganz im gothiſchen Geſchmack wie die Kathedralkirchen in Paris, Straßburg, Pavia und andern Städten. Dieſe großen Gebäude haben wegen der ſpitzig zulaufenden Bogen nicht ſo viel Feſtig-

keit, als wenn ſie mit zirkelförmigen Gewölben und nach den reinen Verhältniſſen der Griechen aufgeführt wären. Es fehlt ihnen das gefällige und zugleich feſte Anſehen, ſie verdienen nur wegen ihrer Größe, wegen der weiten Bogen, der dreiſten Baukunſt, der Verhältniſſe einiger beſonderer Theile und des erſtaunlichen Fleißes in den Zierrathen die Aufmerkſamkeit der Kenner.“ Den Maler, der gegenwärtig unter den Italienern der vorrafaeliſchen Zeit der populärſte iſt, Benozzo Gozzoli, kennt er nicht einmal dem Namen nach. Er ſpricht nur von den ältern Fresken des Campo Santo zu Piſa ausführlich, und zwar wegen ihrer ſeltſamen Gegenſtände: die ganze herrliche Reihe von Geſchichten des alten Teſtaments von Benozzo, die allein mehr werth ſind als alle übrigen Bilder in Piſa zuſammen, ſcheint er ganz unbeachtet gelaſſen zu haben, er erwähnt nur ihr Vorhandenſein und nennt den Maler Benelzo (I. 579). Auf der andern Seite Hannibal Caracicci mit Rafael gleichgeſetzt. „Den von ihm gemalten Plaford im Palaſt Farne,“ heißt es, „kann man den großen Malereien Rafaels an die Seite ſetzen, welche weder ſo ſchön colorirt und erhalten ſind, noch ſo angenehme Gegenſtände vorſtellen. Freilich hat der Maler Gegenſtände aus der Fabel genommen, und die Figuren meiſtens ſehr nackend vorgeſtellt. Man muß ſie von der Seite der Kunſt betrachten, und nicht nach der ſtrengſten Moral“ (II. 413).

Rom war damals für alle Reiſende von ſo überwiegender Wichtigkeit, daß die übrige Reiſe in Italien nur als Einleitung oder Anfang zu dem dortigen Aufenthalt erſchien: in dem Werk Volkmanns iſt ihm der ganze zweite Band gewidmet. Abbaten trieben das Handwerk, Fremde als ſogenannte antiquarii zu führen, ſie waren meiſt ſehr oberflächlich unterrichtet und ließen ſich theuer bezahlen. Bekanntlich war auch Winckelmann lange Zeit zu dieſem Erwerb gezwungen, wobei er namentlich oft Gelegenheit hatte, ſich über die Empfindungsloſigkeit der Engländer zu ärgern. Drei Monate erklärt Volkmann für die kürzeſte Zeit, die ein Reiſender auf Rom verwenden könne, obwol viele nur ſechs Wochen da blieben (was gegenwärtig bei der Mehrzahl der Touriſten für ſehr lange gilt). Wie unſere Urgroßväter die Ueberreſte des Alterthums betrachteten, mag folgende Stelle über das Forum zeigen: „Dem Liebhaber des Alterthums iſt die einſame Promenade auf dieſem Platz die wichtigſte; er kann ſich die Lage der alten Gebäude nach unſrer Beſchreibung genau vorſtellen und zugleich Betrachtungen über die großen Revolutionen in Rom, und über die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge anſtellen. Wer feine Empfindungen hat, wird dieſe Oerter gewiß nie betreten, ohne von einer Art ſanfter Traurigkeit hingeriſſen zu werden, und einen heftigen Schauer zu empfinden“ (I. 522).

Ueberhaupt ſah man von Italien damals in der Regel nur die größern Städte und deren nächſte Umgebungen, alle ferner gelegenen, durch Alterthü-

Digitized by Google

mer oder Natur merkwürdigen Punkte waren theils unerreichbar, theils unentdeckt, nicht einmal die Eingebornen kannten ſie. Selbſt die nächſten Umgegenden der Hauptſtädte waren noch unvollkommen bekannt. Kein Reiſender beſuchte z. B. von Florenz aus das wenig entfernte Fieſole, und noch weniger wußte man damals etwas von dem Maler, dem dieſer Ort ſeinen Ruhm verdankt. Von Rom aus wurden allerdings Ausflüge in die Albaner- und Sabinerberge gemacht, auch beſchreibt Volkmann Cori und Paleſtrina, aber noch ſpannte kein Landſchaftsmaler in Olevano oder Subiaco ſeinen Schirm auf, noch unterſuchte kein Antiquar die cyklopiſchen Mauern der alten Volskerſtädte. Um Neapel wurden allerdings die Orte, die Ruinen enthielten, gewiſſenhaft durchwandert: aber von Pompeji, wo die Grabungen 1755 begonnen hatten, war nur ein Theil der Gräberſtrecke nebſt dem Stadtthor und ein geringer Theil der Stadt aufgedeckt (II. 318). Die Tempel von Päſtum wurden erſt 1752 von einem neapolitaniſchen Maler entdeckt, deſſen Skizzen einige Engländer ſahen und dadurch veranlaßt wurden den Ort zu beſuchen. „Von der Zeit an wurden die Neapolitaner, welche bisher nicht wußten, daß die Ueberbleibſel einer ganzen Stadt in ihrer Nachbarſchaft ſtanden, aufmerkſam“ (II. 332). Noch unvollkommener waren die Naturſchönheiten dieſer wundervollen Küſte bekannt. Von Sorrent ſpricht Volkmann gar nicht, von Capri*) weiß er weiter nichts, als daß Tiber dort abſcheuliche Ausſchweifungen begangen, von Ischia, daß es herrliche Schwitzbäder hat und von Procida, daß dort die Faſanen des Königs von Neapel gehalten wurden. „Vor funfzehn Jahren war den Einwohnern deshalb verboten worden Katzen zu halten; in Folge deſſen vermehrten ſich die Ratten ſo, daß nichts mehr ſicher war, nicht einmal neugeborne Kinder. Sie beſtreuten deshalb bei einer Anweſenheit des Königs den Weg mit vielen hundert erſchlagenen Ratten, und ſtellten ihm ihre Noth fußfällig vor, worauf die Katzen wieder erlaubt wurden“ (III. 260). Geweſen iſt Volkmann, wie es ſcheint, auf keiner von all dieſen Inſeln. Uebrigens dürften im zwanzigſten Jahrhundert die heutigen Reiſen in Italien in dieſer Beziehung ebenſo unvollſtändig gefunden werden, als wir die des achtzehnten finden.

Italien iſt das einzige Land, in dem man noch heute vielfältig ſo reiſt wie vor hundert Jahren, nämlich mit Vetturinen; nur waren die zweirädrigen Sedien, in denen ſich auch Goethe noch fortſchleppen ließ, unbequem genug und die Fahrt eine leidige, während ſie jetzt, in bequemen Wagen meiſt eine ſehr angenehme iſt. Weſentlich verändert hat ſich die Communication nur in Oberitalien durch die Eiſenbahn (die wenigen Strecken auf der eigentlichen Halbinſel wollen noch nicht viel bedeuten); ſodann die Uebergänge über die

*) Die blaue Grotte iſt bekanntlich erſt von dem Maler und Dichter Kopiſch entdeckt.

Alpen (im vorigen Jahrhundert paſſirte man gewöhnlich entweder den Mont Cenis oder den Brenner); am meiſten die Verbindungen zur See, die auf der Weſtküſte durch die ſchönen und prächtig eingerichteten engliſchen und franzöſiſchen Poſtdampfer, auf der Oſtküſte durch die weniger eleganten, aber viel billigern Schiffe des öſtreichiſchen Lloyd unterhalten werden, von den verſchiedenen italieniſchen nicht zu reden, die meiſt nur bei gutem Wetter fahren und ſelten zuverläſſig ſind. Keyßler machte die Fahrt von Genua nach Livorno in ſogenannten Feluken oder Brigantinen, kleinen Ruderſchiffen ohne Verdeck zu zehn bis zwölf Perſonen, die ſich aber nicht auf die hohe See wagen konnten, erſtens wegen ihrer leichten Bauart und dann weil man vor den Corſaren aus den Barbaresfenſtaaten auf der Hut ſein mußte. In den Briefen über Sicilien und Malta vom Grafen Borch 1777 glaubt man ſich in die Zuſtände der Schiffahrt zurückverſetzt, wie ſie etwa die Odyſſee ſchildert. Die Reiſenden bedienten ſich einer malteſiſchen Speranara, eines kleinen Fahrzeugs von ſechs Rudern, von der Größe einer halben Feluke, ohne Bodenverdeck; ihr Schiff, das 36 Schuh Länge maß, war eins der längſten dieſer Art. „Die Schiffleute ſind ſo bewandert in dieſem Element, daß ſie den Tag über bevorſtehende Veränderungen der Luft vorherzuſagen wiſſen, und ſobald ſie Gefahr wittern, wagen ſie ſich nie auf das hohe Meer, ſondern beſtreichen immer die Küſten. Da dieſe Schiffe ſehr klein, leicht und platt ſind, ſo ſuchen ſie bei dem kleinſten Sturm Sicherheit und werden mit Hilfe einer doppelten Zugrolle ans Land gezogen“ (I. 5). Ein Sirocco bannte den Reiſenden oft wochenlang an die unwirthbare Küſte von Calabrien (I. 13). Auf der Ueberfahrt von Syrakus nach Malta ſchreibt der Verfaſſer an ſeinen Freund: „Wenn uns die Türken unterwegs nicht wegnehmen, ſo werden Sie ſicher bald etwas von mir erfahren, ſollten Sie aber aus meinem Stillſchweigen ein Unglück ahnden, ſo denken ſie auf meine Erlöſung, wenn ich inzwiſchen mit dem Grabſcheit in der Hand in dem Garten des Serails von irgend einem afrikaniſchen Fürſten arbeiten werde“ (I. 127). Bei dieſen Schneckenfahrten brauchte man von Palermo bis Neapel zwölf Tage! (II. 103.)

Der erſte namhafte deutſche Reiſende, der ſich über Päſtum hinauswagte, war der Baron von Riedeſel, an den Winckelmann von Rom aus zahlreiche Briefe gerichtet hat; er nennt ihn den einzigen Reiſenden, mit dem er einen beſtändigen Briefwechſel unterhalte, rechnet ihn unter ſeine beſten Freunde (ein anderer war Mengs) und ſchreibt aufs zärtlichſte an ihn. Wie man von einem Mann erwarten muß, den Winckelmann ſo ſchätzte, wird ſeine kleine Schrift (Reiſe durch Sicilien und Großgriechenland 1771) von allen Spätern aufs höchſte gelobt. Goethe trug ſie wie ein Brevier oder Talisman bei ſich; der treffliche Mann war ihm ein Mentor, auf den er von Zeit zu Zeit hinblickte und hinhorchte. Das Buch iſt faſt ausſchließlich den

Alterthümern der Inſel gewidmet, für deren Herrlichkeit der Verfaſſer von hoher Begeiſterung erfüllt war. Das angeführte Buch des Grafen Borch (urſprünglich franzöſiſch geſchrieben) lieſt ſich zwar angenehmer als die meiſten damaligen Reiſebeſchreibungen, iſt aber etwas cavaliermäßig und oberflächlich geſchrieben. Goethe (23, 311) lobt ſeine Abhandlung über die ſicilifchen Mineralien, wenn er auch ſeine Thätigkeit größer findet als ſeine Kenntniſſe und beſcheidenen Ernſt bei ihm vermißt. Deſto gründlicher und gewiſſenhafter iſt der nächſte Reiſende verfahren, der Sicilien beſchrieb, Johann Heinrich Bartels, deſſen Briefe über Calabrien und Sicilien 1787 erſchienen. Er durchwanderte ganz Calabrien bis Reggio, das noch überall von den Verwüſtungen des furchtbaren Erdbebens von 1783 erfüllt war. Durch ſein ganzes Buch geht das Beſtreben, den gewöhnlichen Vorurtheilen über dieſen vielgeſchmähten Volksſtamm entgegenzutreten und die guten Eigenſchaften hervorzuheben, die er auch unter dem Druck einer ſcheußlichen Mißregierung bewahrte. Ihm fiel die unerſchütterliche Treue auf, mit der ſie trotzdem an dem Königshauſe hingen, die ſich bald auf eine ſo außerordentliche Weiſe bewähren ſollte. Durchgängig fand ich die Bemerkung wahr, daß ſelbſt bei dem tiefſten Gefühl des Drucks und bei dem freien Geſtändniß deſſelben keiner von den Unterthanen auch nur eine Silbe gegen den König ausſtieß. Der Calabreſe gleicht hierin völlig dem Franzoſen, auch ſelbſt in dem Augenblick, da man ihm die Kehle zuſchnürt, ruft er ſein Vive le roi! Man ſuchte unabläſſig Gründe, den König zu entſchuldigen, und wenn gleich, ſagten ſie, es immer heißt, il rè lo vuolo (der König wills), non è cosi (ſo iſts doch nicht ſo) (I. 354). Auch in Sicilien iſt der Verfaſſer eifrig und vorzugsweiſe bemüht, den Nationalcharakter der Einwohner, die Zuſtände des Landes, Verfaſſung, Gerichtsverfahren u. ſ. w. zu ſtudiren. Den Mittelpunkt ſeiner Inſelreiſe bildet eine Beſteigung des Aetna, von deſſen Gipfel er ſo glücklich war der ungetrübteſten Ausſicht zu genießen. Uebrigens war er bei einer gründlichen Bildung von dem lebhafteſten Intereſſe für das claſſiſche Alterthum erfüllt. Zu ſeinen glücklichſten Augenblicken rechnet er die, in denen er am Quell Blanduſia Horazens treffliche Ode, oder am traſimeniſchen See in Geſellſchaft ſeines Freundes Heeren den Polybius und Livius las (I. 253).

Alle bisher erwähnten Beſchreibungen Italiens verſetzen uns in eine Zeit, die weit hinter uns liegt. Ein neuer Geiſt weht uns zuerſt aus Goethes Italieniſcher Reiſe (1786—88) entgegen: ein Geiſt, den wir unſrer eignen Empfindungs- und Auffaſſungsweiſe weſentlich verwandt fühlen, und zwar deshalb, weil unſre ganze Bildung nicht zum geringſten Theil durch ihn beſtimmt worden iſt. Ueber dies Kleinod unſrer Literatur wollen wir hier nicht wiederholen, was hundertmal geſagt worden iſt und was jedermann weiß. Wir betrachten ſie hier weder inſofern ſie uns die Entwicklung dieſer wunderba-

ren Natur in ihrem höchſten Stadium von Stufe zu Stufe verfolgen läßt, noch inſofern ſie uns einen unſchätzbaren Einblick in die Werkſtatt eines weltumfaſſenden, raſtlos ſchaffenden Geiſtes gewährt. Wer hätte nicht die allſeitige Kraft bewundert, mit welcher der Dichter zu neuem Leben geboren, Natur und Kunſt erfaßte und durchdrang und während der Aufnahme und Verarbeitung der zuſtrömenden Eindrücke eine Reihe ſeiner größten Werke zu ſchaffen und zu vollenden vermochte. Wen hätte nicht die köſtliche Friſche dieſer unmittelbaren Herzensergießungen entzückt, wen nicht mit Liebe und Verehrung für die Tiefe und Reinheit dieſes Gemüths erfüllt, das alles Angeſchaute, verklärt und gleich einem Zauberſpiegel jedes Bild verſchönert zurückſtrahlt? Hier beſchäftigen wir uns nur mit den Zwecken ſeiner italieniſchen Reiſe, wir fragen nur, was Goethe in Italien ſuchte und fand, erſtrebte und erreichte, und was er verſchmähte oder unbeachtet ließ. Auch hier erſcheint er nicht außerordentlich durch ſeine eigne Natur, ſondern mehrfach durch die Einflüſſe ſeiner Zeit beſtimmt, denen kein Lebender ſich entziehen kann. Dieſe Richtungen haben ſich zum Theil überlebt und vieles erſcheint uns heute als werthlos, was damals eifrig erſtrebt wurde, vieles als wichtig und bedeutend, was damals als nichtig galt. Aber auch wo wir Goethe auf Irrwegen zu ſehen glauben, bleibt uns der heilige Ernſt, mit dem er überall nach Wahrheit ſtrebte, verehrungswürdig.

Was von den ältern Reiſen in Italien geſagt worden iſt, daß Rom ihr eigentliches Ziel war, gilt noch mehr von der Göthes. Sein Aufenthalt in Rom dauerte vom 1. November 1786 bis zum 22. April 1788, unterbrochen durch die Reiſe nach Neapel und Sicilien, auf der er vierthalb Monate abweſend war. Rom war der einzige Ort in der Welt, der ihm die Begriffe geben konnte, die ihm als die höchſten galten. Bei ſeiner Reiſe bis dahin denkt man an die Sage vom Magnetberg, der die Schiffe unaufhaltſam an ſich reißt, ſobald ſie in den Bereich ſeiner Anziehungskraft gerathen, ſo daß die Geſchwindigkeit ihres Laufs mit der zunehmenden Nähe des Ziels immer wächſt. In Oberitalien reiſte er nicht nur ohne Uebereilung, ſondern auch mit der ganzen Gewiſſenhaftigkeit eines ſorgfältigen Reiſenden, theils weil ſeine heiße Sehnſucht nach dem Süden hier eine vorläufige Befriedigung fand, theils weil ihn die Fülle der antiken Reſte und neuern Kunſtwerke in den Städten Oberitaliens feſſelte. In Venedig war er vom 28. September bis 14. October. Kaum hatte er es aber verlaſſen, ſo war auch ſeine Ruhe verloren und er fühlte ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt vorwärts gezogen. In Bologna verweilte er drei Tage, dann aber eilte er unaufhaltſam weiter; weder Naturſchönheiten erſten Ranges, noch hiſtoriſch bedeutende Punkte, noch merkwürdige Denkmäler vermochten ihn aufzuhalten. Er war in Terni, ohne den weltberühmten Waſſerfall zu ſehn, kaum begreift man, daß er Florenz in wenigen Stunden durchlief. Endlich in Rom wagte er dem Vollgefühl des

Digitized by Google

Entzückens, daß der Wunſch ſeines Lebens nun endlich erfüllt war, Worte zu leihen. Die nähere Umgegend von Rom ſah er oft und gründlich, die entferntere gar nicht, er kam weder in die abgelegenern Gebirgsſtädte, noch an das latiniſche Ufer; ebenſo ſah er um Neapel mit Ausnahme von Päſtum nur das Nächſte. Deſto ausgedehnter war ſeine Reiſe in Sicilien, wo er mit Ausnahme von Syrakus alle bedeutendern Punkte berührte. Italien ohne Sicilien machte ihm kein Bild in der Seele. „Für meine Sinnesart", ſagte er, (23,275) „iſt dieſe Reiſe heilſam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Aſien und Afrika, und auf dem wunderſamen Punkt, wohin ſo viele Stadien der Weltgeſchichte gerichtet ſind, zu ſtehen iſt keine Kleinigkeit." Doch in der That haben ihn hiſtoriſche Erinnerungen dort ſo wenig als ſonſt beſchäftigt, es war vielmehr der exotiſche Charakter der Vegetation, die Wunder des Aetna, die inſulariſche Abgeſchloſſenheit und die griechiſchen Bautrümmer, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit dort in Anſpruch nahmen, und der Wunſch, durch dieſe Eindrücke die Reihe der geſchauten Bilder zu vervollſtändigen und abzuſchließen war es, der ihn nach Sicilien zog. Mit der Abreiſe von Rom ſchließt ſein Bericht, und er hat offenbar nach dieſer Trennung ebenſo wenig Sammlung gefunden, die Lücken ſeiner Reiſe auszufüllen, als bevor er Rom betrat.

Es iſt bekannt, wie wenig Sinn Goethe für alles Geſchichtliche hatte, aber dieſer Mangel an Intereſſe tritt nirgend ſo hervor, wie in Italien, wo man ſich auf Schritt und Tritt auf die Vergangenheit hingewieſen fühlt und grade die hiſtoriſchen Erinnerungen überall belebt und aufgefriſcht werden, die uns unſre Erziehung am tiefſten eingeprägt hat. Aber das Alterthum beſchäftigte ihn nur als die Zeit, die das Höchſte in den Künſten hervorgebracht hatte, das Mittelalter und die neuere Zeit gar nicht. Ihm war es durchaus zuwider, das Gegenwärtige mit dem Vergangenen zu vermiſchen, und das Hervorrufen abgeſchiedener Geſpenſter fatal. Als ihm ſein Führer bei Palermo von Schlachten erzählen wollte, die an dieſer Stelle geſchlagen worden, verwies er es ihm: „Es ſei ſchlimm genug, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten, doch von Pferden und Menſchen zerſtampft werden müßten. Man ſolle wenigſtens die Einbildungskraft nicht mit ſolchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume ſchrecken" (23, 288). Er, der überall bemüht war, ſich von den geologiſchen Proceſſen Rechenſchaft zu geben, die den Gegenden ihre Geſtalt gegeben, fragte nie nach der Entwicklung und Folge der Culturperioden, die eine nach der andern dem Boden ihr Gepräge aufgedrückt haben. In Sicilien, wo Griechen, Römer, Mauren und Normannen bedeutende Reſte ihres Daſeins zurückgelaſſen haben, die den Wanderer dringend auffordern, ſich die verſchiedenen Weltalter heraufzurufen, hat Goethe eine ſolche Nöthigung nicht empfunden; es findet ſich nicht einmal ein Wort über die ſo höchſt merkwürdigen Bauten der Normannen und Sarazenen in

ſeinem Tagebuch, ſo ausſchließlich beſchränkte er ſich auf das Alterthum. Aber auch in dieſem, wie geſagt, zog ihn nur die Kunſt an. Erſt auf der Rückreiſe nach Neapel fand er Muße, die Vergangenheit Siciliens zu überdenken, und im ſeekranken Zuſtand erſchien ſie ihm wie ein troſtloſes Einerlei eitler Bemühungen. „Die Karthager, Griechen und Römer und ſo viele nachfolgende Völkerſchaften haben gebaut und zerſtört. Selinunt liegt methodiſch umgeworfen, die Tempel von Girgenti niederzulegen waren zwei Jahrtauſende nicht hinreichend, Catania und Meſſina zu verderben, wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke“ (23, 396). Mitunter hatte er eine Anwandlung von hiſtoriſchem Intereſſe, aber ſie ging ſchnell vorüber. „Mit dem, was man claſſiſchen Boden nennt, ſchrieb er in Terni (23, 143), hat es eine eigne Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantaſtiſch verfährt, ſondern die Gegend real nimmt, wie ſie daliegt, ſo iſt ſie doch immer der entſcheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und ſo habe ich immer bisher den geologiſchen und landſchaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freies, klares Anſchauen der Localität zu erhalten. Da ſchließt ſich denn auf eine wunderſame Weiſe die Geſchichte lebendig an und man begreift nicht, wie einem geſchieht, und ich fühle die größte Sehnſucht, den Tacitus in Rom zu leſen.“ Aber dieſe Sehnſucht muß ſich nachher gelegt haben, wenigſtens findet ſich keine Andeutung, daß er in Rom ſich mit römiſcher Geſchichte beſchäftigt hat. Er war zufrieden, ſich von einem Dilettanten wie Moritz des Abends beim Spaziergange erzählen zu laſſen, was er in den Autoren geleſen, „und ſo füllt ſich auch dieſe Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beſchäftigungen laſſen müßte und nur ſpät und mit Mühe nachholen könnte“ (24, 85).

Ebenſo wenig Theilnahme als für die Geſchichte Italiens zeigt ſich in Goethes Tagebuch für die Zuſtände des Volks, in deſſen Mitte er lebte. Daß dies nicht Gleichgiltigkeit gegen Menſchenwohl war, braucht wol nicht erſt geſagt zu werden; man weiß, wie er zu Hauſe ſich bis zur Selbſtaufopferung thätig erwies, um gemeinnützige Zwecke zu fördern; in Italien wies er conſequent alles ab, was ihn von ſeiner Concentration hätte abziehen können und deshalb iſt er anders Empfindenden ſo oft als ein kaltherziger Egoiſt erſchienen, der das Treiben der Menſchen nur als bunte Staffage einer maleriſchen Scene betrachtete und dem der allgemeine Verfall willkommen war, weil er harmoniſch zu den Ruinen des Alterthums ſtimmte. Am meiſten hat wol dieſen Eindruck der ſcherzhafte Beifall unterſtützt, den er (in Winckelmann und ſein Jahrhundert) dem berufenen Ausſpruch A. v. Humboldts gab, daß es nur zwei gleich ſchreckliche Dinge geben könnte, nämlich Rom zu einer polizirten Stadt zu machen, in der niemand von Meſſerſtichen wüßte und die Campagna anzubauen, wodurch der Raum für die Schatten verloren gehen würde, deren

einer mehr werth ſei als dies ganze Geſchlecht. Immerhin mag man erſtaunen, daß ihm der Carneval zuwider war und blieb, in dem ſich die Feſtfreude der Südländer auf eine ſo harmloſe, liebenswürdige und graciöſe Art äußert. Trotz aller künſtleriſchen Anſicht machte die verkappte Menge ihm oft einen widerwärtigen, unheimlichen Eindruck. „Der Geiſt, an die würdigen Gegenſtände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom ſich beſchäftigte, ſchien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an ſeinem Platze ſei" (24, 253).

In ſeinem Verhältniß zur bildenden Kunſt war Goethe am meiſten von den herrſchenden Anſichten jener Zeit beſtimmt, die uns größtentheils fremd geworden ſind. Er empfand auf der Reiſe mehrfach, daß ſeine Augen auf dieſe Gegenſtände nicht geübt, daß er in dieſen Kenntniſſen weit zurück war, daß Wiſſen und Urtheil ihm abging. Um ſo williger ſcheint er ſich den Belehrungen hingegeben zu haben, die ihm die in Rom und Neapel lebenden deutſchen Künſtler und Kunſtfreunde zu bieten wetteiferten, und dies waren leider ohne Ausnahme impotente Mittelmäßigkeiten, Tiſchbein, Heinrich Meier, Philipp Hackert, Angelika Kaufmann, Hirt, Reiffenſtein. Das aus der Antike abſtrahirte Princip der Formvollendung als oberſtes Geſetz aller Kunſt, verleitete ihn nur zu oft zur Bewunderung eines äußerlichen, geiſt- und charakterloſen Schematismus. Sein Enthuſiasmus für Palladio iſt bekannt; wenn er dieſen und die bologneſer Maler über Gebühr preiſt, ſo waren es wenigſtens bedeutende Talente, wenn er ſich aber freut, einen der ſchalſten und abgeſtandenſten Manieriſten Karl Maratti „ſchätzen und lieben" zu lernen (23, 151), ſo iſt man doch befremdet von dieſem ungeheuern Abſtand zwiſchen der damaligen und heutigen Art zu ſehen. Es iſt thöricht, wie hin und wieder geſchehn iſt, Goethe wegen ſolcher Ausſprüche des Kunſtſinnes baar zu erklären, wenn man auch von einer gewiſſen Einſeitigkeit ſeinen Idealismus nicht frei ſprechen kann. Heute iſt es nicht ſchwer, ſich zu einer unbefangenen Würdigung der neuen Kunſt zu erheben, damals aber war das Mittelalter, man kann ſagen, noch völlig unentdeckt, und ſeine Erſcheinungen konnten einzeln betrachtet dem Schüler Winckelmanns und ſeiner Nachfolger kaum anders als ſeltſam roh und widerwärtig erſcheinen. Wäre es ihm vergönnt geweſen, ſie in ihrem Zuſammenhang zu überſehn, ſo würde er ihren Werth ebenſo gut erkannt haben, als den Unwerth der von ihm bewunderten Afterkunſt.

Zur Muſik hatte Goethe bekanntlich gar kein Verhältniß. Er ließ es ſich zwar in Italien und daheim ſauer werden, zum Verſtändniß auch dieſer Kunſt zu gelangen. Mit Hilfe Kayſers hoffte er den Oſtermuſiken in der ſixtiniſchen Kapelle etwas abzugewinnen, aber ohne Erfolg, und er äußerte ſpäter gegen Eckermann, der ſeine Bewunderung über die Menge und Vielartigkeit ſeiner

Zwecke auf dieſer Reiſe ausſprach, die Muſik habe außerhalb des Kreiſes ſeiner Beſchäftigungen gelegen.

Charakteriſtiſch iſt, welche Gegenſtände er bis zu ſeiner Abreiſe von Rom zu ſehn verſchoben hatte, die cloaca maxima und die Katakomben! Sowol der Rieſenbau aus der römiſchen Königszeit als die unermeßlichen Grüfte aus der Zeit des Urchriſtenthums werden heute (und wir denken mit vollem Recht) zu den merkwürdigſten Monumenten- nicht blos Roms, ſondern der ganzen Welt gerechnet, aber freilich war das eine älter, das andere jünger als die Periode, die Goethe ausſchließlich intereſſirte. Die Cloake fand er allerdings noch über dem koloſſalen Begriff, auf den ihn Pireneſi vorbereitet hatte. „Der Beſuch des zweiten Locals gerieth jedoch nicht zum Beſten, denn die erſten Schritte in dieſe dumpfigen Räume erregten mir alſobald ein ſolches Mißbehagen, daß ich ſogleich wieder ans Tageslicht hervorſtieg und dort im Freien in einer ohnehin unbekannten fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Geſellſchaft abwartete, welche gefaßter als ich die übrigen Zuſtände getroſt beſchauen mochte“ (24, 290). Auch bei einer ſtarken Antipathie gegen den düſtern Charakter des älteſten Chriſtenthums muß man über dieſe Indifferenz erſtaunen.

Die „Reiſen eines Deutſchen in Italien in den Jahren 1786—1788, in Briefen von Karl Philipp Moritz“ (1792, drei Bände) können gegenwärtig kaum ein anderes Intereſſe beanſpruchen, als daß der Verfaſſer mit Goethe in Verbindung ſtand. „Dieſer Geiſt,“ ſagt er, „iſt ein Spiegel, in welchem ſich mir alle Gegenſtände in ihrem lebhafteſten Glanze und in ihren friſcheſten Farben darſtellen. Der Umgang mit ihm bringt die ſchönſten Träume meiner Jugend in Erfüllung, und ſeine Erſcheinung gleich einem wohlthätigen Genius in dieſer Sphäre der Kunſt iſt mir, ſo wie mehren, ein unverhofftes Glück“ (2, 148). Uebrigens erfährt man über Goethes Aufenthalt in Italien ſo gut wie nichts aus dieſem Buch. Es iſt angefüllt mit Reminiscenzen aus der alten Geſchichte und Literatur, die einen ziemlich dillettantiſchen Anſtrich haben. Hier eine Probe. „Mit meinem Livius in der Hand ſitze ich unter den Bäumen der alten Via ſacra; und dicht vor mir liegt das enge Thal zwiſchen dem capitoliniſchen und palatiniſchen Berge. — Vor dritthalbtauſend Jahren ereignete ſich in dieſem Thal die Scene, die mein Geſchichtſchreiber ſo rührend ſchildert, daß bei dem Anblick dieſer Gegend das Auge ſich der Thränen kaum enthält“ u. ſ. w. (1, 219). Eine Anekdote iſt der Mittheilung nicht unwerth, als Seitenſtück zu der Erzählung Goethes, daß er in Caltaniſetta in Sicilien die Honoratioren auf dem Markt von den Thaten Friedrichs des Großen habe unterhalten müſſen. Bei Philipp Hackert meldete ſich, als er in einem ſicilianiſchen Städtchen anhielt, eine Deputation des Magiſtrats, „welche, um ihre Ehrfurcht für den großen König an den

Tag zu legen, deſſen Unterthan gern mit einigen Körben Wein und Früchten beſchenken wollte, die ſie ihn als einen kleinen Zoll ihrer Ehrfurcht anzunehmen dringend baten" (2, 21).

Bilder aus Venezuela.

1.

Von La Guaira nach Caracas.

Hoch und ſteil erhebt ſich aus den Fluten der blauen caraibiſchen See der Theil der Nordküſte des ſüdamerikaniſchen Continents, der ſich von Puerto Cabello öſtlich bis zum Cap Codera hin erſtreckt. Zwar erreichen ihre Gipfel, die Sella de Caracas (8100 F.) und der Naiguata (8500 F.), nicht die Schneegrenze, aber doch ſchauen ſie, ſtolz und mächtig, weit hinaus dem Schiffer entgegen, feſt gegründet in ihrem Fundament, das die andringenden Meereswogen umbranden, und in der Klarheit tropiſcher Atmoſphäre ſcheint dem Auge fernhin nach links und rechts der impoſante Gebirgszug ins Unendliche ſich zu verlieren. Sanfte Winde beſtreichen dieſe Küſte; wenn nicht mehrtägige läſtige Windſtille den Lauf der Schiffe aufhält, werden ſie ſicher und mäßig ſchnell ihrem Ziel entgegengeführt. Stürme ſind eine große Seltenheit, wol aber tobt und wüthet die Brandung, wenn als Nachwirkung eines Antillenſturmes die aufgeregten Wogen ihren Lauf Hunderte von Meilen fortſetzen, bis ſie an den unbeugſamen Bergen trotzigen Widerſtand finden. Dann ſpricht man in La Guaira von hoher See und manches Schiff dieſer Rhede, deſſen Ankerketten brachen, iſt vom empörten Element gegen die Felſen geſchleudert worden. Doch ſelbſt bei ſanfter Briſe iſt die Brandung immer ſtark genug, daß ſie überwältigend auf die Sinne wirkt. Faſt übertäubt ihr Brauſen und Toben die menſchliche Stimme und weckt den nächtlichen Schläfer; ſtaunend horcht ſelbſt auf Höhen von mehr denn 4000 F. der Bergbewohner ihrem dumpfen Gebrüll und auf den höchſten Gipfeln kündet der ſchaumige Rand dem weit umherſchauenden Auge ihre unbeſiegete Gewalt. In ſtetem Kampf mit dem feſten Lande hat ſie ſich im Lauf der Jahrhunderte die Küſte entlang liebliche Buchten ausgeſpült, die mit gering hervortretenden Landſpitzen abwechſeln und oft bleibt zwiſchen Felſen und Meer nur ein ſchmaler Steig für den Fußtritt des Menſchen.

Für volkreiche umfaſſende Städte bietet dieſe Küſte keinen Raum. An

einzelnen zwiſchen Gebirg und See mäßig ſich erhebenden Stellen trifft man Städtchen und Dörfer, über deren Hütten hoch und luftig die Cocospalme rauſcht, oder ganze Palmenwälder heben ſich aus dem ſandigen Boden, lieblich abwechſelnd mit der melancholiſchen Cacaopflanzung; an andern Orten, wo der Boden allmälig ſteigt oder eine Bergvertiefung Anbau ermöglicht, iſt terraſſenartig eine Stadt erſtanden. Dahin gehört La Guaira, der wegen Nähe der Hauptſtadt bedeutendſte Hafen der Küſte und Venezuelas überhaupt. Indeß iſt er nur eine offne Rhede. In ziemlicher Entfernung vom Strande müſſen die Schiffe ankern und bleiben ein Spielball der ſchwankenden Wogen, daher das Löſchen ſowol wie das Befrachten viel Mühe und Zeitverluſt bereitet.

La Guaira iſt ein Städtchen von 4—5000 Einwohnern. Von der See aus bietet es einen freundlichen Anblick. Die niedrigen Häuſer ſind hellgetüncht, zum Theil an die Felſenrücken angebaut und erſcheinen mit dem Hintergrund der majeſtätiſchen Bergkette ganz winzig. Die Mitte der langgeſtreckten Stadt bildet eine wenig vorſpringende Landſpitze, deren aufſteigender Boden mit unregelmäßigen Häuſermaſſen beſäet iſt. Zwei Flügel erſtrecken ſich vom ſchattigen Marktplatz rechts und links in krummer Linie die Buchten entlang; ein dritter aufwärts in die Bergvertiefung hin, wo in enger Schlucht zwiſchen ſchroffen Felswänden ein Gebirgsbach ſein tiefes Bett gegraben. Steinerne Geländer faſſen es ein und die nach hinten allmälig ſich zuſammenſchließenden beiden Häuſerreihen verbinden maſſive Brücken. Eine Hafenmauer mit wenigen Geſchützen zieht ſich bogenförmig um die Landſpitze herum bis in die Nähe des geräumigen Zollhauſes. Hoch und ſchmuck zeigt dieſes freundlich mahnend dem Schiffer ſeine hellgetünchte Vorderſeite und öffnet das weite Thor nach der Straße, welche von der nahen Landungsbrücke aufwärts führt. Letztere, auf eingerammten Pfählen ruhend, geht ein Stück in die See. Ein künſtlicher Steinwall davor, an dem die Wogen ſchäumend ſich brechen, ſchützen ſie vor der drohenden Brandung.

Hier betritt der Ankömmling mit kühnem Sprung aus dem heftig ſchaukelnden Schiffsboot den langvermißten feſten Boden. Noch unter den Eindrücken des unſteten Elementes, dem er ſich nur durch eine immerhin beſchwerliche und faſt riskante Ausſchiffung entwunden hat, entbehrt er der innern Ruhe, um ſofort das mannigfaltige neue Leben, das ihn umgibt, zu erfaſſen. Unter dem Toſen der Brandung und der Glut der tropiſchen Sonne ſind kräftige Negergeſtalten, halb nackt, beſchäftigt, die auf dem Land liegenden Kaffeeſäcke in das Boot zu befördern; gemüthlich fluchend und Schwänke reißend langen ſie ſich gegenſeitig die Laſten zu; zwei andere nehmen mit herkuliſcher Kraft eine 4—5 Centner ſchwere Kiſte auf ihre Schultern und tragen ſie ſchweißtriefend nach dem Zollhaus. Beamte und Commis reden und laufen

dazwiſchen; braune Jungen ſpringen nackt im Waſſer herum, andre ſchieben mit einer rücklaufenden Welle ihr Canoe vom Sande ins Waſſer, in einem Nu ſitzen ſie drin, laſſen ſich von der Welle fort- und wieder zurücktreiben und wiederholen daſſelbe in unermüdlicher Heiterkeit. Links in dem Schatten niedriger Palmen verzehrt ein andrer in Ruhe eine Ananas, die er von der Hökerin unter dem Zelte erhandelt, nahebei kühlen ſich Leute aller Farben unter einem bedeckten Gange, und rings umher füllen unangenehme Düfte von getrockneten Fiſchen und Rindshäuten die ohnedies ſchwüle Atmoſphäre. Weiterhin liegt ein langes Fiſcherboot auf dem Sand, eine Beute herrlicher Seefiſche bringen mehre Mulattenjungen in Gefäße, ein Alter mit breitkrämpigem Hut, kurzen weiten Unterhoſen und Hemd darüber trägt mehre Fiſche an einem Stabe über die Schulter gehängt hinweg, neben ihm trabt im bloßen Hemd, einen Kübel auf dem Kopf, ein kleiner Zambo, deſſen ſchmuzig dunkle Farbe und kurzes krauſes Haar den in der Kreuzung dem Indianer überlegenen Neger verräth, und die Uebrigen richten die Netze wieder ins Zeug. — Das fortwährende Toſen der Brandung bildet gewiſſermaßen den Grundton des durcheinanderklingenden vielſtimmigen Lärmes; das reiche Geberdenſpiel des Negers und die gemächliche Geſchäftigkeit der Arbeitenden erhöhen das Eigenthümliche des Eindrucks. Es bleibt ſelbſt dem Eingebürgerten von Intereſſe, unter dem Schatten des Breterganges dieſem Treiben zuzuſehen.

So anmuthig das an die Felſen angelehnte kleine La Guaira von der See ſich ausnimmt, ſo verſchwindet doch jede Illuſion in der Stadt ſelbſt. Die meiſten Straßen ſind krumm, eng und bergig, das Pflaſter ſchlecht. Die meiſten Häuſer haben blos Parterres, ſonſt ſind ſie einſtöckig, mit Balcon; die hohen Gitterfenſter reichen bis unter das Dach. Die untern Straßen beſtehen faſt nur aus Kaufläden, Werkſtätten, Lagerhäuſern, Comptoirs. Hier drängt ſich das geſchäftliche Leben auf einen engen Raum zuſammen — eine große Annehmlichkeit bei der furchtbaren Hitze. Durch die offne hohe Thür ſieht man Kiſten und Waaren bis in die Tiefe hinter aufgeſchichtet, dazwiſchen oder vorn ſteht das Schreibpult; in Hemdärmeln arbeitet man und geht auch ſo über die Straße. Das Leben iſt ſehr ungenirt. Die Weißen ſind größtentheils Fremde, meiſt Deutſche, dann Engländer, Franzoſen ꝛc.; die Farbigen theils Eingeborne, theils Eingewanderte von den benachbarten Inſeln. Das Geſchäftsleben beginnt 6 Uhr; 9½ Uhr folgt Gabelfrühſtück bis gegen 11 Uhr, Schluß des Comptoirs 4 Uhr; Bad, Toilette; zur Tafel 5 Uhr; darauf Spazierritt oder — Gang am Meeresgeſtade. Die Langweile des Abends ſucht man durch geſelliges Zuſammenſein, Muſik, Kartenſpiel zu vertreiben. Wer nicht eignen Hausſtand hat, frühſtückt und ißt in der Poſada; in einem langen luftigen Saal eine Treppe hoch ſind Gerichte im Ueberfluß aufgetiſcht, nach

Belieben langt man zu; nach Tiſch geht man gern auf den der See zugekehrten Balcon, und ſpäht durch ein gutes Fernrohr nach ankommenden Schiffen. Der Opulenz der Speiſen entſprechend zahlt man für Kaffee, Frühſtück und Mittag nicht weniger als 30 Thaler monatlich. Die fremden Handlungsdiener miethen ſich meiſt zu dritt oder viert ein Häuschen mit drei bis vier Gemächern. Im Salon werden Hängematten ausgeſpannt, Schaukelſtühle ſtehen umher, jeder hat ſeine kleine Bibliothek, Piano oder Guitarre fehlt ſelten. Verſchiedene artige Landsleute ſprechen engliſch. Abends oder Sonntags beſucht man ſich gegenſeitig; das Erſte, was dem Eintretenden angeboten wird, iſt ein Glas Brandy und Waſſer, erſtrer fehlt in keiner Haushaltung. Die Meiſten ſind Theilhaber des Clubs. Dieſer beſteht für alle Nationen, hat ein geräumiges Local und Buffet, Billard, Leſezimmer mit Bibliothek und allerhand europäiſchen Zeitungen, die die allvierzehntägige Poſt bringt.

Die Deutſchen und Engländer bilden weitaus die Mehrzahl der Kaufleute. Die bedeutendſten Häuſer gehören ihnen. Sie unterhalten die Poſtverbindung mit Europa, welche durch einen eleganten Schnellſegler von St. Thomas aus, wo die engliſch-weſtindiſchen Dampfboote landen, bewerkſtelligt wird. Auch haben mehre Häuſer, da die Nationalſchiffahrt höchſt unbedeutend iſt, eine Dampfſchiffahrt zwiſchen den drei Haupthäfen dieſer Küſte ins Leben gerufen, zwiſchen La Guaira, Puerto Cabello und Maracaibo. Puerto-Cabello iſt ein ausgezeichneter Hafen. Es liegt 12—15 Meilen weiter weſtlich ganz flach auf einem Landvorſprung; ſein Name „Haarhafen“ ſoll von der Stille des Gewäſſers kommen, welche die Schiffe ganz ans Land heranläßt und ſie an einem Haar zu befeſtigen verſtattet. Der Verkehr iſt hier nicht viel geringer, als in La Guaira, nur in andrer Weiſe. Das größte Importgeſchäft hat La Guaira, hier ſind die erſten merkantiliſchen Häuſer, Capitalien und Lagerſtätten, häufig mit Zweiggeſchäften in Puerto Cabello. Im Exportgeſchäft dagegen iſt es nur Speditionsplatz, denn die Producte des Innern werden ſchon in Caracas ſortirt, verpackt und verkauft. Umgekehrt Puerto Cabello. Es iſt Stapelplatz der zu exportirenden Producte. Die reichſten Provinzen des Landes, die Thäler von Aragua mit ihrem Mittelpunkt Valencia verſenden dahin ihre Erzeugniſſe, zumal ſeitdem die Spedition durch Dampfſchiffahrt auf dem See von Valencia bedeutend erleichtert iſt. Hier ſind die Lagerhäuſer für die Producte, hier wird der Kaffee erſt ſortirt, die Ballen Indigo oder Baumwolle geöffnet und nach der zweiten Verpackung erſt das Geſchäft abgeſchloſſen. Jeder von den zwei Häfen hat beſtimmte Provinzen, die er mit Importen verſorgt; gewöhnlich legen die Schiffe erſt in La Guaira an und gehen dann nach Puerto Cabello. Endlich Maracaibo liegt ganz iſolirt. Sein Handel, gleichfalls meiſt nur von fremden Häuſern unterhalten, hat bedeutend zugenommen; es dient außer den Provinzen Trujillo und Merida

auch den zumal an Cacao reichen Thälern von Cucuta im öſtlichen Theil Neugranadas als Ausfuhrplatz und führt eben dahin nordamerikaniſche und europäiſche Kunſtproducte ein.

La Guaira und Puerto Cabello ſind aber nicht die einzigen Häfen des kurzen Küſtenſtriches, wo die Cordilleren in der Ausdehnung der Provinzen Carabobo und Caracas hart am Meere aufſteigen. Dieſe reich geſegnete Küſte zählt außerdem gegen zehn Häfen, zwölf Buchten und eine Anzahl trefflicher Ankergründe, mit dem ſchönſten Schiffsbauholz in unmittelbarer Nähe. Nur die zwei erſtgenannten Häfen dienen der Aus- und Einfuhr, die übrigen ſind deshalb von großer Wichtigkeit, weil ſie in der Nähe der Gebirgsthäler, der Sitze des tropiſchen Ackerbaus gelegen, den Productentransport dahin abkürzen und die Weiterbeförderung nach den Haupthäfen erleichtern. Die Milde der Gewäſſer, die ohne Stürme zu kennen das ganze Jahr hindurch von dem immer gleichen ſanft wehenden Nord-Oſtpaſſate beſtrichen werden; der dichte Urwald, der, das immergrüne Kleid der ſchroffen Bergesrücken, ſtumm und ſchweigſam auf das bewegliche Spiel der Meereswogen niederſchaut; die in der Hitze des Sandbodens am Geſtade gedeihenden Palmenwälder mit den nährenden Cocosfrüchten; die dichtbuſchigen Cacaopflanzungen in den Thalgründen und Bergſpalten, über welchen in lieblichen Cascaden ſchäumende Gebirgsbäche herabſtürzen, drücken dieſer impoſanten Küſtenkette mit all dieſen unverſieglichen Segensquellen den Stempel ſtrotzenden Lebens, üppiger Fülle, jugendlicher Vollkraft auf, und die tiefe Bläue des Himmels, die Heiterkeit der Atmoſphäre, der Strahlenglanz der Berge in der feſtlich geſchmückten Landſchaft vereinigen das alles zu einem Geſammtbild, das in würdiger, erhabener Weiſe die Stimmung des ſtaunenden Fremdlings von Norden her vorbereitet zu dem Eintritt in den großen weiten Continent des Südens, welchen die gigantiſchen Formen der Gebirge ſowol als der Vegetation ankündigen. Verlaſſen wir das enge ſchwüle La Guaira, wo bei ausbleibender Seebriſe alles nach Kühlung lechzt, welche die Nacht ſelbſt verſagt, wo in gleichförmigem Wechſel der Geſchäfte und Einförmigkeit des Lebens der Geiſt ſtumpf wird, und der erſchlaffende Körper alle Sorge für ſich in Anſpruch nimmt, beſteigen wir ein rüſtiges Saumthier und ſuchen den Pfad nach den Bergen! Wir vermeiden aber den ſogenannten „neuen Weg“, die weniger anziehende, ſeit 1842 angelegte Fahrſtraße. Noch bleiben uns drei Reitwege: zunächſt der ſogenannte „alte Weg“, den die Spanier gebaut haben. In zahlreichen Windungen ſchlängelt er ſich bald zwiſchen Felſen, bald am Saume jäher Abgründe nach den Höhen hinan und das aufgeriſſene Pflaſter, auf dem die Hufe der Pferde und Eſel viel leiden, gibt Zeugniß, wie die trefflichen Arbeiten der Spanier unter den Händen der jungen Republik in Verfall gerathen ſind. In der That, ſchon im Vorhofe des Landes kündigt ſich mit betrübender Wahrheit

der Schlendrian einer ſchlaffen Verwaltung an. Eine öde Ruine ſeit dreißig Jahren ſchaut das Fort von La Guaira, einige hundert Fuß über der Stadt, nach der weiten See hinaus und wahrt nur noch die Signalſtange, welche ankommende Schiffe anzeigt. Im Zollhaus herrſcht polniſche Wirthſchaft. Selbſt energiſche Klagen der Kaufleute vermögen beim Gouvernement nicht einen geordneten Geſchäftsgang und prompten Dienſt durchzuſetzen. Und wer ſich überzeugen will, wie bei Mangel an Pflege das Beſte verwildert, reite nur auf dem alten Wege nach Caracas. In breiten tiefen Waſſerrinnen querüber zeichnen Regengüſſe ihre Spur; ganz weggeſpült ſind hier und da die Pflaſterſteine. Aengſtlich das Ausrutſchen auf dem ſchlüpfrigen Boden vermeidend, trägt das ſchweißtriefende Roß ſeinen Reiter, vorſichtig meidet das herabkommende Laſtthier einzelne umherliegende ſpitzige Steine, Schritt vor Schritt bemißt es genau, um ſicher aufzutreten, die Weite des Ganges und trippelt bei ſteileren Stellen mit eingezogenen Hinterbeinen langſam herunter, bald links ſich wendend, bald rechts ſich beſſere Fährte ſuchend und ermüdet weit ſchneller in dem Gefühl beengter Scheu vor einem Fehltritt auf dem unebnen Wege, als unter dem Drucke der ſchwankenden Laſt. Und dabei fühlt es noch häufig genug den harten Stab des Maulthiertreibers, der in munterem Geſpräche mit ſeinen Kameraden hinterdrein trollt und ſich ſeiner Eſel nur erinnert, um auf zurückbleibende zu ſchlagen und auf alle zu fluchen.

Die Steigung des Weges beginnt erſt in Maiquetia, einem Dorfe eine Viertelſtunde weſtlich von La Guaira. Faſt netzt der Schaum der Brandung den Wanderer, zu deſſen Linker Hütten mit einfacher Thüröffnung, ohne Fenſter, dem Meere zugekehrt ſtehen. Kinder treiben ſich mit Kugeln ſpielend herum, nackt wie ſie der Herr erſchaffen, farbige Frauen mit ſchlecht verhüllter Bruſt tragen ihre Kleinen rittlings auf der Hüfte, ſo daß die Beinchen ſich ſpreizen, und gruppiren ſich auf ebner Erde vor dem Hauſe zu traulichem Schwatzen. Der Ort ſelbſt iſt nett und anſtändig, zählt recht anſehnliche Häuſer nebſt einer neuen ſchmucken Kirche und genießt wegen freierer Lage mehr von der kühlenden Seebriſe. Rechts auf dem Landvorſprunge, der ſich bis zu dem nahen weißgrauen Felſen des Cap Blanco ausdehnt, wiegen ſich die Wipfel ſchlanker Cocospalmen, die urwüchſig ſchief aus dem Boden entſproſſen ſich zu einem Wäldchen gruppiren und der Landſchaft echt tropiſchen Anſtrich geben. Links verſteckt ſich nach hinten zwiſchen den Hitze ausſtrahlenden dürren Felſen eine liebliche Thalſchlucht; eine üppige Vegetation, kräftige Bäume und dichtes Gebüſch verrathen dort einen Gebirgsbach, der unter ihrem Schatten bald wild rauſchend, bald anmuthig plätſchernd ſich dahin ſchlängelt. In dieſem klaren kühlen Waſſer und zwiſchen glatt geſpülten Felsſtücken im Schatten der ineinanderverſchlungenen Laubkronen unter heimlicher Stille dieſer großen Natur ſich einſam zu baden, iſt in dieſem Klima wahre Götterluſt.

Die Region des Cactus iſt es zuerſt, die uns empfängt, wenn wir auf einem der drei Wege von Caracas reiten, von denen nächſt dem eben genannten breiteren der eine nur ein ſchmaler ſteiler Pfad iſt, der Indianerſteg genannt, der andere und längſte in gleicher Steile über den 6000 F. hohen Galipan führt. Die Glut der Sonne laſtet mit aller Macht auf dieſen unterſten Felsrücken und gibt der Vegetation einen kahlen trocknen Anſtrich. Hoch aufſtrebende Cactusſäulen ſtehen gruppenweiſe umher in eintöniger Stimmung und Farbe, untermengt mit andern Gewächſen, die einen dürren Boden lieben. Wir befinden uns in dem heißen Strich der tierra caliente der heißen Zone. Die Temperatur am Meeresufer beträgt im Durchſchnitt 26° R. Sehr allmälig vermindert ſie ſich nach den Höhen hin. Doch wechſelt ſie nach örtlichen Einflüſſen, und mit ihr auch die Vegetation. Fahl und eintönig, ſelbſt dürftig ſtellt ſie ſich dar, wo wegen offner und freier Lage die Glut der Sonne von früh bis ſpät thätig iſt und die von den Felſen ausſtrahlende Hitze die Feuchtigkeit der Wolken ſchnell abſorbirt. Da ſchützt kein Laubdach den Reiter und der ſteinige trocknE Boden glüht unter den Huftritten des Thieres. Wo aber die allezeit erfriſchende Seebriſe Zugang hat, da iſt das Klima friſcher, die Pflanzenwelt belebter, und in Klüften und Schluchten, wo Gebirgswaſſer ſprudeln und die Sonne nur wenige Stunden eindringt, da ziehen ſich in Schlangenlinien aufſteigend grüne Laubgewölbe längs des verborgenen Baches hin und kräftige Stämme entwachſen dem feuchten Boden.

Mit Luſt fühlt ſich der Wandrer nach einer Steigung von weniger denn 2000 F. von milderen Lüften umfächelt, doch iſt der Uebergang nicht ſo fühlbar, als wenn er aus den kühlen Gebirgsregionen nach dem Meere herabſteigt. Die Vegetation wird mannigfaltiger, die Farben friſcher, der Wuchs großartiger, reicher und üppiger. Aus der Tiefe des Abhanges, an dem er hinreitet, ragen mächtige Bäume mit dichten Laubkronen herauf, welche ihn beſchatten und die Ausſicht ſperren. In fröhlichem Grün umſchwanken ihn leichte ſchlanke Halme zarter Gräſer und den Saum des Weges zieren in der Luft ſchwebende ſaftſtrotzende Lauben — das neckiſche Kinderſpiel lieblicher Schmarotzerpflanzen, die in flüchtigem Wuchs ſich geſchwiſterlich umwinden und von Baum zu Baum dicht ſich verweben, ihren Schmuck zu erhöhen und zu verdunkeln denjenigen der ihnen als Träger dienenden Bäume. Koſtbare Blumen mit allem Farbenſchmelz, deſſen die Natur fähig iſt, prangen mitten im grünen Laube, und gleich Strängen und Schnuren ſchaukeln die Endfäden im Winde einher. Aber noch mehr betrifft den Wanderer der Anblick hoher kräftiger Rieſenſtämme, um deren Peripherie ſich ſchwächere Stämme förmlich hinanwinden — wie es ſcheint, ein Baum umſchlungen vom Baume. Aber in Wahrheit ſind es Lianen, mit baumähnlicher Rinde und Stärke, von jenem gefährlichen

Paraſitengeſchlecht, das ohne eigne ſelbſtſtändige Triebkraft auf Koſten andrer ſein Leben friſtet. In verrätheriſcher Umarmung winden ſie ſich um den unteren Theil des Stammes, erreichen gierig die Zweige und ſtreben von Aſt zu Aſt ſchief in die Höhe, alſo daß ſie ſich dem Blicke entziehen, und ſenden ſchwächere Triebe wieder nach unten, die ſteif und ſtarr quer durcheinanderhängen. Der Kampf würde gar nicht ſo ernſthaft ſcheinen, ſtarrten nicht an einzelnen Stellen Baumſtümpfe mit entblätterten Aeſten, Geſpenſtern gleich, kahl in die Wildniß hinaus. — Nur langſam ſetzt hier der Fremdling ſeinen Weg fort, ſeine Aufmerkſamkeit wird allenthalben gefeſſelt, er fühlt ſich in einer neuen ſchönen Welt, und ſeine Stimmung erhöht der Zauber, welchen der tiefblaue Himmel, durch das in der Sonne goldblitzende Laub hindurch ſichtbar, hervorbringt. Und nähert er ſich erſt in der Tiefe der Schlucht einer Cascade, deren oberſte Waſſerſchicht von der Frühſonne beſchienen, „gleich Diamantenfunken blitzt“ (Worte der Bewunderung von einem einfachen treuherzigen Bergbewohner, der uns auf einem Ausfluge als Führer diente), ſo erſchließen ſich auf einmal alle die geheimſten Reize einer tropiſchen Halbwildniß. Unter dem Zuſammenwirken aller Bedingungen größtmöglicher Fruchtbarkeit entfaltet ſich dort das Kleid der Natur in allen Farben und Tinten, in allen Formen von der zarten Mimoſe bis zum ſeidenartigen Rieſenblatt des ſegensreichen Piſang. Hier ruht er im Schatten eines immer noch jugendkräftigen Veteranen, geſtützt auf einen Felſen am Rande des Waſſers, in deſſen Klarheit die Farbenpracht der Pflanzen ſich ſpiegelt, und horcht dem Rauſchen des Sturzes und lauſcht dem Geſchwirr der lebensfrohen Inſekten, indeß ſein ermattetes Thier ſich an der friſchen Quelle labt. Wunderbar ſchöne und große Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, und fremdartige Käfer mit tauſendfach ſchillernden Flügeldecken nähren ſich mit Behagen an ſaftreichen Blättern. Nichts ſtört die Harmonie ſeiner Empfindung, eine tiefe lautloſe Stille umgibt ihn, und in ſtummem Entzücken weilt ſein Auge auf der engen und doch ſo unerſchöpflich reichen Naturſcene.

Voll von dieſen Eindrücken, ſetzt er den Fuß wieder in den Steigbügel, unmerklich hat er ſchon mehr denn 3000 F. Höhe erreicht, der beſchattete Pfad führt ihn immer in Windungen weiter hinan, kühlende Nebelwolken, die flüchtig vorüberziehn, umfangen ihn auf kurze Momente — da auf einmal ſieht er ſich aus dem Waldesdunkel in den hellen Schein des Tages verſetzt, und dem erſtaunten Blicke öffnet ſich das weite, weite Meer, deſſen Wellenſchlag ihm die ſchäumende Brandung verräth; geblähte Segel führen ſeinen Geiſt wieder hinaus in die Ferne, von wannen er gekommen, und in ſtolzem Bewußtſein ſagt er ſich: Du biſt in der That auf dem feſten Boden der neuen Welt. Sein Blick verfolgt die Buchtenkrümmungen des Meeres, als kleine Häuſergruppen erſcheinen ihm La Guaira und

Maiquetia, aus der flimmernden Atmoſphäre der Küſte ahnt er die Schwüle des Geſtades, der er ſich glücklich enthoben weiß, und zu ſeinen Füßen ziehen Wolken, die in fortwährend ſich wandelnder Geſtalt bald plötzlich verſchwinden in ſchnellem Zerſetzungsproceß, bald zu dichten Ballen ſich zuſammenziehn. Zu beiden Seiten erheben ſich jenſeit ſchroffer Abgründe wellenförmig grüne Bergrücken und lenken ſeinen Blick wieder zu den waldigen Höhen, die er noch vor ſich hat. An einzelnen Stellen iſt die Waldung ziemlich gelichtet, die Bäume ſind gefällt, und der Boden trägt hie und da Spuren von Feuer an ſich, das man zur Urbarmachung angewendet hat. Auf dem „alten Wege", dem gewöhnlichen Reitwege und der immer noch benutzten Communicationsſtraße für Waaren, kann der Reiſende ſich und ſein Thier erquicken in einer Hütte unterhalb der von Humboldt beſuchten Venta. Aber auf dem Indianerſteig erfriſcht ihn höchſtens der Trunk, den ihm einer von jenen gefälligen Bergbewohnern reicht, die mit geringen Bedürfniſſen zufrieden und harmlos unter ihren Familien leben. Eine einfache Hütte mit Piſangblättern gedeckt iſt ihre Wohnung. Zerſtreut umher liegend zeigen ſich mehre ſolcher Ranchos, oft auf ſteilen Abhängen. Das vorgeſtreckte Dach, auf Holzpfoſten ruhend, ſpendet Schatten; einige große Steine dienen als Herd, und eine beſcheidene Pflanzung von Gemüſen und Piſang umgibt das Häuschen. Dies und ein paar Eſel nebſt Federvieh ſind der ganze Reichthum dieſer Glücklichen, und doch ſpenden ſie gern dem Fremdling von ihrer geringen Habe.

Schon empfangen den Reiſenden kleine Kaffeepflanzungen, die in Gebirgshöhe von mehr denn 4000 F. an freier Sonne gedeihen, ohne des ſchirmenden Schattens des hohen Bucare zu bedürfen; und ſelbſt mehr denn 5000 F. hoch bewundert er Palmenwälder, die mit andern Bäumen untermiſcht dieſe überragen und frei und luftig ihre ſtolzen Kronen zur Schau tragen. So iſt der Wanderer aus der heißen Zone in die gemäßigte eingetreten, die ſchon unter 2000 F. beginnt, und hat ſie beinahe bis zu ihrer oberen Grenze durchſchritten. Die Milde der Mittagswärme läßt ihn auf nicht zu kühle Nächte ſchließen, europäiſche Gemüſe und ein einzelnes Nadelholz, das er zu ſeiner Ueberraſchung hier entdeckt, laſſen ihn ahnen, daß ſo geſunde Luft, ſo gleichförmige Atmoſphäre und ſo ergiebiger Boden die wahre Segensſtätte für den nordiſchen Anſiedler iſt.

Und ſo hat er, auf der Höhe angelangt, ſchon im Vorhof dieſes großen Landes, gleichſam compendiariſch die Oberfläche deſſelben, bis auf die ſüdlich jenſeit des Gebirges gelegenen Ebenen des Orinoco mit ihren reichen Viehweiden, überſchaut, ſeinen Charakter in großen allgemeinen Zügen erkannt, und rüſtet ſich, ſeinen Schritt abwärts zu lenken. Aber auf günſtigem freigelegenen Punkte macht er noch einmal Halt: da ſteht er und erblickt ſich auf freiem Gebirgsſcheitel, von reinen, ätherklaren Lüften umweht, die ſeine

Bruſt heben und ſeine Seele erquicken, mitten in tropiſcher Zone, unter einem blauen ſüdlichen Himmel, wo die Sonne hoch ſteht im Zenith; die Feſſeln irdiſcher Kleinlichkeit entfallen ihm, er empfindet groß und tief. In gehobener Stimmung ſchaut er noch einmal zurück: unter ihm breitet ſich das weite Antillenmeer, das Meer des Columbus aus. Große geſchichtliche Erinnerungen tauchen im Grunde ſeiner Seele auf — und im Geſammtgefühl deſſen, was ſeine mehrſtündige Wanderung ihm erſchloſſen, mehr noch deſſen, was ſie ihm von dieſem reichen Lande hat vorahnen laſſen, wendet er ſeinen Blick nach vorn — und welch ein Anblick öffnet ſich ihm da: zu ſeinen Füßen tief unten quervor ein lachendes Thal, am weſtlichen Ende von großen Häuſermaſſen beſetzt, es iſt die Hauptſtadt Venezuelas, Caracas und jenſeits hintereinander ſich aufthürmende Bergketten, theils kahl, theils mit Vegetation, in maſſenhaften Formen, mit wellenförmigen Fronten und rundlichen Granitkuppeln. Der erſtaunte Blick ſchweift nach allen Seiten weithin über einen beträchtlichen Theil des Binnenlandes, ein Lichtmeer ergießt ſich über die Landſchaft, die erhobenen Stellen glühen im Schein der ſich neigenden Sonne, kühle blaue Schatten unterbrechen ſie in den Vertiefungen, und unſagbar ſchön umfängt die majeſtätiſchen Berggipfel ringsumher die feuchte Klarheit des blauen Horizontes, in deſſen Tiefen das trunkene Auge ſich nimmer ſatt zu ſehen vermag.

Dies iſt der Gruß, mit dem die Natur den europäiſchen Ankömmling bewillkommt. Glücklich der Sohn des Nordens, der, nach den Paradieſen des Südens einen empfänglichen Sinn, ein offenes Herz mitbringt. Ungekannte Reize weihen ihn zum Genuß einer höhern, ſchönern, jungfräulichen Natur, die in ewig neuem Gewand lebenathmend in tauſend Sprachen zu ihm redet und ihn im Geiſte das Jugendalter der Menſchheit nachfühlen läßt, zu deſſen Ahnung die blos traditionelle Idee ihn nie aufzuſchwingen vermocht hat.

Der franzöſiſch-portugieſiſche Streit.

Das Benehmen der franzöſiſchen Regierung in dem Streit mit Portugal über die Aufbringung des Charles Georges hat die allgemeinſte Entrüſtung hervorgerufen; man ſieht in dem Zwang, den die Großmacht einem kleinen Staat anthut, einen Act brutaler Gewalt, wo das stat pro ratione voluntas ſeine volle Anwendung findet. Wir ſind nicht geneigt, das Verfahren der kaiſerlichen Regierung in Schutz zu nehmen. Wie auch die Streitfrage liegen mag, die Behandlung derſelben iſt un-

verantwortlich und die haſtige Entſchiedenheit, mit der jede Vermittlung einer dritten unbetheiligten Macht abgelehnt wurde, zeugt nicht für reines Gewiſſen. Man wird nach dieſem Beleg ungefähr wiſſen, was man von dem Amphiktyonengericht zu halten hat, das Graf Walewski auf dem pariſer Congreß angeblich im Intereſſe des Friedens und der Humanität vorſchlug; der Einwand, daß die Ehre Frankreichs im Spiele ſei und deshalb kein Schiedsgericht angenommen werden könne, iſt offenbar windig; denn bei welcher internationalen Differenz iſt die Ehre der Staaten nicht mehr oder weniger im Spiel? Iſt dies alſo nur ein Vorwand, höchſtens für das Publicum der franzöſiſchen Soldpreſſe gut genug, ſo muß ein anderer Grund da ſein, weshalb die kaiſerliche Regierung ſich ſcheute, die Frage vor das Licht eines Schiedsgerichtes ziehen zu laſſen, und dieſer Grund iſt, daß die ſogenannte Anwerbung freier Schwarzen für die Colonien ganz einfach der Wiederanfang des Sklavenhandels iſt. Der Fall des Charles Georges iſt dem der Regina Coeli vollkommen analog, man bedeckt die Sache mit einem euphemiſtiſchen Namen, grade ſo wie die ſüdlichen Plantagenbeſitzer der Vereinigten Staaten von einer afrikaniſchen Einwanderung ſprechen, während Jeder weiß, daß damit Kauf und Verkauf der Schwarzen gemeint iſt. Wir wollen dieſe Verhältniſſe weiter unten etwas näher beleuchten und zuerſt ſuchen uns über den ſpeciellen Fall des Charles Georges klar zu werden. Sehen wir von der gewaltthätigen Art, womit die franzöſiſche Regierung die Sache behandelte, ab, geben wir ihr ſchlechtes Gewiſſen zu und nehmen an, das Schiff ſei ein Sklavenfahrer geweſen, war die portugieſiſche Regierung berechtigt, daſſelbe wegzunehmen? Zu unſerm Bedauern können wir vom völkerrechtlichen Standpunkt die Frage nicht ſo unbedingt bejahen, wie es in der engliſchen und deutſchen Preſſe geſchieht. Die Aufbringung eines fremden Privatſchiffes und die Verurtheilung durch einheimiſche Gerichte iſt in Friedenszeiten nur in einem Fall erlaubt, wenn nämlich das Schiff ſich im Frieden eines Actes ſchuldig gemacht hat, der nur im Kriegszuſtand gerechtfertigt iſt, ſolche Acte, die im Kriege für Kaper nicht völkerrechtswidrig gelten, ſind im Frieden Seeraub. Daß dieſer Fall nicht beim Charles Georges vorlag, iſt klar. Nun hat man aber durch Verträge gewiſſe völkerrechtliche Contraventionen dem Seeraub gleichgeſtellt, es war dies eine unglückliche Idee, da die Aſſimilirung zweier verſchiedenartiger Sachen immer Verwirrung hervorbringt. Jedenfalls ſind ſolche Acte nur kraft ſpecieller Verträge in dieſer Weiſe zu beſtrafen, nicht kraft allgemein völkerrechtlicher Satzung, und alſo die Strafandrohung nur von den Staaten und gegen die Unterthanen derjenigen Staaten, welche jene Verträge geſchloſſen haben, in Anwendung zu bringen. Zu dieſen Acten, welche durch gewiſſe Verträge dem Seeraub gleichgeſtellt ſind, gehört der Sklavenhandel, aber eben nur in ſpeciellen Fällen. Der bedeutendſte iſt der Quadrupelvertrag zwiſchen Oeſtreich, England, Preußen, Rußland vom 20. Decbr. 1841, der in ſeinem erſten Artikel ſagt: „Ihre Majeſtäten machen ſich verbindlich, allen Sklavenhandel zu verbieten und ſolchen Handel als Seeraub zu erklären." Der deutſche Bund trat dem durch Beſchluß vom 13. Juni 1845 bei. Aber ein ſolcher Vertrag beſteht nicht zwiſchen Frankreich und Portugal, der franzöſiſche Geſandte hatte jenen Quadrupelvertrag gleichfalls unterzeichnet, aber ſeine Regierung ratificirte denſelben nicht, Portugal aber lehnte dieſe ausdrückliche Gleichſtellung des Sklavenhandels mit dem Seeraub in den Verhandlungen ab, welche zum Vertrag mit England zur

Unterdrückung jenes Handels führten (3. Juli 1842); Lord Palmerſton brachte darauf einſeitig eine Bill ein, welche die engliſche Regierung ermächtigen ſollte, portugieſiſche Schiffe, die verdächtig, auf hoher See anzuhalten, zu durchſuchen und durch engliſche Gerichte abzuurtheilen. Sie ging durch das Unterhaus, ward aber von den Lords verworfen, gegen Braſilien dagegen ſetzte Lord Aberdeen ein derartiges Geſetz durch, das überall verdammt wurde. Nach allen Verträgen, die Portugal über den Sklavenhandel geſchloſſen, iſt derſelbe ein verbotnes und höchſt ſtrafbares Verbrechen, der Vertrag mit Englaud geht einen Schritt weiter und erklärt, daß die abſcheuliche und ſeeräuberiſche Praxis (usage infame et propre à la piraterie) die Eingebornen Afrikas über See zu führen, um ſie der Sklaverei zu überliefern, immer ein ſtreng verbotenes Verbrechen ſein ſolle, aber jene einfache und ausdrückliche Gleichſtellung mit dem Seeraub, wie ſie der Quadrupelvertrag enthält, findet ſich nicht. Worauf es aber hier vor allem ankommt, zwiſchen Frankreich und Portugal beſteht kein Vertrag, der die reſpectiven Sklavenſchiffe als Seeräuber durch Kreuzer aufzubringen erlaubte. Die Times verwirrt daher ihre Leſer, wenn ſie ſagt: „Wir hatten immer gedacht, daß der Sklavenfahrer dem Seeräuber gleich ſei — gute Priſe, wo immer man ihn aufbringen kann.“ Nicht das allgemeine Völkerrecht, ſondern die Verträge geſtatten dies, welche namentlich auch erſt gegenſeitig das Recht der Durchſuchung feſtſtellen müſſen. Mag man daher über das Treiben des Charles Georges denken, wie man will, mochte die portugieſiſche Behörde in Mozambique vollkommen Recht haben, das Schiff für einen Sklavenfahrer anzuſehen, die ſofortige Confiscation war nicht gerechtfertigt. Wenn keine vertragsmäßigen ſpeciellen Beſtimmungen mit Frankreich vorlagen, ſo mußte ſie nach Analogie des engliſchen Vertrages handeln, der für ſolchen Fall das Richteramt einer gemiſchten Commiſſion und nicht den eignen Gerichten zuweiſt. Freilich gibt die würdig und anſtändig gehaltene portugieſiſche Erklärung im Diario de Goberno (24. Octbr.) als erſten Grund der Aufbringung an, daß das Schiff an der Inſel Quitengonia in der den ausländiſchen Kauffahrern unterſagten Bai von Conducia, vor Anker gefunden wurde. Aber das Schiff, welches für den Eintritt in verbotene Gewäſſer ſtrafbar ſein mag, wird deshalb doch noch nicht grade einfach confiscirt werden können, zumal der Grund jenes Verbotes offenbar iſt, daß an der Küſte von Conducia leicht Sklavenhandel getrieben werden kann. Auch gibt der Artikel des Diario als zweiten Grund an, daß der Charles Georges 110 Neger an Bord hatte, welche erklärten, mit Gewalt eingeſchifft zu ſein, und da es Gegenſtände bei ſich führte, die als Anzeichen des in den Geſetzen unterſagten Sklavenhandels zu betrachten ſind. Das Schiff ward demnächſt wegen Uebertretung der Zollverordnung und wegen Ankaufs von Sklaven verurtheilt. Nach dieſem Sachverhalt konnte bei den beſtehenden Verträgen das Schiff nur angehalten und den franzöſiſchen Behörden übergeben werden, damit es von franzöſiſchen Gerichten abgeurtheilt werde. Wir bedauern, daß Portugal dies überſehen und dadurch ſeine im Grunde ſo gute Sache geſchwächt hat. Der Artikel des Moniteur, welcher die franzöſiſche Regierung rechtfertigt, iſt darum freilich nicht weniger ſophiſtiſch. Der Moniteur kann dieſen Unterſchied von Seeraub und Sklaverei natürlich nicht betonen, weil er damit zugäbe, daß der Charles Georges, der einen Delegirten der Regierung an Bord hatte, ein Sklavenfahrer geweſen. Er beſchränkt ſich auf den Verſuch, zu be-

Digitized by Google

weiſen, daß dies nicht der Fall geweſen, was wir dennoch glauben müſſen, und vertheidigt das ſpätere diplomatiſche Auftreten gegen Portugal, das wir unverantwortlich nennen müſſen. Abgeſehen von jenem erſten Fehler iſt das Benehmen des liſſaboner Cabinets durchaus würdig geweſen, es ſchlug, als England zögerte, ihm Unterſtützung zu gewähren, das einzige Verfahren ein, das für einen kleinen aber unabhängigen Staat möglich war. Es wandte ſich, eingedenk des Protokolls vom 14. April, wo Frankreich ſelbſt die Vermittelung durch dritte Staaten vorgeſchlagen, an die britiſche Regierung und bat ſie, eine ſolche Vermittelung bei Frankreich zu befürworten. Dies geſchah, das pariſer Cabinet aber lehnte ab und drohte, die diplomatiſchen und conſulariſchen Beziehungen ſofort abzubrechen und den Tajo zu blockiren. Der Uebermacht gegenüber mußte Portugal weichen und erklärte 1) da die portugieſiſche Regierung ſich außer Stand ſieht, der Gewalt Frankreichs Widerſtand zu leiſten, ſo gibt ſie das Schiff heraus; 2) nachdem die franzöſiſche Regierung die ſchiedsgerichtliche Entſcheidung einer dritten Macht über die Rechtsfrage verwirft, lehnt die portugieſiſche auch das Schiedsgericht über die Entſchädigung ab; 3) die franzöſiſche Regierung möge nun ihre Rechnung einreichen, ſie wird ſofort bezahlt werden. Das iſt es, was die franzöſiſche officielle Preſſe nennt, Portugal habe ſein Unrecht eingeſehen. Grade das Gegentheil iſt der Fall. Portugal läßt der Sache den rein thatſächlichen gewaltthätigen Charakter durch dieſe Erklärung und mag Frankreich auch freiwillig ſeine Forderung von 400,000 auf 40,000 Fr. Herabſetzen, es gilt vor der Welt doch als erpreßtes Geld. — Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß es ungeſchickt war, dieſen Fall mit dem des Cagliari zu vergleichen, bei letzterem lag das vom König von Neapel behauptete Unrecht nicht vor; hätte es aber vorgelegen, ſo wäre das Schiff mit Recht confiscirt, beim Charles Georges lag das Unrecht des Sklavenhandels ſo gut wie offen vor, aber dies Unrecht ermächtigte nicht zur Wegnahme.

Daß aber jene Operationen, welchen ſich jetzt franzöſiſche Schiffe mit Unterſtützung der Regierung widmen, und jene Einwanderung freier Neger in die weſtindiſch-franzöſiſchen Colonien nur verdeckter Sklavenhandel ſind, iſt uns unzweifelhaft. Die franzöſiſche Regierung hat in dieſem Fall wie bei der Regina Coeli die größte Entrüſtung gezeigt, daß man ihr eine Begünſtigung derartiger Verdrehung der Verträge zutraut; wenn ihr Gewiſſen aber ſo rein war, weshalb hat ſie die Karten nicht auf den Tiſch gelegt und durch das Licht der Oeffentlichkeit die Tadelloſigkeit der von ihr begünſtigten Operationen bewieſen? Die Engländer, früher die größten Sklavenhändler, ſpäter die eifrigſten Verfolger des Handels, haben zuerſt eine Einführung freier Schwarzen in ihre weſtindiſchen Colonien verſucht, wir wollen es dahin geſtellt ſein laſſen, ob ſie erſt dann abgeſtanden, als ſie ſahen, daß die Franzoſen erfolgreicher in ihren Anwerbungen waren. Betrachten wir nur, wie letztere zu Werke gehen. Die Regierung ſchließt mit gewiſſen großen Handlungshäuſern einen Contract ab, wonach ſie pro Kopf eine beſtimmte Prämie zahlt, danach iſt die Sache alſo ein Geſchäft, wobei der, dem die Prämie in Ausſicht geſtellt iſt, ſuchen muß, den höchſtmöglichen Gewinn zu machen. Wie findet nun aber die freie Anwerbung ſtatt? Dadurch, daß die Schiffe jener Handlungshäuſer einen Vertrag mit afrikaniſchen Stammhäuptlingen ſchließen, ihnen eine beſtimmte Zahl Neger zu liefern. Dieſe Häuptlinge ſind alſo ihrerſeits wieder intereſſirt, mög-

lichſt viele liefern zu können, glaubt man etwa, daß ſie die Neger fragen werden, ob ſie wollen oder nicht? Die Erfahrung hat gezeigt, daß jene ſchauderhaften Menſchenjagden, welche, als der Sklavenhandel blühte, an der Tagesordnung waren, wieder angefangen haben — wer will die Freiwilligkeit der Anwerbung controliren? wird man dem Delegirten glauben, der Intereſſe vor allen daran hat, daß das Geſchäft zu Stande kommt? Beim Charles Georges erklärten alle Neger, mit Gewalt auf das Schiff geſchleppt zu ſein. In den franzöſiſchen Vorſchriften mag auf dem Papier alles ſehr in der Ordnung ſein, in der Wirklichkeit iſt es anders, die Schwarzen mögen, wenn ſie erſt in den Colonien angekommen ſind, beſſer als Sklaven behandelt werden; die Art, wie ſie dorthin gebracht werden, iſt nicht beſſer als offener Sklavenhandel.

Von der preußiſchen Grenze.

Die Wahlen in den größeren Städten, die einzigen, die wir bis jetzt überſehn können, ſind, wie man vorausſehn konnte, überwiegend liberal ausgefallen; gelang es doch ſchon vor drei Jahren dem vorigen Miniſterium nur durch das Aufgebot aller erdenklichen Mittel, hier ſeinen Candidaten einige Geltung zu verſchaffen. Das Reſultat auf dem platten Lande bleibt zweifelhafter, da ſich bei der Vereinzelung der Gemeinden die veränderte Luftſtrömung nicht ſo ſchnell mittheilen läßt, und da es für die Landleute und Bewohner der kleineren Städte ſchwieriger ſein wird, auszumitteln, wer die Regierung iſt und was ſie will. Die reactionären Beamten haben alles aufgeboten, die Sache ſo darzuſtellen, als habe man es noch mit der alten Verwaltung zu thun und als beſtehe die wahre Loyalität der Preußen noch immer darin, den Herrn v. Weſtphalen und den geheimen Regierungsrath Hahn für die beſten Staatsmänner der Monarchie zu halten. Das merkwürdigſte Actenſtück in dieſer Beziehung iſt das Circular des *Grafen Kraſſow* in Stralſund; es wird ein ewig denkwürdiges Zeugniß dafür bleiben, daß mit der Veränderung des Miniſteriums noch lange nicht alles gethan iſt, um die Verwaltung wirklich zu ändern.

Dieſer Umſtand muß bei den eigentlichen Wahlen, die in der nächſten Woche bevorſtehn, die Wahlmänner darauf aufmerkſam machen, daß ihr Geſchäft noch immer kein leichtes iſt, daß, wenn ſie wirklich dem Miniſterium zu Hilfe kommen wollen, ſie ſich nicht mit bloßen „miniſteriellen“ d. h. gutgeſinnten Wahlen begnügen dürfen. Wir halten das Stichwort „*miniſteriell*“ für ein recht unglückliches. Das Miniſterium iſt bis jetzt nur ein Miniſterium des Wunſches und der Hoffnung. Die Namen ſeiner Mitglieder laſſen vorausſetzen, daß es die Verwaltung beſſer führen wird als ſeine Vorgänger, aber eine beſtimmte Phyſiognomie hat es noch nicht. Ueber ſeine Maximen und Entwürfe hat es ſich noch nicht ausgeſprochen und für ſeine Energie iſt es vorläufig kein ſchlagendes Zeugniß, daß hohe Staatsbeamte es wagen dürfen, angeblich im Namen der Regierung die Wähler gegen die vorausſichtlichen Ideen des neuen Miniſteriums aufzuregen. Die Wähler haben hier keinen

feſten Halt, es iſt daher beſſer ſich auf eigne Füße zu ſtellen; und ſtatt den Deputirten die Verpflichtung aufzulegen, immer mit dem Miniſterium zu gehn, von welchem man doch noch nicht weiß, wohin es geht, iſt es zweckmäßiger, von ihnen eine poſitive Erklärung zu begehren über den Inhalt und Umfang der Reformen, die ſie für nöthig halten.

Wahrſcheinlich waltet bei dieſem Stichwort „miniſteriell“ ein Mißverſtändniß ob: man meint damit nicht Anhänglichkeit an das Miniſterium, das ſich erſt zu bewähren hat, ſondern Anhänglichkeit an den Regenten, deſſen edle, ebenſo beſonnen als entſchieden durchgeführte Beſchlüſſe den allgemeinen Jubel des Volks hervorgerufen haben. Aber dieſe Anhänglichkeit und dieſe Verehrung bewährt man nicht dadurch, daß man in echt franzöſiſcher Weiſe eine Herde zuſammentreibt, die entſchloſſen iſt, im voraus alles gut zu heißen, was ſeine Rathgeber für gut finden, ſondern dadurch, daß man ſelbſtſtändige, einſichtsvolle und charakterfeſte Männer wählt, welche die Einſicht ſeiner Räthe heilſam ergänzen.

Es iſt ein häufig mißverſtandener Spruch, den aber jeder echt monarchiſch geſinnte Bürger ſich immer vor Augen halten muß: le roi regne mais il ne gouverne pas. Der Servilismus hat darin ein Attentat gegen das Königthum von Gottes Gnaden finden wollen, aber der Abſcheu wird gelinder werden, wenn man den Satz etwa ſo ins Deutſche überſetzt: der König regiert, aber er adminiſtrirt nicht, d. h. er gibt die allgemeinen Grundſätze an und wählt diejenigen Männer, denen er die beſte Einſicht und den beſten Willen zutraut, zu den Leitern der Verwaltung, er ſorgt auch für eine Controle derſelben, aber er miſcht ſich nicht in die Details der Verwaltung ein, weil es nicht möglich iſt, es folgerichtig zu thun. Friedrich der Große, eine Kraft, wie ſie in Jahrhunderten kaum einmal auftaucht, hat es unter viel einfachern Verhältniſſen wirklich verſucht, aber es wird unter allen Parteien wol nur eine Stimme darüber ſein, daß es für den unmittelbaren Vortheil des Staats und namentlich für ſeine Zukunft ſegensreicher geweſen wäre, wenn er ſich darin mehr beſchränkt hätte. Die früher von ihm ausſchließlich geleitete koloſſale Maſchine ging dann ihren eignen Gang fort, und in ſpäterer Zeit erlebte man das wunderliche Schauſpiel, daß in der Regel alles nach der bloßen Routine ging, daß aber dann durch ein perſönliches Eingreifen, bald in dieſem bald in jenem Fach die Geſchäfte aufgehalten oder gar verwirrt wurden. Die Maſchine iſt nach allen Seiten hin unpopulär geworden, aber man konnte ſie nicht entbehren, und ſo hat man denn in den letzten Jahren das Mittel angewandt, die Routine durch die Tendenz zu erſetzen, und indem man die alten Hebel beibehielt, ſie den Händen der Partei anzuvertrauen. Wir hatten zuletzt eine Parteiregierung im „conſtitutionellſten“ Sinn des Worts, und dieſe Regierung wußte auch einen Landtag ihrer Farbe zu Stande zu bringen.

Nun denke man ſich in die Lage des Prinzen, der klar durchſchaut, daß in dieſer Weiſe der Verwaltung vieles nicht in Ordnung iſt, und der nun zunächſt das richtigſte Mittel ergreift, dem Geiſt und dem Wortlaut der Verfaſſung gemäß, die er beſchworen hat, zunächſt dem Lande Luft zu machen, daß es ſeine Bedürfniſſe klar an den Tag legen kann. Dazu war vorher nöthig, die Spitzen der Verwaltung zu verändern, weil man ſonſt Gefahr lief, daß das Schauſpiel von 1855 ſich erneuen würde. Das Miniſterium mußte ſchnell zuſammengeſetzt werden, weil

Digitized by Google

die Zeit der Wahlen drängte, aber nichts ſagt uns, daß die Beſetzung in allen Stellen eine definitive ſein ſoll; ja es ſcheint, als ob die Beibehaltung des alten Handelsminiſters neben dem neuen Finanzminiſter entſchieden dagegen ſpricht; denn es iſt bekannt, daß beide in allen Cardinalfragen ausgeſprochene Gegner ſind.

Was ſoll der Regent nun dazu denken, wenn das Land als Antwort auf ſein Vertrauen durch ſeine Wahlen Folgendes ausſpricht: wir ſind miniſteriell geſinnt d. h. wir wollen daſſelbe, was Herr v. d. Heydt und Herr v. Patow wollen, obgleich beide das Entgegengeſetzte wollen, und wir ſind auch gern bereit, alles mögliche Andere gut zu heißen, falls man uns nur mit den Leuten der Kreuzzeitung verſchont.

Der Regent würde denken: ein Land, welches dieſe Antwort gibt, iſt weder würdig noch fähig, frei zu ſein; ich werde mich zwar an die Verfaſſung halten, die ich beſchworen habe, aber ich werde mir auf eine Unterſtützung meiner Regierung von jener Seite keine Rechnung machen, weil die Kraft, die keinen Widerſtand leiſten kann, auch nicht das Gewicht einer Feder in die Wagſchale wirft.

Eine ſolche Stimmung würde für das Gedeihen unſeres politiſchen Lebens ſehr gefährlich ſein. Mit den Ermahnungen zur Mäßigkeit und Beſonnenheit iſt es noch nicht gethan. Auch wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß ein gedeihliches Zuſammenwirken der verſchiedenen legislativen Gewalten nur denkbar iſt, wenn das Haus der Abgeordneten ebenſo entſchieden der Demokratie als der Ariſtokratie Widerſtand leiſtet, beide Worte in der urſprünglichen Bedeutung gebraucht: aber noch einmal, es kann nur dann Widerſtand leiſten, wenn es ſelbſt etwas will.

Die Wähler ſollen alſo den Candidaten ein beſtimmtes politiſches Glaubensbekenntniß abfordern, wobei das ſchleſiſche Programm zu Grunde gelegt werden mag. Aber damit iſt es noch nicht genug: ſie müſſen zugleich eine ausführliche Erklärung über die zunächſt vorliegenden wichtigeren Geſetzvorſchläge verlangen, um zu ſehn, ob ſie auch eine wirkliche Einſicht in die Sache haben. Die Abneigung gegen parlamentariſches Weſen rührt zum großen Theil davon her, daß man häufig in den Kammern mehr declamirt, als erwägt und urtheilt. Man glaube nicht etwa, daß durch das ſelbſtſtändige Urtheil jedes einzelnen Abgeordneten das ſchließliche Einverſtändniß erſchwert wird; im Gegentheil wird eine wahre Verſtändigung nur unter Einſichtsvollen möglich ſein, während die bloße gute Geſinnung alles dem Zufall in die Hand ſpielt. Das Haus der Abgeordneten wird die wohlthätigen Abſichten des Regenten und ſeiner Rathgeber gegen die Tendenzen des Feudalismus und der Anarchie am beſten dadurch unterſtützen, wenn es durch eigene Kraft ihm in geordneter und zugleich entſchiedener Weiſe das durchführen hilft, was die rechtliche Ordnung des Staats kräftigt und den Egoismus der Claſſen ebenſo in ihre Schranken zurückweiſt als die Unruhe der Menge. Ein Haus der Abgeordneten, welches ſich ſelbſt im Lande und bei dem Regenten Achtung zu verſchaffen weiß, iſt die ſicherſte Schutzwehr nach beiden Seiten hin. Dieſe Achtung wird es ſich aber nur dann erwerben, wenn es den Schwerpunkt ſeines Willens in ſich ſelbſt findet. ††

Kunſtliteratur.

Geſchichte der Architektur. Von Wilhelm Lübke. 2. ſtark vermehrte Auflage. Köln, Seemann. — Das Buch verdient die allgemeine Anerkennung, die es gefunden hat, in reichſtem Maß. Aus der Fülle gründlichſter und umfaſſendſter Kenntniß heraus hat der Verfaſſer ſein Material geſchöpft, aber mit umſichtiger Auswahl nur dasjenige zuſammengeſtellt, was dem größeren kunſtliebenden Publicum einen deutlichen Umriß zu geben geeignet iſt. Durch die Vermehrung der Illuſtrationen, deren techniſche Ausführung alle Anerkennung verdient, hat die neue Ausgabe außerordentlich gewonnen. —

Deutſches Kunſtblatt redigirt von Fr. Eggers in Berlin. Stuttgart, Ebner Seubert. — Diesmal wollen wir von dieſer allgemein anerkannten Zeitſchrift nur die Zugabe erwähnen, das von Paul Heyſe in München redigirte Literaturblatt, das in ſeinen letzten Nummern eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen enthält. Darunter eine Charakteriſtik Dav. Straußs von Viſcher, eine Recenſion der Gedichte von Hebbel und Dingelſtedt, des Columbus von Mende, und, was uns beſonders angezogen hat: „Die Gefahren für die wahre Sittlichkeit durch die falſche Sittlichkeit in der Poeſie" von Löbell. — Wir wünſchen den beiden Zeitſchriften — denn daß ſie zuſammengeheftet ſind, iſt doch nur ein Zufall — ein recht fröhliches Gedeihn.

Neue Romane.

W. Heinſes ſämmtliche Schriften, Originalausgabe, zweite Auflage. Leipzig, Graul (Volksbibliothek deutſcher Claſſiker). Von dieſer Ausgabe haben wir bis jetzt ſieben Lieferungen erhalten; wir behalten uns vor, bei Vollendung derſelben auf den Charakter des Dichters und ſeinen Einfluß auf unſere Zeit zurückzukommen. —

Der Chevalier Sarti oder muſikaliſche Zuſtände Venedigs im 18. Jahrhundert. Ein Roman von P. Scudo. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit muſikaliſchen Anmerkungen begleitet vom Cantor O. Kade in Dresden. Dresden, Kuntze. — Eine Reihe von Feuilletonartikeln aus der Revue de deux mondes im Stil Heinſes und Hoffmanns, geiſtvoll geſchrieben, mit ſehr reichhaltigen muſikaliſchen Notizen und Urtheilen und Phantaſieſtücken verwandter Art ausgeſtattet. Ob die Verbindung des Belehrenden und des Unterhaltenden einen correcten Geſchmack befriedigt, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Die Zuſätze des Ueberſetzers ſind wahre Bereicherungen; es iſt ſchade, daß er nicht noch mehr gegeben hat. Dem Verfaſſer könnten wir für die warme, ja begeiſterte Vertretung der deutſchen Muſik dankbar ſein, wenn ihm nicht Meyerbeer ſo ziemlich neben Mozart ſtände. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Neue Geſchichtswerke.

Staatengeſchichte der neueſten Zeit. Geſchichte Frankreichs von 1814—1852 von Auguſt L. von Rochau. In 2 Theilen. 1 Theil. Leipzig, S. Hirzel 1858. —

Das angezeigte Werk iſt der Anfang eines großen Unternehmens, deſſen Haltung und Tendenz durch die geachteten Namen des Herausgebers und Verlegers empfohlen wird. Es iſt Plan, in einzelnen ſelbſtſtändigen Ländergeſchichten darzuſtellen, wie ſich das Staatenleben insbeſondere ſeit dem wiener Congreß entwickelt hat. Für die einzelnen Staaten ſind tüchtige Perſönlichkeiten gewonnen, vorzugsweiſe ſolche, welche aus eigner Anſchauung und durch nähern Verkehr mit den politiſchen Leitern der zu behandelnden Staaten befähigt ſind, nach unmittelbaren Eindrücken oder nach dem Urtheil der Beſten zu ſchildern und zu charakteriſiren. So hat nach dem Proſpect des Herausgebers und Verlegers Profeſſor *Arendt* in Löwen die Geſchichte Belgiens, Doctor A. D. *Mordtmann* die Geſchichte der Türkei, Profeſſor *Wurm* in Hamburg die Geſchichte Englands übernommen. Ebenſo ſoll die Geſchichte Oeſtreichs und Preußens einen gebornen Schriftſteller der beiden Länder zum Verfaſſer haben. Das Unternehmen wird alle Culturſtaaten Europas, außerdem die vereinigten Staaten von Nordamerika und Südamerika umfaſſen. Die einzelnen Geſchichten ſollen den Vorzug haben, compendiös, überſichtlich und lebendig erzählt zu ſein. Kein Zweifel, daß dieſer Plan einem wirklichen Bedürfniß der Gebildeten entgegenkommt. Denn die neuere Zeit iſt von unſern Hiſtorikern beſonders ſtiefmütterlich behandelt, und der Deutſche lebt immer noch in der Nothwendigkeit, ſeine Kenntniß neuer politiſcher Zuſtände in dem Converſationslexikon u. ſ. w. ſuchen zu müſſen.

Nun verſteht ſich, daß eine Geſchichte der neueſten Zeit nicht ſelten in der Lage ſein wird, Charaktere, Verhandlungen, ſelbſt Thatſachen nach unvollkommenem Material zu beurtheilen. Auch dem beſonnenſten Mann drängt die Parteiſtimmung ſeiner Zeit ſich mächtig in die Schilderung der nächſten Vergangenheit; der beſte Beurtheiler der Menſchennatur kann in der bedenk-

lichen Lage ſein, die höchſtgeſtellten Führer einer politiſchen Action mehr nach der unſichern öffentlichen Meinung, als nach eigner Kenntniß ihres Charakters zu richten; der genaueſte Forſcher wird den innern Verlauf eines politiſchen Dramas bei noch mangelndem oder noch nicht geſichtetem Material vielleicht unvollſtändig überſehn und wichtige Zwiſchenfälle, ſtille Motive, charakteriſtiſche Schwankungen werden ſeinem Blick ganz entgehn, weil die Documente noch nicht veröffentlicht, die Eingeweihten zur Discretion verpflichtet ſind. So wird eine Geſchichtſchreibung der neueſten Zeit manches nicht haben, was dem gelehrten Hiſtoriker leicht als das Werthvollſte erſcheint, nicht die ſouveräne Ueberſicht über das gerettete Material, nicht die parteiloſe Unbefangenheit, und gar nicht den Vorzug, daß der Erzähler wenigſtens relativ am beſten unterrichtet iſt. Dagegen findet der Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit in der Fülle eines faſt unüberſehbaren Stoffes und in der Nähe ſeines Standpunktes auch einige Vortheile. Wenn es ihm ſchwer wird, das richtige Urtheil über einzelne Menſchen und Ereigniſſe zu finden, ſo kann er um ſo beſſer unterrichtet ſein über den geſammten geiſtigen Inhalt der nahen Zeit, über die Culturverhältniſſe, Neigungen und Stimmungen des Volkes, über das Zuſammenwirken der zahlloſen kleinen Ereigniſſe, welche in vielen Fällen die Handlungsweiſe der Politiker und den Ausgang großer Affairen beeinfluſſen. Wenn es ihm ſchwer wird, die letzten Reſultate politiſcher Wandlungen, Segen und Fluch, Fortſchritt und Rückfall unbefangen zu würdigen, ſo hat er dafür das Glück, daß ſein Urtheil geregelt und controlirt wird durch die ſtarken Ueberzeugungen ſeiner eignen politiſchen Partei, d. h. der Beſten und Weiſeſten, mit denen er lebt; und ferner, daß ſein Volk in der eignen Vergangenheit, wie in der anderer Culturvölker ſich ſelbſt mit Wärme und innigem Antheil wiederfindet und verſtehn lernt. Bei jedem Hiſtoriker legen wir mit Recht auf ſeinen politiſchen Charakter hohen Werth, aber bei einem Geſchichtſchreiber der nächſten Vergangenheit ſind die eignen politiſchen Ueberzeugungen ſo wichtig, daß ſie uns, den Mitlebenden, eher als jede andere ſeiner Eigenſchaften zum Maßſtab für die Beurtheilung ſeines Werkes werden. Auch von ihm fordern wir Gerechtigkeit für die Gegner, Ruhe in der Erzählung, Würde im Charakteriſiren, auch bei ihm verurtheilen wir Animoſität, Gereiztheit und alle die ſubjectiven Stimmungen, welche dem Leſenden den Glauben an die Wahrheit des Erzählten beeinträchtigen, aber wir ſuchen in ſeinem Werk auch vorzugsweiſe unſer eignes Urtheil, unſere Bildung, unſere Methode, das Walten des Göttlichen zu verſtehn. Die Geſchichte Frankreichs von Auguſt von Rochau reicht in dem erſten Bande von der Reſtauration Ludwigs 1814 über die hundert Tage, die Miniſterien Richelieu, Decazes, Villèle, den Congreß von Verona und den ſpaniſchen Krieg, den Regierungsantritt Karl X., die Miniſterien Martignac und Polignac und die

Eroberung von Algier bis zu der Julirevolution, der Thronbeſteigung Louis Philipps, den Unruhen und Kämpfen ſeiner erſten Regierungsjahre und dem Attentat Fieschis. Der zweite Band wird noch Napoleon III. als Kaiſer begrüßen. Keine Staatengeſchichte umfaßt in dieſem kurzen Zeitraum ſo viel welterſchütternde Begebenheiten, gewaltſame Wandlungen, furchtbare Kataſtrophen, aber bei keiner iſt es ſo ſchwer, hinter den imponirenden Thatſachen die Continuität der politiſchen Entwicklungen zu erkennen und das, was wir rationaliſtiſch Fortſchritt zum Beſſern nennen. Wir mögen vertrauen, daß in entfernter Zukunft alle Kreuz- und Querſprünge franzöſiſcher Metamorphoſen als nothwendige Uebergänge und Vorbedingungen eines glücklicheren Zuſtandes gelten werden, aber unſer Auge vermag in der gewundenen Linie noch kaum den Weg zu erkennen, auf welchem Frankreich zu einer ſichern und friedlichen Geſtaltung ſeiner Freiheitsideale und ſeines ſittlichen Lebens kommen ſoll. Denn die Nation, in deren neueſter Geſchichte das celtiſche Volkselement viel deutlicher zu Tage getreten iſt als das germaniſche, lebt gegenwärtig noch mitten in den Kriſen einer großen Revolution. Seit der erſten Ausſtoßung des Königthums trat es in eine Periode unfertiger und haltloſer Bildungen, deren Folge zur Zeit noch unabſehbar iſt. Bei der gewaltſamen Auflöſung des alten Feudalſtaates verlor das Volk nicht nur ſeine Dynaſtie, ſondern in vielen wichtigen Lebensbeziehungen den Zuſammenhang mit der Vergangenheit, welcher dazu hilft, dem Einzelnen das Leben im geſetzlichen Gleiſe zu erhalten, und ſchwer beeinträchtigt wurde ihm die Achtung vor fremden Rechten und fremdem Eigenthum. Wüſte Begehrlichkeit und rückſichtsloſer Egoismus, früher vorzugsweiſe die Fehler der privilegirten Stände, ergriffen die Maſſe auf dem Lande nicht weniger, als in den Städten. Auf ein unbehilfliches Regiment, das die vernünftige Entwicklung der Volkskraft zurückgehalten hatte, folgte die ſchnellwechſelnde Herrſchaft ſocialer Theorien, welche nicht weniger vernunftwidrig, gewaltthätig und tyranniſch waren. So verſchieden auch die Phaſen ſind, welche Socialismus und Communismus in Frankreich ſeit den Jahren 1789 durchgemacht haben, bis heut haben ſie ihren mächtigen Einfluß auf die untern Volksſchichten nicht verloren. Es war — für unſer Auge — nur ein ſcheinbarer Fortſchritt, als aus dem Staate des ſechzehnten Ludwig der Polizeiſtaat Napoleons und die Charten der Bourbonen und Louis Philipps herauswuchſen; denn die letzte Bedingung der Dauer fehlte jeder dieſer Bildungen. Trotz aller wirklichen oder fingirten Volksſympathien exiſtirten die wechſelnden Regierungen, wie auch ihre Form war, unter Mißtrauen und Intriguen gegen das Volk, und wenige kurze Zeiten ausgenommen betrachteten ſie ſämmtlich die Nation als einen ſtillen Gegner ihres Beſtandes. Urſache dieſes größten nationalen Unglücks war nicht die mangelhafte Legitimität oder die unpopuläre Perſönlichkeit der Herrſcher, ſondern der Umſtand,

daß jede Regierung ſeit 1789, um ſich zu behaupten, das höchſte Intereſſe des Landes dem der Hauptſtadt nachzuſetzen genöthigt war. Jede hat die Centraliſation Frankreichs verſtärkt und das politiſche Aufblühen der Provinzen, Diſtricte, Gemeinden niedergehalten. Der Mangel an communaler Freiheit und dem daraus hervorgehenden Selbſtgefühl verhinderte nicht nur die Provinzen, eine zuverläſſige Stütze der populären Regierungen zu werden, ſondern er gab auch der Hauptſtadt Paris eine geſellſchaftliche und politiſche Wichtigkeit, welche das Verhängniß von Frankreich geworden iſt. Alle Begehrlichkeit, alle Kraft, aller Ehrgeiz der Einzelnen verfiel dem unruhigen Treiben der Hauptſtadt, wo ſie fern von ihrer Familie, fern von der Stütze und Controle ihres heimathlichen Kreiſes von dem abenteuerlichen Streben ergriffen wurden, ihr „Glück zu machen". Der Erwerb hörte auf eine Pflicht zu ſein, welche das Leben befeſtigt und weiht, er wurde ein Mittel, Einfluß oder Genuß zu gewinnen. Die Zielpunkte des Ehrgeizes wuchſen nicht langſam, zugleich mit Tüchtigkeit und Kraft in wohlbeſchränktem Kreiſe, durch plötzlichen Glückswechſel, durch ſchnelle Carrière, durch die flüchtige Ausbildung einzelner Virtuoſitäten wurden die größten Erfolge erreicht. Zwar entfaltete ſich unter ſolchen Verhältniſſen ſchnell die materielle Kraft der Nation, immer größer wurde die Anzahl der Wohlhabenden, und Reichthum ward von Einzelnen maſſenhaft aufgehäuft, aber es war in der Induſtrie ſelbſt kein durchaus geſundes Verhältniß. Neuen, vielverheißenden Unternehmungen ſtrömten die Capitalien im Uebermaß zu, und die Fabrikinduſtrie, welche ſich zudringlich geltend machte, wurde durch hohe Schutzzölle groß gezogen, vorzugsweiſe in den Richtungen, welche von der Mode und den wechſelnden Bedürfniſſen des Luxus am meiſten abhängen, aber die conſervative Kraft des Ackerbaues kam den Regierungen wenig zu gute. Die größern Grundeigenthümer waren bei dem ſchnellen und gewaltſamen Wechſel der Eigenthumsrechte ihrer Scholle fremd geworden. In Paris zu leben wurde ſowol den Geldmännern als der reſtaurirten Ariſtokratie übermäßig lockend. Wer auf dem Lande vegetirte, fühlte ſich iſolirt, vergeſſen, einflußlos. Er galt dem Staate weniger als jeder Journaliſt, der von Paris aus die öffentliche Meinung beherrſchen half. Zwar war ſchon unter Napoleon I. das quantitative Verhältniß des großen Grundbeſitzes zu dem bäuerlichen nicht grade nachtheilig für das Aufblühen der Landwirthſchaft, aber in den meiſten Departements waren die großen Güter in den Händen abhängiger Pächter und die Güter mittler Größe, welche in Deutſchland die höchſte politiſche Wichtigkeit haben, weil ſie einer gebildeten Familie bei intelligenter Arbeit Wohlſtand und kräftiges Selbſtgefühl erhalten, waren in Frankreich weniger zahlreich, jedenfalls weniger einflußreich. Der alte Adel war nach der Reſtauration in der großen Mehrheit ſeiner Mitglieder ein unnützes, ja ſchädliches Element des Staatskörpers geworden. Durch die

Emigration dem Vaterland entfremdet, kalt und feindſelig gegen alles, was ſeit der erſten Revolution im Lande Geltung gewonnen hatte, zum großen Theil verarmt und in der Fremde verwildert, bildete er eine lärmende, geſetzloſe, an Capacitäten arme, aber feſtgeſchloſſene Oppoſition gegen alles, was ſeinen vermeinten Standesintereſſen nachtheilig erſchien. So kam es, daß ſchon unter den Bourbons und noch mehr unter Louis Philipp neben wenigen Ariſtokraten mit hohem Titel und neben einigen alten Generalen Napoleons vorzugsweiſe pariſer Berühmtheiten, Gelehrte, Journaliſten, Geldleute, Leiter der Regierung und der Oppoſition wurden. Der unruhige, rückſichtsloſe Egoismus des pariſer Lebens zerfraß deshalb auch die Regierung des Staates und die größten Intereſſen wurden in einem Spiel perſönlicher Intriguen verdorben.

Dazu kamen eigenthümliche moraliſche Schäden, welche keine Regierung zu heilen vermochte. Die Schreckensherrſchaft und ein faſt fünfundzwanzigjähriger Krieg, der die Blüte der männlichen Jugend unter den Fahnen hielt, hatten das Familienleben noch ärger verdorben, als die Frechheit des höfiſchen Adels unter den alten Bourbonen. Die Hetärenwirthſchaft zu Paris wurde unter jeder der folgenden Regierungen noch ſchamloſer, von dem Wirbel der genußſüchtigen Hauptſtadt aus verbreitete ſich die geſchlechtliche Unſitte tief in das Land. Die ſogenannte ſchöne Literatur füllte ſich an mit einer widerwärtigen und ſchlüpfrigen Darſtellung dieſer ſocialen Schäden, und verdarb noch mehr als das ſchlechte Beiſpiel der Hauptſtadt. Luxus und Genußſucht erzeugten Käuflichkeit der Beamten und niedrige Speculationen ſelbſt in den höchſten Kreiſen. Der Volksunterricht kam zu keinem Gedeihen, mit den Bourbonen reſtaurirte ſich auch das Pfaffenregiment, und die ſehr weltliche Regierung Philipps hat den Vorwurf verſchuldet, daß ſie für den Elementarunterricht weit weniger gethan hat wie ihre Pflicht war. Dagegen gewann die Tagespreſſe, welche Napoleon mit eiſerner Hand niedergehalten hatte, gleich nach der Reſtauration den wichtigſten Einfluß; aber die ſouveräne Herrſchaft der Hauptſtadt veranlaßte ſchnelle Entwicklung eines eigenthümlichen Journalismus, der den Franzoſen ebenſo viel ſchadete als nützte. Denn es waren nur ſelten die weſentlichen und realen Intereſſen der Menſchen und Landſchaften, ſondern vorzugsweiſe die leidenſchaftlichen Parteihändeldebatten, Klang der Phraſen, Gezänk der Ehrgeizigen, an welches die Leſer ſich gewöhnten, wie an einen berauſchenden Trank. Der ſittliche Ernſt und die Wahrhaftigkeit der Schreibenden wurden bei ſolcher Behandlung der Tagesfragen immer geringer, große Einnahmen, plötzlicher Einfluß verzogen den Tagesſchriftſteller, Redacteure und Abbonnenten corrumpirten einander gegenſeitig. Wol durfte man Paris das Herz von Frankreich nennen, aber die Nation wurde herzkrank, und lange und heftig arbeitete das Leiden, bevor nur wenige den

Grund deſſelben erkannten. Zu helfen aber hat bis jetzt kein Staatsmann verſucht, nach zahlreichen Verſchwörungen, Mordverſuchen und Hinrichtungen, nach den furchtbarſten Straßenkämpfen und Emeuten, nach einem Revolutionsleiden von ſechzig Jahren iſt Frankreich in ſeiner Staatsbildung kaum um einen Schritt weiter gekommen. Ein Polizeiſtaat in der raffinirteſten Form, eine argwöhniſche, das Volk belauernde Regierung, die größte Unſelbſtſtändigkeit und Unfreiheit der einzelnen Volkskreiſe, das ſind, ſo ſcheint es, die Reſultate alles vergoſſenen Blutes, aller leidenſchaftlichen Kämpfe auf der Tribüne, aller Concentration des Talentes einer geiſtvollen Nation. Nicht als wenn grade die gegenwärtige Form des napoleoniſchen Regimentes für Frankreich nothwendig wäre, es mag über kurz oder lang eine Zeit kommen, wo das grade herrſchende Syſtem humaner mit dem Volke verkehrt, wo nach franzöſiſcher Ausdrucksweiſe irgend eine Charte wieder zur Wahrheit wird. Aber mit oder ohne Charte und Kammern iſt nach menſchlichem Ermeſſen noch für lange Zeit das Schickſal Frankreichs, durch Paris und deſſen Abenteurer, Geldmänner, Beamte, Generale, Journaliſten, Prieſter und geheime Geſellſchaften ſouverän regiert zu werden. Und dabei fehlt dem Volk die nothwendigſte Bedingung eines monarchiſchen Staates, die Gewöhnung und Neigung zu einer regierenden Familie, und ebenſo ſehr fehlt ihm die nothwendigſte Grundlage jeder republikaniſchen Staatsform: Gewöhnung und Fähigkeit zum Selbſtregiment.

Und doch wird es eine Aufgabe des Geſchichtſchreibers, zu erforſchen, daß auch für Frankreich die politiſchen Kämpfe von mehr als einem halben Jahrhundert nicht vergeblich waren, und er wird verſuchen, auf wenig betretenen Wegen zu erkennen, ob ſchon jetzt die Anfänge ſolcher Bildungen vorhanden ſind, welche dieſem Staate Geneſung und eine kräftige Entwicklung in beſſerer Zukunft verheißen. Dazu gehört freilich eine genaue Kenntniß des Details, welche aus Büchern nicht zu entnehmen und ſelbſt in Frankreich weniger zugänglich ſein dürfte. Wir in der Ferne vermögen nur Unſicheres zu erkennen. Daß Wohlſtand und praktiſche Intelligenz in Frankreich, trotz aller politiſchen Leiden in ſchnellem Fortſchritt begriffen ſind, vermag man leicht zu erkennen. Die Forderung der Decentraliſation iſt wenigſtens von Einzelnen: Tocqueville, Raudot u. a. laut ausgeſprochen worden. Die ſogenannte romantiſche Schule Frankreichs, die große Verderberin des Geſchmacks und der Bildung, iſt im Untergange, und eine ſtarke Ernüchterung iſt ihr gefolgt, freilich noch nicht mehr. Sodann wird der Zuſammenhang der Culturvölker mit jedem Jahr inniger und die Wandlungen des einen üben immer größere Wirkungen auf die andern aus. Noch ſteht Frankreich und das Syſtem Napoleon III., grade wie Deutſchland bis zu den letzten Wochen, unter dem Einfluß einer leidenſchaftlichen Reaction gegen das Jahr 1848. Es iſt un-

zweifelhaft, daß die Aenderung der innern und äußern Politik Preußens eine unwiderſtehliche Wirkung auf die kleineren Staaten Deutſchlands ausüben muß, und es iſt wahrſcheinlich, daß die neue Entwicklung deutſcher Verhältniſſe, wie unſicher und ſchwankend ſie auch in den nächſten Jahren ſein mag, auch in Frankreich entſprechende Erſcheinungen unterſtützen wird. Das Syſtem des Kaiſers wird den Franzoſen niemals die Freiheit der Bewegung geben, welche die gegenwärtige Oppoſition für ſich fordert, aber es iſt nicht unmöglich, daß daſſelbe wenigſtens ſo weit den unabweisbaren Forderungen der Zeit nachgibt, um der Oppoſition neue Kräfte zu erwecken und auf einem geſetzlichen Kampfplatz zu üben.

Wie Rochau dieſe letzte Bedeutung der politiſchen Wandlungen Frankreichs darſtellt, iſt aus dem vorliegenden erſten Band noch nicht zu erkennen; was er aber gibt, verdient lebhafte Anerkennung. Einfache und doch intereſſante Erzählung, beſonnenes und gerechtes Urtheil, feines Verſtändniß der wechſelnden Situationen. Ueberall erfreut ein richtiges Maß, von den Wandlungen der Geſetzgebung, den Verhandlungen der Kammern, der Politik der Miniſterien iſt grade genug gegeben, um den Leſer zu orientiren, ohne ihn zu ermüden. Die Staatsactionen und wichtigſten Tagesereigniſſe ſind unbefangen erzählt und ſo viel Detail zugefügt, um den Bericht anſchaulich zu machen. Sehr hübſch macht der Verfaſſer verſtehn, wie die Reſtauration der Bourbonen auch bei gutem Willen und bei zuweilen nicht gemeiner Geſchicklichkeit der Regierenden doch nur Unhaltbares ins Leben rufen konnte, weil mit ihr ein unverſöhnbarer Gegenſatz in das Leben des Staats eingepflanzt war. Durch ihre Zurückberufung wurde Frankreich in zwei Lager getheilt, von denen das kleinere, legitime alles verabſcheute und angriff, was dem andern Ehre, Stolz und Beſtimmung Frankreichs war. Und durch dieſe Gegenſätze, von denen jeder relative und keiner unbedingte Berechtigung hatte, mußte die innere und äußere Politik trotz der patriotiſchen Einſicht Einzelner vergiftet werden. Darnach erſcheint die Julirevolution als eine nothwendige Kriſe, durch welche die große Majorität des Volkes ſich von der herrſchenden Minorität zu befreien ſuchte. Die Darſtellung der Julirevolution ſelbſt bietet zwar nichts Neues, aber grade hier verdient der Verfaſſer Dank für manches, was er im Gegenſatz zu franzöſiſchen Erzählern nicht berichtet hat. Die Kopfloſigkeit der liberalen parlamentariſchen Oppoſition in dieſer Kriſis iſt dagegen in gutes Licht geſtellt, und mit Recht wird hervorgehoben, daß der auffallende Unwille der Straßen von Paris viel mehr als irgend eine planvolle Leitung die Kataſtrophe herbeigeführt hat. Und wieder iſt gut nachgewieſen, wie die Regierung Louis Philipps gegenüber den egoiſtiſchen und maßloſen Parteimanövern des herrſchenden Liberalismus und der launiſchen öffentlichen Meinung vereinſamte und zu derſelben politiſchen Unred-

lichkeit gedrängt wurde, welche die miniſteriellen Gegner ſo häufig charakteriſirte. Es iſt eine Eigenthümlichkeit des Verfaſſers, daß er ſein eignes Urtheil eher zurückhält als aufdrängt. Man vermißt nicht Geſinnung und nicht Herrſchaft über den Stoff, aber er liebt es, in kurzen Bemerkungen am Ende ſeiner Abſätze den Leſer mehr zu leiten als zu beſtimmen. Wenn bei ſolcher verſtändigen und beſcheidenen Erzählung etwas zu wünſchen übrig bleibt, ſo iſt es eine größere Fülle im Charakteriſiren der wichtigeren Perſönlichkeiten. Zumal Louis Philipp hätte da, wo er Leiter der Geſchicke Frankreichs wird, eingehende Beſprechung wol verdient. Im Ganzen aber macht das Werk den günſtigſten Eindruck, es iſt zu hoffen, daß daſſelbe ein richtiges Urtheil über Frankreich bei den Deutſchen fördern wird, und mit warmem Antheil begrüßt d. Bl. ein großes deutſches Unternehmen, welches unter ſo günſtigen Auſpicien beginnt. ♂

Savonarola.

Hieronymus Savonarola. Nach Originalurkunden und größtentheils ungedruckten Schriften von F. T. Perrens. Eine von der franzöſiſchen Academie gekrönte Preisſchrift. Nach der zweiten Auflage des franzöſiſchen Originals überſetzt von J. F. Schröder. Braunſchweig, Schulbuchhandlung. — ♂

31 Jahr vor Luther, den 21. Sept. 1452, wurde Savonarola zu Ferrara geboren. Sein Vater, ein angeſehener Arzt, beſtimmte ihn zum medieiniſchen Beruf, aber er entfloh am 23. April 1466 dem elterlichen Hauſe und trat zu Bologna in das Dominicanerkloſter ein. Seinen Entſchluß motivirte er ſpäter folgendermaßen: „ich liebte über alles zwei Dinge, Freiheit und Ruhe; ſie ſind es, welche mich in den Haſen geführt haben. Um frei zu ſein, wollte ich keine Frau haben, und um Ruhe zu erlangen, habe ich die Welt geflohen und bin in den Haſen des geiſtlichen Standes eingelaufen." Wahrer drückt das Schreiben, welches er zugleich mit einem Manuſcript über die Verachtung der Welt ſeinem Vater zurückließ, ſeine Beweggründe aus. Er ſchildert den entſetzlichen Eindruck, den die allgemeine Schlechtigkeit der Menſchen auf ihn gemacht habe, ein Eindruck, der im Zeitalter der Borgia wol verſtändlich iſt. „Darum flehte ich tagtäglich zu meinem Heiland Jeſus Chriſtus, er möge mich aus dieſem Sündenkothe ziehn." Ich bereue wahrhaftig nicht, was ich gethan habe; ich würde nicht in die Welt zurückkehren, wenn ich ſelbſt glaubte größer werden zu können als Cäſar Auguſtus, indeſſen ich habe

Fleiſch und Blut wie ihr, und meine Sinnlichkeit ſtreitet wider die Vernunft. So muß ich grauſame Kämpfe beſtehen, um zu verhindern, daß der Teufel mir nicht über die Schultern wachſe, vorzüglich in ſolchen Augenblicken, wo ich von euch reden höre. Bald jedoch wird dieſe erſte ſo ſchmerzliche Zeit vorüber ſein.“

Savonarola war ins Kloſter getreten, um ungeſtört über Gott nachzudenken, aber die Dominicaner waren ein lehrhafter Orden, und der junge fein gebildete Mann wurde wieder auf philoſophiſche Studien hingewieſen, und da er als Kanzelredner kein beſonderes Glück machte, zum Jugendunterricht benutzt. In dieſer Eigenſchaft wurde er 1482 an das Kloſter San Marco in Florenz deputirt. Beſcheiden und zurückgezogen erfüllte er die Pflichten ſeines Amtes. Andere ſeiner Collegen wuchſen ihm über den Kopf, da ſie ſchöne Phraſen anzuwenden wußten. Savonarola konnte nicht reden, wenn ihm nicht etwas auf dem Herzen lag. Bald ſollte ſein Herz ihn drängen. Er hatte ſich von der Welt zurückgezogen, um der allgemeinen Sündhaftigkeit zu entfliehen; er fand die Sünde im Kloſter wieder. „Er ſah, wie die Prälaten ſich nicht mehr um ihre Herden bekümmerten, ſondern ſie durch ihr böſes Beiſpiel verdarben, wie die Prieſter die Kirchengüter verſchleuderten, wie die Prediger nichtiges Geſchwätz trieben und die Geiſtlichen ſich allen Ausſchweifungen hingaben.“ Statt alſo das Chriſtenthum den Ungläubigen zu verkündigen, war der Klerus der Mittelpunkt dieſer von Gott verlaſſenen Welt. „Sünden und Miſſethaten,“ ſagt ein Zeitgenoſſe, „hatten ſich in Italien vervielfältigt, weil dieſes Land den Glauben an Chriſtus verloren hatte. Man glaubte allgemein, daß alles in der Welt ein Werk des Zufalls wäre. Gewiſſe Männer meinten, daß die menſchlichen Dinge von dem Einfluß der Geſtirne regiert würden. Man leugnete das zukünftige Leben und verhöhnte den religiöſen Glauben. Die Weltweiſen hielten ihn für gar zu einfach, und höchſtens für Weiber und Unwiſſende gut genug. Einige ſahen in ihm nur eine Lüge von Menſchen erfunden, kurz ganz Italien und vor allem die Stadt Florenz war in Unglauben verſunken. Sogar die Weiber leugneten Chriſtus und alle Männer und Weiber kehrten zum Heidenthum zurück und beſchäftigten ſich eifrig mit den Dichtern, Aſtrologen und allem möglichen Aberglauben.“

Für ein wahrhaftes Gemüth war es ein entſetzliches Gefühl, im Dienſt der Lüge zu ſtehn. Daß einer allgemeinen Weltverbeſſerung die Wiedergeburt des Klerus vorangehen müſſe, war ihm klar, aber wie mochte ein ſchwacher Mönch ſo große Dinge unternehmen? Er wandte ſich im inbrünſtigen Gebet zu Gott, und endlich wurde ihm ein Zeichen: er hörte eine Stimme des Herrn, die ihm verkündete, daß in kürzeſter Friſt Italien von einem furchtbaren Strafgericht heimgeſucht werden würde. Dieſes Geſicht erſtickte alle Zweifel. Er betrachtete ſich nun als einen Propheten, an welchen ein ähnlicher Ruf ergangen war

Digitized by Google

wie einſt an Amos und Ezechiel: „denn es iſt die Pflicht desjenigen, welcher das Wort Gottes vernimmt, daſſelbe den Menſchen zu überbringen“, und Savonarola gab ſich ohne Rückhalt ſeinen Inſpirationen hin. Schon ſeit 1486 verkündigte er ſeine Offenbarung in verſchiedenen Städten; in Florenz zuerſt am 1. Auguſt 1490. Nun hatte er etwas zu ſagen und nun fand er dafür das mächtige Wort. Die Kirche von San Marco zeigte ſich bald zu klein für die Tauſende von Zuhörern; bei der Unſträflichkeit ſeines Lebenswandels verbreitete ſich der Ruf der Heiligkeit, und ſein Leben wird ſeitdem von einer Legende umſchleiert, deren Spuren man nur mit Mühe von den beglaubigten Thatſachen zu ſondern vermag.

Aber wenn in Savonarolas Gemüth der Keim der Myſtik lag, ſo trieb ihn ſein energiſcher Charakter, was er als Wahrheit ſchaute, zu Wahrheit zu machen. Es genügte ihm nicht, die Wiedergeburt zu verkündigen, er mußte unmittelbar dafür arbeiten. Das Kloſter wählte ihn 1491 zum Prior, der Beſchützer deſſelben, Lorenzo de Medici, ſuchte ihn zu gewinnen, aber Savonarola ſagte dem Boten: „gehe und melde Lorenzo, daß er für ſeine Sünden Buße thue; denn Gott will ihn züchtigen, ihn und die Seinigen.“ Lorenzo hatte Gefühl für das Große und Starke, er achtete den kühnen Mönch und ließ ſich von ihm die Sterbeſacramente ertheilen, April 1492. Gleich darauf ſtarb der Papſt; Alexander VI. Borgia, der Vater Cäſars und Lukrezias wurde das Oberhaupt der Kirche, Lorenzos Sohn Pietro, ein wüſter haltloſer Menſch, regierte in Florenz. Bald bedrohte man den Prior wegen ſeiner Predigten, und er hatte jetzt in der That ein anderes Geſchäft: er ſetzte ſeine Reformen zunächſt in ſeinem Kloſter unmittelbar ins Werk. Mit eiſerner Hand, trotz des Widerſpruchs der Mönche. Das Wohlleben und die Trägheit hörten auf, jeder wurde zur Arbeit angewieſen, die Ordensregel auf das ſtrengſte durchgeführt. Aber er ging noch darüber hinaus. Er gebot Einſamkeit und Schweigen, er befahl, daß die Betten nur aus einem Strohſack, mit einem einzigen Tuch bedeckt, beſtehen ſollten; er ſchaffte die Bücher mit Bildern und die reichen Buchzeichen ab, und endlich, damit ſeine Mönche ihr Herz nicht an irdiſche Güter hängen möchten, ließ er ſie oft ihre Kleider, Bücher und Zellen wechſeln. Er gründete drei Lehrſtühle für Prediger und eine Schule für die orientaliſchen Sprachen, damit die Mönche mit deſto größerem Nutzen die heilige Schrift in den Originalſprachen ſtudiren und die Wahrheit in entfernten Ländern ausbreiten könnten. In ſeiner Sittenſtrenge ein leuchtendes Vorbild, verlangte er viel von ſeinen Untergebenen und ſetzte ſein Verlangen durch. „Die Ordensleute müſſen Gehorſam üben,“ ſagte er, „man muß wie der Eſel ſein, welcher ſich rechts und links führen, hinter ſich herſchreien, ſich ſchimpfen und Stockſchläge geben läßt, ohne zu murren.“

Das Kloſter war reformirt; nun drängte es ihn nach einer größeren Wirk-

Digitized by Google

ſamkeit. Es gelang ihm, durch ſeine Verbindungen beim Papſt durchzuſetzen, daß die Dominicanerklöſter in Toscana, die bisher unter dem Pater Provincial der Lombardei ſtanden, ſelbſtſtändig organiſirt wurden. Gleich darauf wurde er einſtimmig zum Generalvicar derſelben erwählt, und konnte nun ſeine Reformen in größerem Maßſtabe durchſetzen. Der Papſt, von allen Seiten auf den talentvollen Mann aufmerkſam gemacht, ſuchte ihn unter der Hand durch das Verſprechen des Cardinalhuts zu gewinnen. Savonarola antwortete in einer öffentlichen Predigt: „ich will keinen anderen Hut als den des Märtyrers, roth gefärbt mit meinem eigenen Blut."

Unabläſſig hatte Savonarola das kommende Strafgericht über Italien verkündigt, und es kam wirklich. Karl VIII. von Frankreich begann 1494 ſeinen abenteuerlichen Zug, und Pietro Medici, der ihn erſt durch trotziges Verhalten gereizt, ſchloß eigenmächtig einen ſchimpflichen Vertrag mit ihm ab. Die erzürnten Florentiner vertrieben in einem echt italieniſchen plötzlichen Entſchluß ihn und ſeinen Anhang, und Savonarola wurde von dem Volk berufen, an der neuen Ordnung der Dinge thätigen Antheil zu nehmen.

Höchſt wahrſcheinlich war er durch dieſes Ereigniß außer Faſſung geſetzt und wußte anfangs nicht, wie er es dem Cyklus ſeiner Prophezeihungen einreihen ſollte. Seine erſten Predigten waren ſchwächer als gewöhnlich; in ſeiner Geſandtſchaft an den König benahm er ſich ſehr ungeſchickt. Aber bald hatte er ſich gefaßt und ſeine Inſpirationen mit der Wirklichkeit in Uebereinſtimmung gebracht. Seine Vorſchläge, als der König endlich abzog und die Stadt in großer Noth zurückließ, waren Faſten und Gebet, Sammlungen für die Armen allenfalls mit Aufopferung der Kirchengeräthe, Verringerung der Steuern, die auf den untern Claſſen laſteten, Herſtellung einer guten Rechtspflege für alle. Savonarola war nicht im Princip Republikaner, er glaubte mit den Theologen des Mittelalters, daß die vollkommenſte Regierung die Monarchie wäre, weil ſie mehr als jede andere der Regierung Gottes gleiche; vorausgeſetzt jedoch, daß der Eine, welcher berufen würde, über ſeines Gleichen zu herrſchen, der Beſte unter den übrigen wäre. Aber als praktiſcher Mann erkannte er bald, wie ſchwer es ſei, den Beſten zu finden, und warf ſich nun mit dem ganzen Eifer ſeiner Natur in die Demokratie. Die Staatsreform mußte ſich nach ſeiner Ueberzeugung auf eine vorhergehende Sittenreform gründen. Die Wiederherſtellung der Religion ſei das Erſte, dann die Verbeſſerung der Finanz- und Gerichtsverwaltung, eine allgemeine Amneſtie und ſchließlich eine Verfaſſung, nach welcher die höchſten Aemter durch Wahl, die weniger wichtigen durchs Loos verliehen werden. „Wenn ihr dies alles ohne Widerſtreben thut, ſo verſpreche ich euch im Namen Gottes die Vergebung eurer Sünden und einen großen Preis im Paradieſe."

Wenn auch die Verfaſſung einen demokratiſchen Zuſchnitt hatte, ſo war ſie in der Form doch keineswegs eine reine Demokratie; im Gegentheil waren die Rechtsbefugniſſe der verſchiedenen Claſſen auf eine ziemlich verwickelte Weiſe geordnet. Indeſſen auf dieſe Formen kam wenig an, da in allen ernſthaften Fragen der Wille der Volksmaſſe den Ausſchlag gab, und dieſe unbedingt von ihrem Propheten geleitet wurde. Was mit Revolutionen gewöhnlich verbunden zu ſein pflegt, Schuldenerlaß, Einkommenſteuer, ſelbſt ein Maximum für die Lebensmittel, fand auch diesmal ſtatt. Weit entfernt, dem individuellen Belieben Freiheit zu geben, ſpannte Savonarola die Zügel ſehr ſtraff an: da Chriſtus ſelbſt an der Spitze der Republik ſtehe, ſo werde jede weitere Kritik der Regierung zu einer Gotteslästerung. — Man ſieht, es geſchieht nichts Neues unter der Sonne.

Ganz anders als Luther, der nach ſeiner Losſagung von Rom in den Schoß des Volks zurücktrat, blieb Savonarola als Reformator der alte Mönch. Aller Luxus und alle Feſtlichkeiten wurden von Polizei wegen unterſagt, faſt die Hälfte des Jahres wurden Faſten gehalten, in den Straßen hörte man nur geiſtliche Geſänge erſchallen. Der Unterricht in den alten Sprachen wurde nicht mehr aus den Schriften des Horaz, Cicero und Virgil, ſondern aus dem heiligen Leo, dem heiligen Hieronymus und dem heiligen Ambroſius geſchöpft. Man ſah die Frauen und öfters auch die Männer auf den Straßen in ihren Gebetbüchern leſen. Während der ganzen Dauer der Predigt blieben die Schulen und die Verkaufsläden geſchloſſen. Wollten dieſe neuen Chriſten einmal eine Ergötzlichkeit haben, ſo vereinigten ſich etwa ihrer dreißig Männer und Weiber an einem angenehmen Ort in der Stadt oder auf dem Lande; nachdem ſie zuvor communicirt, brachten ſie den Tag unter Lobpreiſungen Gottes und dem Abſingen von Pſalmen hin. Bisweilen nahmen ſie das Jeſuskindlein in ihre Mitte und richteten an daſſelbe unter Thränen Gebete. Sie hielten fromme Reden und trugen in Proceſſion das Bild der Madonna herum. Savonarola billigte es, wenn Frauen, die von ihren Gatten nicht die Bewilligung erhalten konnten, ins Kloſter zu treten, den Entſchluß faßten ihre Lebenstage fortan ſo zu verleben, als wenn ſie nicht verheirathet wären, ja er miſchte ſich in das innere Leben des Hauſes in einer Weiſe, wie es noch nie ein Despot gethan. Noch unerhörter war das Mittel, welches er dazu anwendete. Er warb die Kinder für ſeine Predigten und übertrug ihnen die Sittenpolizei, ſie mußten überall in der Stadt umherwandern, um die Gotteslästerer und Spieler zu verfolgen, und den letztern ihre Karten, Würfel und ſelbſt Geld wegzunehmen, welches ſie dann den Armen gaben. Wenn ſie junge Mädchen zu prächtig geſchmückt antrafen, ſo richteten ſie an dieſelben, wie ein Anhänger des Propheten erzählt, „mit einer Sanftmuth und Einfachheit, daß man Thränen dabei vergoß,“ Worte wie etwa: „im Namen

Gottes, des Königs unſrer Stadt, und der heiligen Jungfrau Maria, unſrer Königin, ermahnen wir dich, all dieſen eiteln Schmuck abzulegen; thuſt du es nicht, ſo wirſt du von Krankheit heimgeſucht werden." Sie begnügten ſich nicht, ihr Amt auf den Straßen zu verwalten, ſondern ließen ſich die Häuſer öffnen, nahmen daſelbſt Karten, Schachbreter, Harfen, Lauten, die wohlriechenden Eſſenzen, Spiegel, Masken, Dichterwerke und andere zum Verderben gereichende Dinge weg. In allen Häuſern war Zwieſpalt ausgebrochen, Mann und Frau, Vater und Kinder, kurz alle lagen miteinander in Streit, die Schwiegermutter jagte ihre Schwiegertochter aus dem Hauſe, der Mann ſeine Frau, und die Frauen ſchrieben heimlich an Savonarola, ihm die Anſchläge ihrer Männer zu verrathen.

Schon zu Anfang 1496 hatte der Reformator eine Leihanſtalt errichtet, in welcher den Bedürftigen zu unerhört billigen Zinſen Geld ausgeliehen wurde. Alſo auch Proudhon hat nichts Neues erfunden. Natürlich konnte die Leihanſtalt nur durch Zwangsſteuern erhalten werden, die man den Reichen auflegte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß gegen dies Treiben in der Stadt eine ſtarke Oppoſition beſtand, die aber nicht laut zu werden wagte. Sie wandte ſich unter der Hand an den Papſt, der auch einige Schritte that, aber nicht darauf beſtand, da ihm vorläufig die Sache nicht nahe zu liegen ſchien. Erſt als der Herzog von Mailand, damals der Vormund der conſervativen Sache, ihn drängte, ließ er ſich im September und October 1495 zu ſtrengern Verboten herbei, aber auch dieſe hatten keine Wirkung, da die Zeitſtrömung noch entſchieden für den Propheten war. Bald geſchah etwas, was in ſolchen Fällen faſt nie ausbleibt: man fürchtete für das Leben des guten Volksfreundes und gab ihm eine Leibwache. Schon wurde ſeine Sprache gegen den Papſt dreiſter. „Wenn der Papſt ſich von den Phariſäern fälſchlich bereden ließe und mir beföhle, nicht mehr zu predigen, ſo würde ich, da ein ſolcher Befehl dem Anbau des Weinbergs des Herrn zuwider wäre, nicht in Worten aber in Abſichten gehorchen. So lautet die Meinung des heiligen Thomas. Wenn er mir beföhle, während der Faſten Fleiſch zu eſſen, während ich doch geſund bin, ſo würde ich nicht gehalten ſein, ihm zu folgen, weil ein ſolcher Befehl ſich mit unſrer Ordensregel und Verfaſſung nicht vereinbaren ließe."

Der Papſt berief darauf April 1496 ein Capitel von den Dominicanern, die einſtimmig den Bruder Hieronymus für einen Ketzer erklärten, doch dauerte es noch bis zum 12. Mai 1497, ehe ſich der Papſt entſchloß, den Bannfluch auszuſprechen.

In der Zeit hatte Savonarola mehrfachen Anſtoß gegeben. Bei einer Proceſſion, bei welcher 8000 Kinder die Hauptrolle ſpielten, tanzten die Do-

Digitized by Google

minicaner, das Haupt mit Kränzen geſchmückt, auf dem freien Platz eine Runde, indem ſie dabei Hymnen und Pſalmen ſangen. In einem feierlichen Autodafé wurden die von den Kindern confiscirten Luxusgegenſtände verbrannt, darunter mehre berühmte Gemälde und Dichtungen. Schon fing man an, gegen den Reformator zu predigen und was ſchlimmer iſt, Spottgedichte zu machen. Die Medici hatten einen Handſtreich verſucht, infolge deſſen ein Proceß eingeleitet wurde: fünf der angeſehenſten Edelleute wurden hingerichtet und ihre Güter confiscirt Auguſt 1497. Die Erbitterung ſtieg, aber noch immer war ſein Anhang zu mächtig, als daß der Bannſpruch des Papſtes hätte durchgeführt werden können.

Seit dem Februar 1498 fing er wieder an öffentlich zu predigen und zwar diesmal in offnem Widerſpruch gegen den Papſt.

„Als Grundſatz nehme ich an, daß jeder Menſch ſich täuſchen kann; der Papſt ſelbſt iſt nicht untrüglich. Es wäre Unſinn, das Gegentheil zu behaupten. Wie viele ſchlechte Päpſte hat es gegeben, welche ſich geirrt haben! Wenn es wahr wäre, daß der Papſt von allem Irrthum frei iſt, ſo würden wir, wenn wir das thäten, was die Päpſte thun, ſicher ſein, ſelig zu werden. Ein Papſt, werdet ihr ſagen, kann irren, inwiefern er ein Menſch iſt, aber nicht als Papſt. Gleichwol ſind die Entſcheidungen, welche ſie treffen, voller Irrthümer. Leſet alle Verordnungen eines Papſtes, ein andrer hat ſie wieder vernichtet. Die Meinungen der Päpſte ſtehen untereinander im Widerſpruch. Es gibt für ſie eine doppelte Art ſich zu irren, erſtens wiſſen ſie nur, da ſie in Rom ſind, vom Hörenſagen, was außerhalb vorgeht, und man belügt ſie oft; zweitens können ſie boshaft und gegen ihr Gewiſſen handeln. Nichtsdeſtoweniger dürfen wir ihnen aber niemals eine böſe Abſicht unterſchieben. Gott allein kann die Herzen erforſchen; die Menſchen aber müſſen annehmen, daß der Wille des Papſtes gut, daß er aber hintergangen worden iſt.“

„Man ſagt, daß der Papſt als Papſt untrüglich iſt, und glaubt etwas recht Schönes geſagt zu haben. Allein das iſt nur ſo eine hergebrachte Redensart. An und für ſich jedoch iſt es wahr; allein was nicht recht iſt, iſt das, daß man den Satz gegen mich anwendet. Es iſt auch wahr, daß ein Chriſt, inwiefern er Chriſt iſt, nicht ſündigen kann, und dennoch ſündigen ſo viele Chriſten, inſofern ſie Menſchen ſind, und jeder Menſch kann irren. Ich ſelbſt kann, inſofern ich Chriſt bin, nicht irren, und als Geiſtlicher kann ich nicht gegen meine Ordensregel handeln. Fraget die Philoſophen! Der ſchwächſte Logiker wird euch ſagen, daß dieſer Satz wahr iſt. Alſo iſt der Papſt, inwiefern er Papſt iſt, untrüglich, denn dann geht er den Weg der Pflicht. Wenn er irrt, iſt er nicht mehr Papſt, und wenn er Böſes befiehlt, ſo iſt es nicht der Papſt, welcher es befiehlt.“

Der Krieg war jetzt offen erklärt, und der letzte Ausgang konnte nicht

zweifelhaft ſein. Der Papſt erließ an die Behörde die ſtrengſten Befehle, den Ketzer auszuliefern, März 1498, und wenn dieſe im Anfang noch zögerte, ſo gab ihr bald ein ſonderbarer Zwiſchenfall Gelegenheit, ſich des läſtigen Neuerers zu entledigen.

Savonarolas Anſehn beruhte zum großen Theil darauf, daß man ihn für einen Propheten und Wunderthäter hielt. In ſolchen Fällen wird man zuletzt, ſobald der fanatiſche Enthuſiasmus verraucht iſt, nach wirklichen Zeichen verlangen. Ein leidenſchaftlicher Anhänger Savonarolas hatte ſich erboten, für die Wahrheit ſeiner Lehre die Feuerprobe zu beſtehn. Ein Franziskaner wollte das Gegentheil auf demſelben Wege beweiſen. Das Volk freute ſich auf das neue Schauſpiel, die Schranken waren überfüllt, der Holzſtoß angeſchürt, aber bald merkte man, daß es den beiden Parteien unheimlich wurde; die unſinnigſten Vorwände wurden herbeigeſucht, die Probe zu beſeitigen, bis es endlich zu regnen anfing und Savonarola feierlich erklärte, daß Gott die Prüfung nicht wolle. Das Volk, das ein Wunder erwartet, war im höchſten Grade aufgebracht, auf die Sache des Propheten fiel das Gepräge des Lächerlichen, er war verloren. Wenige Tage darauf brach ein Volksaufſtand aus, man ſtürmte das Kloſter San Marco, Savonarola lieferte ſich aus, und dieſelbe Pöbelmaſſe, die ihn früher vergöttert, war nahe daran, ihn in Stücke zu zerreißen. Den 9. April wurde der Proceß gegen ihn eingeleitet, er geſtand auf der Folter alles, was man wollte, erklärte aber gleich darauf, nur durch den Schmerz beſtimmt worden zu ſein. Den 23. Mai 1498 wurde er gehängt, ſeine Anhänger verbannt oder zu ſtarken Geldſtrafen verurtheilt, unter den letztern war ein damals noch unbekannter Mann Nicolo Machiavelli.

Reiſen in Italien.

2.

Seit dem Jahr 1789 kam auch in die deutſchen Beſchreibungen Italiens ein neues Element. Von der gewaltigen Gährung, welche die franzöſiſche Revolution in dem geiſtigen Leben von ganz Europa hervorbrachte, iſt fortan auch hier etwas zu ſpüren. Bisher hatte man ſich entweder in das friedliche Studium der Natur und der Vergangenheit, der Kunſt und des Alterthums verſenkt, ohne ſich die daraus erwachſenden Genüſſe durch einen Blick auf die

Digitized by Google

Gegenwart Italiens zu ſtören, oder wenn man ſich doch um die ſittlichen, religiöſen und politiſchen Zuſtände des Landes kümmerte, ſo wurden ſie in der Regel mit der objectiven Ruhe betrachtet, mit der der Antiquar oder der Naturforſcher ſeinen Gegenſtand zergliedert. Höchſtens machte ſich hin und wieder das proteſtantiſche Bewußtſein gegenüber den Mißbräuchen des Katholicismus geltend. Aus dieſem behaglichen Zuſtand wurden die Gemüther durch die welterſchütternden Umwälzungen in Frankreich aufgeſchreckt. Ein grelles Licht war nun plötzlich auf Gebiete gefallen, auf die man früher die Augen zu richten theils verſchmäht, theils nicht gewagt hatte. Die Bedeutung der Vorgänge im politiſchen und religiöſen Leben der Völker drängte ſich nun mit Gewalt auch dem widerwilligen Blick auf, und wenn die Auffaſſung je nach dem Standpunkt des Betrachters verſchieden, ja entgegengeſetzt war, ſo traten nun die Gegenſätze, die früher kaum bemerkbar waren, um ſo ſchroffer und ſchärfer hervor. Die früher mit Gleichgiltigkeit betrachteten oder gefliſſentlich überſehenen Zuſtände wurden nun Gegenſtände des lebhafteſten ſittlichen Antheils, man ſuchte und fand ihre Gründe, nahm für und wider Partei, entſchuldigte oder verdammte. Seitdem auch Italien von der allgemeinen Weltbewegung ergriffen war, der claſſiſche Boden von franzöſiſchen Waffen wiederhallte, war es vollends nicht mehr möglich, ſich gegen die Gegenwart abzuſchließen. Bald wurde auch Neapel der Schauplatz von Greueln, die die furchtbarſten Scenen der Septembertage an Scheußlichkeit unendlich übertrafen.

Die Reiſe Friedrich Leopolds von Stolberg (in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien 1791 und 1792, erſchienen 1794) iſt die erſte, die in dieſe Periode fällt. Es iſt bekannt, wie ſein edles aber ſchwaches Gemüth, von den Stürmen der Revolution aufs tiefſte erſchüttert, nach einem Halt ſuchte, den es endlich in dem Dogma der alleinſeligmachenden Kirche fand. J. H. Voß hat dieſe Bekehrung ohne Nachſicht, aber wahr in der Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier“ geſchildert. In den italieniſchen Reiſen des Grafen fehlt es nicht an Aeußerungen, die den Zuſtand ſeiner Seele verrathen. Er betont zwar mehrmals ſeinen Proteſtantismus, aber wenn er ſich mißbilligend über einen katholiſchen Aberglauben äußert, ſo geſchieht es nie ohne eine noch ſtärkere Verdammung des Voltairiſchen „Köhlerunglaubens“ (ein Lieblingsausdruck) hinzuzufügen. Auf der Hinreiſe ſah er die Gebeine des heiligen Apollinaris zweimal, zuerſt in Düſſeldorf, dann in Rheinmagen (Remagen). „Mögen doch wol die beiden Gemeinen ſich beſſer um die Ehre den Heiligen zu beſitzen vertragen, als neulich zwei Municipalitäten in Frankreich, welche blutigen Krieg um Voltaires Ueberbleibſel würden geführt haben, wenn nicht die eine ſeinen Leib, die andere ſein Herz — Voltaires Herz! — davon getragen hätte. O ihr, die ihr hohnlachen

würdet über die Einfalt der rheiniſchen Landleute, wenn ſie mit geſelliger Andacht Lieder zum Andenken eines frommen Mannes ſingen, ihr verſtehet es Mücken zu ſaigen und Kameele zu verſchlucken, wenn ihr nur der mißleiteten Andacht ſpottet, und keine Hohnlache für den Fanatismus des Köhlerunglaubens habt, keine für die Verſammlung von Geſetzgebern, welche den Mann durch ein Decret, durch eine Stelle im neuen Tempel aller Götter apotheoſiret, den, als er lebte, ein Land nach dem andern ausſpie, dem weder Religion noch Sitte heilig war, der im Candide die Vorſehung Gottes läſterte, dem jede Tugend ein Geſpött war!" (I. 27) Bei der Beſchreibung des Reliefs auf der Säule Marc Aurels, wo das verſchmachtende Heer durch einen Regenguß gerettet wird, erklärt er die Legende, daß dieſes Wunder durch das Gebet chriſtlicher Soldaten bewirkt ſei, für ebenſo glaubwürdig, als eine andre Legende, daß Kaiſer Julian an dem Wiederbau des Tempels zu Jeruſalem durch ein übernatürliches Ereigniß verhindert worden. Dieſe Geſchichten zu bezweifeln oder natürlich auszulegen, ſcheint ihm ein ziemliches Maß von Köhlerunglauben unſrer Zeit zu erfordern (II. 240). Bei einem Sommeraufenthalt zu Sorrent auf der Rückreiſe beſingt Stolberg bereits ſelbſt ein Wunder, wie nämlich die Richtung eines Lavaſtroms durch eine Proceſſion abgeleitet wird (IV. 299). Auch in Bezug auf die Klöſter wird der Modegeſinnung eines leichtſinnigen, kurzſichtigen, hochfahrenden Jahrhunderts entgegengetreten.

„Wer um ſich zu veredeln, wer um Gottes willen Selbſtverleugnung übet; wer um das Unſichtbare zu ergreifen den heißeſten Freuden des Lebens entſagt, wer bei Beobachtung ſtrenger Vorſchriften und Uebungen demüthig vor Gott und freundlich gegen Nebenmenſchen bleibt, der verdient unſre Hochachtung, unſre Ehrerbietung" (IV. 255). Mit dieſer katholiſirenden Richtung geht ſehr natürlich eine ſchiefe und ungerechte Auffaſſung der griechiſchen Religion Hand in Hand, „die durch der Götter Beiſpiel jedes Laſter empfahl" (III. 268) — was ungefähr ebenſo richtig iſt, als wenn Seume von der Unſittlichkeit der Helden, Erzväter und Könige des alten Teſtaments die Demoraliſation der Völker herleitete, die an die göttliche Inſpiration des Bibeltextes glauben. Trotz ſeiner überchriſtlichen und antirevolutionären Geſinnung ſchwärmte Stolberg übrigens für die Schönheit des antiken Lebens, ſeine Kunſt und Poeſie, und die republikaniſchen Tugenden der Griechen. Sein Buch iſt mit enthuſiaſtiſchen Beſchreibungen der Ueberreſte des Alterthums und mit weitläufigen Auszügen aus der alten Literatur angefüllt. Dies waren die Anſichten, die er aus der damaligen Bildung und ganz beſonders aus der Richtung der ihm Naheſtehenden ſich angeeignet hatte; jenes angeborne, mit der Muttermilch eingeſogene Empfindungen, die ſcheinbar unterdrückt, nun durch den Eindruck der Revolution mit neuer Stärke erwachten und in den Vordergrund ſeiner Seele traten. Daſſelbe hat ſich 1848 bei Ariſtokraten, die bis dahin zu den

Führern des Liberalismus gehört hatten, wiederholt. Außerdem, daß Stolbergs Reiſe die erſte iſt, die mit Vorliebe für den Katholicismus geſchrieben iſt, unterſcheidet ſie ſich von den frühern auch durch ihre Ausdehnung; ſie umfaßte Calabrien und Apulien.

Ein ganz entgegengeſetzter Ton geht durch Seumes „Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802". Die brutale Gewalt, deren Opfer der wackere Mann geweſen war, die harten Schickſale, die er erduldet, hatten ſeinen männlichen Geiſt weder gebeugt noch abgeſtumpft, noch verbittert, aber allerdings ſein Gefühl für menſchliches Elend, ſeinen Abſcheu gegen Unterdrückung geſchärft. Den an „Milchſpeiſe", wie es Seume genannt hat, gewöhnten Aeſthetikern und Literaturfreunden konnte die derbe Koſt, die hier geboten wird, nicht zuſagen. Man erinnert ſich der überſchwenglichen Phantaſiegemälde Italiens von Jean Paul (der nie dort war) im Titan (1797—1802): ein größerer Contraſt gegen Seumes Buch iſt nicht denkbar. Tieck hat das Buch (im Däumling) ſo ledern genannt, als die berühmten Stiefel, die den ganzen neunmonatlichen Spaziergang aushielten, ohne vorgeſchuht zu werden; heutzutage werden wenige dies ſchnöde Urtheil unterſchreiben wollen. Seume war der erſte deutſche Reiſende, dem die Kunſt und das Alterthum in Italien Nebenſache war, er wanderte, um das Land und die Leute kennen zu lernen. Es iſt wol kein Zufall, daß er Goethes Aufenthalt in Italien gar nicht erwähnt; auf dem Rückweg in Weimar beſuchte er ihn nicht, aber Wieland und die Herzogin Mutter. Er nennt ſich ſelbſt in gelehrten Dingen und Sachen der Kunſt ſaumſelig und ſorglos, einen Laien im Heiligthum. In Dresden ſah er die Galerie nicht, weil er dazu noch einmal hätte Schuhe anziehen müſſen, und den Antikenſaal nicht, weil er den Inſpector das erſte Mal nicht traf. Uebrigens fehlte es ihm nicht an Sinn für Kunſtſchönheit, aber dieſer Sinn war ungebildet. Canovas Hebe ging ihm über alle Antiken und begeiſterte ihn ſogar zu Verſen (S. 101). Im Louvre, wo damals die Juwelen der italieniſchen Muſeen vereint waren, intereſſirten ihn die Porträtköpfe am meiſten und ſie waren ihm überhaupt lieber als Ideale (S. 450). Was alſo den nordiſchen Wanderer am meiſten feſſelt und entzückt, das hatte für ihn zum Theil gar keinen Reiz; dagegen häuften ſich die abſtoßenden und empörenden Eindrücke in dem ohnehin unglücklichen, nun von Aufruhr, Krieg, Plünderung völlig erſchöpften Lande mehr zuſammen, als in irgend einer andern Zeit. Noch war die Erinnerung an die neapolitaniſchen Greuel lebendig. „Was die Demokraten in Paris einfach thaten, haben die royaliſtiſchen Lazaronen und Calabreſen in Neapel zehnfach abſcheulich ſublimirt. Man hat im eigentlichſten Sinn die Menſchen lebendig gebraten, Stücke abgeſchnitten und ihre Freunde gezwungen, davon zu eſſen; der andern ſchändlichen Abſcheulichkeiten nicht zu erwähnen. Ein wahrhafter, durchaus rechtlicher Mann ſagte mir, man ſei mit einer Taſche

voll abgeſchnittener eingeſalzener Naſen und Ohren zu ihm gekommen, habe aufgezählt, wer die Eigenthümer derſelben geweſen, und er habe ſeine ganze Standhaftigkeit und Klugheit nöthig gehabt, nicht zu viel Mißbilligung zu zeigen, damit er nicht ſelbſt unter die Opfer geriethe. Das iſt unter Ruffo geſchehen, deſſen Menſchlichkeit ſogar noch hier und da gerühmt wird. — Die rechtlichſten Leute wurden gezwungen der Revolution beizutreten, um ſich zu retten, und wurden nachher wegen dieſes Zwanges hingerichtet. Vorzüglich traf dies Schickſal die Aerzte. Es wurden Beiſpiele mit Umſtänden erzählt, die Schauder erregen. Filangieri war zu ſeinem Glück vorher geſtorben. Die Regierung nimmt bei ihrer gänzlichen Vernachläſſigung noch alle Mittel, die Gemüther noch mehr zu erbittern; iſt ſaumſelig, wo rechtliche Strenge nöthig wäre, und grauſam, wo weiſe Mäßigung frommen würde. In Sicilien treibt das Feudalſyſtem in den gräßlichſten Geſtalten das Unheil fort; und obgleich mehr als die Hälfte der Inſel wüſte liegt, ſo würde doch kein Baron einen Fuß lang anders als nach den ſtrengſten Lehnsgeſetzen bearbeiten laſſen" (S. 428 ꝛc.). „Nie habe ich ſolch eine Armuth geſehen und nie habe ich mir ſie ſo entſetzlich denken können. Die Inſel (Sicilien) ſieht im Innern furchtbar aus. Hier und da ſind einige Stellen bebaut; aber das Ganze iſt eine Wüſte, die ich in Amerika kaum ſo ſchrecklich geſehen habe. Zu Mittag war im Wirthshauſe durchaus kein Stückchen Brot zu haben. Die Bettler kommen in den jämmerlichſten Erſcheinungen, gegen welche die römiſchen auf der Treppe des ſpaniſchen Platzes noch Wohlhabenheit ſind; ſie bettelten nicht, ſondern ſtanden mit der ganzen Schau ihres Elends nur mit Blicken flehend in ſtummer Erwartung an der Thüre. Erſt küßte man das Brot, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden, und hätte in dieſem Augenblick alle ſicilianiſchen Barone und Aebte mit den Miniſtern an ihrer Spitze vor die Kartätſchen ſtellen können" (S. 211). „Die Amneſtie des Königs hat die Armeen und die Provinzen mit rechtlichen Räubern angefüllt. Er nahm die Banditen auf, ſie waren brav, wie ihr Name ſagt, er belohnte ſie königlich, gab Aemter und Ehrenſtellen, und jetzt treiben ſie ihr Handwerk als Hauptleute der Provinzen geſetzlicher. Dieſes wird in der Reſidenz erzählt, auf den Straßen und in den Provinzialſtädten, und es werden mit Abſcheu Perſonen und Ort und Umſtände dabei genannt (S. 350). Nicht beſſer als in Neapel war es im Kirchenſtaat. „Die Hierarchie wird wieder in ihrer größten Ausdehnung eingeführt, und was das Volk eben jetzt darunter leiden müſſe, kannſt du berechnen. Die Klöſter nehmen alle ihre Güter mit Strenge wieder in Beſitz, die eingezogenen Kirchen werden wieder geheiligt, und alle Prälaten behaupten fürs allererſte wieder ihren alten Glanz. Da mäſten ſich wieder die Mönche, und wer bekümmert ſich darum, daß das Volk hungert? Die

Digitized by Google

Straßen ſind nicht allein mit Bettlern bedeckt, ſondern dieſe Menſchen ſterben wirklich daſelbſt vor Hunger und Elend. Ich weiß, daß bei meinem Hierſein in einem Tage fünf bis ſechs Perſonen vor Hunger geſtorben ſind. Ich ſelbſt habe einige niederfallen und ſterben ſehen. Rührt dieſes das geiſtliche Maſtheer? Der Ausdruck iſt empörend aber nicht mehr als die Wahrheit. Jedes Wort iſt an ſeiner Stelle gut, denke und ſage ich mit den Alten. Als die Leiche Pius VI. prächtig eingebracht wurde, damit die Exequien noch prächtiger gehalten werden könnten, erhob ſich ſelbſt aus dem gläubigen Gedränge ein Fünkchen Vernunft in dem dumpfen Gemurmel, daß man ſo vie Lärm und Koſten mit einem Todten mache und die Lebenden verhungern laſſe. Rom iſt oft die Kloake der Menſchheit geweſen, aber vielleicht nie mehr als jetzt. Es iſt keine Ordnung, keine Juſtiz, keine Polizei; auf dem Lande noch weniger als in der Stadt, und wenn die Menſchheit nicht noch tiefer geſunken iſt, als ſie wirklich liegt, ſo kommt es blos daher, weil man das Göttliche in der Natur durch die größte Unvernunft nicht ausrotten kann. Du kannſt denken, mit welcher Stimmung ein vernünftiger Philanthrop ſich hier umſieht“ (S. 365). Auch im übrigen Italien fehlte es nicht an Scheußlichkeiten aller Art. In Siena hatte der Pöbel dreizehn Juden nach dem Abzug der Franzoſen lebendig verbrannt, und der Erzbiſchof, den man bat ſich ihrer anzunehmen, hatte ſich deſſen geweigert (S. 387). Im Dom zu Mailand ſagte ein Italiener vor der berühmten Statue des geſchundenen heiligen Borromäus von Marco Agrate: das ſind wir, die Augen hat man uns gelaſſen, damit wir unſer Elend ſehen können (S. 404). Trotz ſeines gerechten Zorns über die heilloſen Zuſtände des Landes war Seume übrigens weit entfernt, gegen die Nation ungerecht zu ſein. „Man ſagt wol, Italien ſei ein Paradies von Teufeln bewohnt: das heißt der menſchlichen Natur Hohn geſprochen. Der Italiener iſt ein edler, herrlicher Menſch; aber ſeine Regenten ſind Mönche oder Mönchsknechte; die meiſten ſind Väter ohne Kinder; das iſt Erklärung genug. Ueberdies iſt es der Sitz der Vergebung der Sünde“ (S. 367).

Einen intereſſanten Contraſt zu Seumes Spaziergang nach Syrakus bilden Kotzebues Erinnerungen von einer Reiſe aus Liefland nach Rom und Neapel 1805, drei Bände. Statt des männlichen Zorns über das Schlechte, haben wir hier jenes Schwelgen in Mitgefühl mit dem Unglück, das der Verfaſſer von Menſchenhaß und Reue ebenſo ſehr zur Schau trägt, als ſeine Helden und erſten Liebhaber. Der Hungertod einer Frau in Neapel auf offner Straße (ein leider damals alltägliches Ereigniß) wird zu folgendem Theatereffect verwerthet. „Und ich denuncire nunmehr dieſe Greuel vor ganz Europa. Ich ſage laut: Am 4. December 1804 iſt zu Neapel in der Straße Giacomo, einer der volkreichſten der Stadt, ein Menſch Hungers geſtorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich ſah zwanzig bis dreißig ſeiner

Hunde vorbeiführen — ſie waren alle wohlgenährt“ (II. 117). Gelegentlich wird dem Leſer auch mitgetheilt, wie der Verfaſſer, nachdem er ſich in der Stille der Nacht über die beleuchteten Bergzacken hinüber mit ſeinen Lieben unterhalten, mit naſſen Augen das Fenſter verläßt (I. 145). Wahrhaft ekelerregend iſt die cyniſche Art, in der Ehren-Kotzebue mit ſeiner aufgeklärten Verachtung des Chriſtenthums bei paſſenden und unpaſſenden Gelegenheiten renommirt; wo ein antikes Monument einen chriſtlichen Zuſatz erhalten hat, da iſt es verunreinigt, wie die Trajansſäule durch die Statue des heiligen Petrus, die Marc Aurelsſäule durch die des heiligen Paul (III. 22). „Die herrliche Pinakothek (in den Bädern des Diocletian) iſt durch eine Marienkirche entweiht worden, die Michel Angelo erbaut hat“ (III. 204). Eine Säule aus dem Friedenstempel trägt eine Madonna vor Maria Maggiore: „ſeltſam, daß eine Säule des Friedenstempels vom eigenſinnigen Schickſal beſtimmt wurde, die Mutter des Mannes zu tragen, deſſen Lehre einen endloſen blutigen Krieg veranlaßte“ (I. 196). Daß die erſten Chriſten — die damals ſchon begannen, was ſie Jahrtauſende hindurch fortgeſetzt haben, nämlich Staaten verwirren und überall die Fackel der Zwietracht ſchütteln — daß ſie im Coloſſeum bisweilen mit wilden Thieren kämpfen mußten, wird eine gerechte Strafe genannt (I. 181). Konſtantin heißt der Abtrünnige, in ſeiner Zeit iſt die Kunſt „wie alles Uebrige“ in Verfall gerathen (I. 193). Zuletzt wird man durch die Entdeckung überraſcht, daß Chriſtus eigentlich nur eine Nachahmung von Wiſchnu iſt (III. 17).

Doch dieſe Reiſebeſchreibung hat noch ein andres Intereſſe, als daß ſie uns die Auffaſſung und Terminologie der damaligen Aufklärung vom reinſten Waſſer in Erinnerung bringt. Es iſt die erſte dreiſte Oppoſition gegen den traditionellen Enthuſiasmus für Kunſt und Alterthum, gegen den Idealismus und das Princip der Formvollendung in der Kunſt. Seume hatte ſich um dieſe Dinge wenig gekümmert, er bekennt ſeine Indifferenz, aber er ſucht keinen Ruhm darin; Kotzebue pocht auf ſeine natürliche ungebildete Empfindung gegenüber dem gebildeten Sinn der Kenner. Mit der ganzen Dreiſtigkeit, die Leuten dieſes Schlages eigenthümlich iſt, lobt und tadelt er, ohne zu ahnen, daß ihm irgend etwas unfaßlich ſein könnte, und ſeine Urtheile zeigen eine ſeltene Vereinigung von Oberflächlichkeit, Stumpfheit und Ignoranz. Statt der Vorrede gibt er ein Verzeichniß aller derer, die ſein Buch nicht leſen müſſen. Dazu gehören vor allem „alle Künſtler und ſogenannte Kunſtkenner; es wäre denn, daß es ihnen Vergnügen machte, alle Augenblicke mitleidig die Achſeln zu zucken. Denn weil ſie die Kunſt als etwas Fertiges betrachten, ich als etwas täglich Neues — ſie als die Schöpfung einer Form, ich aber als den Aushauch eines Geiſtes — ſie als eine Prüfung geübter Augen, ich als eine Beſchäftigung der Seele — weil ihnen die Form das Erſte und mir das Letzte

iſt, ſo können wir nie zuſammentreffen; ich werde ſie nicht belehren und ſie mich nicht; wir bleiben ewig weit auseinander." — „Ich reiſe weder als Gelehrter noch als Kunſtkenner, ich reiſe blos als *Menſch*, überlaſſe mich meinem Gefühl. — Wem das ſo recht iſt, der ſchlendre ſorglos neben mir her, und laſſe ſich den Strauß von Wieſenblumen gefallen, den ich ihm wandelnd zu pflücken gedenke. Wem das nicht genügt, der bleibe zurück und gehe meinetwegen ſpazieren im nächſten Treibhauſe" (I. 6). Gelegentlich ſtichelt er auch auf die weimarer Kunſtfreunde: in der Akademie von St. Luca in Rom kommt es Einem ſo vor als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausſtellung von Goethe träte, ſo ſehr ſchlecht ſind ſie alle" (III. 32). Sein Selbſtbewußtſein wurde gewiß nicht wenig dadurch geſteigert, daß er auf den italieniſchen Bühnen mehrmals ſeine Stücke aufführen ſah. In Neapel ſpielte man ſeinen Opfertod, hatte aber die Scene weggelaſſen, wo der hungernde Vater die Semmel in ſeines Kindes Hand gewahr wird, und vom Hunger überwältigt einigemale im Begriff ſteht, ſie ihm zu entreißen, allein ſein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß ſein guter Knabe ſelber halb verſchmachtet iſt. — „Ich rechne die Scene doch immer unter die beſten, die ich jemals geſchrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon ſagen würde, wenn ſie in einem Stück von Shakſpeare vorkäme, deſſen Lear übrigens weit gräßlicher iſt" (III. 80). Hier einige Proben von ſeinen Kunſturtheilen. Beim Anblick der Niobe war er ſehr enttäuſcht. „Es iſt doch eine vermaledeite Sache um das Nachbeten. Warum muß denn immer alles dem Winckelmann nachgebetet werden?" u. ſ. w. (I. 162) An dem Moſes von Michel Angelo fand er nichts Großes als die Größe. „Man denke ſich die Figur einmal verkleinert, ſo wird ſie ſehr unbedeutend ſein. So ſchmal geſchultert und ſo breitbäuchig bildeten die Griechen keinen ſtarken kräftigen Mann. Der abſcheulich bis auf den Gürtel herabreichende Marmorbart iſt vollends unausſtehlich" (III. 581). Saſſo Ferrato war ſein Lieblingsmaler (III. 67). — Das Buch ſchließt mit einer Vergleichung Rußlands und Italiens, die natürlich ſehr zum Vortheil des erſtern ausfällt Nach Goethes Reiſe erſcheint die Kotzebues wie die Grimaſſen des Satyrs nach der erhabenen Erſcheinung des Heroen in der griechiſchen Tragödie.

Auch das Tagebuch einer Reiſe durch einen Theil Deutſchlands und Italiens in den Jahren 1804—1806 von Eliſe von der Recke, 4 Bände (herausgegeben 1815—1817 von Böttiger) enthält im vierten Bande ausführliche Abſchnitte über Regierungsverfaſſung, Volkscharakter und Religionszuſtand der Römer. Von der Sentimentalität, die man vielleicht bei der Freundin Tiedges (der auch auf dieſer Reiſe ihr Begleiter war) erwartet, iſt das Buch frei. Die Verfaſſerin iſt von derſelben hohen Begeiſterung für Italiens Natur, Kunſt und Alterthum erfüllt, die man in den Reiſebeſchreibungen des achtzehnten

Jahrhunderts zu finden gewohnt iſt, aber ſie bringt zugleich einen warmen Antheil an den ſittlichen, religiöſen und politiſchen Zuſtänden des Landes mit, den man dort vermißt und ihre Auffaſſung iſt durchaus geſund und vernünftig und ohne Leidenſchaft. Auch hier wie bei Seume wird der italieniſche Nationalcharakter lebhaft in Schutz genommen und die Entartung des Volks von ſeiner Lage abgeleitet; wie bei jeder unbefangenen Vergleichung der Römer und Neapolitaner fällt das Urtheil zum Vortheil der erſtern aus. Es iſt beiläufig geſagt charakteriſtiſch, daß Goethe grade die letztern gegen einige herrſchende Vorurtheile in Schutz nimmt; das luſtige, bunte Treiben dieſer halbwilden Bevölkerung ergötzte ihn, die auch in ihrer Geſunkenheit noch unendlich edlere Nationalität ſcheint ihn nicht angezogen zu haben. Daß und wie Frau von der Recke Rom und Berlin miteinander vergleicht, zeigt ſchon allein, daß die Betrachtung Italiens in eine neue Phaſe getreten war. „Was Regierungsverfaſſung bewirkt, läßt ſich bei der flüchtigen Vergleichung zwiſchen Rom und Berlin wahrnehmen; die Regſamkeit der erſtern Stadt verhielt ſich zur Thätigkeit der letztern, wie das ſchleichende Daſein des Greiſes zu der lebhaften Behendigkeit des friſchen Jünglings, der muthig und raſch dahinſchreitet durch das reizende Leben; und gleichwol liegt in dem Zahlenverhältniß der Volksmenge beider Städte höchſtens ein Unterſchied von zehn- bis funfzehntauſend Menſchen, die Berlin mehr haben kann. Man laſſe den Fremden durch die Straßen gehn und er wird kein reiches Waarengewölbe voll thätiger Menſchen bemerken. Anſtatt der Betriebſamkeit, an die ſein Auge gewöhnt iſt, ſieht er das müſſige Volk am Wege ſtehn; keine rührige Bewegung eiliger geſchäftiger Menſchen erblickt er, aber Reihen von Proceſſionen ziehn langſam an ihm vorbei, überall zerſtreutes, verzetteltes Daſein, Induſtrie und Betriebſamkeit nirgend. Einige Antiken- und Bilderhändler, einige Moſaikarbeiter und andre Künſtler friſten von einem Tage zum andern zum Theil ſehr kümmerlich ihr Leben. Die Handwerker ſind Ausländer, die Bäcker beſonders ſind Schwaben. Der Handelsverkehr iſt unbedeutend, von Buchhandel iſt gar nicht die Rede. Die Regierung ſcheint vor allen dieſen Mängeln die Augen zu ſchließen; ſie muntert nichts auf, ſie begünſtigt nichts, mit einem Worte, ſie thut nichts, was eine nützliche Thätigkeit herbeiführen könnte. Die Erziehung der Jugend und der öffentliche Unterricht ſollen, wie mir Kenner verſichern, auf die alte herkömmliche unfruchtbare Weiſe betrieben werden. So iſt es im Innern der Stadt; der Beobachter gehe zum Thore hinaus, und er tritt in eine menſchenleere todte Wüſte, von fruchtloſen, unbewohnten Hügeln umgeben; auf den ſchönen Landſtraßen wird ihm hin und wieder ein Karren mit Oel- oder Weinfäſſern beladen begegnen. Geniſtenſtauden blühen, wo Kornähren ſich drängen könnten, und ſehr ſelten wird er ein wohlbeſtelltes Getreidefeld antreffen. Auch über dieſes Hauptgebrechen iſt

wiederum, nicht ſowol die gegenwärtige Regierung, als das auf ſie vererbte Syſtem anzuklagen. Seit 160 Jahren beſteht ein Geſetz, welches den Alleinhandel mit Getreide der päpſtlichen Kammer zuſpricht. Jeder Einwohner iſt dieſem Geſetz zufolge gezwungen, das Korn, welches er erzeugt, an die päpſtliche Kammer gegen einen von ihr willkürlich beſtimmten Preis abzuliefern, und die Kammer verſorgt die Bäcker, von denen das Publicum das Brot kaufen muß. Dieſelbe Bewandtniß hat es auch mit dem Oel, wobei überdies noch, wie mir von glaubwürdigen Perſonen geſagt wurde, Vermiſchungen des guten Oels mit ſchlechtem gewöhnlich ſein ſollen" (IV. 63 ff.). Ebenſo vernünftig ſpricht die Verfaſſerin über den Volkscharakter und die religiöſen Uebelſtände; auch hier treffen ihre Bemerkungen faſt durchweg noch buchſtäblich zu. Sie war ebenſo weit von dem Indifferentismus Seumes als von dem Kryptokatholicismus Stolbergs entfernt; ſie wurde dem Papſt vorgeſtellt und nahm warmen Antheil an ſeiner edlen Perſönlichkeit und an ſeinen Schickſalen.

Wir faſſen nochmals die Hauptmomente kurz zuſammen, durch welche ſich die italieniſchen Reiſebeſchreibungen dieſer Periode von denen der frühern unterſcheiden. Zunächſt iſt es die Theilnahme für das Volk, das Mitgefühl mit ſeinen Leiden, die Indignation über die Mißregierung und den Verfall des Landes, die hier nach der Individualität der Verfaſſer ſich verſchieden ausſpricht. Während die meiſten ſich dem Katholicismus gegenüber negirend verhalten oder ſeine Ausartungen verhöhnen, erſcheint in Stolberg bereits ein Vorläufer der Richtung, die bald der alleinſeligmachenden Kirche ſo zahlreiche Gläubige zuführen ſollte. Auf der andern Seite fängt der unbedingte Idealismus die etwas unterſchiedsloſe Verehrung der Antike und der (man erlaube uns den Ausdruck) doctrinäre Enthuſiasmus für Kunſtſchönheit an weniger allgemein zu werden. Auch in der Kunſtbetrachtung macht ſich das gegenſtändliche Intereſſe neben dem formalen geltend, das ungeſchulte Gefühl des Laien wird für untrüglicher erklärt als die in traditionellen Vorurtheilen befangene Anſchauung des Kenners. Auch die bornirte philiſterhafte Gemeinheit hat bereits in Kotzebue einen würdigen Repräſentanten gefunden, und dies Geſchlecht von Reiſenden iſt ſpäter am zahlreichſten geworden.

Bilder aus Venezuela.

2.

Phyſiognomie von Caracas.

Das Gebirgsthal von Caracas, welches, etwa 2800 F. hoch, parallel dem Lauf der Cordilleren öſtliche Richtung hat, liegt, obgleich nur zwei gute Stunden in gerader Linie vom Meere entfernt, doch wie vereinſamt und abgeſchloſſen von allem Weltverkehr. Nur von Nordweſten her, wo die Berge eine offne Flucht gewähren, ſendet zuweilen die See ihre rauhen Nordwinde herauf, um den ewigen Frühling zu necken. Von derſelben Seite kommt auch die ſechs Stunden lange, in vielfachen Krümmungen auf- und abſteigende Fahrſtraße von La Guajra, und eben da, wo die ſich ausweitende Schlucht in das Thalbecken verläuft, liegt die Hauptſtadt.

Um die Phyſiognomie von Caracas zu gewinnen, ſchauen wir uns erſt die Umgebung an und beſteigen den weſtlich gelegenen Calvarienberg, an den ſich ein Theil der Stadt anlehnt. Wir gehen zwiſchen ärmlichen Hütten am kahlen Rücken hinan etwa 300 F. hoch bis an die Kapelle, hinter welcher die allmälig ſteigenden Höhen erſt in ziemlicher Ferne am weſtlichen Horizont ihren Abſchluß und zugleich ihre Vereinigung mit den ſüdweſtlichen Bergketten finden. Die einſame dürftige Kapelle zur Seite, wenden wir den Blick nach Oſten. Ein mehr denn drei Stunden weithin gedehntes und gegen Dreiviertelſtunden breites Gebirgsthal öffnet ſich, ein tiefes Becken, rundum mit hohen aber ungleichen Kanten. Vor allem links die mächtig emporragende, alles beherrſchende Küſtenbergkette, die auf ihrem Scheitel meiſt mit dunklem Urwald gekrönt für das Auge ihren Höhepunkt in der gaſtlich nahen Felſenkuppe der Silla de Caracas (8,100 F. hoch) erreicht. Eine rieſige Vormauer des Landes fällt ſie wie auf der Meeres-, ſo auf der ſüdlichen Seite ſchroff ab und engt in großen, kühn gewundenen Linien den aufwärts gerichteten Blick in ſchmale Grenzen ein. Wellenförmig zieht ſich der Abhang hin gen Oſten, meiſt mit kahler dürrer Oberfläche, indeß wenigſtens mit einem hohen Graſe bewachſen, das im Schein der Sonne gleich Sammet und Purpur glänzt. Dagegen in den vielfachen Vertiefungen winden ſich ſaftig grüne Waldgruppen hinauf, die dunkle Einfaſſung ſilberhell glitzernder Cascaden. Das ferne öſtliche Querjoch ſchließt ſich nur mit einer kleinen Lücke an die Berge der Meeresküſte an und verbindet ſich rechts hin unmittelbar mit den in vierfach hintereinander terraſſenförmig aufſteigenden Bergreihen, welche nach Süden hin das Thal von Caracas einſchließen und jenſeits nach dem Thale des Tay abfallen, um auf deſſen rechtem Ufer nochmals

aufſteigend ſich ganz in die unabſehbaren Ebenen (Llanos) des Orinoco zu verlieren. Das vom freieren rechten Horizont zurückkehrende Auge gewahrt auch hier wellenförmige kahle Rücken und ruht endlich nach unten geſenkt am Fuße derſelben, dicht an der Stadt, wo ſich dieſelbe ſüdweſtlich in das enge Thal von Antimano verläuft, welches unſern Calvarienberg von der erſten niedrigen Bergkette trennt.

So wäre denn der Rahmen des Bildes geſchloſſen: die Verzierung desſelben bilden die Wolken, welche ſich mit Vorliebe ſelbſt in trockner Sommerszeit um die Küſtenberge lagern, bald den Kamm bedeckend, bald auf der Breite des Abhanges ſich hindehnend, ſo daß die kahle Kuppe der Silla einer Luftinſel gleich in die tiefe Bläue des Himmels hinausragt —, in ſtetem Wechſel bald auf- bald nieder ziehend, bald dicht ſich ballend, bald flüchtig zerſtiebend: das gaukelnde Widerſpiel der alten ewigen Berge. — Ungeſtört weilt nun das Auge auf dem reizenden Thal. Gegen 2,600 F. hoch über dem Meere fällt es von der Nordſeite her allmälig nach dem ſüdlichen Goaireflüßchen ab, um welches herum die ganze Länge des Thales eine üppige Vegetation in allen Farben wuchert, während die kahle Nordhälfte meiſt einen eintönigen Charakter hat. Deſto freundlicher lachen von fernher die weich verfließenden Farben der Landſchaft dem Blick entgegen. Dunkle Kaffeepflanzungen, hellgrüne ſchlanke Weiden und Bananen, dichtes Rohr und Schilf am Rande des Baches, dazwiſchen verſtreut friedliche Dörfer mit weißgetünchten Häuſern ziehen ſich in immer ſchärfer ſich trennenden Conturen bis hart an die Stadt heran, die unmittelbar zu unſren Füßen, im Umkreis etwa $1\frac{1}{3}$ Stunde einnimmt; und rechts unten im verengten Thale nach Antimano hin prangt das zarte Smaragdgrün des Zuckerrohres neben dem wenig dunkleren Grün der caña amarga, des venezuelaniſchen Bambus. Dieſes harmoniſch geſchloſſene Rundgemälde, von dem hellblauen Morgenhimmel überwölbt, oder in der ernſteren Abendbeleuchtung mit ihren warmen Farben, ihren dunklen Reflexen, ihren geſättigten Tinten übt einen überaus befriedigenden Eindruck auf den empfänglichen Beſchauer und zwingt ihm geheime Zuſtimmung zu der oft gehörten Behauptung ab, daß das hoch umfriedete Gebirgsthal von Caracas ein Paradies ſei. In einfacher primitiver Größe redet auch jetzt noch hier die Mutter Natur zum Menſchenkind, mit der Milde, die der in ſich ſicheren geſammelten Kraft entſtammt; in der Großheit eines Herrſchers, der das Füllhorn ſeiner Schätze öffnet und aus dem Vollen austheilt, ohne fürchten zu müſſen, daß er arm werde: mit tiefem Schweigen umhüllt redet ſie doch die lauteſte Sprache, nach der Art ihres ewigen Schöpfers, aus deſſen Hand ſie jeden Tag neu und urſprünglich und immer groß hervorgeht: wollte nur das Menſchengemüth in Sabbathſtille dieſer Sprache lauſchen!

Und nun einen Blick auf die Stadt. Das Rechtwinkelſyſtem derſelben

iſt das Generalgeſetz für das ſpaniſche wie engliſche Amerika. Wie die Felder eines Schachbretes kreuzen und theilen ſich die Straßen, lange ſchnurgerade Streifen, ohne Schatten, ohne Baum und gleichmäßige Gevierte (Cuadras) von niedrigen Häuſern, die Quadratfelder zwiſchen den vielen Lang- und Querſtreifen. Genau nach den vier Weltgegenden ziehen ſich letztere hin, ſo daß die Stadt von Oſt nach Weſt faſt ebenſo ausgedehnt iſt, wie von Nord nach Süd. Aber anziehend iſt der Anblick doch; zwar heben ſich nur zwei Thürme von Bedeutung heraus, der hohe dickleibige Thurm der niedrigen Kathedrale und etwas nördlicher der von Alta Gracia, aber weit ſtolzer ragen mitten aus den Hofräumen in jugendlicher Schöne einzelne Königspalmen, mit geradem blattloſen Schaft, der ſich nach oben verjüngt bis zu der eleganten Blätterkrone, die wie ein Federbuſch den kolbigen Fruchtbüſchel überſchattet; und Bananen, Dattelpalmen nebſt andern Fruchtbäumen, ſelbſt dunkle Cypreſſen, deren hoher Wuchs ihren Ernſt erhöht, reizen nach allen Seiten hin das Auge und beleben die ſonſt ſo einförmige Phyſiognomie der Stadt.

Doch ſteigen wir herab, um ſie näher kennen zu lernen, und laſſen nach alledem unſre Anſprüche auf Kunſt bei Seite, ſie ſind hier nicht am Ort. Deſto friſcher und eigenthümlicher wird uns die anſpruchsloſe Natürlichkeit, die ungezwungene Einfachkeit und der gemüthliche Schlendrian anſprechen. Unebene Straßen nehmen uns auf. Das durchgängig ſchlechte Pflaſter macht uns nach dem Innern der Stadt die hohen Trottoirs ſehr willkommen, ſelbſt wenn dieſelben durch Regengüſſe ausgeſpülte Löcher zeigen. Dieſe innern Straßen gewähren einen anmuthigen Anblick. Sonnig und heiter zeigt jede Seite des Quadrats zwei bis drei hellgetünchte Parterres —, wenige einſtöckige Wohnungen, mit breiten, hohen, bis hart unter das Dach reichenden Fenſteröffnungen, die durch Eiſengitter verpalliſadirt ſind. In dieſen ſaubern, netten Häuſern wohnt die faſhionable Welt. Aber ſchweigſam kehren ſie ihre Fronten heraus. Denn anſtatt der Glasfenſter dienen Laden oder Jalouſien, die ganz geſchloſſen ſind oder höchſtens durch ſchmalen Spalt in flüchtiger Begegnung das dunkle Auge einer neugierigen Creolin durchblicken laſſen. Der Sitte gemäß lebt die Familie abgeſchloſſen von der Straße im Innern des Hauſes, bis nach der Mahlzeit gegen Abend die hohen Flügelthüren und Fenſter des Salons ſich öffnen, um die Damen auf die bequemen Sitze im Fenſter zur erſehnten wenn auch nur paſſiven Theilnahme am öffentlichen Verkehr einzuladen, der durch die nach außen vorhängenden Gitter weithin bequem zu beobachten iſt.

Ueber den freien Platz von San Pueblo hinweg gelangen wir um die Börſenecke in der calle de comercio (Handelsſtraße) nach der Ecke von San Franzisco, wo vor nahe 300 Jahren mit einem Kloſter der Grund zur Stadt

gelegt worden iſt, und eine Cuadra weiter aufſteigend haben wir den Marktplatz mit der Kathedrale öſtlich, das Univerſitätsgebäude nebſt erzbiſchöflicher Wohnung ſüdlich und das ſchmucke Regierungsgebäude weſtlich vor uns. Nördlich und öſtlich mit einer Freitreppe und eiſernem Geländer ausgeſtattet, wird der Platz an den andern Seiten durch Verkaufsboutiken verunziert. Dieſes Centrum der Stadt mit den nahe anliegenden Straßen iſt auch das Centrum des Verkehrslebens, welches wir uns nun flüchtig anſchauen wollen.

Ein buntes Gemiſch von Menſchen aller Farben, von beladenen Eſeln und Maulthieren, von zweirädrigen Karren und ſtattlichen Reitern wogt hier in den Vormittagsſtunden durcheinander. Fleiſchbuden füllen die ſüdliche Seite des Marktes, weiter herauf gruppiren ſich die farbigen Hökerinnen und breiten vor ſich eine reiche Fülle tropiſcher Gemüſe, Garten- und Feldfrüchte und trefflichen Obſtes aus. Da liegt die feine Ananas neben den groben Nuameskuollen, Welſchkohl, Apio, ſüße und gemeine Kartoffel, Hülſenfrüchte aller Art, Oliven und Quitten, Mispeln und nährende Camburcs — ein Bild des Reichthums ſüdlichen Bodens. Rings umher ſtehen Eſel, beladen mit Kübeln voll friſcher Seefiſche; Hühner, Calicuten, Faſanen und andres Geflügel fehlen nicht; rechts in der Nähe der Kathedrale dampft und brodelt es aus irdenen Gefäßen. Breitſchultrige Negerinnen ſitzen davor und ſchöpfen daraus in rundliche Totemas, das echt nationale Trinkgefäß, aus der dicken Rinde einer koloſſalen Frucht bereitet, ein dunkelbraunes Gebräu: es iſt der berühmte Montongo, wer kennte ihn nicht im ſpaniſchen Amerika? Thiereingeweide, Knochenmark, Muskeln, zerſtampfte Rindspfoten, Gewürz, Kartoffeln und allerhand Zuthaten ſind ſeine Elemente. Dem hungernden Aethiopier daneben gilt es gleich, ob die Hökerin ihre dunklen Speckfinger mit in die Kraftbrühe taucht, mit Wohlbehagen verzehrt er ſtehend ſein Frühſtück. Junge Zambas, hübſche Mulattinnen drängen ſich durch mit Körben oder Gefäßen auf dem Kopf, um dem Frühſtückstiſch ihrer Herrſchaft Proviant zu liefern, nur hier und da zeigt ſich in dieſem Markttreiben ein weißes Geſicht: die Neger und Farbigen beherrſchen das Volksleben. Es geht munter und luſtig her: da wird gehandelt, wie anderwärts, geneckt und geſchraubt, geſchäkert und gelacht, geflucht und geſchimpft. Geſchwätzig und beweglich winden ſich die Leute durcheinander, mitten in den Tumult ſchreien Eſel jammervoll hinein, dazu noch die Disharmonien der verſtimmten Orgel, welche aus den offenen Thüren der Kathedrale herüberklingen, und ſchlimmer als alles, das fortwährende Gebimmel der Glocken, die in unrythmiſchen Intervallen mit Stäben geſchlagen werden, erzeugen einen ſinnebetäubenden Wirrwarr. — Und doch breitet ſich über das Ganze, dem heitern Himmel entſprechend, ein gefälliger anmuthiger Ton. Helle Farben der dünnen leichten Kleidung, natürlicher Anſtand in den Formen, Grazie in den Bewegun-

gen, gemüthliches Sichgehenlaſſen, Lebhaftigkeit im Ausdruck, Biegſamkeit und muntrer, aufgeweckter Sinn kennzeichnen die Südländer und beleben den Verkehr. Hier ſchreitet gravitätiſch eine dicke Mulattin die Straße entlang, in ſauberem Hemd, buntem Rock, kattunenem Tuch über die Bruſt, das im Genick zu einem Knoten geſchürzt iſt, und langem weißen Schleiertuch, das über Kopf und Schulter gebreitet lang durch den innern Ellenbogen herabhängt. Dort geht langſam auf dem Trottoir ein Mädchen mit einem Korb oder Kübel auf dem Kopf. Hellbraune Farbe, langes glattes Haar, breites Geſicht und matte Augen laſſen die Indianerin erkennen. Hier hält an die Mauer gelehnt ein echter Aethiopier Maulaffen feil. Seine Kleidung — die Hoſen über dem Hemd und Sandalen — zeigt den dienenden Stadtbewohner. Am zahlreichſten vertreten ſind aber zur Marktzeit Farbige mit calzoncillos und camisa, d. h. deren Kleidung ſich nächſt dem breitkrämpigen Strohhut nur auf Hemd und Hoſen reducirt, und zwar ſo, daß letztere unter dem Hemd befeſtigt ſind. Kurz und weit flattern ſie um die dürre Wade und loſe hängt das Hemd am Leibe bis oberhalb des Knies. Hieran erkennt man den Landbewohner, der auf ſeinem Eſel Gemüſe und Früchte zu Markte bringt. Aber kurios präſentirt ſich der höhere, feinere Neger, welcher den Gentleman ſpielen will. In reinem Hemd mit geſteppter Bruſt, feinen Drellhoſen, reichgeſtickten bunten Hoſenträgern, weißem Röckchen, ſeidenem Halstuch und Schuhen geht er, die Cigarre im Mund und in der Hand ein Stöckchen, ſelbſtgefällig einher. Weiterhin balgen ſich zwei Negerjungen, ein kleiner Zambo daneben ſaugt an einem Stück Zuckerrohr oder thut ſich mit braunem Cocosconfect gütlich. Unweit iſt die Paſſage auf Minuten gehemmt. Eine Caravane von Eſeln, durch Stricke aneinander gebunden, mit Kaffeeſäcken beladen, die Treiber zur Seite mit halb zerſchlagenem Stab, ſtehen vor einem Magazin quer über die Straße, und harren der Abladung. — Doch fehlt es in den unteren Straßen auch nicht an Kaufleuten aller Nationen, Deutſchen zumal und Engländern. Bis zur Frühſtückszeit, zehn Uhr, iſt überhaupt der Verkehr am lebendigſten, und die Mode- und Putzladen füllen ſich mit ſchönen Creolinnen. Aber bei aller Geſchäftigkeit und Regſamkeit waltet doch in allem ein friedlicher freierer Geiſt. Da herrſcht in der Kleidung kein Zwang der Etikette, auch in den Ernſt der Geſchäfte miſcht ſich in jenem gütigen Klima heitre Laune. Der im Norden Mienen verzerrende, haſtig eilende Speculationsgeiſt des Kaufmanns fügt ſich unter den Strahlen der tropiſchen Sonne allgemach einer behaglichen Weiſe, einer gefälligen Form, eingedenk des Wortes: Eile mit Weile. Und wie im Ganzen das übrige Leben in Caracas zwiſchen den hohen Bergen ſtill und geräuſchlos dahingeht, ſo auch der Straßenverkehr und das öffentliche Leben. Dazu geſellt ſich große Leichtigkeit des Anſchluſſes, die vom heißblütigen Creolen ſchnell

auch auf den kühleren Nordländer übergeht, milde Sitten und offnes, aufgeſchloſſenes, nach außen gehendes Weſen. Daher kennt man ſich gegenſeitig, begrüßt ſich in flüchtiger Begegnung, die einen gehen, die andern reiten in Geſchäften durch die Stadt, man bleibt ſtehen, man plaudert viel und lange über Tagesgeſchichten und findet dabei immer noch Zeit, das Seine abzumachen. Die hohen Thüren der Kaufladen ſtehen immer offen, und ungehindert reitet man hinein, kauft hoch zu Roß ein, man geht wol auch in Hemdärmeln quer über die Straße, der Schuſter nimmt Maß halb im Freien, der bewegliche Ellenbogen des Schneiders ſtreift faſt an den Vorübergehenden, und ſollte etwa eine Naht am Rock geplatzt ſein, ſo wartet man in der Thür ungenirt, bis der Künſtler ihn ausgebeſſert. Werden erſt gegen Abend die Fenſter der Privathäuſer geöffnet, ſo kann man, ohne deshalb neugierig zu ſein, im flüchtigen Vorbeigehen einen ganzen Familienkreis und durch die offnen Innenthüren weit hinten das Innere der Gemächer überſehen. Oeffentlichkeit iſt dort in allem die Loſung.

Nach zehn Uhr fängt der Markt an ſich zu leeren. Die Sonne beginnt ſchon drückend zu werden und jeder ſucht Stärkung am reichbeſetzten Frühſtückstiſch. Da packt der Landbewohner ſeine zwei leeren Tröge wieder auf den Eſel, ſetzt ſich noch ſelbſt dahinter und klammert ſich, um nicht herunterzurutſchen, mit gebeugtem Nacken nach vorn feſt. Iſt er lang und ſchmächtig, ſo erreichen ſeine dürren Beine beinahe den Erdboden und machen den Aufzug um ſo poſſirlicher. Lieblich dagegen nimmt ſich das Landmädchen aus, welches in Strohhut mit bunter Schleife ſeitwärts auf dem Eſel ſitzend gemächlich nach ihrem friedlichen Dorfe reitet — dieſes, wie ſo vieles andre, eine herrliche Ausbeute für den Genremaler. Die glühende Mittagsſonne hat den Markt ganz geleert und auch von den Straßen die meiſten Menſchen verſcheucht.

Wählen wir zu unſrer ferneren Wanderung durch die Stadt die ſpäteren Nachmittagsſtunden. Eine laulich-milde Luft umfächelt uns, die Sonne ſinkt, es neigt ſich der Tag, ein Lichtmeer gießt ſich über Stadt und Landſchaft, aber die warmen Tinten wechſeln mit tiefblauen melancholiſchen Schatten und die Klarheit des Horizontes ringsum auf den Gipfeln der Berge leuchtet hehr und mild hernieder. Wir überlaſſen die Fenſterſchau in den faſhionablen Straßen, wo in tändelndem Zwiegeſpräch mit vorübergehenden Freunden die weiß gekleideten Creolinnen ihre zweifelhaften Triumphe feiern, den geputzten jungen Söhnen des Landes, und durchſchreiten die ärmeren peripheriſchen Straßen der Stadt: auch hier begegnet uns Liebenswürdigkeit, Natur, Leben, Poeſie. Wir kreuzen mehre Ecken nach unten hin, dem Goaire zu; das Terrain ſenkt ſich zuweilen erheblich, und tiefe Löcher mitten in der Straße bekunden, wie hier, wo die Verwaltung der Stadt alles

Digitized by Google

gehn läßt, wie es geht, ungezügelt die Regenſtröme hauſen. Rechts reiht ſich Häuschen an Häuschen, links zieht ſich eine Mauer hin, die einen Garten umſchließt. Dattelpalmen, dunkelbelaubte Mangos mit großen gelben Früchten, Bananen ragen darüber hervor und treten wir durch das Gitter, ſo empfangen uns die Wohlgerüche der Orangenblüte, Citronen und ſüße Limonen prangen zwiſchen ſaftigen Blättern, aus hellgrünem Laube ſchaut am Spalier die wunderbare Paſſionsblume hernieder, und der Cambure entrollt über den gurkenähnlichen langen Früchten, deren Gewicht und Fülle den ſchwachen krautartigen Stamm zur Seite neigt, ſeine rieſenhaften Blätter. Aber wir ſuchen vergebens die ordnende Hand des Menſchen, die rührig und einſichtsvoll mit der allzu freigebigen Natur im Bunde ginge. Die halbverwilderten Gemüſebeete und dichten Sträucher verrathen eben, daß ſie einmal da geweſen. Das Haus im Hintergrund mit ſäulengetragenem Dach verkündet die Wohnung des ſäumigen Beſitzers.

Verarmte weiße, zumeiſt aber farbige Familien bewohnen dieſe Stadttheile. In engem Raume zuſammengedrängt empfinden ſie das milde Klima als doppelte Wohlthat. Bei offenen Fenſtern und Thüren leben ſie mehr draußen als drinnen, bei geringen Bedürfniſſen gibt ihnen gemächliche Arbeit das Allernöthigſte, und die Jugend bis zu ſechs, acht Jahren führt Natur am leichten Gängelband: faſernackt treiben ſich die kleinen dunklen Weltbürger auf der Straße umher, ſelten beſchränkt ein Hemd die freie Bewegung der Gliedmaßen. — Ganz unten trennen üppige Maisfelder die Stadt von der nahen Hügelkette, an deren Fuß der geſchwätzig murmelnde Bach zwiſchen haushohem Schilf und ſchlanken hellgrünen Weiden ſich hinſchlängelt. Nach Oſten grenzt hart an die letzten Lehmhütten, nur durch den mit dem Goaire ſich verbindenden Anauco von Norden her getrennt, eine Kaffepflanzung. Das dichte dunkle Laubdach des hohen Bukare ſchützt die Schatten ſuchende Kaffeeſtaude vor den glühenden Strahlen der Sonne und gibt der Plantage ein ernſtes, ruhevolles Gepräge. Dieſelbe jenſeits zur Rechten ſchlendern wir bald zwiſchen Häuſern, bald zwiſchen Sträuchern und Hecken, bald an grünem Wieſengrund hin.

Den Zaun dazu bilden unzählige Rindshörner, aus der nahen Stadtſchlächterei nutzlos dort aufgehäuft; denn die rindernährenden Ebenen des Orinoco ſenden ja Tauſende von Rindern nach der Hauptſtadt, ein Ochs koſtet in Venezuela nur ſo viel als ſeine Haut in Hamburg, wenige Thaler in ſeiner Heimath, im Gebirge wegen der beſchwerlichen Führung etwas mehr; da braucht man alſo nicht zu ſparen und auch noch aus den Hörnern Nutzen zu ziehn, denkt der ſorgloſe, wenig haushälteriſche Sinn.

Wohin wir blicken, zeigt ſich gemüthlicher Schlendrian, harmloſes Sichgehenlaſſen; der gemeſſene Gang der Leute, die anmuthig und ſtill, den

Digitized by Google

braunen Waſſerkübel auf dem Kopf, dahinwallende Mädchen mit ihren vollen, dunklen Augen und dem mildbeſchaulichen ruhigen Blick, haben etwas Orientaliſches und erinnern an die Frauen des alten Teſtamentes, an Rebecca und Rahel.

Bald gelangen wir, immer nördlich gewandt, an die ſteinerne Brücke des Anauco, welche im öſtlichſten Theil die Stadt mit der erwähnten Kaffeepflanzung des Herrn Mosquera und den nahen Dorfſchaften verbindet. Machen wir in unſrer Wanderung einen Augenblick Halt und ſetzen uns auf die bequeme Brüſtung der Brücke. Dieſelbe ſtammt aus der ſpaniſchen Zeit und iſt, wie alle Bauten jener Periode, ſolid und maſſiv.

Der Bach unter uns hat an dieſer Stelle ein breites flaches Bett, in deſſen klaren Gewäſſern eine lange Reihe farbiger Frauen wäſcht. Auch hier gewahren wir das Land der Blößen. Im Waſſer ſtehend haben ſie ihre Röcke hoch aufgeſchürzt und das weiße Hemd hebt ſich ſcharf vom dunklen Nacken ab. Neben den mit Wäſche gefüllten Mulden ſitzen ihre Kinder plätſchernd im Waſſer oder tummeln ſich umher, den Saft des Zuckerrohres begierig ſaugend. Eben reitet eine ſchöne Creolin mit ihrem Cavalier an uns vorüber, in dunklem Reitkleid und graziöſer Haltung. Ein wenig weiter vom Dorfe her kommen wandelnde Büſche ihnen entgegen — es ſind Eſel mit malojo beladen, dem langen Maishalme, welcher das Thier ſo über und über bedeckt, daß man nicht einmal Kopf und Beine ſieht. Die Treiber in „Unterhoſen und Hemd“ mit Strohhut und Stab bringen eben ihre Ladung Pferdefutter nach der Stadt zum Verkauf.

Aus der nahen pulperia an der Ecke, einem Kramladen für die untere Claſſe des Volks, deren wir ſchon vielen, immer an der Ecke der Straßen, begegnet ſind, dringen verworrene Stimmen heftig geſticulirender Neger und Zambos, die ein Spielball ihrer Leidenſchaft, in vollen Zügen dem Branntwein huldigen.

Unterdeſſen ſind die Schatten der Bäume länger und länger geworden und gern weilten wir noch hier auf der Bank von Stein, um das erhabne Schauſpiel eines tropiſchen Sonnenunterganges zu genießen; aber eilen wir lieber hinauf nordweſtlich nach dem hochgelegenen freien Platz der ſtattlichen Kirche San Trinidad. Nur können wir jetzt nicht mehr unſern Weg nach Belieben wählen. Zwei Flüſſe, gleich dem öſtlichen Anauco, durchziehen von Norden her die Stadt. Steile, ſelbſtdurchbrochene Wände, barocke Windungen und kräftige Ausbiegungen zeichnen ihren gewaltſamen Pfad — wilde Söhne des Küſtengebirgs, die bei den faſt täglichen Regengüſſen des Winters zwiſchen April und October ganz plötzlich anſchwellen und die auf dem abſchüſſigen Boden in furchtbarem Brauſen ſich überſtürzenden Gewäſſer nach dem ſüdlichen Goaire entladen. Kleinere und größere

Brücken verbinden die getrennten, vom Rechtwinkelſyſtem jetzt nothgedrungen abweichenden Straßen. Was im Ganzen die Kunſt der Stadt verſagt hat, erſetzt hier die Natur reichlich durch pittoreske Scenen, welche der Blick von den Brücken eröffnet. Hier ragen gefahrdrohend über das hohe ſteile Ufer kühne Wohnungen der Menſchen, ſpottend des Abgrundes; dort weitet ſich das Bett aus und die ſchiefen Wände überwuchert ein junges Geſchlecht von feingefiederten Mimoſen, deren Zweige ſich oben ſchirmartig abrunden, und von üppigen Schlingpflanzen, die ſich neckiſch um eine kahle Ruine ranken. In trauter Nachbarſchaft geſellen ſich dazu die weit verſtreuten Trümmer des Erdbebens von 1812. Halb verfallene blinde Mauern, hinter denen die goldgelben Blumen der Baumwollenſtaude neugierig hervorgucken, hohe Stein- und Schutthaufen um ein verödetes Gitterfenſter, über denen der ſtachlichte Cactus ſeine Blüten entfaltet — zum Zeichen des Lebens, welches der Tod gebiert — und zahlreiche Ruinen, zwiſchen denen ein nachgebornes Geſchlecht wieder ſeine Wohnungen, ja ganze Straßen gebaut hat, kennzeichnen den oberen Theil der Stadt von der Kathedrale an bis hinauf zu den langen einſamen Mauern der alten, jetzt im Wiederaufbau begriffenen Kaſerne nahe den Bergen.

Unweit letzterer erhebt ſich die kleine neue Kirche von San Trinidad. Sie iſt ſchmuck und nett, aber wie die niedrige Kathedrale und alle übrigen Kirchen, ohne Stil erbaut. Auf erhöhtem freien Platz gelegen beherrſcht ſie die Stadt. Dorthin ſtrebt unſer Fuß. Schon haben wir die alte Brücke von San Trinidad erreicht. Sie iſt allabendlich der Sammelplatz von Jung und Alt und bis ſpät ſtummer Zeuge der Poſſen und Schwänke, in denen ein muntres, lebensluſtiges Volk von Negern, Mulatten, Meſtizen und Zambos ſich ergeht.

Noch wenige Schritte hinauf an den Häuſern hin, und wir ſtehen vor der Kirche. Ein glutrother Schein lagert ſich bereits auf Stadt und Thal. Goldne Wolkenberge thürmen ſich über dem weſtlichen Horizont. Beflügelten Schrittes eilt die Sonne hinab dem Meere zu. Noch iſt heller Tag, ein Feuermeer in allen Miſchungen der Farben entzündet der Wolken bizarre Gebilde. Noch wenig Minuten, der Held hat den Lauf durch ſeine Lieblingszone von Pol zu Pol vollendet, und Stadt und Thal umfängt mit Rieſenarm der kühle Schatten. Aber noch flammen die Berge in Tagesſchein. Mit dem uralten Recht, nach welchem ſie der erſte Strahl der Morgenröthe küßt, bannen ſie auch den ſcheidenden Tag länger und geſtatten der Nacht nur allmälig ihre Schwingen über das ſchutzbefohlene Thal zu breiten. Von himmliſcher Klarheit umfloſſen leuchten die urwaldgekrönten Scheitel der Küſtenbergkette hoch oben vor uns, keine Wolke verhüllt die kühn geſchwungenen Linien; aber höher und höher ſteigt die ſcharfe Schattenlinie, ſonder Raſt und unauf-

haltſam. Endlich ſieht ſich auch die Felſenkuppe der Silla vereinſamt, einer ſonnigen Inſel gleich, mitten im dunkeln Luftocean.

Einſam ſtehen auch wir, kühle Schauer in der Bruſt, aufwärts gerichtet den Blick nach dem leuchtenden Berge. Noch ein ſchmaler Streifen Licht umſtrahlt ſein ehernes Haupt. Noch einmal wie auf Nimmerwiederſehn, ſendet uns der Freund ſeinen Scheidegruß. Aber bald ſchwindet auch der letzte Schimmer, und allmälig bricht die Nacht über die Hauptſtadt herein.

Sch.

Von der preußiſchen Grenze.

Unter den Freunden der freien Entwicklung Preußens hat ſich in der letzten Woche eine große Verſtimmung ausgedrückt; ein deſto größeres Behagen im Lager der Kreuzzeitungspartei. Wenn das Organ der letzteren noch vor wenig Tagen den Ton einer Kaſſandra anſchlug und den Untergang der Welt als ein Ereigniß bezeichnete, welches wenigſtens nicht ganz außerhalb der Grenzen der Wahrſcheinlichkeit liege, ſo reibt es ſich jetzt vergnügt die Hände und hat ſogar ſeinen alten Humor wiedergefunden. Die Gründe dieſer Umſtimmung ſind leicht zu begreifen. Der bekannte Erlaß aus dem Miniſterium des Innern, der höchſt ſonderbare Artikel, mit welchem das miniſterielle Organ aus der „Zeit“ in die preußiſche Zeitung überging, die Veröffentlichung der Anſprache, welche der Prinzregent an das Geſammtminiſterium gehalten haben ſoll, die Antwort deſſelben auf eine Treubundsaddreſſe, endlich das wieder ausbrechende Gezänk zwiſchen Conſtitutionellen und Demokraten: — das alles mußte das Publicum in Verwirrung ſetzen, welches ſchon von einem Frieden zwiſchen allen Parteien, von einem neuen Völkerfrühling träumte. In der That ſehn jene Umſtände, wenn man ſie im Zuſammenhang ſieht, verhängnißvoll genug aus; betrachtet man aber mit Ruhe jeden einzelnen, ſo findet man nichts, was mit dem bisherigen Gang der Politik in entſchiedenem Widerſpruch ſtände. Was aber die conſtitutionelle Partei betrifft, ſo kann und ſoll ſie aus dem Wechſel dieſer Stimmung folgendes lernen.

Es iſt den neuen Miniſtern im höchſten Grade daran gelegen, den Namen eines conſtitutionellen, eines liberalen Miniſteriums, eines Miniſteriums der Linken zu vermeiden. Es kann ihm kein größeres Mißgeſchick widerfahren, als wenn die bisherige Oppoſition, die liberale, die conſtitutionelle Partei ſich jetzt miniſteriell nennt. In der gerechten Scheu, mit dieſer Partei verwechſelt zu werden, vernimmt die neue Regierung durch ihr Organ die extremſten, ungerechtfertigtſten Forderungen, Forderungen, die kein anderer Menſch vernimmt. Der gewöhnliche Menſchenverſtand findet vielmehr die Haltung des geſammten preußiſchen Volkes ſehr mäßig, nüchtern, geſetzt, busiess like, wie der Engländer ſagt.

Wenn man aber die officiellen Kundgebungen anſieht, ſo ſollte man meinen, hier und da in einem verborgenen Winkel ſei wieder die blutrothe Fahne der Republik aufgeſteckt worden.

Und woher dieſe ſeltſame Geſpenſterſcheu? — Mögen unſere Freunde, die Conſtitutionellen, nicht etwa glauben, es gelte nur den Demokraten, mögen ſie ſich nicht beeilen, mit einem Eiſer, der doch immer etwas Unſchönes hat, ſich von der Demokratie loszuſagen, die ſich in ihren augenblicklich hervortretenden Repräſentanten, einiges unnütze Gekeiſe abgerechnet, ſehr rückſichtsvoll betragen hat.

Die Geſpenſterſcheu gilt vielmehr uns, den Conſtitutionellen. Wir ſind es, deren extreme Wünſche dem Miniſterium zur Laſt fallen. Die officiöſen Organe, deren Stil ſich noch nicht geklärt hat, drücken ſich ungeſchickt aus; eigentlich wollen ſie uns nicht wegen unſerer Wünſche tadeln, ſondern nur deswegen, daß wir uns ſo ausdrücken, als ſeien dieſe Wünſche auch das Programm des Miniſteriums.

Woher kommt auch dieſer plötzliche Eiſer, uns als miniſteriell zu geberden, da die Thatſachen entſchieden dagegen ſprechen? Freilich ſtehn wir zu der neuen Regierung ganz anders als zu der alten, wir hoffen von ihr, den Mitgliedern des Miniſteriums Hohenzollern, das Beſte, wir ſchenken ihnen auch da ein großes Vertrauen, wo wir ſie nicht verſtehn; wir glauben, daß ſie überall nach Pflicht und Gewiſſen der Krone Rath ertheilen werden.

Wenn aber berliner Blätter daraus die Folgerung ziehn, die conſtitutionelle Partei ſolle, um dem Miniſterium keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten, mäuschenſtill ſein, nichts für zweckmäßig halten, als was das Miniſterium für zweckmäßig hält, und bei jedem Wunſch genau vorher überlegen, ob er auch dieſem oder jenem Herrn aus dem Miniſterium bequem ſein werde, ſo iſt dieſer Rath nicht blos unwürdig, ſondern abſurd; ja es wäre ein vollſtändiger Selbſtmord der Partei.

Statt deſſen gibt es ein viel einfacheres Mittel, dem Miniſterium jede Unannehmlichkeit zu erſparen: wir dürfen nur nicht Anſpruch darauf machen, in ſeinem Namen zu reden. Was die Rathgeber der Krone zu thun gedenken, wollen wir abwarten und danach unſer Verhalten einrichten; gegen die feudale Partei und auch gegen die Anarchiſten, wenn ſie wieder auftreten ſollten, werden wir ſie natürlich aus allen Kräften unterſtützen; aber wir wollen nicht bei ihnen in die Schule gehn. Was für den Staat für nützlich zu halten ſei, haben wir ſchon früher gewußt und wenn die ehemalige Zeit wieder von beſchränktem Unterthanenverſtand murmelt, ſo ſoll uns das nicht abhalten, auch ferner unſre Principien innerhalb des Kreiſes unſrer Befugniß in den Kammern und in der Preſſe ungeſcheut auszuſprechen.

Der preußiſchen Zeitung aber gegenüber, die nicht blos officiös, ſondern auch Zeitung iſt, haben wir den Wunſch auszuſprechen, daß ſie mit ihren Neuigkeiten etwas zeitiger käme. Es iſt z. B. gar nicht gleichgiltig, ob der Wähler zur rechten Zeit erfährt, daß die Regierung in ihrem Wahlerlaß ſich nicht blos gegen die Extreme der Linken, ſondern auch gegen die Extreme der Rechten ausgeſprochen hat, denn wenn nur die erſte Seite veröffentlicht wird, während die andere ſich auf eine unverſtändliche Andeutung beſchränkt, ſo kommt das den Herren Landräthen zu gute, die für die Partei des Herrn v. Gerlach gegen die Mitglieder des neuen Miniſteriums agitiren.

Vielleicht wäre es die richtigſte Taktik des neuen Miniſteriums geweſen, die officiöſen Blätter ganz abzuſchaffen und ſich mit den officiellen zu begnügen d. h. mit dem Staatsanzeiger und mit der preußiſchen Correſpondenz; auf keinen Fall wird die Gründung der preußiſchen Zeitung die unabhängige liberale Partei der Verpflichtung überheben, in Berlin ein eignes Organ zu gründen, denn ſie iſt bis jetzt in der unbequemen Lage, an die beſtehenden Blätter Wünſche und Zumuthungen zu richten, die dieſe einfach zurückweiſen könnten, da ſie kein Intereſſe daran haben, eine Partei zu vertreten, die nicht die ihrige iſt. ††

Neue Gedichte.

Wir haben im vorigen Jahrgang (1857, 2. Q. S. 3) über die Gedichte von Prutz (4. Aufl., Leipzig, J. J. Weber) berichtet, wir ſagten u. a.: „In einzelnen Strophen der letzten Lieder vernehmen wir einen Schrei des Herzens, deſſen Realität ſich nicht bezweifeln läßt, und der daher einen poetiſchen Eindruck macht. Aber freilich iſt dieſer Eindruck kein erfreulicher. Während in den politiſchen Liedern von 1840 die Hoffnung und der Glaube überſtrömt, herrſcht in den Gedichten von 1854 eine Hoffnungsloſigkeit, deren niederſchlagender Eindruck nur ſelten durch ein künſtliches Aufraffen unterbrochen wird. Dort ſpottet der gläubige jugendliche Dichter der Weisheit des Alters, die ſich dem Enthuſiasmus entzieht und alle Illuſionen durch Vernunftgründe auflöſt; hier iſt er ſelten in dieſem Stadium des Alters, nur daß an Stelle der Lebensweisheit eine unheimliche Verſtimmung ſich ſeiner bemächtigt hat.“ — In der Sammlung, die uns jetzt vorliegt: „Aus der Heimath. Neue Gedichte von Robert Prutz“ (Leipzig, Brockhaus), finden wir zwar noch einige Lieder, in denen die alte Stimmung fortklingt; namentlich wird man durch den Cyklus „Magdalene“ auf eine ſehr peinliche Art an den Ernſt des Lebens erinnert; dagegen herrſcht in den übrigen, vor allem in dem Cyklus „Zweite Liebe“, ein Feuer, das weit über alles hinausgeht, was Prutz in ſeiner Jugend gedichtet hat. Es iſt nicht blos das Beſte, was Prutz geſchrieben, es iſt überhaupt das Beſte, was in den letzten Jahren in der Lyrik geleiſtet iſt. In einem dieſer Gedichte ſagt Prutz.

Ach ihr zuckerſüßen Jungen,
Frommgeſcheitelt zarte Seelen,
Deren Herz in Aengſten bebt,
Hält ihr Arm ein Weib umſchlungen!
Ja, ich darf es nicht verhehlen:
Wahrheit iſt, was ich geſungen,
Dieſe Lieder ſind gelebt.

Prutz hätte nicht nöthig gehabt, das zu ſagen; in jeder Strophe empfindet man, daß ſie aus dem Herzen kommt.

O Stern der Liebe, längſt verſunken,
Verloſchen hatt' ich dich geglaubt;
Was wirfſt du heute deine Funken
Noch einmal auf mein alternd Haupt?
Aus Wetterwolken mitternächtig
Nahſt du voll finſtrer Majeſtät,
Wie ein Komet, verderbenträchtig,
Sein flammend Haupt zur Erde dreht.
Ich aber ſteh' und fühl' erſchrocken
Und ſelig dennoch deinen Strahl:
O nicht auf mich, auf braune Locken
Gieß deiner Gluten ſüße Qual!
Hab Mitleid mit dem müden Herzen,
So viel geprüft von Gram und Noth,
Es hat verlernt, wie lang! zu ſcherzen,
Und wenn es liebt, ſo liebt's zum Tod.
Umſonſt, umſonſt! Schon nah' und näher
Wälzt ſich das gier'ge Element,
Und höher ſteigt und immer höher
Die holde Glut, die mich verbrennt.
Ich will entfliehen, kann nicht wenden
Den Fuß, gebannt von Qual und Luſt,
Und drücke ſelbſt mit beiden Händen
Den Flammenpfeil mir in die Bruſt!

Aber einen Fehler haben dieſe Gedichte: ſie drängen dem Leſer die Realität zu handgreiflich auf. Man wird, von dieſer Seite wenigſtens, an Bürger erinnert, und an Schillers vielgeſchmähte Kritik, die, wenn auch in ungeſchickten Ausdrücken, ſehr richtig darauf hinwies, daß die Dichtung, die ganz in der ſubjectiven Wahrheit ſtehn bleibt, den Leſer peinigt, ſtatt ihn zu erheben. Der Zauber der Poeſie liegt darin, daß wir uns an die nächſte Noth nicht erinnern; das Meer iſt ein erhabener Anblick, aber nicht für den, der darin umhertreibt, im Begriff zu ertrinken. Auch die Lyrik wirkt nur dann wohlthuend, wenn ſie uns die Stimmung: wie wird das enden? fern hält. Hier werden aber über alle betheiligten Perſonen ſo viel Details erzählt, daß der Eindruck faſt noch beklommener iſt, als in den frühern Liedern. — In einem polemiſchen Sonett ſagt Prutz:

Wir leben im Zeitalter des Realen,
Das, ſagt ihr, muß für manches uns entſchuld'gen;
Es will die Welt auf einmal ſich entled'gen
Von allen unfruchtbaren Idealen.
Nicht länger wolln wir nur auf Wolken malen;
Wir ſind der Götter müd', davon ſie pred'gen,
Der zürnenden ſowol als auch der gnäd'gen;
Wer Schulden macht, der ſoll ſie auch bezahlen.

Es iſt doch nicht ganz ſo. Wer uns eine wirkliche Welt des Ideals auszumalen verſteht, die uns dem Staub dieſer verworrenen Erde ganz enthebt, den wollen wir freudig als Propheten begrüßen; die Welt iſt nicht der Götter müde, ſie harrt ihrer mit größerer Sehnſucht als je, nur die Erſcheinungen bleiben aus. Der Dichter dagegen, der uns in den Staub dieſer Erde vertieft, uns an alle die

kleinen ängſtlichen Sorgen und Nöthe erinnert, denen wir im Ideal entfliehn, von dieſem verlangen wir, daß er des einzigen Compaſſes mächtig ſei, der in dieſen Wirren leitet: des Gewiſſens; dem rufen wir zu: „Wer Schulden macht, der ſoll ſie auch bezahlen!“ Denn ſonſt büßt man nicht blos den äußern Frieden ein, man iſt auch in Gefahr, die innere Würde zu verlieren. Und es gibt auch geiſtige Schulden, d. h. Pflichten, die den Dichter ebenſo binden, wie jeden andern Sterblichen. Am ſtrengſten muß man ſein, ſobald nicht die Unmittelbarkeit, ſondern die Reflexion uns entgegentritt, ſobald man aus dem einzelnen Fall, der vielleicht ſo arg nicht iſt, eine Regel macht, z. B.

Dichterfrauen müſſen manches dulden,
Manchen Irrthum, manch Verſchulden,
Wenn die ſtürmiſchen Gedanken
Niederwerfen fromme Schranken.
Soll der Aar das Fliegen nicht verlernen,
Muß er aufwärts zu den Sternen
Seinen Fittig lenken dürfen,
Reinen Thau des Himmels ſchlürfen u. ſ. w.

Was das heißt, hat Dickens ſehr richtig in der Figur des Harald Skimpole geſchildert.

Wenn Prutz die Myſterien der Liebe in feurigen Dithyramben beſingt, ſo faßt Karl Heinzen, der berühmte Demagog (Geſammelte Schriften, erſter Band; Newyork, Selbſtverlag), die Sache kühler auf:

Ein Narr iſt, wer ſich quält zu lieben,
Wird er nicht gleich dafür geliebt.
Mich ziehſt du nicht vor deine Füße,
Ich gebe dir nur, was du mir —
Zum Teufel, ſind denn meine Küſſe
So gut nicht wie ein Kuß von dir?

Seine Phantaſie erhitzt ſich nur, wenn der Haß gegen die Tyrannen ins Spiel kommt; die „loyalen Phantaſien“ 1840 und 1846 ſind das Scheußlichſte, was uns in der Ausmalung blutdürſtiger Viſionen vorgekommen iſt. Auch ſeine Anſicht von der Zukunft tröſtet uns nicht über dieſe Hallucinationen:

Es iſt ein zweck- und folgeloſes Streben,
Für deutſche Freiheit dich zu mühen,
Und in dir ſelbſt verglühen,
Das wird dein Loos ſein — ein verfehltes Leben!
Drum laß dies faule Stroh ſich gährend blähen!
Es wird, wenn nicht entflammt zum Lichte,
Zum Miſte der Geſchichte —
Und kannſt du zünden nicht, ſo kannſt du ſäen.

Uebrigens hat ihn ſeine demokratiſche Geſinnung nicht beſtimmt, in Amerika die Freiheit zu finden; er ſpricht ſich vielmehr über dies Land folgendermaßen aus:

Das Urtheil der Erfahrung ſpricht:
Hier iſt die beſte Probeſchul' auf Erden,
Wer hier nicht kann zum Vieh und Schwindler werden,
Der wirds in ſeinem Leben nicht. —

Digitized by Google

Die Freiheit verdeutlicht durch „menſchliches Vieh;"
Durch Menſchenjäger die Republik,
Durch Kneipenregenten die Demokratie —
Das iſt die herrſchende Politik. —

Zwei Gedichtſammlungen: „Blüthen meiner Mußeſtunden, gewidmet dem deutſchen Volk von Heinrich Lenz" (Jena, Hochhauſen, und „Gedichte von Wilhelm Schuſter" (Schäßburg, Haberſang), übrigens beide wohlgeſinnt und nicht ohne Talent, wollen wir hier einfach erwähnen; ebenſo eine moderniſirte Ueberſetzung des Catull von Theodor Stromberg (Leipzig, Brockhaus). Ein wirklicher, nicht unbedeutender Werth dagegen iſt in den „Zeitloſen, Gedichte von Moritz Hartmann" (Braunſchweig, Vieweg); meiſtens poetiſche Erzählungen in ſinnigen Melodien und von guten Gedanken durchflochten. Möchte es dem Dichter noch mehr gelingen, durch größere Reife der Kunſt die Kunſt zu verſtecken. Das Schwächſte in der Sammlung ſind die „Symphonien". Faſt noch angenehmer iſt die Proſa, die derſelbe Dichter in den „Mährchen und Geſchichten aus Oſten und Weſten" (Braunſchweig, Weſtermann) entwickelt; die Auswahl der Volksſagen iſt ebenſo geſchickt als die Bearbeitung. — Eine dankenswerthe Gabe ſind auch die „alten Bergmannslieder", herausgegeben von Reinhold Köhler (Weimar, Böhlau), eine Ergänzung der Sammlungen von Moſch und Moritz Döring. — In der „Nordlandsharfe" (Elberfeld, Bädeker) hat P. J. Willatzen die beſten lyriſchen Dichtungen der modernen ſkandinaviſchen Poeſie ſehr geſchickt ins Deutſche übertragen.

Neue hiſtoriſche Schriften.

Chriſtian III. König von Dänemark. Ein hiſtoriſcher Beitrag zur Geſchichte des 16. Jahrhunderts, insbeſondere der Kirchenreformation. Vom Paſtor C. H. Clauß. Zum Säcularandenken an den 1. Jan. 1559, den Todestag Chriſtians. Deſſau, Baumgarten. — Neues, ſagt der Verfaſſer, bringe ich nicht; dagegen habe ich verſucht, den benutzten Stoff pragmatiſch neu zu ordnen und nichts wegzulaſſen, was zur richtigen Würdigung des Charakters und der Handlungen Chriſtians III. beitragen könnte. Die Aufgabe, die ich im Auge hatte, war, ein möglichſt vollſtändiges und klares, dabei hiſtoriſch wahrhaftes Lebensbild von ihm herzuſtellen. —

Die Anfänge der Reſtauration der Kirche im elften Jahrhundert. Nach den Quellen kritiſch unterſucht von Cornelius Will. Marburg, Elwert. Erſte Abtheilung. — Nach dem vorliegenden Heft, welches die Jahre 1046—1054 umfaßt, darf man eine ſehr bedeutende Leiſtung erwarten; wir behalten uns vor, nach Vollendung des Werks darauf zurückzukommen. —

Aufzeichnungen eines Amſterdamer Bürgers (Joh. Chriſt. Cuno) über Swedenborg, nebſt Nachrichten über den Verfaſſer, vom Bibliothekar Scheler. Hannover, Rümpler. — Es ſind Auszüge aus der ſehr inhaltreichen Selbſtbiographie Cunos, der 1708 zu Berlin geboren, ſeit 1722 Hofmeiſter, 1724 in die preußiſche

Soldatenjacke geſteckt wurde, und 1733—1740 in verſchiedenen Gegenden, auch in Italien, als Werbeoffizier fungirte, bis er endlich entlief und durch eine reiche Heirath an die Spitze eines Handelshauſes in Amſterdam geſtellt wurde. Die Bemerkungen über die ſeltſame Miſchung in Swedenborgs Charakter, halb Tollheit, halb feinſter Menſchenverſtand, ſind ſehr intereſſant und ergänzen Kants Träume eines Geiſterſehers (1766) aufs glücklichſte. —

Die Nichten Mazarins. Studien der Sitten und Charaktere im 17. Jahrhundert, **von Am. Renée,** nach der dritten Auflage überſetzt von **Fr. Szarvady. Dresden, Kuntze.** — Es iſt hauptſächlich Couſin, der eklektiſche Philoſoph, der in Frankreich das Intereſſe für die berühmten Frauen des 17. Jahrhunderts geweckt hat; unter den zahlreichen Arbeiten, die durch ſein Vorbild hervorgerufen ſind, gehört die vorliegende zu den am beſten ausgeführten und zu den intereſſanteſten. Wenn auch der Verfaſſer weder in der Auswahl der Thatſachen noch in der Form der Darſtellung ſeinen Hauptzweck verleugnet, das Publicum zu unterhalten, ſo geht er doch von ſehr tüchtigen Vorarbeiten aus und gibt für das Verſtändniß Mazarins nicht unwichtige Beiträge. Auch lernen wir aus dieſen Erzählungen ſehr gründlich den Begriff der Fronde kennen, der ſich keineswegs auf das 17. Jahrhundert beſchränkt: jener Oppoſition, der es im Grund auf nichts Anderes ankommt, als in das einförmige Leben durch unerhörten Scandal einige Abwechſelung zu bringen. — Einige Proben von der Spielwuth jener Tage. — Gourville erleichtert die Börſe von Fouquet in einer halben Stunde um 55,000 Fr.; Herr v. Crequi verliert an einem Abend 300,000 Fr.; der Marſchall von Eſtrées 100,000; Monſieur 300,000: um zu bezahlen, verkaufte er ſein goldenes Geſchirr und ſeine Edelſteine. Ein Abbé de Gordes iſt nur dadurch bekannt geworden, daß er 150,000 Fr. an den König verlor. Die Herzogin de la Ferté ließ ihre Lieferanten, Schlächter, Bäcker u. ſ. w. zuſammenkommen, hieß ſie ſich um einen Tiſch ſetzen und ſpielte mit ihnen eine Art Landsknecht. Sie ſagte Fr. v. Stael ins Ohr: ich betrüge ſie, aber nur darum, weil ſie mich beſtehlen. Die vornehmſten Leute nahmen keinen Anſtand, im Spiel zu betrügen. In allen Schriften jener Zeit iſt von des Cardinals Leidenſchaft fürs Spiel bis zu ſeinem Tode die Rede; ſo erzählt man, er habe während ſeiner Krankheit die Piſtolen gewogen, die er gewonnen, um die leichteſten davon wieder beim Spiel zu verwenden. Ein Spottlied ſagt zu ihm:

Que si tu veux que tes parentes
Epousent les parents du roy,
Tu les peux bien rendre contentes;
Car mesme dans ton désarroy
Les roys de carreau et de pique,
Qui sont tes amis domestiques,
Donneront à ces belles soeurs
Des valets de trèfle et de coeur. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. G. Elbert in Leipzig.

Die Theologie der Thatſachen.

Zur neueſten Culturgeſchichte Deutſchlands. Zerſtreute Blätter, wiederum geſammelt von A. F. C. Vilmar. 2. Bde. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. —

Wie in der junghegelianiſchen Bewegung der Jahre 1835—1845 der Eine immer den Andern in der ſogenannten Ueberwindung der Vorurtheile zu überſteigern ſuchte, ſo geſchah es auch in der gleichzeitigen theologiſchen Reaction. Seitdem Hengſtenberg die evangeliſche Kirchenzeitung gründete, hat immer ein Standpunkt den andern abgelöſt, viele Rechtgläubige von damals ſind bereits in die Reihe der Ketzer geworfen, und Hengſtenberg ſelbſt gilt bei den am weiteſten vorgeſchrittenen Kennern der alleinſeligmachenden Religion als lauwarm. Unter dieſen Kennern iſt nur eine Stimme darüber, daß Vilmar die höchſte Staffel des Glaubens erſtiegen hat, und wir freuen uns daher, in dieſen Schriften ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Vilmar hat vor der Mehrzahl ſeiner geiſtlichen Amtsbrüder den großen Vorzug, im Ganzen ein gutes Deutſch zu ſchreiben und zugleich verſtändlich und unterhaltend zu ſein.

Vilmar iſt 1800 in Kurheſſen geboren, wurde als Gymnaſiallehrer 1830 Mitglied der kurheſſiſchen Ständeverſammlung, 1833 Gymnaſialdirector in Marburg, wo er 1843 bis 1844 die bekannten Vorleſungen über deutſche Literaturgeſchichte hielt, und redigirte 1848—1851 den heſſiſchen Volksfreund, deſſen Hauptartikel hier wieder abgedruckt ſind. Seit 1850 iſt er Conſiſtorialrath.

In den vorliegenden Blättern iſt auch viel von Politik die Rede, aber man kann beim beſten Willen nicht viel daraus lernen. Ganz abgeſehn von ſeinem theologiſchen Standpunkt, begeht er den Fehler, Fragen entſcheiden zu wollen, über deren Material er ſich vorher gar nicht unterrichtet hat, und über Männer zu urtheilen, die er nur dem Namen nach kennt. Es macht einen ganz wunderlichen Eindruck, wenn er einmal Gelegenheit hat, die Dinge mit eignen Augen zu ſehn und dann entdeckt, daß ſie doch ganz anders ſind, als er ſie ſich vorgeſtellt hatte. Wenn man aber ſeine politiſchen Ideen als ein leeres Gerede bezeichnen kann, ſo erſetzt er die mangelnde Einſicht durch die Kraft der Ausdrücke. So ſchildert er einmal den Zuſtand der Paulskirche

nach den bekannten Septemberunruhen (2. B. S. 94), und meint, daß „kaum das roheſte Heidenthum einzelne ſchwache Beiſpiele von ähnlichen Scheußlichkeiten aufweiſt, wie ſie unſre gebildete Zeit in reichlicher Zahl aufgewieſen hat.“ Den chriſtlichen König Clodwig, die chriſtliche Bartholomäusnacht und andres hat er wahrſcheinlich vergeſſen. Er fährt dann folgendermaßen fort.

„Mit hündiſchem Gebelfer wurden die Mordthaten in Frankfurt als Acte der Gerechtigkeit, und mit gleich hündiſchem Gebelfer der an Robert Blum vollzogne Act des Geſetzes und der Gerechtigkeit als Mordthat ausgeſchrieen; mit den wuthſchnaubenden Stimmen hölliſcher Geiſter riefen ſchmutzige Rebellen die rechtmäßigen Herrſcher als Rebellen, ſich als die rechtmäßigen Landesherren aus, und aus der heiſer brüllenden Kehle eines Teufels (freilich eines dummen, aber doch eines ſehr boshaften) kam das Wort des Abgrunds: wir wollen kein Geſetz, ſondern wir wollen volle, blanke Anarchie. Denn Ludwig Simon hat dies nicht aus ſich geſprochen; ein ganz Anderer ſprach es aus ihm: er war nur die Zunge, der Mund, das Werkzeug dieſes Andern.“

Es iſt alſo der leibhaftige Teufel, der in der Paulskirche geſeſſen hat. Man halte das nicht etwa für einen vereinzelten Zornausbruch, ähnliche Kraftſprüche finden ſich auf jeder dritten Seite. Wir heben nur noch den einen hervor, der ſich durch ſeine bündige Logik auszeichnet (1. Bd. S. 319, geſchrieben 1850).

„Haben wir gelernt, daß die Demokratie, mit allem, was darum und daran hängt, nichts anders iſt, als Dummheit, Schande, Lüderlichkeit, Raub Diebſtahl und Mord? — Hier gilt kein „Ja, aber —“ kein „doch“, kein „indeß“, kein "freilich" und dergleichen elende Ausflüchte der Schwachköpfe. Wer mit ſolchen Ausflüchten jetzt noch kommen kann, der iſt nicht allein ein verächtlicher Schwachkopf und ein Narr, ſondern auch ſelbſt ein Diebsgeſelle und Schandengenoſſe. Wer aus den Jahren 1848 und 1849 wirklich etwas gelernt hat, der antwortet auf dieſe Frage mit einem einfachen und tüchtigen Ja. Wer an das Ja irgend etwas anzuhängen Luſt hat, der antwortet eben damit Nein. Halb-Ja iſt ein Nein in der Sprache der Träumer, der entmannten Schwächlinge und der verächtlichſten Feiglinge. Und wer jetzt noch auf dieſe Frage mit Nein oder mit dem halben Ja der Jämmerlinge antworten kann, der wird in ſeinem ganzen Leben nichts weiter lernen, denn ſolche Jahre der Erkenntniß, der Augenöffnung und Verſtändigung auch für den Unverſtändigſten, Kurzſichtigſten, Blindeſten, kommen in einem Menſchenalter nicht zum zweiten Mal.“

Das iſt handgreiflich geſprochen, und für das Publicum, welches der Conſiſtorialrath Vilmar im Auge hat, vollkommen geeignet. Aber er verliert ſich zuweilen auch in die Myſterien der Metaphyſik, und gibt über die geheim-

ſten Motive der menſchlichen Sünde Aufſchlüſſe, die ſelbſt ſein Publicum in Erſtaunen ſetzen werden. Eine der intereſſanteſten Auseinanderſetzungen finden wir 2. B. S. 278.

„Wer entwickelt einmal aus den dunkelſten Tiefen des Menſchenbewußtſeins heraus die Bedeutung der moſaiſchen Speiſegeſetze? Abgeſehen von den ſeltſamen Appetiten der Spinnenverzehrer und Maikäferfreſſer, von denen die erſteren, ſo viel ich beobachtet habe, meiſtens in geiſtiger Verzerrung, die andern in Trunkſucht endigen, gibt es immer manche, welche Füchſe und Ratten gern eſſen; nach meiner Erfahrung zugleich Menſchen, welche von den Sitten und von dem Verkehr der Welt ſich auch ſonſt faſt völlig abſonderten, zuweilen ſolche, welche noch dazu leiblich und geiſtig ganz herabgekommen waren. Und eine Geſellſchaft Pferdefreſſer, welche vor einigen Jahren zuſammentrat, jetzt aber ſammt und ſonders nach Amerika ausgewandert iſt, zeigte ſich — bisher wenigſtens leidlich umgänglich und vernünftig — von da an als ganz beſonders unzugänglich gegen jede nur einigermaßen geiſtige Berührung, die Meiſten als roh, brutal, faſt beſtialiſch. Als ich ein Jahr ſpäter einer Verſammlung von Deutſchkatholiken und Lichtfreunden beiwohnte, wurde ich alsbald und unwillkürlich an den Ton der Stimme und an das Gebahren jener Pferdefleiſchfreſſer erinnert, und dieſelbe Erinnerung tauchte 1848 bei dem erſten Erſcheinen der Demokraten mit ihren rothen, rollenden Branntweinaugen und ihren wilden Bierſtimmen, wieder auf. Das Eine wie das Andere, das Weſen der Pferdefreſſer und der Demokraten, war ja freilich rohes Gelüſte nach dem Fremden und Unbekannten, zügelloſe Probierſucht; aber es war wol auch mehr, und der Verbindungspunkt liegt noch tiefer."

Das iſt ein unerwarteter Aufſchluß: um ſo unerwarteter, da im Weſentlichen die Anſicht des Conſiſtorialrath Vilmar mit der des Philoſophen Feuerbach zuſammenfällt, der in ſeinen Fragmenten den Satz aufſtellt: der Menſch iſt, was er ißt. Nur ein Punkt iſt uns nicht ganz verſtändlich. Warum iſt es grade das Pferdefleiſch, in dem wir den Teufel eſſen? im Moſaiſchen Geſetz iſt doch hauptſächlich das Schweinefleiſch verboten, und es ſteht geſchrieben, daß der Teufel in eine Herde Schweine getrieben wurde. Nun hat aber die geſammte Chriſtenheit ein Jahrtauſend hindurch mit ſchrecklicher Ausdauer Schweinefleiſch gegeſſen, und man müßte daher annehmen, daß ſie recht vom Satan beſeſſen geweſen iſt, mehr als die Juden, denen das rohe Gelüſt nach dem Fremden und Unbekannten, die zügelloſe Probierſucht weniger innewohnte, die noch immer Schinken und Wurſt verſchmähen. Oder ſollte es wirklich daran liegen? ſollte die Bluthochzeit und die franzöſiſche Revolution daraus zu erklären ſein, daß Katharina v. Medici dem wilden Schweinskopf nicht abhold war und daß Mirabeau an Saucischen Vergnügen fand? Vielleicht gibt uns der Herr Conſiſtorialrath Vilmar darüber Auskunft.

Wenn übrigens in dieſen Stellen immer nur die Demokraten als die echten „Sündenlümmel“ dargeſtellt werden, die aus dem „Gnadenhimmel“ verbannt ſind, ſo geht es an andern Stellen den Gothaern nicht beſſer, und wenn bei einem Beſuch in der Paulskirche (1. B. S. 113 u. ff.) die Perſönlichkeiten Gagerns und anderer Gothaer auf Vilmar gradezu einen imponirenden Eindruck machen, ſo ſpricht das mehr für die Fähigkeit ſeines Auges, zu ſehn, wenn es aufgemacht wird, als für die Conſequenz ſeiner Einſicht und ſeiner Ueberzeugung.

Laſſen wir indeß die unerquickliche Politik bei Seite und wenden uns zur Religion. Eine der intereſſanteſten Predigten iſt „der gekreuzigte Chriſtus, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit, 1851.“ Den Juden iſt Chriſtus ein Aergerniß geweſen, weil ſeine Weltreligion den jüdiſchen Patriotismus zerſtörte; den Griechen dagegen „erſchien der gekreuzigte Chriſtus als ein unfertiges und ungeſchicktes Religionsexperiment auf einem ganz untergeordneten Standpunkt. Er erſchien ihnen, die ſchon alles, was ihnen Religion war, beſaßen oder vielmehr beſeſſen hatten (denn ihre ſchönen Götter waren ihnen ſelbſt bereits zum Spott geworden), nichts weniger als gefährlich (wie er den Juden erſchienen war), ſondern nur lächerlich: wenn ſie über ihre ſchönen Götter längſt herausgekommen, wie ſollte ihnen der häßliche gekreuzigte Gott irgend etwas anders abgewinnen, als ein mitleidiges Lächeln?“

So wie in der Periode der Apoſtel, ſo iſt es geweſen und ſo wird es ſein zu allen Zeiten. „Wie paßt — ſagen unſre neumodigen Griechen ganz grade ſo, wie die Griechen zu des Apoſtels Zeiten — der gekreuzigte Chriſtus mit ſeinen ſeltſamen Wundern in unſre fortgeſchrittene Bildung? Entweder er muß ſich nach uns bequemen und zu einem gebildeten Griechen werden, wie wir das ſind, oder wir wollen nichts von ihm wiſſen. und können ihn in unſre Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt, in unſre Politik, in unſre geſelligen Freuden und Genüſſe hinein nicht brauchen. Solche Leute ſtellen ſich an und für ſich gar nicht feindlich an gegen Chriſtus; ſie bekennen mit dem heiterſten Geſicht: freilich, die Religion fehle ihnen, bedauern auch wol, daß ſie nun einmal nicht chriſtlich werden könnten, und erklären mit ſcheinbarer großer Toleranz, jedem ſeine Ueberzeugung laſſen zu wollen. Kunſt, Wiſſenſchaft und in der neuern Zeit Tagespolitik iſt ihnen das Höchſte im Leben.“ — Das ſind die Griechen. — „Eine andere, in den letzten 60, beſonders aber in den letzten 10—20 Jahren immer ſtärker angewachſene Menſchenmaſſe fühlte, ganz ähnlich den Juden zur apoſtoliſchen Zeit, daß der gekreuzigte Chriſtus ihnen in ihrem rein nationalen Beſtreben, in ihrem blos auf das Dieſſeits gerichteten Treiben ein unüberſteigliches Hinderniß iſt. Jene kennen Chriſtum nicht, und verachten ihn; dieſe kennen Chriſtum, und fluchen ihm“. — „So ſteht es jetzt; maſſenhaft ſind die Griechen, denen Chriſtus eine Thorheit

iſt, in unſern abgelebten ſogenannten gebildeten Ständen, maſſenhaft ſind die Juden, denen Chriſtus ein Aergerniß iſt, in unſern Demokraten und Communiſten auf den Schauplatz getreten. So iſt es ſeit faſt 1800 Jahren in der Welt nicht geweſen." „Und was ſoll nun daraus werden?"

„Die Griechenweisheit unſrer Tage wird ein klägliches Ende nehmen, wahrſcheinlich blos durch ſich ſelbſt, ein Ende der Zerkrümelung und Vermoderung; freilich unter der Mitwirkung großer Weltſtürme. Bekehrt werden dieſe Maſſen neumodiger Griechen nicht werden." „Wie damals durch den Einbruch unſrer Altväter in das römiſche Reich eine ſogenannte, von den griechiſchen Schwachköpfen bejammerte, aber in der That wohlthätige Barbarei an die Stelle der griechiſchen, kindiſch gewordenen Cultur geſetzt wurde, ſo wird auch unſer Culturzeitalter von dem Zeitalter einer wohlthätigen Barbarei abgelöſt werden, innerhalb deren ſich, vielleicht ungeſehen, vielleicht aber auch gerettet in ein ſichtbares Zoar, die Kirche des Gekreuzigten bereitet, um den Herrn zu empfangen, der da kommt." „Die, welchen Chriſtus neuerdings in alter Judenweiſe ein Aergerniß iſt, dieſe dagegen werden untergehn durch ein Gericht, vielleicht erſt, nachdem ſie den Antichriſt ausgeboren haben werden; durch das Weltgericht, das einzige, deſſen wir noch zu warten haben. Dieſe werden fort und fort nach ihrem Communiſten-Meſſias rufen und ſchreien, und ſich am Ende auch unter einem ſolchen zu allgemeiner Auflehnung gegen göttliche und menſchliche Ordnung ſcharen. Wir unſrer Seits werden nicht berufen ſein, Hand an ſie zu legen; im Gegentheil werden wir, nachdem wir vorher reichliche Verfolgung von ihnen werden erlitten haben, aus dem entſcheidenden Kampf, welchen Gott heraufführen wird, herausgenommen und gleichſam in einem zweiten Pella geborgen werden."

Dies ſind die Ausſichten, welche der Prophet des Herrn unſrer Zukunft eröffnet. Auch hier hat er im radicalen und ultramontanen Lager Verbündete, er hat ſie wenigſtens gehabt. Herr von Laſſaulx in München und Bruno Bauer in Berlin haben Deutſchland den Beruf prophezeit, den Dünger für die Naturkraft der ruſſiſchen Barbaren zu bilden. Da wir keine Propheten ſind, ſo halten wir uns an die Gegenwart und verſuchen die Anſchauungsweiſe Vilmars in unſrer Sprache verſtändlich zu machen.

Der Gegenſatz zwiſchen Chriſten, Juden und Griechen d. h. zwiſchen denen, die ihr Ideal im Himmel ſuchen, denen, die es im öffentlichen Leben, und denen, die es in Kunſt und Wiſſenſchaft finden, iſt ein vollkommen richtiger; er geht mit naturgemäßer Nothwendigkeit aus der Geſchichte unſrer Bildung hervor. Wir haben eine dreifache Schule durchgemacht: unſer germaniſches Blut, welches ſich doch nie ganz verleugnet hat, wurde erſt durch das chriſtianiſirte Römerthum, dann durch die wieder aufgefundene Antike modificirt. Es iſt aber unrichtig, dieſe Gegenſätze äußerlich zu ſondern.

Freilich überwiegt bei der einen Claſſe die chriſtliche, bei der andern die germaniſche, bei der dritten die griechiſche Bildung, aber es gibt keinen Einzigen, bei dem nicht eine Miſchung aus allen drei Elementen nachgewieſen werden könnte. Auch Vilmar iſt nicht blos Chriſt, er hat die claſſiſche Schule durchgemacht und zeigt mitunter ſogar nationale Anwandlungen. Derjenige Dichter, den man den großen Heiden zu nennen pflegt, der mehr als irgend ein anderer auf den Namen eines Griechen Anſpruch machen dürfte, hat doch in ſeinem ſchönſten griechiſchen Gedicht, der Iphigenie, die Seele des Weibes mit den Augen angeſchaut, die ihm das Chriſtenthum geöffnet hat. Es iſt eine völlig ungerechtfertigte Gutmüthigkeit, wenn wir dem böswilligen Vorgeben der ſogenannten Rechtgläubigen, die uns vom Chriſtenthum ausſchließen möchten, Folge geben. Wir ſind keine Griechen, ſo viel wir auch den Griechen verdanken, ſondern Deutſche und Chriſten, ſo wenig wir uns auch in der Lage befinden, alle Artikel des Athanaſianiſchen Glaubensbekenntniſſes zu beſchwören. Die Sorte, die Vilmar Chriſten nennt, wird freilich vorausſichtlich das Schickſal haben, das ihr Vilmar prophezeit, ſie wird ſich in ein Zoar oder Pella flüchten d. h. in einen Conventikel oder in eine Sekte, und das Weltgericht wird mit ihr nichts zu thun haben; denn vor ſein Forum gehören nur die Lebendigen und Exiſtirenden.

Vilmars Chriſtenthum unterſcheidet ſich weſentlich von dem Hengſtenbergiſchen. Er ſucht das Heil der Welt nicht in der Theologie, ſondern im Prieſterthum. „Die Geltung, welche die theologiſche Wiſſenſchaft bisher in der Kirche gehabt hat als letzter Ausläufer der Lehrzeit, muß und wird nicht allein ſinken, ſondern gänzlich aufhören. In der Zukunft, der wir entgegengehen, ja in der Zeit, in die wir bereits eingetreten ſind, gilt nur der Wille und die That, die Kraft der Seele, welche die Kraft des Gebetes iſt und die Macht des Amtes, welches des Herrn iſt. Von der alten rationaliſtiſchen oder rationaliſirenden Theologie kann ſchon jetzt nicht mehr die Rede ſein; ſie iſt bereits der Chriſtenkinder Spott. Aber hüte man ſich auch, ſelbſt von der gläubigen Theologie Erfolge zu erwarten. Wer beten kann, wer auf das Amt vertraut und auf die Zukunft des Herrn Chriſti hofft, der hat Muth, vollen Muth, der hat Thatkraft, Zuverſicht, Freudigkeit, — er hat einen unermeßlichen Wirkungskreis und eine überreiche Ernte von Erfolgen.“ „Damit wir aber nicht mißverſtanden werden, ſo wollen wir ausdrücklich wiederholen, daß die geſammte Lehre der Kirche, wie ſie vom heiligen Geiſt geleitet in den 1800 Jahren zum Erlebniß der Chriſtenwelt geworden iſt, in eines jeden Bewußtſein und Ueberzeugung hell und klar ſtehen müſſe, vom apoſtoliſchen Symbolum herab bis zur augsburger Confeſſion, wenn die Zukunft uns ein neues Erlebniß gewähren, wenn die Zukunft uns als ihre Kinder anerkennen ſoll. Alle dieſe Lehren ſind nicht dazu da, als Antiquitäten und Reliquien

im hinterſten Kirchenſchrein aufbewahrt und nur zu gewiſſen Zeiten den Neugierigen gezeigt zu werden; ſie gehören zum innerſten Leben und Beruf der Kirche, und es wird keine Kirche der Zukunft ſein ohne eine Kirchenlehre der Vergangenheit, ohne eine Kirche der Geſchichte, in welcher der heilige Geiſt ohne Unterlaß regiert und perſönlich gewaltet hat. Zum Maße des vollkommenen Alters unſers Herrn Jeſu Chriſti wird nur der gelangen, welcher mit Seinem Leibe hat wachſen wollen und gewachſen iſt durch alle Jahrhunderte."

Wo iſt aber für den Suchenden in der proteſtantiſchen Kirche der Leitſtern, der ihm die „Erlebniſſe" des Chriſtenthums deutlich macht?

„In der Welt ſteht allerdings nichts mehr feſt für uns, und der Greuel der Verwüſtung ſcheint ſogar weiter zu ſchreiten, ſcheint das Leben unſrer Kinder und Kindeskinder noch tiefer zerrütten zu wollen, als er das unſrige zerrüttet hat. Müſſen wir aber darum gen Himmel ſteigen, Chriſtum herabzuholen? Er wird nicht kommen, wenn wir ungeduldig nach ihm rennen und laufen. Er braucht auch gar nicht geholt zu werden, er iſt noch da. Er iſt noch ſelbſt gegenwärtig in ſeinem Amte des Worts, des Sacraments und der Zucht, um ſeine Gemeinde von neuem zu ſammeln. Das geiſtliche Amt, dem allein Wort und Sacrament und Zucht und die Kräfte dieſer erlöſenden und heiligenden Mittel überwieſen ſind, das geiſtliche Amt allein hat noch göttliches Mandat. Sonſt niemand; nicht die Welt, nicht die gläubigen Individuen in den Gemeinden, nicht die Gemeinde, und wäre ſie auch eine Gemeinde der Heiligen. Sie wäre ſelbſt dies nicht ohne das geiſtliche Amt, in welchem die Kraft des Geſetzes und des Evangeliums, die Kraft der Sacramente, die Kraft zu binden und zu löſen liegt." „Der, welcher das Wort des Herrn zu verkündigen, den Leib des Herrn zu ſpenden und im Namen des Herrn Sünde zu behalten und zu vergeben hat, der Träger des geiſtlichen Amtes, der Geiſtliche, welcher mehr iſt und ſich mehr weiß als einen Prediger, wird nicht zagen noch ſchwanken, auch als Grundſtein und Mittelpunkt der äußern Geſtaltung der Kirche ſich darzuſtellen." „Wer den gegenwärtigen Herrn noch bekennt, der bekenne ſich jetzt zu ſeinem noch gegenwärtigen Amt." „Es iſt nicht die Rede von dem Geſchäft eines Religionslehrers, eines bloßen Predigers, eines bloßen Adminiſtranten und Vorleſers von Formeln. Wer ſich als bloßen Religionslehrer, Prediger, Verkündiger, und nicht als einen mit der bindenden und löſenden Kraft Chriſti ausgeſtatteten Diener Chriſti betrachtet, der iſt kein Mann unſers Bedürfniſſes. Wir wollen nicht an den Herrn erinnert ſein und nichts von ihm erzählt haben; wir wollen ihn ſelbſt ſehen und als Sündenvergeber mit ſeiner die Todten erweckenden Kraft im innerſten Mark unſers Lebens fühlen. So aber bringt ihn uns nur das Amt, welches Er ſelber eingeſetzt hat als Träger ſeiner

Kraft." „*Das geiſtliche Amt alſo empfange das Kirchenregiment der evangeliſchen Kirche*; zumal im heſſiſchen Lande, wo es noch unverkümmert daſteht wie vor dreihundert, ja *wie vor tauſend Jahren*." „Iſt nun der lebendige Herr Chriſtus lebendig und gegenwärtig in euch und mit euch, die ihr Sein Amt *durch Handauflegen auf eure Häupter* empfangen habt?" „Die Zeit der Lehre iſt abgelaufen; es beginnt die Zeit der That und des Amts."

Wir denken, das iſt deutlich. Vielleicht der wichtigſte Gegenſatz der Reformation gegen den alten Katholicismus iſt die Aufhebung der Scheidewand zwiſchen Prieſtern und Laien; die Aufhebung des ſacramentalen Charakters der erſtern: dieſe Scheidewand ſoll wieder aufgerichtet werden, *wir ſind im vollſten Katholicismus*.

Es bleibt noch übrig, zu unterſuchen, welcher Inſtinct einen Gebildeten in dieſe Richtung hineintreiben kann. Einen ſehr bedeutenden Fingerzeig finden wir 1. B. S. 94. „Niemand bilde ſich ein, daß er ein Volk blos dadurch lenken und regieren könne, daß er es belehrt, ihm vernünftig zuredet und es überzeugt; auf die Dauer wird die Menſchheit nur von demjenigen regiert, der ihren *Willen* zu bewegen und zu binden verſteht. Und das geſchieht nur auf zweierlei Wegen: durch die *Leidenſchaft*, welche aus der finſtern Tiefe des Herzens aufſteigt auf der einen, und durch Gottes Wort auf der andern Seite. Zwiſchen dieſen zwei Dingen hat der, welcher die Menſchen lenken will, zu wählen."

Das iſt die Löſung des Räthſels: wer die Menſchen lenken will und eigne Leidenſchaft nicht beſitzt, wendet ſich an den Fanatismus; er thut dieſelben Dienſte und iſt ſicherer; denn es iſt ein äußerer Halt für einen in ſich ſelbſt nicht ſichern Charakter.

Der General von Grumbkow.

Ein Charakterbild aus der Staatengeſchichte des vorigen Jahrhunderts.

Nicht leicht wird man in dem ganzen Gebiet der Weltgeſchichte einen Zeitraum finden, der ärmer an Aufſchwung wäre, als die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nichts von den weltbewegenden Kämpfen der Reformationszeit klingt hier nach, nichts deutet auf die geiſtige Sturmflut der

Digitized by Google

folgenden Jahrzehnte, als höchſtens die innere Morſchheit und Zerrüttung. Mit Wilhelm von Oranien war der letzte Staatsmann zur Gruft getragen worden, der noch mit umfaſſendem Blick ein größeres Ziel erſtrebte. Seitdem blieb die Politik, wie die Männer, die ſie leiteten, klein; ſelbſt der furchtbare ſpaniſche Erbfolgekrieg wurde bald zum niedrigen Cabinetskrieg. Andern Staaten Verlegenheiten zu bereiten, ſich ſelbſt in undurchdringliches Dunkel zu hüllen, galt den Cabineten als vollendete Staatskunſt, und das Rüſtzeug dazu beſtand in den gewöhnlichen Künſten der Hinterliſt, Verſtellung und Beſtechung. Kein Wunder, daß die politiſche Wetterfahne ſo veränderlich war, daß kaum geſchloſſene Bündniſſe im Handumdrehen aufgelöſt wurden, um neue entgegengeſetzte zu bilden, die kein beſſeres Schickſal hatten. In den Memoiren von Brandenburg wirft Friedrich II. den Miniſtern ſeines Vaters vor, daß ſie jenen funfzig und mehr Verträge in ſeinem Leben hätten ſchließen laſſen, von denen kaum einer oder der andre Folgen gehabt hätte. Aber freilich, wie die Höfe untereinander und gegeneinander intriguirten, ſo waren auch die einzelnen wieder in ſich ſelbſt in Parteien zeriſſen, denen der eigne Sieg und Vortheil mehr galt als das Vaterland. Dennoch kann man grade dieſen gänzlichen Verfall jeder geſunden Staatspolitik als das Anzeichen einer neuen Erhebung betrachten. Einem kräftigen und ausdauernden Mann — erſtehe er, wo er wolle — ſchien das Glück lächeln zu müſſen. Ein wohlthätiger Sturm mußte die Stagnation aufrütteln, die ſchwere Luft wieder reinigen. Ganz beſonders in Preußen zeigten ſich die Vorboten einer friſcheren Zeit. Ein geregelter Staatshaushalt und Sicherheit der Finanzen ſowol, als eine zur lebendigen Maſchine abgedrillte Armee gaben dem aufſtrebenden Staat das Gefühl der Kraft, und mit ihm das Verlangen nach größerem Einfluß und größerer Wichtigkeit. So mußte eine Vergrößerung an Umfang ein Hauptaugenmerk der preußiſchen Staatsmänner werden. Friedrich Wilhelms I. Dichten und Trachten war unabläſſig darauf gerichtet, und wer von den fremden Mächten ihm eine Erweiterung ſeiner Grenzen verſprach, und ihn in ſeinem Streben darnach zu unterſtützen verhieß, der konnte ſicher auf ihn rechnen. Faſt die ganze damalige Politik Preußens wird hierdurch erklärt, und Friedrichs II. ſpätere Kriege ſind nur die folgerichtigen Ergebniſſe der vorhergehenden Periode.

Die Verbindung dieſer Begebenheiten iſt enger, als man gewöhnlich annimmt. War doch der Günſtling Friedrich Wilhelms, der General von Grumbkow, lange Zeit auch der Vertraute des Kronprinzen, auf den er bedeutenden Einfluß beſaß. Die Familie derer von Grumbkow iſt eines der älteſten Adelsgeſchlechter aus Pommern, wo ſie im Beſitz großer Güter war, die jetzt freilich in andre Hände übergegangen ſind. Friedrich Wilhelm von Grumbkow wurde den 4. October 1678 zu Berlin geboren. Sein Großvater war kur-

brandenburgiſcher Oberſt geweſen, während ſein Vater, Joachim Ernſt von Grumbkow, obwol als Chef der Leibdragoner auch Militär, doch mehr ſich zur ſtaatsmänniſchen und Hofcarriere hinneigte, und eine Reihe von Aemtern bekleidete, unter welchen die eines wirklichen Geh. Staatsminiſters und Hofmarſchalls die anſehnlichſten waren. So fiel die Jugend des Knaben in die Zeit des prunkvollen, verſchwenderiſchen Hofhalts König Friedrichs I., der 1688 als Kurfürſt Friedrich III. die Herrſchaft antrat. Dem Vater rühmte man Scharfſinn und umfaſſenden Ueberblick in den Zweigen ſeiner Verwaltung nach, doch tadelte man an ihm die allzugroße Rückſichtsnahme auf ſeine Familie. Beides ſcheint ſich, wie wir ſehen werden, auf ſeinen Sohn vererbt zu haben. Dabei war er ein Lebemann, welcher der Aufgabe und der Würde ſeines Hofamtes wohl gewachſen war. Er ſtarb 1690 auf einer Reiſe in der Nähe von Weſel an den Folgen eines Trunks, alſo, wie der boshafte Pöllnitz ſagt, gleich dem Soldaten auf dem Schlachtfeld in Ausübung ſeiner Pflicht.

Jugendeindrücke ſind immer entſcheidend für das ganze Leben, und der junge Grumbkow konnte ſich dem Einfluß der Sphäre, in der er lebte, nicht entziehen. Der franzöſiſche Hof galt bekanntlich damals in Berlin für das Ideal, das man oft bis in das Kleinlichſte nachäffte, und nichts fehlte in dieſer kleinen Copie, als der franzöſiſche Esprit. Ihn zu erlangen, ging mancher junge Herr nach Frankreich, gleichſam auf die hohe Schule, und ſo wurde auch der junge Grumbkow nach dem jähen Tod ſeines Vaters zur ferneren Ausbildung nach Frankreich geſchickt. Die pommerſche Natur war freilich viel zu zäh und derb, als daß ſie dem franzöſiſchen Einfluß ſo ganz erlegen wäre. Nur der leichte Firniß gewandten Benehmens und einer gewiſſen Bildung, ſo wie die leichtfertigen Lehren der franzöſiſchen Jugend blieben bei dem Junker haften. Er brachte indeſſen gute Zeugniſſe mit nach Hauſe, hatte jedenfalls die Welt geſehen und ſeinen Witz im Umgang mit den Franzoſen geſchärft. Bei ſeiner Rückkehr ernannte ihn König Friedrich zum Kammerjunker und gab ihm eine Compagnie. So trat er wieder in das geräuſchvolle Leben zurück, das er ſchon in ſeiner Jugend hatte kennen lernen. Grumbkow hatte gewiß viele Gönner und ſtand auch hoch in ſeines Fürſten Gunſt, denn er rückte raſch bis zum Brigadier vor. Als ſolchen finden wir ihn im Feldzug in den Niederlanden, bei der Belagerung von Tournay und der Schlacht bei Malplaquet, wo ſich überall die preußiſchen Truppen durch ihre ungeſtüme Tapferkeit auszeichneten. Dieſen letzten Ruhm hat man Grumbkow ganz abſprechen wollen; doch ſtammen die betreffenden Angaben hauptſächlich aus den Erzählungen der Markgräfin von Baireuth, die in ihrem Haß gegen ihn jede Verleumdung glaubte und noch vergrößerte. Weiß ſie doch ſelbſt von einem Graben zu erzählen, in dem er ſich während der Schlacht geborgen

habe. Auch Pöllnitz wirft in ſeinen Memoiren mehrmals ſpöttiſche Seitenblicke auf Grumbkows Muth. Dennoch darf man wol nicht zu viel Gewicht darauf legen.

Grumbkow war kein militäriſches Genie und noch viel weniger ein Haudegen, wie Leopold von Deſſau, „der alte Schnurrbart", und ſeine Feinde mögen deshalb gern ſolche Gerüchte verbreitet haben. In dem flandriſchen Feldzug des Jahres 1709 war er häufig in Geſellſchaft mit dem Prinzen Eugen und Marlborough, die gewiß einen Feigling nicht um ſich geduldet hätten. Die Ehre ſolchen Umgangs hatten dem noch jungen Offizier ſeine ſchon früher bei Hof bewieſene Feinheit und diplomatiſche Fertigkeit erworben; denn er war als Militärbevollmächtigter des Königs den beiden Feldherrn beigeordnet, und als ſolcher oft genug in einer ſchwierigen Stellung. Wichtiger für Preußen als die Kriegserfolge, wurden die Bekanntſchaften und freundſchaftlichen Verhältniſſe, die ſich hier entſpannen. Nicht nur, daß Grumbkow mit den öſtreichiſchen Generalen, dem Prinzen Eugen und dem Grafen Seckendorff genauer bekannt, mit letzterem, einer verwandten Natur, wol ſchon damals vertraut wurde, auch der preußiſche Kronprinz, Friedrich Wilhelm, der an dem Feldzug als Freiwilliger Theil nahm, ſchloß ſich eng an dieſen Kreis an, und Grumbkows ſpäterer Einfluß datirt von dieſer Zeit her.

Der Prinz ſtand in Oppoſition gegen den Luxus ſeines Vaters, liebte aber ein heitres Sichgehenlaſſen bei der Tafel. Beides konnte der ſchlaue Grumbkow benutzen, um ſich in die Gunſt des zukünftigen Herrſchers einzuſchmeicheln. Einladungen zu Gaſtmahlen erfolgten häufig im Lager, und der Kronprinz und die Feldherren erwieſen Grumbkow mehrmals die Ehre ſolchen Beſuchs, bei welchen Gelegenheiten deſſen Witz und ſprudelnde Laune ſich genugſam geltend und angenehm machte.

Grumbkow hatte ſich nicht verrechnet. Kaum war Friedrich I. 1713 geſtorben, als er von Friedrich Wilhelm zum Generallieutenant und Staatsminiſter ernannt wurde. Bei den großen Reformen und Veränderungen, die den Thronwechſel begleiteten, war er mit der bedeutendſte Rathgeber, und dieſe Stelle behauptete er auch bis zu ſeinem Tod, wobei er alle möglichen Intriguen und niedrigen Künſte anwandte. Von nun an bewegte er ſich in den diplomatiſchen und Hofkreiſen, in denen er ſich am meiſten heimiſch fühlte. Bald genug wurde er auch in die ärgerlichen Streitigkeiten derſelben verwickelt. Schon zur Zeit Friedrichs I. hatten die Schweden im Krieg gegen Rußland und Polen, die preußiſche Neutralität nicht achtend, die brandenburger Grenzen offen verletzt. Karl XII. weilte in der Türkei, während ſeine Länder immer mehr bedroht wurden. Die eignen Beſitzungen vor ſolchen Wirren zu ſchützen, ſchloß Friedrich Wilhelm 1713 den bekannten Vertrag mit den Schweden, wonach er im Verein mit dem Adminiſtrator von

Holſtein-Gottorp Stettin und Vorpommern bis zum Friedensſchluß unter Sequeſter nehmen und jede Streitigkeit verhindern wollte. Die Koſten übernahmen beide Fürſten, Friedrich Wilhelm legte ſie aber ganz vor. Zar Peter und König Auguſt von Polen genehmigten dieſe Auskunft, ja ſie hatten dieſelbe durch Grumbkows Einfluß, wie man erzählte, ſelbſt veranſtaltet. Als aber die Holſteiner ſpäter ihren Theil an der Schuld nicht bezahlen konnten, ließ Friedrich Wilhelm ihre Truppen in Stettin durch einen Handſtreich entwaffnen, und ſetzte ſich in alleinigen Beſitz der Stadt. Darüber beſchwerte ſich der holſteinſche Geſandte, Baron von Görz, ſehr heftig. Er ging ſo weit, in ſeiner Erbitterung dem Grafen Dohna zu erzählen, wie er von Grumbkow ſchmählich verrathen worden ſei, dem er doch 4000 Thaler gegeben habe, um ihn zu Gunſten Schwedens und Holſteins zu ſtimmen. Graf Dohna benutzte die Gelegenheit und theilte dem König dieſe Entdeckung mit. Aber Grumbkow ſtand zu feſt. Er betheuerte dem König ſeine Treue und Unbeſtechlichkeit, und ſandte ſowol an Dohna als an Görz eine Ausforderung. Mit erſterem wurde der Streit auf dem Kampfplatz beigelegt, hauptſächlich durch Grumbkows Secundanten. Görz aber erklärte höhniſch, es ſei zu hart, Freund und Geld zugleich zu verlieren. Er würde ſich alſo erſt ſchießen, wenn ihm Herr von Grumbkow ſein Geld zurückgegeben hätte. So zerſchlug ſich natürlich die Sache, zumal Görz bald darauf nach Schweden abging. Als dann Karl XII. noch 1714 zurückkehrte, und ſich der Krieg entſpann, weil Friedrich Wilhelm Stettin nur gegen Erſtattung ſeiner Koſten zurückgeben wollte, mußte auch Grumbkow noch einmal ſein Regiment in das Feld führen. Er nahm mit dem König lebhaften Antheil an der Belagerung von Stralſund. Bei der kühnen Erſtürmung der ſchwediſchen Werke auf der Inſel Rügen war die Brigade Grumbkow mit betheiligt und ſtand im erſten Treffen.

Auch Graf Seckendorff fand ſich wieder ein. Er hatte vom Kaiſer die Erlaubniß erhalten, einſtweilen unter fremden Fahnen zu dienen und führte ein ſächſiſches Hilfscorps dem König vor Stralſund zu. Hatte er ſchon früher in lebhaftem Verkehr mit Grumbkow geſtanden, ſo befeſtigte das enge Lagerleben dieſes Verhältniß der Freundſchaft und Vertraulichkeit natürlich noch mehr. Nach der Eroberung der Feſtung ging der König nach Berlin zurück und Grumbkow begleitete ihn. Damit ſchloß deſſen, ſo wie Friedrich Wilhelms, kriegeriſche Laufbahn. Zwar folgte der General dem letztern immer auf die Paraden und Revüen und zu den Lagern, aber an eigentlichen Kriegsoperationen haben ſie beide keinen Antheil mehr genommen.

Die nun folgenden Jahre des Friedens geben ein ſehr unerquickliches Bild der Ränke und Pfiffe am berliner Hof, in denen ſich die feindlichen Parteien einander überboten, in denen aber dem alten Deſſauer und Grumb-

kow der endliche völlige Sieg verblieb. Friedrich Wilhelm war ein Charakter von der merkwürdigſten Miſchung, der darum die verſchiedenſten Beurtheilungen erfahren hat. Ein Autokrat im vollſten Sinn, aber immer für das Wohl des Landes thätig, heftig bis zum völligen Vergeſſen ſeiner ſelbſt, und doch im entſcheidenden Augenblick ſchwankend und unentſchloſſen; gewaltthätig bis zum eigenmächtigen Umändern der gerichtlichen Urtheilsſprüche, doch nur durch ein ſtarkes Rechtsgefühl zu ſolchen Befehlen angetrieben; mißtrauiſch und argwöhniſch und dabei von hingebendem Glauben und offner Gutmüthigkeit gegen die, die er für ſeine Freunde hielt; roh, und doch der Bildung die Wege anbahnend, — ſo erſcheint er als ein ſchwer verſtändliches Bild aus der Uebergangsperiode vom Mittelalter in die neue Zeit. Mit der ganzen Anlage ſeines Willens, und dem ehrenfeſten, nicht weiter grübelnden chriſtlichen Glauben gehört er in die frühere, mit ſeinen Thaten, ſeiner vortrefflichen Verwaltung und ſeiner Vorliebe für die Soldaten in die neue Zeit. Trotz ſeines ſcharfen Blicks in die Einzelheiten war er in der ſogenannten großen Politik doch völlig unbewandert und unſicher. Friedrich Wilhelm glich hierin einem ſoliden Bürger, der für ſeinen Hausſtand trefflich zu ſorgen weiß, und ſich für die praktiſchen, kleinen Intereſſen gar ſehr auf ſeinen Vortheil verſteht, außerhalb ſeiner vier Wände aber gänzlich rathlos erſcheint. Aufbrauſend im Zorn, ließ er ſich in dem erſten Augenblick oft von ſeiner Laune hinreißen; wer ihn aber, wie Grumbkow, kannte, und ihn wieder ruhig werden ließ, ſetzte dann gewöhnlich ſeine Abſicht durch, wenn er ſie mit gefälligen Gründen vorbrachte. Grade bei einer ſolchen Natur iſt den Intriguen freier Spielraum gelaſſen. Um die Herrſchaft zu erringen und zu behalten, verbanden ſich zwei Männer, von ganz verſchiednem Charakter, aber in ihrem Streben nach Herrſchaft ſich gleich, Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau und Grumbkow. Leopold war nur Soldat, Grumbkow nur Höfling und Staatsmann, und ein jeder wollte nur in ſeiner Sphäre das Scepter führen. So ſtanden ſie ſich nicht im Wege, und ihrer vereinten Macht war niemand gewachſen, ſelbſt nicht die Königin, die ſich höchſtens durch kleine perſönliche Beleidigungen rächen konnte.

Es iſt nicht unſere Abſicht in die Details einzugehn, und zu zeigen, auf welche Art der Kampf geführt wurde, er war ſchmählich genug. Der alte Deſſauer beſonders hatte hochſtrebende Gedanken. Er wollte die älteſte Prinzeſſin ſeinem Neffen, dem Markgrafen von Schwedt, vermählen, und dieſem dadurch den preußiſchen Thron ſichern, im Fall der ſchwächliche Kronprinz Friedrich vor der Zeit ſterben ſollte. Die Geburt ſpäterer königlicher Prinzen ließ Leopold von dieſem Plan abſehn, aber die Königin bewahrte ihm ſeit jener Zeit einen tiefen Groll. Das einfältige Gerücht, daß Anhalt und Grumbkow ſich verſchworen hätten, den König und den Kronprinzen bei einer

Theatervorſtellung ermorden zu laſſen, beweiſt, welche Mittel man damals zum Sturz der Gegner anwandte. Der König kannte zum Theil dieſe Gerüchte, legte aber kein Gewicht darauf, und die beiden Alliirten behielten ihren vollen Einfluß. Erſt als 1717 der Same des Argwohns durch den Betrüger Clement in ihm groß gezogen wurde, ſchien ihre Herrſchaft geendigt. Die Geſchichte iſt zu bekannt, als daß wir ſie hier anders denn andeutend behandeln dürfen. Von 1717—1720 hielt Clement den König umgarnt und peinigte und quälte ihn durch gefälſchte Briefe. Der Monarch verlor allen Glauben und alle Ruhe, als er von den finſtern Plänen las, wie man ihn in Wuſterhauſen überfallen und gefangen nehmen wolle, und wie tief Leopold von Deſſau und Grumbkow in dieſes Complot verwickelt ſeien, das in Wien und in Dresden ſeinen Urſprung habe. Mitten in dieſen Gemüthsbewegungen wurde er 1718 auf einer Inſpectionsreiſe in Brandenburg gefährlich krank, und beſtimmte unter dem Eindruck jener Entdeckungen in einem Teſtament die Königin zur alleinigen Regentin mit völligem Ausſchluß des Fürſten von Deſſau, der nicht einmal, ſo wenig wie Grumbkow, an das Krankenlager vorgelaſſen wurde. Die Königin gönnte ſich den niedern Triumph, ihre beiden Gegner ſelbſt mit Hohn aus dem Vorzimmer wegzuweiſen. Hinter den Grund der Ungnade zu kommen, war für dieſe jetzt eine Lebensfrage. Der König wurde wieder geſund, und es gelang Leopold, der in dieſer Sache am meiſten betheiligt war, und auch den Hauptkampf führte, den König endlich zur offenen Mittheilung über die Urſache ſeiner Gemüthsſtimmung zu bringen. Clements Betrügereien zu enthüllen, war ſchwer, und die Unterſuchung, an der der König den lebhafteſten Antheil nahm, zog ſich lang hin. Endlich aber legte Clement ein offenes Geſtändniß ab, und Leopold wie Grumbkow ſtanden nicht blos gerechtfertigt, ſondern feſter als zuvor da. Die rückſichtsloſen Sieger benutzten ihren Erfolg, eine Menge ihrer Gegner mit in den Proceß zu verwickeln, ſie zu ſtürzen und in Spandau bereuen zu laſſen, mit ihnen um die Herrſchaft gekämpft zu haben. Selbſt Frau von Blaspiel, die Vertraute der Königin, wurde auf die Feſtung geſchickt, und eine Zeit lang auf das härteſte behandelt. Die Freude Leopolds zeigte ſich bei dem Unglück dieſer Frau in der gemeinſten Art. Ueberhaupt ſieht man hier, wie viel Leopold von Deſſau zum großen Mann fehlte. Er war ein guter General und ein vorzüglicher Soldat, aber die wahre Größe verlangt mehr. Sie verträgt wol Rauhheit und Wildheit, nimmermehr aber Gemeinheit. Solch mächtige Günſtlinge zu gewinnen, ſparten die fremden Höfe keine Mittel. Grumbkow erhielt um jene Zeit den ruſſiſchen Andreas- und den polniſchen weißen Adlerorden, beide Ehrenzeichen wahrſcheinlich auch mit klingenderen Beweiſen der Huld begleitet. Indeſſen lag die Stärke der beiden Männer nicht nur in der Kunſt ihrer Intriguen, ſondern auch in ihrer Fä-

bigkeit. Vor allem galt der Fürſt von Deſſau als ein Orakel in der Kriegskunſt; ſeine Verbeſſerungen in der Bewaffnung, der Taktik, der Manövrirfähigkeit ſind anerkannt, und es war niemand in Preußen, der ihm in ſeinem Fach gleich gekommen wäre. Ebenſo geeignet war Grumbkow für die Verwaltung. Er war hierbei des Königs beſte Hilfe. Zehn Jahre lang machte ſich Friedrich Wilhem erſt mit dem Zuſtand ſeines Landes bekannt, ehe er es unternahm, eine neue Ordnung in dem Staatshaushalt einzuführen. In dem neuen General-Finanz- und Domänendirectorium nahm Grumbkow die erſte Stelle ein und gab in allen wichtigen Fällen maßgebenden Rath. Für dieſes Colleg wurde, zum großen Theil von des Königs eigner Hand, eine Inſtruction ausgefertigt, die von dem ſorgſamen Sinn des hohen Herrn das beſte Zeugniß ablegt und ſo ſehr in das Einzelne eingeht, daß ſelbſt die Aufſicht über die nöthige Anlage von Miſtpfützen in den Bauerhöfen nicht vergeſſen iſt; wie denn auch dem Directorium darin vorgeſchrieben wird, auf den Domänen einen tüchtigen Butterhandel anzufangen. Ein Einfluß, der ſich auf ſolchen Grund ſtützt, iſt immer ſchwer zu brechen, ſelbſt wenn er ſich ſonſt ſchwere Uebergriffe erlaubt. Darum blieben beide ſelbſt dann in Macht und Anſehn, als ſich ihr Bund lockerte und ſie endlich ſogar in offne Feindſchaft geriethen. Grumbkow beſaß nicht die Energie des Charakters, einen Feind bis zum Tod zu verfolgen; ſeine ſchlaue Beſonnenheit zeigte es ihm als vortheilhafter, wenn er die einmal Gedemüthigten wieder etwas erheben und ſich ſo ihren Dank verdienen könnte. Wir werden dieſen Charakterzug noch öfter, beſonders in ſeinem Verhältniß zum Kronprinzen antreffen. So ſchloß er ſich bald etwas näher an die Königin an, und als die Fragen auswärtiger Politik um das Jahr 1724 mehr in den Vordergrund traten, war Grumbkow ganz von der Königin gewonnen und auf engliſcher Seite. Leopold von Anhalt blieb ſeinem Leben und ſeinen Grundſätzen getreu; er hatte im Verein mit den kaiſerlichen Adlern, im Intereſſe des kaiſerlichen Hauſes und unter dem kaiſerlichen Feldherrn, dem Prinzen Eugen, ſeine ſchönſten Siege errungen, war vom kaiſerlichen Hof geehrt und geſchätzt worden; er mußte die öſtreichiſche Sache vertheidigen und ſomit war der Zwieſpalt zwiſchen den beiden Günſtlingen offen. Bald genug ſollte er ſich offenbaren. Friedrich Wilhelm, von dem kaiſerlichen Hof ſehr gereizt, und von ſeiner Gemahlin dazu angetrieben, ſchloß zu Herrenhauſen mit England und Frankreich eine Allianz, die direct gegen Oeſtreich gerichtet war, und die, wenn ſie auch ohne praktiſche Folgen blieb, doch für das Verhältniß einzelner Fürſten zum Reich höchſt charakteriſtiſch iſt. Leopold von Anhalt wüthete und ſchalt laut auf Grumbkow, der ſich von England habe beſtechen laſſen. Der letztere blieb nichts ſchuldig, ſondern erging ſich in den beißendſten Stichelreden, die den Marſchall ſo aufbrachten, daß eine Ausforderung auf Leben und Tod die

Folge war. Auf dem beſtimmten Kampfplatz zog Grumbkow indeſſen nur den Degen, um Seine Durchlaucht um Beilegung des Streits zu bitten. Die Durchlaucht aber warf ihm einen verächtlichen Blick zu und wandte ihm den Rücken. Die Sache machte den größten Lärm, und der König, der anfangs dem Handel ſeinen Lauf laſſen wollte, berief endlich ein Ehrengericht von zweiundzwanzig Generalen. Dieſes Tribunal erklärte das Benehmen des Generals von Grumbkow für völlig ehrenhaft, und nach langem Sträuben mußte ſich der Fürſt von Deſſau zu einer Abbitte verſtehn. Dennoch konnte ihm Grumbkow die Beleidigung nie vergeſſen. In Herrenhauſen hatte man auch eine Doppelheirath zwiſchen der preußiſchen und engliſchen Familie in Ausſicht genommen. Beide Verabredungen, der Vertrag und die Heirath, ſollten aber geheim gehalten werden. Dennoch war der erſtere kaum geſchloſſen, als der wiener Hof ſchon Nachricht davon hatte, — ſo gut war er bedient. Der Graf Seckendorff hatte ſchon früher als Spion gedient, ſtand noch immer mit Friedrich Wilhelm in Briefwechſel, kam öfters nach Berlin zum Beſuch und lieferte ſtets genaue Berichte nach Wien. Auf ihn, der die ſächſiſchen Dienſte verlaſſen hatte, und auf ſeinem Gut Meuſelwitz in Thüringen wohnte, fiel daher der Blick des Prinzen Eugen als den richtigen Mann, das Nähere zu erkunden.

Seckendorff war ein ſtolzer Diplomat, kalt und herzlos, der alles ſeinen politiſchen Zwecken nachſetzte; ohne Verſtändniß einer höhern Regung, beſaß er die tiefſte Kenntniß der ſchlechten Seiten des menſchlichen Charakters, die er ſich auf die feinſte Weiſe dienſtbar zu machen wußte. Sehr bald war er im Stand, den Hauptinhalt des herrenhäuſer Bündniſſes nach Wien zu berichten, denn er hatte auch in Hannover ſeine guten Freunde. Er ſchrieb, es drehe ſich hauptſächlich um Jülich und Berg, auf das Preußen Anſpruch machte, und wenn dieſe Frage auch im eigentlichen Vertrag nicht erwähnt war, ſo hatte der Graf doch Recht, ſo weit es Preußen anging. Denn nur in dieſer Hinſicht hatte ſich Friedrich Wilhelm gewinnen laſſen.

Das Genauere zu erfahren, begab ſich Seckendorff ſelbſt nach Hannover, wo die Könige aufs neue eine Zuſammenkunft hatten. Der ſchlaue Graf ſchützte ſeine Bewerbung um die Reichsfeldzeugmeiſterſtelle als Grund ſeiner Aufwartung am kurfürſtlichen Hofe vor, und erhielt auch die gütigſten Zuſicherungen. Insgeheim gelang es ihm, durch Schmeichelei, Vertraulichkeit und Beſtechung das ganze Gewebe zu durchſchauen. In ausführlichen Berichten ſchrieb er an den Prinzen Eugen, und ging dann mit dem König Friedrich Wilhelm nach Berlin, wo er, dem Anſchein nach als Privatmann lebend, ſogleich die beſten Anſtalten traf, den König vom neugeſchloſſenen Bündniß abzuziehn.

Mit dem ſcharfen Blick eines kalten Politikers fing er ſeine Operationen

von der richtigen Seite an, er gewann ſich Grumbkow, was ihm, der ſchon vom Feld mit ihm bekannt war, gewiß nicht ſchwer fiel. Der König ſelbſt kam ihm entgegen, er fühlte ſich von England getäuſcht, das ihn zum Einfall in Schleſien hätte bereden, und ihn dadurch nur unheilbar mit dem Kaiſer hätte veruneinigen wollen. Außerdem zögerte es mit der Zuſtimmung zu den Heirathen und hatte preußiſche Werbeübergriffe nicht geduldet. Grumbkow ſchürte und der König erging ſich in den feurigſten Betheuerungen ſeiner Treue gegen den Kaiſer.

Es war das Gefühl der falſchen politiſchen Stellung und der Iſolirung trotz aller Bündniſſe, was ihn ſo ſchnell wieder zu Oeſtreich trieb. Denn der Standpunkt Friedrich Wilhelms I. war noch durchaus der eines Reichsfürſten ſeinem Kaiſer gegenüber, und die preußiſchen Miniſter und Generale ſahen alle noch mit ehrfurchtsvoller Scheu nach Wien. Wenn Friedrich der Große ſpäter mit kühnem Griff die Größe ſeines Landes dadurch erreichte, daß er ſich in directe Oppoſition gegen Oeſtreich und das angeſtammte Kaiſerhaus ſetzte, ſo finden wir von Friedrich Wilhelm an bis herab zu ſeinem niederſten Beamten die Idee vorwalten, daß nur der innigſte Anſchluß an Wien zum dauernden Glück ausſchlagen könne. Das Gefühl der Selbſtſtändigkeit war überhaupt in Preußen noch nicht ſo rege, und Worte, wie ſie Grumbkow ſpäter einmal dem Baron von Seckendorff gegenüber äußerte, Preußen müſſe ſich immer von einem andern Staat leiten laſſen, enthielten keine vereinzelte Anſchauungsweiſe. So ward es für Seckendorff nicht ſchwer, den König ganz zu gewinnen. Der Entwurf des viel beſprochenen Vertrags zu Wuſterhauſen war ſein Werk. Dem König wurden darin die guten Dienſte des Kaiſers zugeſichert, um ihm die Erbfolge in Jülich und Berg zu verſchaffen, und dafür ein Schutz- und Trutzbündniß abgeſchloſſen. Binnen ſechs Monaten ſollte die jülich-bergſche Erbfolge regulirt ſein, widrigenfalls der Vertrag keine Giltigkeit bekommen ſollte. Das Ausführliche darüber bietet Förſters „Friedrich Wilhelm I.“. Für unſern Zweck genügt es, daß der öſtreichiſche Hof nicht im mindeſten an die Erfüllung ſeines Verſprechens dachte, ſondern zu gleicher Zeit der pfälzer Linie die nämliche Zuſicherung gab. Freilich ſchickte Eugen die wärmſten Verſprechungen nach Berlin; doch arbeitete man heimlich gegen den König, und ſuchte, da man es im Großen nicht konnte, ihn im Kleinen zu ärgern. Seckendorff kannte den König und war mit Grumbkow einverſtanden, daß man dem Wunſch des Königs diesmal Genüge leiſten müſſe. Er ſchrieb dringend nach Wien, wenn man den König jetzt täuſche, werde man ihn für immer zum Feind haben. Aber man verſtand es dort nicht, durch eine freie Politik den preußiſchen Fürſten und deſſen Sohn für immer an ſich zu feſſeln. Man wollte ihn beim Bündniß feſt-

halten und ihm doch nichts gewähren. Es war eine harte Aufgabe für Seckendorff und Grumbkow, den König bei Laune und im Vertrauen zu erhalten. Grumbkow bekam von Wien einen jährlichen Gehalt von tauſend Ducaten, und erwies ſich dafür als die beſte Stütze.

Schmählicher iſt noch kein Fürſt betrogen worden, als Friedrich Wilhelm in jener Zeit. Um den Entwurf des wuſterhauſer Vertrags vergeſſen zu machen, ſchloß Seckendorff 1728 den ſogenannten geheimen berliner Vertrag mit ihm, der in Betreff Jülich-Bergs ſo gut wie nichts verſprach. Aber der König war doch damit an den Kaiſer gebunden und um ihn noch feſter zu gewinnen, wollte man ſich des königlichen Hauſes auch durch Heirath verſichern. Zu dem Ende mußte der Haß Friedrich Wilhelms gegen ſeinen Schwager Georg von England verſtärkt werden, damit die Heirath mit der braunſchweigiſchen Familie, aus der die Kaiſerin ſtammte, ins Werk geſetzt werden konnte. So geſchah es. Es iſt kaum glaublich, und doch unzweifelhaft erwieſen, daß der preußiſche Reſident in London, von Reichenbach, Jahrelang ſechshundert Thaler von Wien bezog, um die Feindſchaft zwiſchen ſeinem und dem engliſchen Hof zu vergrößern, ſo daß 1731 der Prinz Eugen ihm wegen beſonderer Zufriedenheit des Kaiſers mit ſeinen Dienſten eine Penſion von zwölfhundert Thalern zuſicherte, im Fall die Umſtände es erforderten. Die ſchmähliche Politik gelang nur zu gut. Zwietracht und Zerſtörung zog in die königliche Familie ein, und grade die Männer, bei denen der König, der faſt bis zum Wahnſinn gereizt war, Troſt ſuchte, waren es, die ihn kalten Bluts in dieſe Lage immer tiefer verwickelten. Grumbkow war der Vertraute des Königs, dem er die geheimſte Correſpondenz beſorgte. Alle ſeine Briefe gingen zuerſt durch Seckendorffs Hände, und kein Wort des Königs blieb unverrathen.

Kein Wunder, daß man endlich ſiegte. Der perſönliche Einfluß, den die beiden Männer übten, triumphirte über alle Gegenanſtalten der Königin. Seckendorff heuchelte Offenherzigkeit und treue Ergebenheit und war mit Rathſchlägen bei der Hand. Vergebens legte der engliſche Geſandte einige Briefe Grumbkows an Reichenbach vor, in denen auf die unehrerbietigſte Weiſe vom König ſelbſt die Rede war, — Seckendorff brauchte nur an den Betrug Clements zu erinnern, und die Briefe wurden verbrannt. Ueberhaupt ſagte, abgeſehn von Grumbkows Geſchicklichkeit in der Verwaltung, deſſen ganze Perſönlichkeit dem derben Sinn des Königs ſehr zu. Sein Witz, ſein kecker Humor, ſein Freimuth gaben ihm ſolch feſten Boden. In dem Tabakscollegium war er einer der Lauteſten, der Unterhaltendſten, der auch Gemeinheiten nicht ſcheute, ſeinen König zu vergnügen.

Zur Zeit, da der König mit am heftigſten erregt war, und eine ſeiner wildeſten Schimpfreden im Tabakscolleg loslaſſen wollte, unterbrach ihn Grumb-

Digitized by Google

kow, indem er plötzlich einen Brummkreiſel auf dem Tiſch losließ, der ſchnurrend umherfuhr und die Gläſer umwarf und zerbrach. Der König ließ ſich dieſe derbe Zurechtweiſung gefallen. Es iſt hierbei ſchwer, die Grenze zwiſchen vertrautem Günſtling und frechem Spaßmacher zu ziehen. Fand doch auch Seckendorff für nöthig, vom Kaiſer eine Ehrenbezeugung für den gelehrten Hofnarren Gundling zu erbitten.

Noch höher ſtieg der öſtreichiſche Einfluß, als der Kronprinz durch ſeinen unſeligen Fluchtverſuch den König noch mehr gegen England anreizte, und die engliſche Partei am berliner Hof ganz darniederlag. Jetzt war es Zeit, den Haupttrumpf auszuſpielen. Bisher hatte Grumbkow den Prinzen gedrückt und verfolgt, denn er hatte ihm im Wege geſtanden. Nun mußte er nach unſerer obigen Andeutung ſeines Charakters, dem Geſtürzten aufhelfen. Nur höchſt ungern war er Mitglied der Unterſuchungscommiſſion, und gegen die Folgen in der ſpäteren Zukunft ſuchte er ſich durch eine Verwahrung zu ſchützen, die er zu Protokoll gab. Er ertrug bei der Unterſuchung geduldig den anfänglichen Hohn Friedrichs, zeigte ſich ſtreng, rieth aber dem König zur Gnade und dem Prinzen zur Unterwerfung. Seckendorff ließ den Kaiſer auf das angelegentlichſte ſich verwenden und theilte dem König in einem ausführlichen Brief ſeine Meinung über die Maßregeln mit, die man gegen den Kronprinzen ergreifen müſſe. Friedrich Wilhelm befolgte genau Seckendorffs Rath; er ſchrieb dem Prinzen, daß er ihn aus Rückſicht für den Kaiſer begnadige, und befahl ihm, einen demüthigen Dankſagebrief nach Wien zu ſchreiben. Das geſchah, und als Friedrich wieder freier wurde, bekam er jährliche Summen durch Seckendorff vom Kaiſer, um durch Tilgung ſeiner heimlichen Schulden das gute Einvernehmen mit dem König zu erhalten, wie man ſagte, — genauer, um den künftigen König ebenſo lenken zu können, wie den jetzigen. Fordert doch Prinz Eugen den Grafen Seckendorff auf, in des Kronprinzen „Paſſiones“ einzugehn, damit er ihn um ſo ſicherer feſſele. Aber faſt war die Politik zu fein; Friedrich durchſchaute ſie und die aufgedrungne Dankbarkeit mußte ihn grade mit den entgegengeſetzten Empfindungen erfüllen.

Der Fürſt Leopold von Deſſau hielt ſich von allen dieſen Umtrieben ziemlich fern. Obgleich im Herzen kaiſerlich, mochte er mit Grumbkow nicht zuſammenarbeiten, zumal er doch bei mehren Gelegenheiten von dem Kaiſer empfindlich gekränkt worden war. Um ſo inniger hielten die beiden Verbündeten zuſammen, und das Zugeſtändniß Englands, es wolle in die Heirath willigen, wenn man Grumbkow entlaſſe, ſtellte dieſen nur um ſo feſter. Die Verlobung des Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern ward den 10. März 1732 officiell verkündigt. Grumbkow, der ſeit

-den Tagen von Küſtrin in geheimem Briefwechſel mit Friedrich ſtand, ſuchte dieſem die Ausſicht auf die zukünftige Heirath ſo angenehm wie möglich zu machen; nicht durch übertriebene Lobpreiſungen, ſondern durch proſaiſche Darſtellung ihrer Annehmlichkeiten, ihrer Fehler und der noch zu hoffenden Entwicklung. In ſeiner Ergebenheit und Dankbarkeit wünſchte Friedrich Wilhelm eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Kaiſer. Aber mit allen möglichen Gründen ſuchte man dieſen Plan von Wien aus zu hintertreiben. Die dortigen Herren des Hofamts befürchteten eine Verletzung der dem Kaiſer ſchuldigen Würde und Etikette, und erachteten beſonders einen Händedruck zwiſchen beiden Monarchen für höchſt unpaſſend. Dennoch ließ ſich Friedrich Wilhelm nicht abweiſen. Grumbkow begleitete ihn, eilte ihm in Böhmen voraus und meldete ihn an. Bei der Trennung erhielt er, ſo wie der General Vorck, ein anderer Günſtling des Königs, des Kaiſers Bildniß mit Brillianten, im Werth von ſechstauſend Thalern, gewiß auch nicht blos für ſchon geleiſtete Dienſte. Denn man gedachte ſie bald noch mehr als bisher zu benutzen.

War die wiener Politik bisher nur eine kalte und hinterliſtige, ſo ſteigerten jetzt die glücklichen Erfolge die Sicherheit der kaiſerlichen Miniſter bis zu höhniſchem Uebermuth. In dem unbeſtändigen Strom damaliger Politik hatten ſich England und Oeſtreich wieder genähert, und man hielt nun in Wien eine Heirath des preußiſchen Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeſſin für vortheilhafter und den König mehr an das kaiſerliche Bündniß feſſelnd. Demnach erhielt Seckendorff gegen Ende 1732 vom Prinzen Eugen die Weiſung, dem König eine Aenderung in dieſer Art vorzuſchlagen. Grumbkow erſchrak über die thörichten Befehle; zum erſten Mal verweigerte er die Mitwirkung, wenn er auch alles thun wolle, den König bei guter Laune zu erhalten. Aber er riskire alles, wenn er mit ſolchem Vorſchlag käme. Seckendorff ſchickte ſeine Einwände nach Wien, allein die gemeſſenſten Befehle nöthigten ihn zum Vorgehen. Wie er vorausgeſehen, ward der König wüthend, daß man ihm einen Wortbruch zumuthe und einen Schurken aus ihm machen wolle. Grumbkow berichtete genau über die heftigen Scenen im Tabakscolleg und verlor ganz den Muth. Von neuem erhob die Partei der Königin ihr Haupt, um wenigſtens, da an eine engliſche Heirath nicht zu denken war, Grumbkow und Seckendorff zu ſtürzen. Es war nahe daran, aber Seckendorff behielt den Kopf oben. Er erlangte durch ſeinen Freund eine nochmalige Audienz, in welcher er ſich noch glücklich aus der Gefahr ziehn und dem König vorſtellen konnte, wie er ganz unſchuldig an jenen Vorſchlägen wäre, die ihm von Wien aus anbefohlen worden ſeien, und daß der Kaiſer dabei nur das Wohl Seiner preußiſchen Majeſtät im Auge gehabt habe. Der König wurde milder, und Grumbkow that das Uebrige. In jener Zeit aber war es, daß der letztere von Wien vierzigtauſend Gulden als

geheimes Geſchenk mit dem Verſprechen erhielt, daß er im Fall der Noth eine ſichere Zufluchtsſtätte in Oeſtreich finden ſolle.

Aber noch war man in Wien nicht zufrieden. Selbſt am Tag der Hochzeit, im Juni 1733, mußte Seckendorff ſein Anſinnen wiederholen. Diesmal entledigte er ſich aber ſeines Auftrags ſo fein und klug, daß der König wenigſtens nicht dergeſtalt erboſt wurde. Aber das Zutrauen und die Freundſchaft zum Kaiſer war dahin, zumal er immer klarer erkannte, daß man ihn in Bezug auf Jülich-Berg getäuſcht habe.

Grumbkows Stellung war zu jener Zeit höchſt ſchwierig und unbequem. Er mußte Front nach drei Seiten machen, um ſich zu ſchützen. Er war des Königs Günſtling und Freund, ein Vertrauter des Kronprinzen, und der gehorſame Diener des Kaiſers, dem er die beiden erſten verrieth. Beſonders das Verhältniß zu Friedrich iſt merkwürdig genug, und für deſſen ſpätere Entwicklung von Bedeutung geworden. Vor der Flucht hatten ſich Grumbkow und der Kronprinz feindſelig einander gegenübergeſtanden. Gewiß war die politiſche Stellung das Hauptmotiv dazu; denn Friedrich mußte in ihm und Seckendorff die Unheilſtifter erkennen. Doch war auch die Antipathie der Naturen groß genug, und die franzöſiſche Bildung beider himmelweit verſchieden, die ohnehin bei Grumbkow nicht viel haften geblieben war. Das feine Weſen des jungen Prinzen, deſſen Vorliebe für die Wiſſenſchaft behagte dem General gewiß nicht, der derb in ſeinen Aeußerungen, und auf den Gehorſam ſehend, als ein Hauptmitglied des Tabakscollegs ſich von der Verachtung und dem Spott hauptſächlich getroffen fand. Aber die Kataſtrophe des Jahres 1730 veränderte viel. Grumbkows Politik zeigte ihm den verſöhnlichen Weg als den beſten, durch Zureden und klares Auseinanderſetzen der Verhältniſſe bewog er Friedrich zum Nachgeben. Dieſer dagegen wurde feſter in ſeinem Charakter, in ſeinem Benehmen männlicher, er wurde mehr Soldat und bekümmerte ſich um die Verwaltung. Das waren Anknüpfungspunkte, die Grumbkow zu benutzen wußte. Indem er ihm Rathſchläge gab, wie er ſich dem König gegenüber benehmen ſollte, meldete er ihm deſſen Geſinnungen, verſchaffte ihm heimlich große Rekruten oder das Geld dazu und unterſtützte ihn hinter dem Rücken des Königs in ſeinen Arbeiten in dem Verwaltungs- und Finanzweſen des ihm zugewieſenen Bezirks. Dazu kam noch die Vorliebe beider für die Freuden des Mahls, für Witz und Satire, ſo daß der junge Prinz bald ſeine Zurückhaltung mehr fahren ließ. Grumbkow wurde allmälig auch wärmer. Zwar ließ er ſich, beſonders anfangs aus Küſtrin, von des Prinzen Umgebung noch beſondere Berichte erſtatten, als dieſer aber geheirathet hatte, bildete ſich das gezwungene und unwahre Verhältniß allmälig zu einem angenehmen Briefverkehr aus. Immer jedoch blieb Grumbkows Hauptabſicht auf den künftigen Einfluß gerichtet, und alle Freundſchaft

hinderte ihn nicht, den Hofſtaat des neuvermählten Paares ganz aus ſeinen Creaturen zu bilden, und die einflußreichſten, ſo die Oberhofmeiſterin Frau von Katſch, dem öſtreichiſchen Sold zu empfehlen.

So lange Seckendorff in Berlin war, was bis zum polniſchen Succeſſionskrieg 1734 währte, zeigte ihm Grumbkow getreulich alle eingegangenen Briefe des Kronprinzen, ſo wie ſeine eignen Antworten, woher es denn kommt, daß ſich in Seckendorffs Papieren dieſer erſte Theil des intereſſanten Briefwechſels gefunden hat. Zu dem Nachfolger und Neffen des Grafen, dem Baron Seckendorff, ſtand Grumbkow aus naheliegenden Gründen auch zwar ſehr freundſchaftlich, doch berichtete er nicht mehr ſo getreulich den Inhalt der Briefe. Auch war das bei dem hergeſtellten Einverſtändniß zwiſchen Vater und Sohn nicht mehr nöthig; wichtige Bemerkungen über des Kronprinzen Ideen und Pläne fielen deshalb doch. Nun ſind die uns vorliegenden Briefe nicht in der Art wichtig, daß ſie, wie Preuß in der Geſchichte Friedrichs meint, dieſen in der Staatskunſt und Verwaltung heimiſch gemacht hätten. Auch werden die ſpäteren Briefe dieſen Charakter nicht angenommen haben,*) allein die ganze Perſönlichkeit eines ſolchen Mannes, wie Grumbkow, war auch ohne das einflußreich genug. Er trat dem Prinzen mit Freundlichkeit entgegen, konnte ihm aber auch derb ſeine Meinung ſagen, weil er wußte, daß Friedrich auf ihn hörte. Sie ſchickten ſich, wie es damals Mode war, Delicateſſen für ihre Tafel, feierten auch bei Zuſammenkünften ihre Leckerei, und Friedrich durfte oft dem Unmuth über ſeinen Vater, den Hof, das Tabakscolleg und manche andere Einrichtung freien Lauf laſſen. Ja, er ſchrieb ſeinem „lieben, werthen General“ von ſeinen verpönten Beſchäftigungen mit Muſik und Wiſſenſchaften, er erzählte ihm von Theateraufführungen, und Grumbkow — antwortete mit witzigen Bemerkungen, ließ hier und da ſentimentale Redensarten von ſeinem Ueberdruß an dem Hofleben und der Schönheit ländlicher Ruhe einfließen, erzählte von den übeln Folgen luſtiger Abende und ſchwang ſich ſogar bis zu Verſen auf.

Aber trotz dieſes eifrigen Verkehrs blieb der Argwohn und ein gewiſſes Mißbehagen zwiſchen ihnen deutlich. In den ſpätern Jahren wurden die Briefe ſeltner, und Seckendorffs geheimes Journal bemerkt die Kälte und das ſteife Benehmen beider gegeneinander. Grumbkow erkannte, daß trotz aller ſeiner Bemühungen ſein Einfluß bei einem Thronwechſel ſehr ſchwinden würde, und ſprach ſich öfters gegen den Baron Seckendorff dahin aus, daß, ſo weit Friedrich bei ſeiner Verſtellungskunſt zu durchſchauen ſei, Leopold von Deſſau einmal der Hauptrathgeber ſein werde. Wer den Prinzen überhaupt näher kannte, der wußte zum voraus, daß ein kühner Kriegszug eine ſeiner erſten Regie-

*) Noch 1738 erwähnt das Journal secret des Baron Seckendorff dieſen Briefverkehr.

rungsmaßregeln ſein werde. Freilich dachten dabei die Meiſten an Jülich-Berg. Nicht umſonſt, meinte Grumbkow, habe der jetzige König eine ſtarke Armee und einen reichen Schatz geſammelt. Es müſſe nun Einer kommen, der dieſe beiden Stützen benutze. So wußte man auch, daß der Prinz zu dem Grafen Schulenburg, der ihm beigegeben war, geäußert hatte, man müſſe mit einem Hauptſchlag beginnen, wenn man den Schauplatz betrete — alles Anzeichen genug, daß der junge König mehr die Krieger als die Verwaltungsmänner brauchen werde. Solche Gedanken und Ausſichten in die Zukunft ſchienen völlig gerechtfertigt. Friedrich Wilhelm war ſehr kränklich und verſprach kein langes Leben. Dabei wurde er immer ſchwerer zu behandeln und Grumbkow fühlte allmälig den Boden unter ſeinen Füßen ſchwinden. Zwar ehrte ihn der König noch 1733 durch ſeine Ernennung zum General der Infanterie und verlieh ihm 1737 ſogar die Würde eines Feldmarſchalls und Erbjägermeiſters des Herzogthums Pommern, doch trafen ihn auch manche Kränkungen. Sein jüngerer Bruder, der Oberpräſident von Pommern war, erhielt den ſchwarzen Adlerorden, er ſelbſt aber trachtete vergebens nach dieſer höchſten Auszeichnung. Den König mochte das richtige Gefühl leiten, daß der beſte Geſellſchafter und ſchlauſte Rathgeber nicht immer der größten Ehre würdig ſei. Dazu kam, daß er 1733 von einer heftigen Krankheit in Folge eines Wetttrinkens mit dem König von Polen befallen wurde, zu dem er geſchickt war, um über eine Theilung dieſes Landes zu verhandeln. Jeder wollte dem andern im Rauſch ſeine Geheimniſſe entlocken, doch erreichten ſie beide bei gleicher Befähigung ihre Zwecke nicht. Wol aber ſtarb der König bald darauf an den Folgen und Grumbkow kränkelte ſeitdem immer.*)

Vielleicht hätte er ſich gern zu jener Zeit zurückgezogen, aber er konnte nicht mehr. Wenn alle jene Hofintriguen auch ſtets mehr und mehr in's Kleinliche fielen, ſo waren ſie doch ſein Lebenselement, denn er ſchöpfte aus ihnen die Mittel, in ſeiner ewigen Geldverlegenheit von Zeit zu Zeit aufzuathmen. Der Gegenſtand der Intriguen war in den letzten Lebensjahren Friedrich Wilhelms der Kampf des öſtreichiſchen und franzöſiſchen Einfluſſes. Seit Seckendorffs Weggang war Grumbkow zu vereinzelt, um die öſtreichiſchen Intereſſen noch vollſtändig wahren zu können. Zwar hatte er ſich mit der Königin und der Prinzeſſin von Baireuth wieder auf einen erträglichen Fuß geſtellt, allein ſowol die ſteigende Macht ſeiner Rivalen, als auch der nicht mehr zu beſänftigende Unwille des Königs erſchwerten ihm die Aufgabe zu ſehr. Da nun zu gleicher Zeit die kaiſerliche Penſion bei weitem nicht für ſeine Bedürfniſſe ausreichte, verſchmähte er nicht, ſich vom franzöſiſchen Geſandten überzeugen und gegen die anſtändige Summe von 14,000 Thalern

*) ſ. Friedrich II. mem. de Brandeb. v. Jahr 1733.

allmälig ſeinen Widerſtand fallen zu laſſen. Mit dieſem Aufgeben ſeiner bisherigen Politik verlor er aber den Reſt ſeines Einfluſſes. Niederlagen kamen ihm nun öfters vor, ſelbſt auf dem Verwaltungsgebiet. Eckert, der berüchtigte und von Friedrich II. bei ſeiner Thronbeſteigung allein von allen entlaſſene Beamte, war über die Verwaltung Pommerns mit Grumbkows Bruder in Streit gerathen. Trotz des Generals Verwendung behielt Eckert bei dem König Recht, bei dem er überhaupt in der letzten Zeit das meiſte Gewicht in den Geſchäften der Verwaltung hatte. Auch trat zu jener Zeit der als außerordentlicher Geſandter Oeſtreichs nach Berlin geſchickte Fürſt Lichtenſtein offen gegen Grumbkow auf, drohte mit Enthüllungen und klagte ihn mit mehren andern an, von den Franzoſen beſtochen zu ſein. Friedrich Wilhelm fertigte zwar dieſe Beſchuldigung leicht mit den Worten: „Gucke durch die Finger" ab, allein die Entfremdung wuchs dadurch doch, und Grumbkow, der dies fühlte, zog ſich öfters und auf längere Zeit nach Pommern zurück. So erweiterte ſich die Kluft immer mehr. Der König wurde förmlich gegen ſeinen früheren Günſtling eingenommen, und hätte ihn zuletzt verhaften laſſen, wenn nicht der plötzliche Tod Grumbkows dieſes betrübte Ende ſeiner Laufbahn verhindert hätte. Er ſtarb in Berlin im März 1739 im 61. Jahre. Und ſo tief war ſein Anſehn geſunken, daß Pöllnitz, von ihm an ſein Sterbelager gerufen, nur heimlich zu kommen wagte.

Als man dem König den Todesfall meldete, blieb er ernſt und nachdenklich; erſt am dritten Abend nachher ließ er ſich im Tabakscollegium heftig gegen den Verſtorbenen aus. Wahrſcheinlich hatte er aus den hinterlaſſenen Papieren genauere Kenntniß von der Unredlichkeit Grumbkows geſchöpft, die er vorher nur geahnt hatte. Indeſſen ließ er das Begräbniß mit allen einem Marſchall gehörenden Ehrenzeichen veranſtalten. Was die Höflinge zu Lebzeiten Grumbkows nicht gewagt hatten, das gönnten ſie ſich nun um ſo mehr, und ein jeder wußte ſeinen Stein auf ihn zu werfen. Auch Friedrich mußte auf Verlangen des Königs eine Grabſchrift auf ihn dichten, welche er — charakteriſtiſch für ihn und ſein Verhältniß zu Grumbkow — ſeinem Freund Jordan mit der Bemerkung mittheilt, daß er ſich beſtrebt habe, ſo wenig wie möglich Bitterkeit hineinzulegen. Dieſe Grabſchrift lautet:

Ci-gît un maréchal, un ministre, et, de plus,
Un grand financier, un chanoine laïque.
Passants, qui connaissez sa fourbe politique
  Laissez dans l'oubli confondus
  Et ses vices et ses vertus.

Heftiger, wie hierin, ſpricht ſich Friedrich in den Memoiren von Brandenburg über ihn aus.

Vermählt war Grumbkow mit einem Ehrenfräulein der Königin Sophie

Charlotte, Fräulein de la Chevallerie, mit der er funfzehn Kinder, vier Söhne und elf Töchter, erzeugte. Seine Söhne traten wol meiſt zum Militär, einer ſeiner Schwiegerſöhne war Herr von Podewils, der durch ſeinen Einfluß zum Miniſter aufſtieg. Einen jüngeren Bruder haben wir bereits als Miniſter und Oberpräſidenten von Pommern erwähnt, und deſſen Sohn war bis 1757 Flügeladjutant Friedrichs II., wo er in Schweidnitz gefangen genommen und ſeitdem nicht mehr im Krieg verwandt wurde.

Haben wir das Leben des Generals verfolgt, ſo weit es uns möglich war, ſo wird uns, wenn wir alle Züge zuſammenfaſſen, zwar kein angenehmes, aber doch ein merkwürdiges Bild entgegentreten. Denn wir ſehen in ihm mehr, als den an und für ſich nicht einmal ſo bedeutenden Mann; wir erkennen durch ihn die ganze Zeit. So ſtreng wir nun auch urtheilen müſſen, wenn wir den allgemeinen Charakter einer ganzen Periode ins Auge faſſen, ſo werden wir grade deshalb bei dem Urtheil über einen Einzelnen, der doch nur das Kind ſeiner Zeit iſt, eine billige Rückſicht auf den Einfluß derſelben nehmen müſſen. Grumbkow ſtand aber mitten in ſeiner Zeit, die nur auf das Praktiſche und Materielle gerichtet war und jeden Gedanken an ein Höheres verloren hatte. Dieſelben Künſte der Beſtechung, mit denen Walpole die erſten Männer Englands und des Parlaments gewann, wurden auf dem ganzen Feſtland als Hauptwerkzeug einer glänzenden Staatskunſt benutzt. Grumbkow dachte nicht anders. Er ergriff mit unbedenklicher Hand die Gelegenheit und beutete ſie nur ſchlauer als andere aus. Wir haben das zur Genüge hervorgehoben, aber zum richtigen Verſtändniß muß dabei noch erzählt werden, wie weit ſich dieſe Falſchheit und niedere Treuloſigkeit damals erſtreckte. Friedrich Wilhelm ſelbſt leitete ſeine Staatsmänner dazu an. In der Inſtruction für das Generaldirectorium befahl er den einzelnen Vorſtänden, Spione in ihren Bezirken zu halten, die ihnen geheime Berichte erſtatten ſollten; ja er führte in ſeiner eigenen Familie dieſes Syſtem ein, wie wir aus Seckendorffs Bericht an den Prinzen Eugen vom 29. März 1732 erſehen. Der Graf erzählt darin, daß die Diener des Kronprinzen beauftragt ſeien, alles Auffallende in dem Betragen und der Umgebung deſſelben dem König unverzüglich mitzutheilen. Kein Wunder, wenn die Miniſter und Beamten auch für die eignen Zwecke die krummen Wege betraten. Seckendorff konnte den ganzen Hof beſtechen, und ſeinen Zweck zu erreichen, fehlte es ihm nie an Geld. Vom Kronprinzen und der Prinzeſſin von Baireuth, die bedeutende Zuſchüſſe erhielten, ging es herab bis zum Kammerdiener des Königs, Eversmann, dem man eine jährliche Penſion von hundert Ducaten zuſicherte, und dem Kammermohr, der über die Laune und das Befinden des Königs berichtete. Friedrichs Lehrer und Freund Duhan bekam nur deshalb vom Kaiſer einen kleinen Gehalt, weil man ſich ſeinen Einfluß für die Folgezeit ſichern

wollte. Vom preußiſchen Geſandten war ſchon oben die Rede, aber auch für die andern Miniſter fielen reichliche Geſchenke ab, theils offen, wie es damals Sitte war, theils geheim. Nur der alte Miniſter Ilgen widerſtand dem kaiſerlichen Gold und den kaiſerlichen Plänen mit gleicher Zähigkeit, und wurde dafür freilich von Seckendorff als im engliſchen Sold ſtehend beſchuldigt. In einem einzigen Monat hatte der Herr Graf von ſeinem Gut in Meuſelwitz für über hundert Thaler Lerchen an ſeine Freunde nach Berlin geſchickt, und wer von den Generalen und Offizieren nicht grade baares Geld annehmen wollte, dem ſchenkte er von Zeit zu Zeit ſchöne große Rekruten aus Oeſtreich, für die der König dann die vermeintlichen Auslagen erſtatten durfte. Treue, ja ſelbſt der Begriff der Treue ſchien verloren. Grumbkow paßte als vortrefflicher Finanzmann gut in dieſe Verhältniſſe. Alle Berichte, ſelbſt die ihm ſonſt ſo feindlichen der Markgräfin von Baireuth ſtimmen darin überein, daß er für die Geſchäfte eine ungemeine Befähigung bewieſen habe. Er hatte auf die Finanzverwaltung wohlthätigen Einfluß, und ſehr bald wünſchte man ihn nach ſeinem Tod zurück, als ſein Nachfolger Bode die Accise und die Zölle ſtark erhöhte.

Der Grundzug in Grumbkows Charakter war Selbſtſucht und Genußſucht. Er war ein Epikuräer, der alles, was er that, auf ſein Wohlſein bezog. Hätte ihn einfach Herrſchſucht gereizt, ſo hätte er ſich in den Tagen des Glücks weit höher heben können. Aber er war klug genug, ſich mit einer weniger hervortretenden Rolle zu begnügen, wenn ſie ihm nur die nämliche Macht gab, ſich und ſeiner Familie das gewünſchte Wohlbefinden zu verſchaffen. Darum war er ein Feind aller durchgreifenden Maßregeln, darum verfolgte er ſeinen Sieg nicht bis zum Ende und zeigte gegen niemanden unverſöhnlichen Haß; denn auch der Feindſchaft gegen den alten Deſſauer gab er wenigſtens keinen beſondern Ausdruck. Aber ebenſo wenig war er wirklicher Freundſchaft fähig; für ſolches Gefühl war die Region, in der er lebte, nicht geeignet. Friedrich Wilhelm hat überhaupt nie wahrhafte Freunde gehabt. Auch Grumbkow liebte den König nicht, und hat niemals beſondere Anhänglichkeit an ihn bewieſen. Die Freuden der Tafel waren ihm ſein Höchſtes. Er liebte ein gutes Eſſen und noch mehr einen guten Trunk. Hierauf verwendete er große Summen, und hier fühlte er ſich in ſeinem Bereich. Sein Spottname unter den Hofleuten war deshalb auch „Biberius“. Einen franzöſiſchen Koch hielt er ſich für vierhundert Thaler. Darum beſuchte ihn der König oft und gern bei den Gaſtmahlen, die er veranſtaltete, um ſo mehr, als er in ſeinem Wirth einen Mann fand, der ihm getreulich Beſcheid that, und nicht blos aushielt, ſondern ihn in dieſer Fähigkeit noch weit übertraf. Ueberhaupt war Grumbkow dem König ein ſehr angenehmer Geſellſchafter und darum ein nicht ſo leicht fehlendes Mitglied des Tabakscollegiums. In ſeinem Speiſe-

Digitized by Google

ſaal hatte er ein eignes Katheder erbauen laſſen, von welchem herab Gundling zur Unterhaltung des Königs und der andern Gäſte ſeine Witze vorbringen mußte. Dieſer bekannte Hofnarr war von Grumbkow in einer gemeinen Schenke, wo er als Zeitungsvorleſer perorirte, gefunden und an den Hof gebracht worden. Grumbkow verſchmähte, wie man ſieht, auch Wirthshäuſer ſolcher Art nicht. In der damaligen Hauptſtraße, der Königsſtraße, hatte er ſich ein hübſches, großes Haus gebaut, das zu den ſchönſten der Stadt gezählt wurde. Seine ganze Lebensweiſe koſtete ihn viel Geld, dabei liebte er das Spiel, und ſo war er trotz ſeines reichen Einkommens oft in Verlegenheit. Seine verſchiedenen hohen Aemter ſo wie der Ertrag ſeiner pommeriſchen Güter Möllen, Liebaſch und Loiſt ließen ſeine jährliche Einnahme auf 36,000 Thaler ſteigen, ungerechnet die vielen Geſchenke, die er von fremden Höfen erhielt, und doch hinterließ er kein Vermögen. Seine Neigung zum Wohlleben, ſeine Bedürfniſſe waren es alſo zum guten Theil, die ihn jenes verrätheriſche Spiel mit Ehre und Treue ſpielen ließen. Seine Rolle zu behaupten, bedurfte er oft einer ehernen Stirn und der rückſichtsloſeſten Unverſchämtheit. Er wußte dies vortrefflich mit der offnen Derbheit zu vereinigen, mit der er jedermann, auch dem König, gegenübertrat und ſtarke Wahrheiten ſagte. Wenn er indeſſen wollte, konnte er ebenſo fein und liebenswürdig, reg in der Converſation und geiſtreich ſein. Denn er hatte einen raſchen Verſtand, der beſonders ſchnell das Lächerliche auffaßte, und raſch die verſchiednen Charaktere zu durchſchauen und zu behandeln verſtand. Daher ſein Hang zu den Intriguen, daher ſein Glück in denſelben. Je nach den Umſtänden erſchien er als ein ganz andrer. In dem Tabakscolleg war er der derbe, ſatiriſche Deutſche, während er im Umgang und im Briefwechſel mit dem Kronprinzen die franzöſiſche Erziehung bewies, franzöſiſch ſchrieb, die Rückberufung Wolfs, des Philoſophen (1733), befürwortete, und die frivolen Ausſprüche und Entſchuldigungen Friedrichs in Betreff ſeiner ſinnlichen Ausſchweifungen ganz ruhig und wohlgefällig entgegennahm. So war auch wol das oft hervortretende religiöſe Gefühl Grumbkows nur eine Nachgiebigkeit gegen die damalige Mode, der man am berliner Hof huldigte, weil der König ſtreng religiös und bibelfeſt war. Ein ſolcher Mann war zu keinem geiſtigen Aufſchwung geſchaffen, wozu ihm vor allem die nöthige Energie abging. So wird ihm auch bei all ſeinem Verſtand und ſeiner Geſchäftskenntniß eigentlicher Fleiß abgeſprochen. Schwer nur mag er die ſtrengen, für Friedrich Wilhelm ſo charakteriſtiſchen Anordnungen befolgt haben, wonach die Sitzungen des Generaldirectoriums zur beſtimmten Stunde früh Morgens anfangen und ſo lange dauern ſollten, bis alle Geſchäfte erledigt ſeien, wobei der König gaſtfreundlich ein Mittageſſen von vier Schüſſeln aus

ſeiner Küche zu liefern befahl, wenn die Sitzung etwa über zwei Uhr dauern ſollte.

Mit Grumbkow ſtarb ein Hauptvertreter jener morſchen Staatskunſt, die ihm bald ſelbſt folgen ſollte. Es war nothwendig, daß ein energiſcher, geiſtig regſamer Fürſt das Scepter in Preußen ergriff. Niemand, der die Geſchichte vor 1740 genauer kennt, wird beſtreiten können, daß Friedrichs II. raſcher Kriegszug eine ebenſo nothwendige, wie wohlthätige Unternehmung war. Mit den Worten des ſterbenden Königs an Leopold von Deſſau: „Ich denke zu ſterben und habe meinem Sohn alles geſagt,“ begann für Preußen und Deutſchland eine neue Periode, — eine Periode des Kampfes und der Verwirrung, aber auch eine Periode des Fortſchritts und der Cultur.

F. L.

Der deutſche Büchermarkt.

Soeben hat Dr. Karl Klüpfel ſeinem: „Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen“ einen dritten Nachtrag folgen laſſen, welcher die Erſcheinungen der Jahre 1856—1858 beſpricht und in derſelben Einrichtung auftritt wie das erwähnte Buch und die frühern Nachträge. Wenn wir nicht allen Urtheilen des Verfaſſers beiſtimmen können (Otto Ludwigs „Heiterethei“ iſt nach ihm „ein vielfach als originell gerühmtes, aber gänzlich verzwicktes Charakterbild“), ſo verdient das Buch doch im Allgemeinen als ein guter Führer für Laien Empfehlung. Beſonders leſenswerth iſt die als Einleitung vorangeſchickte Abhandlung über Schriftſtellerei und Buchhandel in der Gegenwart, der wir die folgenden Beiträge zur Statiſtik des deutſchen Büchermarktes entnehmen:

Was den literariſchen Verkehr in Deutſchland betrifft, ſo gilt es für ausgemacht, daß in Norddeutſchland viel mehr Bücher geſchrieben und gekauft werden als in Süddeutſchland; beſonders Sachſen und die Mark ſind wol am ſchreib- und kaufluſtigſten. In Deutſchland iſt das in geiſtigen Intereſſen grade nicht voranſtehende Oeſtreich ein von den Buchhändlern beſonders geſchätztes und berückſichtigtes Abſatzgebiet, während auffallenderweiſe das benachbarte Baiern für den ſchlechteſten Büchermarkt gilt. Ein Grund dieſer Erſcheinung möchte darin zu ſuchen ſein, daß das Intereſſe für die Literatur

in Oeſtreich noch neu und friſch iſt und weniger Büchervorräthe aus früherer Zeit dort vorhanden ſind, und daß in Baiern nach dem Vorgang der Hauptſtadt der Sinn für bildende Kunſt mehr entwickelt iſt, als der für die Literatur. Der wohlhabende Bauer oder Gewerbsmann in Altbaiern denkt in der Regel nicht daran, außer einigen Gebetbüchern und etwa den „Fliegenden Blättern“, weitere Geiſtesnahrung ins Haus zu ſchaffen, während der reiche Landwirth in Norddeutſchland ſeine kleine Bibliothek hält und ſelbſt der minder bemittelte Bürger und Handwerker ſich das Geld am Munde abſpart, um ſich ein unterhaltendes oder belehrendes Buch zu verſchaffen. Schon günſtiger als in Baiern ſtellt ſich die Sache in Würtemberg; Stuttgart iſt ein Hauptplatz für die literariſche Production, weniger freilich für den Abſatz. Das umgekehrte Verhältniß findet in Baden und in der Rheinpfalz ſtatt, wo ſchon der allgemeine Wohlſtand des Volkes dem Bücherkaufen günſtig iſt, während die Productionsluſt zurücktritt. Zum Beleg des eben Geſagten fügen wir einige Notizen aus dem Geſchäftsbetrieb einer leipziger Verlagsbuchhandlung bei, die uns das Verhältniß des Abſatzes nach den verſchiedenen Ländern folgendermaßen angibt:

Die Procente des Abſatzes von 1857 vertheilen ſich ſo:

Preußen mit	30 Proc.	
Königreich Sachſen und die Herzogthümer	20 „	
Das übrige Norddeutſchland	23 „	
Alſo in ganz Norddeutſchland		73 Proc.
Süddeutſchland	5 „	} . 11 „
Oeſtreich	6 „	
		Deutſchland 84 Proc.
Rußland	5 Proc.	} . . . . 16 „
Schweiz	4 „	
andere Länder . .	7 „	
		100 Proc.

Hierbei iſt jedoch zu bemerken, daß der Abſatz nach Oeſtreich grade bei dieſer Buchhandlung unverhältnißmäßig ſchwach iſt, und daß von den 20 Proc. Abſatz nach Sachſen 6—8 Proc. auf Bezüge der leipziger Commiſſionäre für auswärtige Rechnung fallen dürften.

Eine noch detaillirtere Anſchauung gibt die Berechnung vom Jahr 1844, in welcher die Procente des Abſatzes in Beziehung geſetzt ſind zu der Zahl der Buchhandlungen in den einzelnen Ländern und Städten. Es iſt dabei beſonders bemerkenswerth, daß bei Oeſtreich und Preußen das Abſatzver-

Digitized by Google

hältniß ganz dieſelben Procentſätze darbot, wie das Verhältniß der Buchhandlungen zur Geſammtſumme derſelben.

	Proc. des Abſatzes.	Städte mit Buchhandlungen.		
Oeſtreich, Bundesſt.	14	41	159	69 Städte mit 118 Buchhandlungen oder 12 Proc. der geſammten deutſchen Buchhandlungen.
— andere Staaten		28	59	
Preußen, Bundesſt.	37	166	632	195 Städte, 698 Buchhandlungen oder 37 Proc.
— andere Staaten		29	62	
Baiern	4	39	146	205 Städte, 928 Buchhandlungen oder 51 Proc.
Sachſen	10	37	265	
Hannover	2	22	59	
Würtemberg	2	26	108	
Baden	2	14	52	
Heſſen	3	8	24	
— Darmſtadt . . .		6	41	
Holſtein	1½	8	25	
Sächſ. Herzogth. .	2	18	52	
Braunſchweig . . .	½	5	22	
Mecklenburg	2	14	26	
Oldenburg	½	3	7	
Freie Städte	6	4	100	

Ebenſo wie Sachſen durch das leipziger Commiſſionsgeſchäft eine verhältnißmäßig zu große Zahl Procente hat, ſo iſt auch bei Hamburg, welches in dieſer Rechnung allein 3½ Proc. abnimmt, der Bedarf für den Norden (Skandinavien) und Amerika eingerechnet.

Wie ſehr der buchhändleriſche Verkehr ſeit den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, zeigt ſich an der ſteigenden Zahl der Buchhandlungen. Im Jahre 1831 exiſtirten in Deutſchland nur etwa 300 Städte mit 1011 Buchhandlungen; beſonders auffällig iſt die Zunahme

in Berlin	1831	80	Buchhandlungen	1855	195	Buchhandlungen
in Leipzig	1831	79	„	1855	156	„
in Stuttgart	1831	17	„	1855	55	„

Vom Jahr 1831 an war der Buchhandel im Wachſen, bis zum Jahr 1846, dann trat in Folge der Theuerung und noch mehr der politiſchen Ereigniſſe im Jahr 1848 eine Abnahme ein, die ſich mit der hergeſtellten politiſchen Ruhe allmälig wieder ausglich. Die Abſatzverhältniſſe der Verlagshandlungen ſind natürlich durch die Art der Bedürfniſſe der verſchiedenen Bildungs- und Berufsclaſſen vielfach modificirt. Die meiſten Bücher wiſſen-

ſchaftlichen Gehalts werden (abgeſehn von den öffentlichen Bibliotheken) in den Kreiſen gekauft, welche den Univerſitäten angehören oder nahe ſtehen. Hauptſächlich ſind es die Univerſitätslehrer ſelbſt, ſodann ſolche, die eine Univerſitätsbildung genoſſen haben und durch ihren Beruf darauf angewieſen ſind, ihre Studien fortzuſetzen, beſonders Lehrer, Geiſtliche und Aerzte. Leider vermindert ſich nun in neuerer Zeit dieſe Claſſe von Käufern immer mehr, da die ſchmalen Beſoldungen nicht mehr zureichen, um neben den geſteigerten Ausgaben für die täglichen Lebensbedürfniſſe einen Bücheretat zu erübrigen. Dieſes unnatürliche Verhältniß iſt um ſo mehr zu bedauern, als mit der größeren Einnahme in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig ſteigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweiſe auch in Frankreich auf den Familienſitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausſtattung des Hauſes gehört, und es auch bei deutſchen Familien der adeligen und bürgerlichen Ariſtokratie früher Sitte war, eine Bücherſammlung zu halten, iſt es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hauſe alljährlich eine beſtimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Converſationslexikon, eine Zeitſchrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn es hoch kommt, eine Weltgeſchichte angeſchafft. In dieſer Beſchränkung geht die Literatur wol auch in die Kreiſe des ſtädtiſchen Handwerkerſtandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Leſegeſellſchaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und dieſe Inſtitute ſind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltung vorzugsweiſe zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Leſegeſellſchaften wird in der Regel für Zeitſchriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig. In den Leihbibliotheken bilden die Romane, welche ein unterhaltendes Leſefutter darbieten, den Grundſtock, an den ſich populäre naturwiſſenſchaftliche Schriften, Reiſebeſchreibungen und Memoiren anſchließen.

Am meiſten Erfolg haben ſeit einigen Jahren die Zeitſchriften, welche allerlei zur Unterhaltung und Belehrung darbieten und durch eingedruckte Holzſchnitte der Anſchauung zu Hilfe kommen. Das verbreitetſte Journal dieſer Art iſt die „Gartenlaube“, deren Abonnenten bis über 60,000 geſtiegen ſind. Große Mannigfaltigkeit und geſchickte Auswahl zeitgemäßer Stoffe in populärer Zubereitung zeichnen das Blatt aus, dabei iſt der Preis von 2 Thlr. für 80—90 Bogen unterhaltender Lectüre unglaublich niedrig und anlockend. Die ungeheure Zahl von Abnehmern ſetzt andererſeits den Verleger in den Stand, durch Anbietung reichlicher Honorare gute Schriftſteller zu gewinnen. Die Gartenlaube iſt in ganz Deutſchland verbreitet, am wenigſten im ſüd-

Digitized by Google

weſtlichen; dagegen wird eine eigene Auflage von 14,000 Exemplaren mit etwas verändertem Inhalt für die Schweiz gedruckt. Ein ähnliches Blatt, das „Illuſtrirte Familienjournal“, noch billiger im Preiſe, ſetzt 70,000 Exemplare ab, ſteht aber der Gartenlaube darin nach, daß es wenig Originalartikel, meiſtens überſetzte Novellen und Reiſeerzählungen, mit Benutzung alter Holzſtöcke, enthält. Zu den verbreitetſten Zeitſchriften gehören ferner die in Stuttgart erſcheinende „Muſterzeitung“ mit 40,000, die „Illuſtrirte Zeitung“ mit 12,500, die „Fliegenden Blätter“ mit 12,000 Exemplaren.

Von der preußiſchen Grenze.

Noch immer ſcheint uns die Situation von der Art, daß wir uns vor nichts ſo ſehr zu hüten haben, als vor einem verfrühten Enthuſiasmus; je kühler und geſchäftsmäßiger wir die Dinge auffaſſen, deſto ſicherer können wir ſein, in keine neuen Illuſionen zu verfallen. Freilich ſind wir in den letzten Tagen wieder um einen bedeutenden Schritt vorgerückt. Durch die vollſtändige Veröffentlichung der Rede, in welcher der Prinzregent dem Miniſterium ſeine Abſichten auseinandergeſetzt, ſind wir überführt worden, wie grundlos die Befürchtungen waren, welche die Veröffentlichung einiger Fragmente daraus von Seiten der reactionären Preſſe bei allen Gutgeſinnten hervorgerufen hatte. Die Rede enthält nicht blos die beſten und edelſten Ideen, die wir bei einem Fürſten vorausſetzen dürfen, ſondern ſie athmet zugleich jenen Ton ruhiger und klarer Sicherheit, die ſich durch keine Widerſprüche, von welcher Seite ſie auch kommen mögen, irren läßt. Wie wir ſchon einmal geſagt: auf der Perſönlichkeit des Prinzen beruht das ganze Vertrauen des Volkes, das ſich ſeine Rathgeber erſt werden verdienen müſſen. Für ihre Geſchicklichkeit ſpricht es keineswegs, daß ſie ruhig zuſahn, wie die Reaction in einer Zeit, wo jeder Augenblick wichtig war, jene ſchönen Worte heimtückiſch ausbeutete, um die Wähler vor der neuen Regierung zu warnen.

Nachträglich können wir wol mit dieſer Nachläſſigkeit zufrieden ſein, da ſich um ſo ſchlagender gezeigt hat, wie tief die liberalen Sympathien im Volke wurzeln. Eine kleine Fraction des vorigen Landtags hat ſich diesmal in eine ſtarke Majorität verwandelt. Ja um der Regierung nur keinen Anſtoß zu geben, hat man mit ängſtlicher Scheu jeden Namen vermieden, der irgend unbequeme Erinnerungen hervorrufen könnte. Nicht blos die wirklichen Demokraten haben auf jede Wahl verzichtet, ſondern auch Männer wie Rodbertus und andere, die man nur deshalb Demokraten nennt, weil ſie die Auflöſung der conſtituirenden Verſammlung für geſetzwidrig hielten. Selbſt Grabau durchzuſetzen hat einige Mühe gekoſtet, blos weil er Präſident jener übel berufenen Verſammlung war, obgleich er innerhalb derſelben

entſchieden der rechten Seite angehörte. Weiter kann man die Rückſichten wirklich nicht treiben, und wir möchten ſogar zweifeln, ob man nicht bereits zu weit gegangen iſt. Wir hätten lebhaft gewünſcht, einige namhafte Vertreter der gemäßigten demokratiſchen Partei in dem neuen Landtag zu ſehn, damit auch dieſe Partei ſich daran gewöhnte, ihre Reformideen auf ordnungsmäßigem Wege zu verfolgen, und wir wollen offen bekennen, daß wir jene Erklärung unſerer ſchleſiſchen Freunde, es dürfe niemand gewählt werden, der ſich bisher der Wahl enthalten, nur mit Bedauern geleſen haben. Zwar wiſſen wir ſehr wohl, daß jenem Schritt ſehr erhebliche locale Motive zu Grunde gelegen haben, aber grade deshalb hätte man die allgemeinen Formeln vermeiden ſollen. Es ſieht faſt ſo aus, als ob man von den Demokraten verlangte, ſchwimmen zu lernen, bevor ſie ins Waſſer gegangen.

Wir haben ſchon mehrfach erwähnt, daß wir uns des Unterſchiedes, der noch immer zwiſchen beiden Parteien ſtattfindet, ſehr wohl bewußt und feſt entſchloſſen ſind, ihn in allen wichtigen Fällen, z. B. in der Frage über die Ausdehnung des Wahlrechts, geltend zu machen. Aber wir wünſchen ebenſo, daß dieſe vorauszuſehenden Streitigkeiten in ſchicklicher Form geführt, d. h. auf die Erörterung der Sache beſchränkt werden. Die bisherige Verſtimmung der demokratiſchen Preſſe, die mit Verdruß zuſah, wie andere ſich auf der geſetzlichen Arena tummelten, zu der ſie doch auch ein Recht hatte, war eine ſelbſtverſchuldete; ſie iſt es nicht mehr. Dieſe Volksſchicht hat ſich bei den Wahlen ſo vortrefflich benommen, ſie hat zugleich ſo viel Eifer und ſo viel Mäßigung gezeigt, daß es von unſerer Seite eine ſchreiende Ungerechtigkeit wäre, ihre Haltung nicht anzuerkennen. Wenn daher die Nationalzeitung theils aus alter Gewohnheit, theils aus begreiflichem Verdruß, daß die parlamentariſche Vertretung ihrer Partei noch einmal vertagt iſt, noch immer von Zeit zu Zeit in Schmollen verfällt, und während ſie ſonſt über alle politiſche Materien ſo verſtändig discutirt, wie man nur wünſchen kann, ſobald das Stichwort „Gothaer“ oder „Eigentlicher“ erklingt, zu denken aufhört und dem Mühlrad ihrer Reminiscenzen freies Spiel läßt, ſo wollen wir darüber nicht ungehalten ſein und ſtatt deſſen vermeiden, in einen ähnlichen Fehler zu verfallen.

Das Reſultat, welches ſich aus den gegenwärtigen Wahlen im Vergleich mit den vorhergehenden ergibt, iſt folgendes. Das Volk oder das Publicum iſt in ungeheuerer Majorität (man denke an das verwickelte Claſſenſyſtem!) liberal geſinnt und wird dieſer Geſinnung Raum geben, ſobald es nicht durch Willkürmaßregeln, wie vor drei Jahren, gehemmt wird; es iſt aber in ſeiner Ueberzeugung nicht ſtark genug, ſolche Hemmungen zu durchbrechen. In dieſer Beziehung können wir von der äußerſten Rechten etwas lernen. Es wurde vorher über die Oeffentlichkeit der Abſtimmungen, über den Einfluß der Vorgeſetzten u. ſ. w. bitter geklagt. Man verlangte die Straße zur Freiheit nicht blos gepflaſtert, ſondern mit einem Trottoir belegt; jetzt haben die Landräthe und die Regierungsbeamte der Kreuzzeitung, obgleich ſie ſich denn doch auch allerlei Unbequemlichkeiten ausſetzen, mit einer Rückſichtsloſigkeit gegen ihre augenblicklichen Vorgeſetzten agitirt, die Staunen aber auch Anerkennung erregt. Wenn es für den Apotheker unbequem iſt, daß der gnädige Herr ihm ſeine Kundſchaft entzieht, wenn er mißliebig wählt, ſo müſſen denn doch auch die Regierungspräſidenten, Landräthe u. ſ. w. manche Wünſche aufgeben, um ihren Principien Geltung zu verſchaffen. Vielleicht wird die neue Wendung der

Dinge auf die Partei der Ritterſchaft einen ſehr heilſamen Einfluß ausüben, ſie wird vielleicht das werden, was ſie bis jetzt zu ſein nur vorgab: eine Landpartei in der Art der Tories. Bis jetzt war ſie nicht das, ſondern eine Hofpartei; ihre Führer waren, wie ſchon bemerkt, General Gerlach und Herr v. Weſtphalen, und ihr Werkzeug die Polizei. Jetzt wird ſie lernen müſſen, auf eignen Füßen zu ſtehn, und die im preußiſchen Staat ſehr weſentlichen und ſehr gerechtfertigten Intereſſen des großen Grundbeſitzes durch die Kraft der Gründe und durch den natürlichen Einfluß einer hervorragenden Stellung zu vertreten; vielleicht wird ſie die Gelegenheit benutzen, einige Marotten aufzugeben, die gar nicht zu ihrem Weſen gehören, und die ihr von Irvingianern und ähnlichen Phantaſten aufgeſchwatzt ſind.

Bis jetzt hat ſie freilich eine andere Taktik beobachtet: die Taktik, den Regenten vor den blutrothen Gelüſten der Volkſchicht, welcher er Freiheit ſchenkt, zu warnen. Sie führt dieſe Taktik ſehr geſchickt, wenn auch nicht immer auf die redlichſte Weiſe durch. Man muß ſie nicht etwa ausſchließlich aus der Kreuzzeitung kennen lernen, die trotz ihres doctrinären Fanatismus ſich doch zuweilen daran erinnert, daß der preußiſche Adel mit der Ehre Preußens eng verflochten iſt, ſondern in denjenigen deutſchen Blättern, denen es daran liegt, daß Preußen den Namen Friedrich des Großen aus ſeiner Geſchichte ausſtreiche. Dieſelben Blätter, die noch vor zwei Jahren nicht müde wurden, mit Hohn und Geringſchätzung von der preußiſchen Politik zu ſprechen, trauern jetzt über den Verluſt jener ſchönen Zeit. Ihnen liegt gar nichts daran, ob in Preußen das officielle Blatt das Symbol des Kreuzes oder des Adlers vorzieht, ſie haben es an Schmähungen gegen die Kreuzzeitung nicht fehlen laſſen; ihnen liegt nur daran, daß Preußen ſchwach bleibt. Und ſie haben eine dunkle Idee davon, daß es jetzt mit der olmützer Politik zu Ende geht.

Hüten wir uns indeß, auch nach dieſer Seite hin in zu ſanguiniſche Hoffnungen zu verfallen: ſowol die Befürchtungen der Bamberger als die Hoffnungen der Gothaer ſind übertrieben. Preußen hat vorläufig nicht die Aufgabe, Deutſchland zu einigen oder ſonſt etwas Namenloſes zu thun, ſondern in ſeinem Innern aufzuräumen und den guten altpreußiſchen Geiſt, der durch mehrjährige Mißgriffe verkümmert iſt, wieder herzuſtellen. Die Fahne Preußens iſt nicht die ſchwarz-rothgoldne, ſondern die ſchwarz-weiße; aber es gilt, ſie von den verkehrten Symbolen zu reinigen, mit denen eine phantaſtiſche Reaction ſie übermalt hat.

„Wenn in allen Regierungshandlungen ſich Wahrheit, Geſetzlichkeit und Conſequenz ausſpricht, ſo iſt ein Gouvernement ſtark, weil es ein reines Gewiſſen hat, und mit dieſem hat man ein Recht, allem Böſen kräftig zu widerſtehn."

„In der Handhabung unſrer innern Verhältniſſe ſind wir ſeit 1848 von einem Extrem zum andern geworfen worden. Von einer Communalordnung, die ganz unvorbereitet Selfgovernment einführen ſollte, ſind wir zu den alten Verhältniſſen zurückgedrängt worden, ohne den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen."

„In der evangeliſchen Kirche, wir können es nicht leugnen, iſt eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanſchauung nicht verträglich iſt, und die ſofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. . . Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenweſen als Mittel zu egoiſtiſchen Zwecken iſt zu entlarven, wo es nur möglich iſt."

„Das Unterrichtsweſen muß in dem Bewußtſein geleitet werden, daß Preußen

durch ſeine höheren Lehranſtalten an der Spitze geiſtiger Intelligenz ſtehn ſoll und durch ſeine Schulen die den verſchiedenen Claſſen der Bevölkerung nöthige Bildung gewähren, ohne dieſe Claſſen über ihre Sphären zu heben. Größere Mittel werden hierzu nöthig werden."

„Preußen muß mit allen Großmächten im freundſchaftlichſten Vernehmen ſtehn, ohne ſich fremden Einflüſſen hinzugeben und ohne ſich die Hände frühzeitig durch Tractate zu binden. In Deutſchland muß Preußen moraliſche Eroberungen machen durch eine weiſe Geſetzgebung bei ſich, durch Hebung aller ſittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es iſt, der indeß einer Reform wird unterworfen werden müſſen. Die Welt muß wiſſen, daß Preußen überall das Recht zu ſchützen bereit iſt." —

Wir haben im Eingang ausgeſprochen, daß in der gegenwärtigen Situation nichts ſchädlicher ſein kann, als ein vorzeitiger Enthuſiasmus, und daß namentlich die Preſſe jeder derartigen Verſuchung widerſtehn ſoll, aber wir wollen offen bekennen, daß es uns bei dieſer Rede des Prinzen von Preußen ſchwer fällt. Denn es handelt ſich hier nicht um allgemeine gute Wünſche, wie ſie jeder neue Regent auszuſprechen pflegt, ſondern um die Hinweiſung nach einem beſtimmten Ziel, nach jenem Ziel, welches Preußens Glück und Ehre in ſich ſchließt.

Die ebenſo erhabene als ſchwierige Aufgabe, welche der Prinzregent gegen ſehr dunkele Intriguen, welche ſeine erwählten Rathgeber gegen Hemmniſſe von allen Seiten durchzuführen haben, wird von unſrer Seite am beſten dadurch unterſtützt werden, wenn wir dem Beiſpiel unſeres Fürſten folgen, wenn wir uns in unſrer Sphäre ebenſo von unſerem Gewiſſen und unſerem Pflichtgefühl beſtimmen laſſen, als er in der ſeinigen. Wol haben wir in der frühern Zeit zu oft die Staatsmänner und Diplomaten geſpielt, wir haben gekünſtelt, wo das ſchlichte Wort am Platz geweſen wäre. Wir können den Fürſten und das Miniſterium nur unterſtützen, wenn wir eine eigene unabhängige Ueberzeugung, wenn wir ein eigenes Gewicht in die Wagſchale zu legen haben. Eine ſogenannte miniſterielle Partei, d. h. eine Partei, die von den Miniſtern ihre Stichwörter erwartet, iſt keine Partei, ſie hat kein eigenes Gewicht, ſie kann die Regierung nicht verſtärken, ſie kann ihren Feinden nicht widerſtehn. Es war im Grunde ein Fortſchritt, daß die unglückſelige „miniſterielle Partei", welche 1849—1850 die Majorität beſtimmte, einer entſchiedenen Rechten Platz machte. Die Partei Geppert-Bodenſchwingh, ſo wohlgeſinnt ſie war, hat das Miniſterium Manteuffel auf ſeiner abſchüſſigen Bahn nicht aufhalten können. Die engliſchen Miniſter werden darum durch ihre Partei getragen, weil dieſe Partei eine ſelbſtſtändige Anſicht vertritt. Wenn auch in dem neuen Landtag ſich wirklich eine „miniſterielle" Partei bilden ſollte, ſo muß das für die entſchiedeneren Liberalen nur noch ein Antrieb mehr ſein, ſich unabhängig zu conſtituiren, nicht blos innerhalb der Kammern, ſondern auch in der Preſſe. Das Miniſterium hat ſich eine officiöſe Preſſe geſchaffen, wir zweifeln daran, daß ſie ihm etwas nützen wird; bis jetzt hat ſie ihm nur geſchadet. Und zwar ſind das nicht Fehler einzelner Schriftſteller, im Gegentheil flößen uns die Perſönlichkeiten das beſte Zutrauen ein, ſondern die Natur einer officiöſen Preſſe bringt es mit ſich, daß ſie, wo es nöthig iſt, nichts zu ſagen wagt, und wo es unnöthig iſt, Anſtoß gibt. Dem Miniſterium Manteuffel hat die „Zeit" nichts geholfen, das neue Miniſterium wird in

der Preſſe um ſo beſſer vertreten ſein, je ſchneller es die „Preußiſche Zeitung" frei läßt. Die Politik der Anſpielungen, der dunklen Winke, der Bemerkungen über beſchränkten Unterthanenverſtand u. ſ. w. iſt vorüber, und auf dergleichen Winke iſt die officiöſe Preſſe beſchränkt. Will das Miniſterium im Volke ſprechen, ſo hat es die Kammern und die *officielle* Preſſe. Es iſt nicht blos würdiger und ſchicklicher, ſondern auch wirkſamer und erfolgreicher, wenn man unmittelbar die Regierung vernimmt und nicht Mittelsperſonen, die doch nicht im Brennpunkt der Ereigniſſe ſitzen. Die Principien aber zu vertreten, das überlaſſe man demjenigen Theil der Preſſe, der nicht jeden Augenblick befürchten darf, durch das Ausſprechen ſeiner Ueberzeugungen das Cabinet zu binden oder zu compromittiren.*) † †

Der Proceß Montalembert.

Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daß die deutſche Preſſe ſehr ſorgfältig die Rechtswidrigkeiten regiſtrirt, die jenſeit des Rheins vorfallen, und keinen Anſtand nimmt, ſie moraliſch zu brandmarken. Indeſſen wäre es zweckmäßig, dabei von Zeit zu Zeit in Erinnerung zu bringen, daß es bei uns an verwandten Erſcheinungen nicht gefehlt hat, ja daß man ſie hin und wieder noch antreffen kann. Wenn ein deutſcher Schriftſteller zwiſchen den politiſchen Einrichtungen des Landes, dem er angehört, und denen eines rivaliſirenden Staats eine boshafte Parallele zieht, wenn er von ſeinem Lande behauptet, es ſei darin keine Freiheit zu finden, ſo iſt leicht möglich, daß man ihn auch bei uns vor Gericht ſtellt, daß man die exceptio veritatis nicht gelten läßt und daß irgend ein dienſtwilliger Gerichtshof ihn zu ſechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Das Aufſehn, welches dieſer Proceß in Frankreich gemacht, gilt in der That weniger der Sache als der Perſon. Die Franzoſen ſind ein Volk der Autorität, es gibt bei ihnen eine mit einem beſtimmten Gepräge verſehene Claſſe berühmter Männer, die ungefähr, wenn auch nicht ganz, mit den vierzig Unſterblichen der Akademie zuſammenfallen, deren Handlungsweiſe das Publicum nach einem andern Maßſtab mißt als die der übrigen Sterblichen, und bei denen es erwartet, auch die Staatsgewalt werde ein Einſehen haben. Es macht keinen Unterſchied, welcher Partei dieſe Männer angehören; ſie gehören zum Stammcapital

*) Da bei dem erhöhten Intereſſe der preußiſchen Entwicklung jedem Zeitungsleſer daran gelegen ſein muß, ſich auch über die Details der geſetzlichen Zuſtände dieſes Landes zu unterrichten, empfehlen wir zwei ſehr brauchbare Handbücher von *Max von Oesfeld*. „Preußen in ſtaatsrechtlicher Beziehung. Das innere Staatsrecht mit beſonderer Bezugnahme auf die preußiſche Verfaſſungsurkunde vom 31. Januar 1850", und: „Preußen in kameraliſtiſcher und ſtaatswirthſchaftlicher Beziehung. Die Finanzwiſſenſchaft, die Polizeiwiſſenſchaft und die Landwirthſchaftslehre." (Breslau, Urban Kern.)

des Nationalruhms und jeder Franzoſe verlangt, daß ſie in Ehren gehalten werden. Doppelt werth ſind ſie ihm, wenn ſich mit dem Vorzug eines glänzenden Talents auch der einer hohen Geburt paart. In beiden Beziehungen gehört Montalembert unzweifelhaft zu den erſten Seigneurs Frankreichs, und jeder Franzoſe empfindet es als frech und unehrerbietig, wenn man ihn ebenſo obenhin behandelt, wie einen Schriftſteller ohne Namen. — In dieſem Umſtand liegt das Bedenkliche für das neue Regiment. Es iſt dem Kaiſerreich gelungen, das Volk im Großen und Ganzen ſo zum Schweigen zu bringen, wie es bei den Franzoſen immer geſchieht, wenn ſie eine eiſerne Hand über ſich fühlen. Aber es iſt ihm nicht gelungen, die Grands Seigneurs des Landes für ſich zu gewinnen und dadurch den Makel ſeines Urſprungs vergeſſen zu machen. Wie ſich auch der Hof mit goldenen Stickereien überdecken mag, das Volk empfindet, daß er aus Parvenus zuſammengeſetzt iſt. — Schon für Ludwig Philipp war es empfindlich, daß der Faubourg St. Germain mit ihm ſchmollte, und wenn ein Deutſcher ſich vergebens den Kopf darüber zerbricht, was dem Bürgerkönig daran gelegen ſein konnte, um die Gunſt dieſer alten verwelkten Marquiſen und Herzoginnen zu buhlen, ſo liegt die Erklärung in dem angebornen ariſtokratiſchen Sinn der Franzoſen. Das Kaiſerreich hat ſich auf das Militär geſtützt, es hat die Zügel ſo ſtraff angezogen, daß den Emeutiers kein Spielraum blieb, aber noch entſchiedener als unter dem Julikönigthum zogen ſich die Berühmtheiten aller Claſſen von ihm zurück, es mußte ganz mit neuen Menſchen regieren. Die einzige Ausnahme machte der Graf Montalembert, und wenn es bei dem eigenthümlichen Charakter dieſes Mannes ſchwer ſein mag, das letzte Motiv ſeines Schrittes zu ergründen, ſo wird man doch kaum fehlgreifen, wenn man eine kleine Doſis Eitelkeit darin ſucht. Montalembert iſt ein Redner vom erſten Range, und wie unbequem es ihm ſein mag, hinter halb verſchloſſenen Thüren zu ſprechen, ſo zeigt ihm doch ſein angeborener Sinn für Realität, daß es beſſer iſt, als gar nicht zu ſprechen. Als er ſich dem Kaiſerreich unterwarf, geſchah es mit dem geheimen Vorbehalt, Oppoſition zu machen, und man muß ſagen, er hat ſeine Aufgabe glänzend gelöſt. Schon die bekannte Schrift über England war trotz ihrer vornehm höflichen Formen eine blutige Invective gegen den Imperialismus, der neue Artikel iſt es noch in erhöhtem Grade. — Montalembert trat zuerſt unter der Fahne von Lamennais im „Avenir“ als Vorfechter des Ultramontanismus auf, der ſich für verfolgt und unterdrückt ausgab; der geiſtreiche junge Weltmann verband ſich mit den Kapuzinern. Man konnte ſich keine glücklicher gewählte Rolle denken; denn ſie gab den Nimbus des Vornehmen, des Romantiſchen, des Weltſchmerzlichen und ſie gewann zugleich die Sympathien der Menge, denn ſie donnerte gegen die Tyrannei; man denke! gegen die Tyrannei des armen Bürgerkönigs. Dieſen Thron zu unterwühlen, hat Montalembert redlich das Seine gethan, vielleicht viel mehr als die Socialiſten und Demokraten. Als nun der morſch gewordene Thron wirklich zuſammenſtürzte, glänzte er unter den erſten Führern der conſervativen Partei. Es zeigte ſich, daß er nur in ſeiner Symbolik Phantaſt war, daß er im Uebrigen aber ein ſehr geſundes Auge für die Wirklichkeit beſaß. Man erinnert ſich noch an die wahrhaft zerſchmetternde Rede, mit der er einen wirklichen Phantaſten — auch einen von den vierzig Unſterblichen — V. Hugo in ſeiner ganzen Blöße darſtellte. Von den Legitimiſten immer mehr geſchieden, wurde er allmälig auch kälter gegen die Ultramontanen. Und

Digitized by Google

wenn er gegenwärtig die Phraſen ſeiner Vergangenheit nicht ganz verleugnet, ſo haben ſie eben nur noch die Bedeutung von Phraſen. Die unbedingte Begeiſterung, mit welcher er die conſtitutionellen Einrichtungen Englands beſpricht, iſt mit dem ultramontanen Princip unvereinbar, und Montalembert hat Verſtand und Bildung genug, das vollkommen einzuſehn. Er iſt in derſelben Weiſe ultramontan, wie Chateaubriand Legitimiſt war: dem Weſen nach geht er mit der Menge, das alte Symbol macht ihn intereſſant. — Dieſe Gegner ſind für den Kaiſer ſehr gefährlich, denn er kann mit ihnen nichts anfangen. Republikaner und Socialiſten kann er zu Tauſenden nach Cayenne ſchicken; mit dem Grafen Montalembert geht es nicht. Nun hat er ihn gar zum Märtyrer gemacht und ihn dadurch auf ein Piedeſtal geſetzt, das die Tragweite ſeiner Geſchoſſe verdoppelt. Der Graf hat noch eine ſehr glänzende Rolle vor ſich. † †

Neue hiſtoriſche Schriften.

Geſchichte der dem ruſſiſchen Kaiſerthum einverleibten deutſchen Oſtſeeprovinzen bis zur Zeit ihrer Vereinigung mit demſelben vom Staatsrath Dr. A. von Richter. Zweite Auflage. Erſter Bd., 1158—1347. Riga, Kymmel. — Die Coloniſirung der Oſtſeeländer durch deutſche Kaufleute und Bauern unter der Aegide eines geiſtlichen Ritterordens iſt culturhiſtoriſch eine der intereſſanteſten Erſcheinungen, welche die europäiſche Geſchichte kennt. Für die Aufhellung derſelben iſt aber noch lange nicht genug gethan. Für Preußen hat Johannes Voigt durch gewiſſenhafte Durchforſchung der Archive eine ſichere Grundlage gelegt; neuerdings hat Töppen die Glaubwürdigkeit der Ordensbücher und der bekannteren Stadtchroniken auf eine muſterhafte Weiſe erörtert. Weniger iſt durch die gelehrten Forſcher für Liefland geſchehn, obgleich es mit den Quellen hier im Ganzen beſſer beſchaffen iſt; und es wäre für die Specialgeſchichte beider Länder erſprießlich, wenn ſich die Gelehrten von beiden Seiten mehr in die Hände griffen; die bekannten Zuſtände der einen Provinz müſſen für die unbekannten der andern zur Aufklärung hinzugezogen werden. — Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift hat ſich das große Verdienſt erworben, durch ſtrenge Sichtung des Materials einen ſichern Boden gewonnen zu haben, namentlich für die Rechtsgeſchichte, die bei den complicirten Einwanderungsverhältniſſen große Schwierigkeiten bietet. Daß er auf die Darſtellung kein Gewicht legt, daß er ſelbſt die Trockenheit nicht vermeidet, um genau zu ſein, verargen wir ihm nicht: bei einem Zeitabſchnitt, wo es ſich darum handelt, erſt den Boden zu gewinnen, wird die erſte Bedingung des Erfolgs eine ängſtliche Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit ſein. —

Die Geſchichtſchreiber der deutſchen Vorzeit in deutſcher Bearbeitung unter dem Schutz Sr. Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm IV. herausgegeben von Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke und Ritter. Berlin, Franz Dunker. — Dieſe Sammlung, die am meiſten dazu beitragen wird, den Sinn und das

Verſtändniß für das Mittelalter im deutſchen Volk zu erwecken, iſt in gedeihlichem Fortgang begriffen. Seit unſerm letzten Bericht (1856) iſt wieder eine Reihe trefflicher Bearbeitungen erſchienen. Aus dem achten Jahrhundert: das Leben der Aebte Gallus und Otmar von St. Gallen, von Potthaſt und Anskars Leben des Biſchof Willehad, von Laurent, mit einem Vorwort von Lappenberg; aus dem neunten: Die Annalen von St. Berlin und St. Vaaſt von v. Jasmund; das Leben der Erzbiſchöfe Anskar und Reinbert von Laurent, Meginhardts Uebertragung des h. Alexander, von B. Richter, Rigellus Lobgedicht auf Kaiſer Ludwig und Elegien an König Pippin von Pfund (für den Zweck der Sammlung hätte es der Ueberſetzer allenfalls bei der Proſa bewenden laſſen können); aus dem zehnten: Die Chronik des Abt Regino, von Dümmler, und die Fortſetzung von Büdinger (dem Geſchichtſchreiber Oeſtreichs); das Leben der Königin Mathilde von Jaffé (Mitarbeiter an den Annalen des deutſchen Reichs unter dem ſächſiſchen Hauſe), das Leben des Biſchof Adalbert von Prag und das Leben der Kaiſerin Adelheid, von Hüffer; aus dem elften: das Leben der Biſchöfe Bereword und Godehard von Hildesheim, von demſelben; aus dem zwölften: das Leben Kaiſer Heinrich IV. von Jaffé; endlich aus dem dreizehnten: die Chronik Arnolds von Lübeck, von Laurent. Von dem Nutzen für das deutſche Publicum abgeſehn, iſt das Unternehmen auch eine ſegensreiche Vorbildung für die jüngern Hiſtoriker, die ſich an demſelben betheiligen. Hoffen wir, daß die in München angeregte Geſammtwirkung der deutſchen Geſchichtſchreiber der vaterländiſchen Geſchichte einen neuen Aufſchwung geben wird. — — m —

Neue Reiſeliteratur.

James Cook drei Reiſen um die Welt. Neu bearbeitet von Friedrich Steger. Leipzig, C. B. Lorck. 1858. — Ein guter Gedanke, die Erlebniſſe und Beobachtungen des großen Entdeckers aufs neue dem Publicum vorzuführen. Die Bearbeitung iſt geſchickt gemacht, Unbedeutendes weggelaſſen, alles Wichtige ausführlich mitgetheilt. —

Reiſeſkizzen aus Oſt- und Weſtpreußen von Max Roſenheyn. Danzig, Kaſemann, 1858. — Anſchauliche Schilderungen der auf dem Titel genannten Landſtriche und ihrer Bewohner, der Stil bisweilen zu ſchwung- und blumenreich. Auch möchten wir bezweifeln, daß der Maſur, der den Verfaſſer durch die johannisburger Wildniß fuhr, ſich über ſeine Erlebniſſe in der gewählten Weiſe ausgedrückt hat, in der das Buch ihn ſprechen läßt. —

Ein Winter in Venedig und Sechs Monate in Rom, beide Bücher von Friedrich Pecht. Das Rieſengebirge, ſeine Thäler und Vorberge und das Iſargebirge. Von K. Fr. Moſch. — Dieſe drei Schriften gehören der bei J. J. Weber in Leipzig erſcheinenden illuſtrirten Reiſebibliothek an. Die beiden erſten ſind ein Wiederabdruck der bekannten trefflichen „Südfrüchte“, über welche von uns ausführ-

lich berichtet wurde. Die zahlreichen Holzſchnitte, mit denen ſie geſchmückt ſind, entſprechen durch ihre ungemein zierliche und feine Ausführung dem Text. Sie ſind zum großen Theil kleine Kunſtwerke. Das Buch über das Rieſengebirge iſt ein etwas trockner, aber treuer und praktiſcher Führer durch das ſchöne ſchleſiſche Bergland, und die beigegebenen 40 Illuſtrationen machen es zugleich zu einem anmuthigen Andenken für den, der es zuerſt als Wegweiſer benutzte. —

— K.

Vermiſchte Literatur.

Das Leben des Meeres von Dr. G. Hartwig. Vierte Auflage. Frankfurt a. M. Meidinger Sohn und Co. 1859. — Dieſe Auflage des bekannten Compilationswerks iſt eine vermehrte und verbeſſerte. Namentlich iſt über Walfiſche, Robben, Schalthiere und Seeſterne Verſchiedenes nachgetragen. Was die neue Ausgabe aber weſentlich von den frühern unterſcheidet, iſt die reiche Ausſtattung mit größern und kleinern Illuſtrationen, die zum Theil recht gut ausgeführt ſind. Die Färbung der größern Holzſchnitte iſt Modegeſchmack. Wir hätten dieſelben lieber ſchwarz geſehn. —

Geſchichte Friedrich II., Königs von Preußen, genannt Friedrich der Große, von Thomas Carlyle. Deutſch von J. Neuberg. Erſter Band. Berlin, Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. Decker). 1858. — Eine Ueberſetzung des von uns bereits ausführlich angezeigten Werkes, welche nicht blos den Gedankengang des Originals, ſondern auch — ſo weit dies möglich iſt — den eigenthümlichen Stil deſſelben wiedergibt. —

Aus mexikaniſchen Gefängniſſen. Bruchſtück aus Eduard Harkorts hinterlaſſenen Papieren. Herausgegeben von Dr. Guſtav Kühne. Leipzig, C. B. Lorck. 1858. — Erlebniſſe eines Deutſchen, der, urſprünglich Bergmann, ſich beim erſten Auftreten Santa Annas der von dieſem vertretenen Sache anſchloß, als Offizier im Heere des damals liberalen Generals mitfocht, im Treffen bei Tolome verwundet in die Hände der Gegner gerieth und nun einige Monate kennen lernte, wie übel die Gefängniſſe Mexikos eingerichtet ſind. Später freigekommen, nahm er wieder Dienſte unter Santa Anna, ſtieg bis zum General und endete dann ſeine an allerlei Abenteuern reiche Laufbahn in Texas. Die Schilderungen von Land und Leuten ſind ungemein lebhaft und anſchaulich. —

Regierung und Volksvertretung in Bayern. Leipzig, H. Häſſel. 1858. — Eine Broſchüre, die in ruhiger Entwicklung die Blößen der Logik zeigt, welche die jüngſte Kammerauflöſung in München ausſprach. — — u. —

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Schiller und der Idealismus.

Schillers Leben für den weitern Kreis ſeiner Leſer, von Karl Hoffmeiſter. Ergänzt und herausgegeben von Heinrich Viehoff. Dritte Ausgabe, 3 Bd. Stuttgart, Becher. —

Schillers Briefe. Mit geſchichtlichen Erläuterungen. Ein Beitrag zur Charakteriſtik Schillers als Menſch, Dichter und Denker und ein nothwendiges Supplement zu deſſen Werken. 2. Bd. Berlin, Allg. deutſche Verlagsanſtalt. —

Schiller als Philoſoph. Vortrag gehalten in der Roſe zu Jena, 10. März 1858, von Dr. Kuno Fiſcher. Frankfurt a. M., Suchsland. —

Die griechiſchen Elemente in Schillers Braut von Meſſina. Von Dr. Baptiſt Gerlinger, eingeleitet durch Fr. Dingelſtedt. Neue Ausgabe. Augsburg, Kollmann. — Fatum und Nemeſis in der dramatiſchen Dichtung. Aeſthetiſche Studien von B. Gerlinger. Neuburg, Prechter. —

Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, entworfen von A. Koberſtein. Vierte Ausgabe. 2. Bd., 2. Abthl. Leipzig, Vogel. —

So unauslöſchlich die Züge ſind, mit denen der Name Schiller in die deutſche Ruhmeshalle eingegraben iſt, ſo hat doch auch er in der öffentlichen Stimmung manche Schwankungen erfahren. Seit der Vollendung des Wallenſtein galt er der Menge als der größte Dichter Deutſchlands. Dieſe Verehrung ſteigerte ſich durch das Mitgefühl über ſeinen frühzeitigen Tod, ſie wurde genährt durch die jüngern Theaterdichter, die, ſo weit ſie im Uebrigen voneinander abwichen, ſämmtlich Schillers Schule durchgemacht hatten; ſie ſteigerte ſich zum Enthuſiasmus durch die patriotiſchen Lyriker, die in der Periode der Freiheitskriege nach dem Vorbild des Wallenſteinſchen Reiterliedes die deutſche Jugend gegen die fremden Eroberer in die Waffen riefen.

Aber ſchon war im Stillen gegen dieſe Stimmung eine Reaction vorbereitet, die, zuerſt von der romantiſchen Schule hervorgerufen, ſich im Anfang auf die äſthetiſchen Theezirkel der ſogenannten feinen Welt beſchränkte, dann aber, als die Reſtauration alle freieren Regungen des Volksgeiſtes unterdrückte, zur Signatur der Zeit wurde. Dieſer Richtung war Schiller nicht vornehm, nicht ariſtokratiſch genug, er ging ihr zu unbeſonnen, zu rückſichtslos auf die

Gemeinplätze des Tages ein, und weil ſeine glühende Beredſamkeit dem Inſtinct der Menge huldigte, glaubte ſie wol gar, ihm den Namen eines Dichters abſprechen zu dürfen, da der echte Dichter ſich nur in höheren, der Welt unverſtändlichen Gefühlen bewege. Wenn dieſe Anſicht während der ganzen Reſtaurationszeit die tonangebende blieb, ſo war auch das neue Geſchlecht, das nach der Julirevolution die Führung der Literatur übernahm, ihr keineswegs abhold; nur wußte es ihr eine andre Wendung zu geben. War man früher bedenklich gegen den Demagogen Marquis Poſa, ſo zuckte man jetzt über den moraliſchen Pedanten Max Piccolomini die Achſeln; man fand den Dichter zu ſehr in den ſittlichen Vorurtheilen der Vergangenheit befangen, man vermißte bei ihm jene liebenswürdige Frivolität, die man in der jüngern Schule Frankreichs ſo ſehr bewunderte, und von der Goethes Schriften ſo erfreuliche Spuren zeigten.

Als nun das Vaterland wieder zu Ehren kam, änderte ſich damit die öffentliche Stimmung über den Dichter. Es wurde wieder viel von Freiheit, Tugend und Vaterland geſprochen, man machte darauf aufmerkſam, daß Goethe ein Fürſtendiener, daß er der Dichter der Philine geweſen ſei, und daß er auf die Erhebung des Volks in den Freiheitskriegen nicht viel gegeben habe. Was man früher Schiller zum Vorwurf gemacht, wurde jetzt der Grundſtein ſeines Ruhms. Schriftſteller der verſchiedenſten Farbe waren darin einig, z. B. Wolfgang Menzel, Börne, und wie es bei Stichwörtern zu geſchehen pflegt, die man häufig wiederholt, ohne ſie grade näher zu erörtern: zuletzt war die Maſſe davon überzeugt, daß Schiller der Dichter der Freiheit, der Tugend und des Vaterlandes ſei, und je nachdem man für dieſe Begriffe ſchwärmte oder nicht, rechnete man ſich unter die eifrigen Jünger oder Gegner des Dichters.

Es iſt ganz merkwürdig, wie bei einem Schriftſteller, deſſen Balladen jeder Quartaner, deſſen Trauerſpiele jeder Tertianer auswendig weiß, ein ſolches Vorurtheil ſich einem Nebel gleich ſo weit ausbreiten konnte, daß man ſeine wirkliche Phyſiognomie gar nicht wiedererkennt. Wer unſern Dichter ohne Brille lieſt, wird freilich bald gewahr, daß es ſich bei ihm nicht blos um Freiheit, Tugend und Vaterland handelt, daß der Dichter des Marquis Poſa nicht blos über die franzöſiſche Revolution, ſondern über das politiſche Weſen überhaupt in einer Zeit, wo ſeine Kraft am vollſten blühte, ſich ſehr geringſchätzig ausſprach, daß Laura nicht blos früher, ſondern auch natürlicher bei ihm auftritt als Thekla, und daß vom Vaterland bei ihm überhaupt keine Rede iſt. Aber es war ſchwer, die Brillen zu vermeiden, da gefeierte Volksredner, wenn ſie die politiſchen Leidenſchaften aufſtachelten, unabläſſig auf Schillers Vorbild hinwieſen, während die entgegengeſetzte Richtung ſich über dieſen Dichter ſehr bedenklich ausſprach.

Schiller war kein abſtracter Tugendſpiegel, kein einſeitiger Patriot, kein blinder Freiheitsenthuſiaſt; er hat, ehe er das wurde, was er war, mit ſchweren Verirrungen zu kämpfen gehabt; er hat in ſeinen Anſichten über die weſentlichſten Glaubenspunkte häufiger gewechſelt als ſein großer Freund, und ihn vom Anfang ſeines Lebens bis zum Schluß deſſelben als Vorbild aufzuſtellen, würde ein gewagtes Unternehmen ſein. Aber er war mehr als das, was ſeine Partei von ihm ausſagt, er war eine echt lebendige, ſtarke und gewaltige Natur, die gleich den griechiſchen Heroen ſich immer ſtärkte und läuterte durch die Ungeheuer, die ein ſcheinbarer Unſtern ihr zu bekämpfen gab; er war nicht blos ein liebenswürdiger Idealiſt, ſondern ein großer Dichter, deſſen Größe freilich nicht da liegt, wo man ſie gewöhnlich ſucht.

An Stelle jener Stichworte, Freiheit, Tugend und Vaterland iſt jetzt ein andres getreten, der Idealismus. Man ſpricht in unſrer jüngſten Poeſie, von einer Schule der Realiſten, und ſtellt dieſer, die angeblich die Poeſie an den gemeinen Weltlauf verräth, Schiller als den Dichter des Ideals gegenüber. Wenn man auch ganz davon abſieht, daß ſolche abſtracte Gegenſätze überhaupt nichts ſagen, daß ſie ſich nach Belieben umkehren laſſen, ſo iſt bei dieſer Auffaſſung merkwürdig, daß ſie grade das als Schillers Vorzug hervorhebt, was offenbar ſein Fehler iſt, und ihm das ſtreitig macht, worin ſeine Größe liegt. Der Punkt iſt für das Verſtändniß unſrer heutigen äſthetiſchen Streitfragen ſo wichtig, daß wir näher darauf eingehn müſſen.

Bekanntlich haben Goethe und Schiller ſelbſt die Ausdrücke Realismus und Idealismus auf ſich angewandt, aber wie das, was ſie darunter dachten, von der heute gangbaren Meinung abweicht, zeigt am deutlichſten Goethes Erzählung von ihrem erſten Zuſammentreffen.

Goethe trug in Schillers Hauſe die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteriſtiſchen Federſtrichen eine ſymboliſche Urpflanze vor ſeinen Augen entſtehn. „Schiller vernahm und ſchaute das alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich grade geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee. Ich ſtutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Der alte Groll wollte ſich regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: das kann mir ſehr lieb ſein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wiſſen und ſie ſogar mit Augen ſehe.“ Goethe fügt hinzu, daß ihn folgender Satz ganz unglücklich gemacht habe: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſein ſollte? denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Goethe kann ſich nicht genug darüber verwundern, daß, was er als Erfahrung ausſprach, Schiller nur für eine Idee galt.

Wer dieſe Erzählung aufmerkſam lieſt, wird mit einiger Verwunderung

Digitized by Google

entdecken, daß Realismus hier grade das Gegentheil von dem ſagen will, was man heute darunter verſteht. Heute nennt man Realiſten die verſtockten Erfahrungsmenſchen, die von der Anſchauung des wirklichen Lebens ausgehn und ſich nicht daraus treiben laſſen; Goethe dagegen nennt ſich einen Realiſten, weil ihm ſeine Ideen Realität haben, ja weil ſie ihm als das einzig Lebendige erſcheinen. Die Urpflanze hatte er nirgend geſehn, er konnte ſie auch nicht ſehn, weil ſie nicht exiſtirt, was man ſo gewöhnlich exiſtiren nennt; aber das Bild ſeines Geiſtes war ihm höhere Gewißheit als das Zeugniß ſeiner Sinne.

Bekanntlich entſpricht dieſe Begriffsbeſtimmung dem Gegenſatz in der mittelalterlichen Philoſophie zwiſchen Realiſten und Nominaliſten. Realiſten nannten ſich diejenigen, denen die Ideen als wirklich vorkamen, Nominaliſten diejenigen, die nur abgezogne Gattungsbegriffe oder Namen darin ſuchten.

Heutzutage würde man alſo (wenigſtens in dieſer Beziehung) die alten Realiſten als Myſtiker, die alten Nominaliſten als Aufklärer bezeichen. Wir wollen nur darauf aufmerkſam machen, daß mit bloßen Kategorien gar nichts geſagt iſt, wenn man vorher ſich nicht darüber verſtändigt, was ſie zu bedeuten haben.

Unterſuchen wir den Begriff des Realismus ſeiner Natur nach, ſo entdecken wir zwei Momente darin, je nachdem man ihn auf die Beobachtung oder die Darſtellung anwendet.

Der wahre Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei jeder Individualität in der Natur, der Geſchichte und im wirklichen Leben ſchnell die charakteriſtiſchen Züge herausfindet, mit andern Worten, daß man Sinn für Realität hat, für den wahren Inhalt der Dinge. Der falſche Realismus der Beobachtung liegt darin, daß man bei dem ſchärfſten Auge für die einzelnen Züge des Lebens nicht zu unterſcheiden vermag, welche charakteriſtiſch ſind und welche nicht. In dem bekannten Sprichwort, daß es für den Bedienten keinen Helden gibt, iſt der Bediente ein falſcher Realiſt. In ſeiner Abhandlung über Friedrich den Großen iſt Macaulay ein falſcher Realiſt, trotz der glänzenden Virtuoſität ſeiner Beobachtung.

Der wahre Realismus in der Darſtellung, oder, allgemein geſagt, in der Kunſt, liegt darin, daß man über die nöthige Technik, ſei es in Bezug auf Pinſel und Palette oder auf den Meißel, auf den Ton oder auf das Wort, ſo frei disponiren kann, daß man die zur Charakteriſtik nothwendigen Mittel, die das Leben nachbilden und das Leben hervorbringen, augenblicklich bei der Hand hat. Der falſche Realismus in der Kunſt liegt darin, daß man bei der glänzendſten Virtuoſität in der Technik diejenigen Momente, die das Leben hervorbringen, nicht richtig zu wählen weiß: es iſt derſelbe Gegenſatz wie zwiſchen dem Künſtler und dem Virtuoſen.

Wenn man nun das, was wir als wahren Realismus bezeichnet haben, Idealismus nennen will, ſo iſt auch nichts dagegen einzuwenden, denn die Idee der Dinge iſt auch ihre Realität. Wenn der wahre Idealiſt mit ſeiner Idee das Weſen der Dinge trifft, ſo bildet ſich der falſche Idealiſt eine Idee, die der Wirklichkeit nicht entſpricht, weil ſie überhaupt keinen Inhalt hat.

Man vergeſſe nur nicht: der Gegenſatz der Realität iſt nach der einen Seite hin freilich das Ideal, nach der andern aber die Chimäre, die Lüge, der Unſinn.

Unterſuchen wir nun Schillers Talent genauer, ſo finden wir, daß es viel reſpectabler nach der realiſtiſchen als nach der idealiſtiſchen Seite iſt; bei Goethe finden wir das Gegentheil. Man wird ſich über dieſen Ausſpruch wundern, weil er gegen das hergebrachte Vorurtheil verſtößt, aber eine ruhige Prüfung wird ihn rechtfertigen.

In der bekannten Recenſion über Egmont hebt Schiller mit großer Umſicht alle realiſtiſchen Momente hervor, die Charakterſchilderung des niederländiſchen Volks, der Spanier, und er tadelt dagegen dasjenige, was man heutzutage als idealiſtiſch bezeichnen würde: er tadelt die Traumerſcheinung der Freiheit, er tadelt die ſouveräne Rückſichtsloſigkeit, mit welcher der Held die wirklichen Verhältniſſe auffaßt. Freilich geht er in vielen ſeiner Abhandlungen auf das Gegentheil aus, freilich idealiſirt er in manchen Scenen ſeiner ſpätern Trauerſpiele ganz ſo ins Blaue, wie Goethe in dieſem Traumbild, aber dieſer Idealismus war angelernt, der Realismus war ihm angeboren.

Worin liegt denn in den künſtleriſch ganz verfehlten drei Erſtlingsſtücken jener Reiz, der ſie noch heute einer ganz veränderten Bildung gegenüber lebensfähig macht? etwa in den idealiſtiſchen Mondſcheinſchwärmereien, in den renomiſtiſchen Einfällen über Weltverbeſſerung und ähnliches?

Wir glauben im Gegentheil, daß dieſe Tiraden jedem Gebildeten läſtig ſind. Aber welchen Reſpect flößt die Naturwahrheit der Genrebilder ein, wie plaſtiſch treten die einzelnen Räuber, wie plaſtiſch tritt namentlich in Kabale und Liebe die Muſikantenfamilie hervor! wie tief dringt Schiller in der furchtbaren Scene, wo Franz Moor ſeinen Traum erzählt, mit ſeiner Sonde ins menſchliche Herz! — Nun gibt es einzelne ſchärfer blickende Kritiker, z. B. Tieck, die dieſen Realismus in ſeinen Jugendſtücken herausfühlen, ihn aber in ſeinen ſpätern Dramen vermiſſen, und deshalb ſeltſamerweiſe die erſteren den letzteren vorziehn. Schiller hat ſeine realiſtiſche Kraft aber nie eingebüßt, ja ſie zeigt ſich im Wallenſtein, im Tell, in der Jungfrau u. ſ. w. viel gewaltiger als in den Räubern. Es gelingt ihm nicht, uns die überſpannte Empfindungsweiſe der Jungfrau, uns den moraliſchen Idealismus Theklas, uns die Philoſophie Tells verſtändlich zu machen; aber im Lager Wallenſteins werden wir zu Hauſe, bei den Soldaten wie bei den Generalen; jeder Zug

prägt ſich unauslöſchlich unſrer Phantaſie ein. Der Unterhandlung zwiſchen Wallenſtein und Wrangel folgen wir mit athemloſer Spannung. Die Noth des guten Königs von Frankreich, den Unmuth und die Verzweiflung ſeiner Generale erleben wir mit, unſer Fleiſch und Blut iſt bei dem Ausgang betheiligt; und was ſoll man erſt von der prachtvollen Schilderung der ſchweizeriſchen Zuſtände ſagen, die in der Poeſie nicht ihres Gleichen hat.

Wenn Realismus auf dem Theater ſo viel heißt, als die Fähigkeit, den Eingebungen der Phantaſie reale Geſtalt zu geben, namentlich in Bezug auf die äußere Erſcheinung, ſo ſtehen wir nicht an, in dieſer Beziehung Schillers Talent über das Goethes zu ſtellen. —

Nehmen wir ferner — es kommt uns nur auf einzelne Beiſpiele an — die lyriſchen Gedichte, ſo wird man freilich das „Ideal und das Leben“, „die Künſtler“ und ähnliches mit hoher Achtung nennen. Es ſind nicht blos feine, ſondern ſehr tiefe Gedanken darin und ſie ſind ſo ſchön ausgedrückt, wie man ſo etwas nur ausdrücken kann. Aber im Ganzen haben dieſe Gedichte wenig Leſer, und Schiller ſelbſt hielt ſich nur kurze Zeit in dieſem Reich der Schatten auf. Dagegen ſind die Balladen, und unter den didaktiſchen Gedichten diejenigen, die allgemeine Sentenzen in einer körnigen ſprichwörtlichen Sprache ausdrücken, in aller Munde. In jenen Balladen liegt aber das Hauptintereſſe in der Schilderung, und hier iſt es ganz erſtaunlich, mit welcher Anſchaulichkeit Schiller die Brandung des Meeres, den Eiſenhammer und ähnliches wiedergibt, grade wie im Tell den Vierwaldſtädterſee, was er nie geſehen hat. In dieſer Beziehung haben wir die ſchlagendſten Zeugniſſe von Goethe, der doch ſo gut ſah wie ſelten ein Menſch, und der nicht genug Worte finden konnte, ſein Staunen über die Naturtreue dieſer Schilderungen auszudrücken. Dieſes Talent wird man doch wol ein realiſtiſches nennen, während man bei den Idealen im Drama wie im Lied wahrnimmt, daß ſie durch Kunſt nachträglich hineingetragen ſind.

Schiller hat ein Gedicht geſchrieben, „die Ideale“, das wahrlich nicht für diejenigen ſpricht, die ihn einen Idealiſten nennen. Er iſt verſchiedenen Idealen nachgegangen, dem Ruhm, der Wahrheit, der Liebe; ſie haben ſich alle als illuſoriſch erwieſen, er bleibt bei der Freundſchaft ſtehen und bei der Beſchäftigung, die nie ermattet. Ein wunderliches Ideal! aber hüten wir uns ihm aufs Wort zu glauben, das Gedicht iſt nichts als ein poetiſcher Klingklang. Schiller iſt dem edlen Trieb des Ruhms ſtets treu geblieben, er hat der Wahrheit nachgerungen bis an ſein Lebensende; andere Ideale, die er hier gar nicht nennt, z. B. die künſtleriſche Schönheit waren die Glut ſeines Lebens, und wenn er in den „Idealen“ klagt: „allzuſchnell nach kurzem Lenze entfloh die ſchöne Liebeszeit“ — grade vier Jahre, nachdem er aufs glücklichſte verheirathet war —, ſo wußte die Hofräthin Schiller ſehr wohl, wie dergleichen

Declamationen zu nehmen ſeien; ſie ließ ſich auch durch das ſpätere „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der ſchöne Wahn entzwei!“ nicht irren. Wenn wir Schillers Briefe vor ſeiner Hochzeit mit dem vergleichen, was wir über ſein ſpäteres Leben wiſſen, ſo finden wir, daß er die wahre Liebe erſt in der Ehe kennen lernte.

Und dies iſt der Punkt, der uns auf ein neues ſeltſames Mißverſtändniß führt. Man pflegt Goethe einen objectiven, Schiller einen ſubjectiven Schriftſteller zu nennen, während doch das Gegentheil evident iſt. Es gibt keinen ſubjectivern Schriftſteller als Goethe — dieſes Wort in gutem Sinn genommen; und es gibt keinen Dichter, der ſo wenig ſubjectiv wäre als Schiller. Die ſubjectivſte Form der Dichtkunſt iſt die Lyrik, das ſubjectivſte Gefühl des Menſchen iſt die Liebe, in der eigentlichen Lyrik aber, das Didaktiſche und die Ballade bei Seite geſetzt, iſt Schiller immer nur ein Dichter dritten Ranges, und die Liebe hat er nie zu ſchildern vermocht. Und nun halte man dagegen den wunderbaren Zauber, mit dem Goethe die ſüßen Geheimniſſe der Liebe aus der innerſten Tiefe des Herzens herauszulocken verſteht. Seine Gedichte von der früheſten Jugend bis zum Greiſenalter, bis zur Trilogie der Leidenſchaft ſind von jenem unnennbaren Liebreiz durchhaucht, der nur aus einer vollen Seele zu erklären iſt. Es iſt aber nicht blos die Liebe, alles was ins Gebiet der Träumerei fällt, findet bei ihm das mächtigſte, das hinreißendſte Wort; von den kleinen Mondſchein- und Wellenliedern an bis zu dem herzdurchbebenden Angſtruf des Fauſt, überall iſt es das überſtrömende Gefühl, das den Hörer mit ſich fortreißt; nicht die Geſtaltung, nicht die Charakteriſtik, nicht die künſtleriſche Ordnung, die im Gegentheil in ſeinen beſten Werken ſehr viel zu wünſchen übrigläßt. Wo findet ſich in Schillers lyriſchen Gedichten auch nur ein Ton, der ſich mit dieſen ſeelenvollen Accorden vergleichen ließe? Aber auch wo wir ins Drama übergehn und eine verwandte Aufgabe vergleichen, haben wir daſſelbe Reſultat. Sowol Iphigenie als Thekla behandeln das Problem, wie ein jungfräuliches reines Gemüth ſich in den Colliſionsfällen der Wirklichkeit verhält, die mit heimtückiſcher Schlinge das Gewiſſen wie das Rechtsgefühl umſtricken. Aber in der Iphigenie iſt alles innerlichſt empfunden, in der Thekla alles ausgeklügelt. Und wenn dieſe Zeugniſſe noch nicht genügen, ſo vergleiche man die Jugendbriefe der beiden Dichter, in denen eine Herzensangelegenheit behandelt wird: man wird erkennen, daß von Subjectivität im guten Sinn nur bei Goethe und nicht bei Schiller die Rede ſein kann.

Darum iſt es eine ſchreiende Ungerechtigkeit gegen Schiller, wenn man ihn im Gegenſatz zu Goethe als einen ſubjectiven Dichter bezeichnet. Was bei ihm blos ſubjectiv, blos idealiſtiſch iſt, iſt ſchlecht oder wenigſtens unvollkommen. Man will damit auch immer einen Tadel ausſprechen, man ver-

ſteht darunter ſo viel wie unreif, unfertig, unſchön, und glaubt dann wol gar den Dichter zu ehren, wenn man hinzuſetzt, in den ſchlechten Verſen zeige ſich ein edles Gemüth! Schillers Größe liegt, wie wir gezeigt haben, auf einem ganz anderen Felde.

Man nehme einen Verſuch zur Hand, den er ſelber als eine bloße Farce bezeichnet und den man infolge dieſer Erklärung viel zu gering anſchlägt: den Geiſterſeher. Ob die Geſchichte eine tiefere Bedeutung hat, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, wir wollen auch die Spielereien im Geſchmack Caglioſtros nicht in Schutz nehmen, obgleich man dabei die veränderte Richtung der Zeit in Anſchlag bringen muß: aber läßt ſich eine vortrefflichere Form der Erzählung denken? Goethe entwickelt in kleinen Bildern eine plaſtiſche Kunſt, der nichts an die Seite zu ſtellen iſt; was aber die großen Umriſſe der Erzählung betrifft, ſo nehmen wir keinen Anſtand, nach dieſem bloßen Torſo des Geiſterſehers Schiller den Vorzug vor dem Dichter des Wilhelm Meiſter zuzuerkennen. Ueber ein ſolches Urtheil würde niemand ſo verwundert ſein, als Schiller ſelbſt; aber kein Dichter hat ſein Talent ſo oft verkannt als Schiller, vielleicht weil er zu ſehr über ſich ſelbſt reflectirte. Seinen hiſtoriſchen Schriften iſt viel Schlimmes nachgeſagt, und die Gründlichkeit ſeines Quellenſtudiums iſt in der That nicht als Vorbild zu empfehlen, aber auch hier zeigt ſich jener wunderbare Sinn für das Weſentliche und Bedeutende in den Thatſachen, der Schiller in ſeinen hiſtoriſchen Dramen zu einem ſo vorwiegend objectiven und realiſtiſchen Dichter macht.

Goethe zeigt bereits in früheſter Jugend jene Neigung zur Symbolik, die ſich in den Werken ſeines Alters, eigentlich ſchon von der natürlichen Tochter an, immer rückſichtsloſer ausſpricht, die, ſtatt die Dinge objectiv und realiſtiſch zu geben, auf ſubjectiv-idealiſtiſche Ergänzungen rechnet; eine Symbolik, die nicht ſelten in Myſtification ausläuft. Wo er vorwiegend Gefühlsdichter iſt, wo er nur aus dem Reichthum ſeiner Seele zu ſchöpfen hat, wie im Werther, läßt er der Natur freien Lauf; wenn es aber Geſtalten gilt (einzelne glänzende Ausnahmen, wie Hermann und Dorothea abgerechnet) verflüchtigen ſich dieſe leicht in Träger höherer Ideen. Die Pandora und der zweite Theil des Fauſt ſind doch für ſein Schaffen charakteriſtiſch. Darum war er zuerſt ein Dichter der geiſtigen Ariſtokratie, und ſeine Werke wurden eher mit Commentaren verſehen, ehe ſie bei der Menge Eingang fanden. Noch einmal: die Ausnahmen ſind uns ſehr wohl bekannt, man darf überhaupt eine große concrete Erſcheinung nicht unter ein fertiges Regiſter bringen wollen, aber es kam uns hier darauf an, eine beſtimmte Seite hervorzuheben, die man bisher zu wenig beachtet hat.

Wie ſich bei Goethe ein unendlich größerer Reichthum der Empfindung zeigt, ſo ſcheint uns auch der Schatz ſeiner Ideen an Umfang und an Tiefe

Digitized by Google

bedeutend zu überwiegen. Wenn man in Schiller mehr den Philoſophen ſucht als in Goethe, ſo liegt das in der eigenthümlichen Methode wie beide arbeiteten. Schiller war es unerträglich, etwas Dunkles in ſeinem Geiſt zu laſſen; ſobald ihn der philoſophiſche Zweifel einmal erfaßt hatte, kämpfte er ihn mit ſeiner eiſernen Willenskraft durch, bis er zum Abſchluß kam. Er hat Jahrelang in der kritiſchen Philoſophie gearbeitet, und es ſind eine Reihe bedeutender Schriften daraus hervorgegangen, die ſelbſt dem Altmeiſter in Königsberg Beifall abgewannen; aber vergleichen wir den Gehalt ſpeculativer Ideen, die ſich als Reſultat aus dieſen Schriften ergeben, mit dem, was Goethe in ſeine ſämmtlichen Werke und auch in ſeine Briefe verſtreut hat, ſo erſcheint uns Goethe als ein ſpeculativerer Kopf. Freilich hat er ſeine Anſichten nicht mit der peinlichen Anſtrengung ſeines Freundes, nicht mit dialektiſchem Scharfſinn ausgeſponnen; ſie kamen ihm von ſelbſt, entweder unmittelbar aus dem Gemüth oder aus der ruhigen Betrachtung der Dinge: aber die Zeit iſt vorüber, wo man Philoſophie mit Syſtemmacherei verwechſelte.

Der große Gegenſatz zwiſchen den beiden Dichtern lag vielmehr, wie wir ſchon bei einer frühern Gelegenheit ausgeführt haben, darin, daß Goethe bei ſeiner glücklicher und geſunder angelegten Natur die Eingebungen von ſelber kamen, daß er ſie mit der größten Bequemlichkeit gewähren ließ und durch den Willen ſo wenig wie irgend möglich hinzuthat; während Schiller einer widerſtrebenden Natur durch gewaltige Willenskraft alles abringen mußte. Schillers Entwickelung ſchreitet daher von Stufe zu Stufe regelmäßig zu immer ſchönerer Entfaltung fort, nicht blos als Dichter, ſondern als Menſch. In Goethes Leben, wenn wir dieſen Geſichtspunkt feſthalten, iſt keine innere Nothwendigkeit; viel reicher und blütenvoller als das ſeines hartgeprüften Freundes, rankte es ſich doch wie ein üppiges Schlinggewächs um jenen ſeltſam gewundenen Stamm, den er als ſein Dämoniſches bezeichnete, während der Baum von Schillers Leben durch hartes, ſprödes Erdreich, durch Hinderniſſe aller Art grade auf zum Himmel ſtrebt.

Es wird dem deutſchen Volk ſehr heilſam ſein, den Dichter aus unmittelbarer Anſchauung, nicht durch den Nebel herkömmlicher Reflexionen kennen zu lernen. Die angeführten Bücher gewähren dazu ein werthvolles Material.

Das Buch von Hoffmeiſter iſt ein Auszug aus ſeinem größeren Werk, theils von ihm ſelbſt, theils von ſeinem Freunde Viehof bearbeitet. Die äſthetiſchen Commentare ſind auf einen möglichſt kleinen Raum eingeſchränkt, daher tritt das Biographiſche deutlicher hervor und man gewinnt ein freilich nicht detaillirtes, aber in ſeinen großen Umriſſen vollkommen kenntliches Bild. Wir ſtehen nicht an, das Buch mit Rückſicht auf ſeinen populären Zweck als ein muſterhaftes zu bezeichnen. Die Erzählung iſt klar und überſichtlich, das

Digitized by Google

Urtheil leidenſchaftslos und doch warm, man lernt den Dichter lieben und ehren, ohne ſeine Schwächen zu verkennen.

Schillers Briefe zeichnen ſich durch eine Aufrichtigkeit aus, der wir nicht viel in dieſer Literatur an die Seite zu ſetzen haben, ſie malen uns deutlicher als irgend eins ſeiner poetiſchen Werke dieſe ſtarke Willenskraft, für die es keine Unmöglichkeit gibt, dies unabläſſige Ringen, das auch da Bewunderung abnöthigt, wo es in entſchiedene Fehlgriffe verfällt. Es iſt in dieſen Briefen eine ganz andere Wahrheit als in Rouſſeaus Bekenntniſſen, der doch ein Ideal ausmalt, wenn auch ein verkehrtes. Da dieſe Briefe, abgeſehen von den großen Maſſen der Correſpondenz mit Humboldt, Körner und Goethe in verſchiedene Sammlungen verzettelt ſind, ſo lag der Wunſch nahe, ſie in einer einzigen chronologiſch geordneten vereinigt zu ſehen. Die vorliegende Sammlung gibt nur die Briefe Schillers: eine Beſchränkung, die wahrſcheinlich durch juriſtiſche Bedenken geboten war. Der Sammler hätte übrigens die neue Ausgabe der Goetheſchen Correſpondenz ſorgfältiger benutzen ſollen.

Das neue Heft von Koberſtein behandelt die wichtige Periode von 1794 bis etwa 1802 mit der umfaſſenden Gründlichkeit und Objectivität, die dieſen Gelehrten ſo ſehr auszeichnet. Möchte er uns recht bald mit einer Fortſetzung erfreuen. Die beiden andern kleinen Schriften ſind geiſtvolle Commentare zu einzelnen Phaſen in Schillers Entwickelung.

J. S.

Der Proteſtantismus in Ungarn.

Das gebildete Publicum Deutſchlands, welches die geiſtigen Regungen im Ausland mit Aufmerkſamkeit zu verfolgen gewöhnt iſt, hört ſicher auch mit Intereſſe die Nachrichten, welche hier und da die öffentlichen Blätter über die Zuſtände der Proteſtanten in Oeſtreich, und ſpeciell in Ungarn bringen, in welcher Provinz des öſtreichiſchen Staates die größere Freiheit, deren ſich die evangeliſche Kirche daſelbſt zu erfreuen hatte, und die Beſchränkungen, denen dieſelbe in der letzten Zeit unterworfen wurde, die allgemeine Theilnahme im erhöhten Maß in Anſpruch nehmen. Seit Jahren wiederholt ſich von Zeit zu Zeit in den officiellen und inſpirirten Blättern die Notiz, daß den nach Wien geſandten Deputationen der ungariſchen Proteſtanten eine baldige Aufhebung des Proviſoriums, in welchem ſich die Zuſtände der Kirche ſeit dem Jahr 1850 befinden, und eine definitive Regelung ihrer kirchlichen An-

gelegenheiten in Ausſicht geſtellt, ja förmlich verſprochen worden ſei. Von Erfüllung dieſer Verſprechungen haben ſie nichts melden können. Der Belagerungszuſtand hat in Ungarn längſt aufgehört; alle Verhältniſſe ſind durch Geſetze, Verordnungen, Patente und Vorſchriften mehr oder minder geregelt, die katholiſche Kirche ſelbſt iſt durch das Concordat von dem Einfluß des Staates beinahe vollſtändig emancipirt; nur die proteſtantiſche Kirche erhält den Vollgenuß ihrer geſetzmäßigen, von der Regierung ſelbſt anerkannten Rechte nicht wieder. Sie wird zwar nicht verfolgt, noch greift die Regierung die Religionsfreiheit und die Kirchenverfaſſung der Proteſtanten im Princip an, aber ſie zögert ſeit Jahren, ohne es durch einen ſtaatsrechtlichen Grund zu motiviren, trotz den Verſicherungen, die bei mehren Gelegenheiten auf die entſchiedenſte Weiſe gegeben wurden, den geſetzlichen Zuſtand der Kirche herzuſtellen und ihr ihre proviſoriſch beſchränkten Rechte wiederzugeben.

Ob dieſe noch immer fortdauernde Beſchränkung der kirchlichen Freiheit der Evangeliſchen Ungarns ihre Urſache in dem Einfluß des Geiſtes habe, der das Concordat ſchuf, oder ob der Grund hiervon in der Neigung der gegenwärtigen Politik Oeſtreichs zu ſuchen ſei, der die freie Bewegung ſelbſt auf dem kirchlichen Gebiet nicht angenehm iſt, — müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Genug, daß die Klagen der Proteſtanten Ungarns, mit denen ſie ſich unermüdet dem Throne nahen, begründet ſind.

Ungarns gegenwärtige und noch mehr ſeine vergangenen religiöſen Zuſtände ſind ſo wenig bekannt, daß es denen, die an den Verhältniſſen der proteſtantiſchen Kirche in Ungarn Antheil nehmen, nicht unerwünſcht ſein wird, dieſe Frage vom hiſtoriſchen und rechtlichen Standpunkt etwas näher kennen zu lernen.

Die Evangeliſchen beider Bekenntniſſe, die Proteſtanten augsburger Confeſſion und die Reformirten, haben ſich in Ungarn des Beſitzes einer freien Kirchenverfaſſung zu erfreuen gehabt, wie die Kirche keines anderen Landes, die ſchottiſch-presbyterianiſche ausgenommen, eine gleiche aufzuweiſen vermag. Sie war ganz dem Geiſt der erſten chriſtlichen Gemeinden entſprechend, und im Sinn der Municipalverfaſſung eines rohen, aber dennoch unſchätzbaren Selfgovernements, in deſſen Genuß ſich Ungarn Jahrhunderte lang bis zu dem Jahr 1848 befand, und um das es alle Nationen Europas beneidet haben würden wenn ſie es dem Weſen nach, nicht blos in ſeinen Mißbräuchen gekannt hätten. Die Proteſtanten hatten dieſe freie Kirchenverfaſſung nicht als freiwilliges Geſchenk eines Fürſten erhalten, ſie mußten ſich Religionsduldung erſt durch lange Kämpfe erringen, erhielten nach vielen Leiden und Drangſalen die Erlaubniß zur Erbauung von Kirchen und Schulen, und unter dieſen Umſtänden entwickelte ſich das freie Gemeindeleben der Proteſtanten, auf deſſen Grundzüge wir ſpäter noch zurückkommen.

Digitized by Google

Die Reformation fand ſchon in ihren Anfängen in allen Theilen Ungarns zahlreiche Anhänger unter allen Ständen, am zahlreichſten im Adel und unter den magyariſchen Bauern. Während der Regierung der erſten Könige des habsburgiſchen Hauſes, Ferdinand I. (1527—1564) und Maximilian I. (als deutſcher Kaiſer der II.) 1564—1576, konnte ſich der neue Glaube wenig angefochten ausbreiten; theilweiſe dürfen dieſe Fürſten als duldſamere bezeichnet werden, theilweiſe waren ſie durch die türkiſchen Kriege und einheimiſche Händel viel zu ſehr beſchäftigt, um mit Gewalt gegen die Kirche Luthers und Calvins aufzutreten und friedliche, dem königlichen Hauſe treue Unterthanen durch Verfolgung zur Gegenpartei zu treiben. In den den Türken unterworfenen Theilen Ungarns hatten die Proteſtanten wegen ihrer Religion nie Unterdrückungen zu erfahren. Unter Rudolph I. (II.) 1577—1608 nahmen die religiöſen Verfolgungen, im Verein mit Eingriffen in die conſtitutionellen Rechte des Landes ihren Anfang, machten dieſes und das folgende Jahrhundert zu der traurigſten Epoche Ungarns, führten zu zahlreichen Aufſtänden, zur Verwüſtung des Landes, und dieſen Wirren hat es Ungarn zum Theil zu danken, daß es in jeder Beziehung um mehr als ein Jahrhundert zurückblieb. Fortwährende Kämpfe verwüſteten das Land und brachten es dem vollſtändigen Ruin nahe: die Hälfte deſſelben befand ſich in den Händen der Türken; der öſtliche Theil gerieth in den Beſitz der Fürſten Siebenbürgens oder in den einheimiſcher Großen, die im offenen Aufſtand für Gewiſſensfreiheit und die Privilegien mit den legitimen Königen Kriege führten, Frieden ſchloſſen und von ihnen zeitweiſe ſelbſt in dem unabhängigen Beſitz des halben Landes anerkannt werden mußten. Solche Männer, die in dieſer Periode der Geſchichte Ungarns eine hervorragende Rolle ſpielten, ſind Botskay, Gabor Bethlen, die Rakoczys, Tököli.

Gegen das Ende der unruhigen Regierung Rudolphs wurde zwiſchen dieſem und dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Botskay am 23. Juni 1606 der wiener Friede geſchloſſen, der die Abſchaffung aller Verfolgungsgeſetze, freie und ungeſtörte Ausübung der Religion für alle Stände, Gleichberechtigung des proteſtantiſchen Bekenntniſſes in Verleihung aller Aemter und die Genehmigung der Kirchenverfaſſung ausſprach, die von den Proteſtanten angenommen worden war, und welche dieſelbe iſt, die im Weſentlichen auch jetzt noch beſteht. Die ſogenannten Antecoronationalartikel des Landtags von 1608, auf dem Mathias II. (I.) nach Abdankung Rudolphs ſich krönen ließ, enthielten eine klarere Redaction des wiener Friedens, und bilden mit dieſem das erſte Fundamentalgeſetz für die Proteſtanten Ungarns, auf das man ſich in ſpäteren Friedensſchlüſſen, Landtagsverhandlungen und Verordnungen ſtets berief.

Schon unter Mathias nahm der Einfluß der bigotten Partei zu, und

obwol die Proteſtanten in dieſer Zeit nahezu die größere Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten und unter den Ständen ſelbſt zahlreich vertreten waren, ſo ſtieß die ausgeſprochene freie Ausübung der Religion doch überall auf Hinderniſſe, und es wurde, was zu den meiſten Streitigkeiten Anlaß gab, dieſes durch das Geſetz gewährte Recht von der katholiſchen Partei ſo ausgelegt, daß damit eine Religionsübung ohne Kirchen gemeint ſei. Aus dieſem Grunde geſtatteten katholiſche Grundherren den Bau proteſtantiſcher Gotteshäuſer nicht, und dieſe Verdrehung eines klaren Geſetzartikels gab wieder zu jahrelangen blutigen Kämpfen Veranlaſſung. Den Beſchwerden der Proteſtanten gerecht zu werden, weigerte ſich Ferdinand II. noch mehr, trotz ſeiner Bedrängniſſe im Anfang des dreißigjährigen Krieges; dies führte zur Einmiſchung Bethlens, Fürſten von Siebenbürgen, der 1620 bis in die Nähe Wiens rückte, und am 31. Decbr. 1621 mit Ferdinand den Frieden von Nikolsburg abſchloß, der, mehr für die Intereſſen Bethlens ſorgend, blos eine Beſtätigung der Antecoronationalartikel enthielt.

Eine fernere Schilderung der ungariſchen Religionswirren im Einzelnen würde zu weit führen; Ferdinand II. Haß gegen die Ketzer iſt aus der Geſchichte zu bekannt, als daß von ihm eine aufrichtige Befolgung der Religionsgeſetze vermuthet werden könnte. Auf jedem Landtag ertönten die bittern Klagen der Proteſtanten, die auf geſetzliche Abhilfe drangen, welche aber vom Hof und den katholiſchen Ständen verweigert wurde. Nicht minder herrſchend blieben die der Religionsfreiheit feindlichen Einflüſſe unter Ferdinand III., und gegen dieſe erhob ſich 1644 Rakoczy, Fürſt von Siebenbürgen, von den Ungarn angerufen, die Freiheit der proteſtantiſchen Kirche zu ſchützen. Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, inwiefern dieſe häufigen Aufſtände des Landes politiſch zu rechtfertigen wären; einen großen Antheil hatte dabei auch der perſönliche Ehrgeiz, der in den anarchiſchen Zuſtänden Nahrung fand; doch muß auch der Freund der habsburgiſchen Dynaſtie zugeben, daß an dieſen Aufſtänden die Regierungsweiſe eines von Jeſuiten beherrſchten Hofes, die zahlreichen Eingriffe in die Conſtitution des Landes, und die offen an den Tag gelegte Unduldſamkeit in einem Lande, welches damals ſeinen Thron durch freie Wahl vergab, einen ſehr großen Theil der Schuld trugen. — Am 16. Sept. 1645 ward zwiſchen Ferdinand III. und Rakoczy, der vor Brünn ſtand, der Religionsfriede von Linz abgeſchloſſen, der in ſeinem oft genannten erſten Artikel die freie Religionsübung allen Ständen, Städten, Flecken, Beſatzungen und auch den Bauern auf allen Gütern, mit Kirchen, Glocken und Begräbniß zuſagte. Die funfzehn Artikel des Landtags 1647 erhoben den linzer Frieden zum Landesgeſetz, ergänzten ihn in einigen Hinſichten und ordneten weitere ſtreitige Punkte. Dieſe Artikel, im Verein mit dem linzer Religionsfrieden bilden das zweite Fundamentalgeſetz der Proteſtanten.

Digitized by Google

Unter den unruhevollen Zuſtänden der damaligen Zeit kam es auch trotz dieſes Friedens zu keiner vollſtändigen Toleranz; Religionsſtörungen fanden nicht ſelten ſtatt; die factiſche Ausübung der durch das Geſetz gewährleiſteten Religionsfreiheit ſtieß häufig auf Widerſtand. Die Regierung Leopolds I. (1657—1705) war für die Proteſtanten, wie für Ungarn überhaupt eine traurige Epoche. Leopold, von jeſuitiſchen Rathgebern geleitet, ließ die Proteſtanten offen verfolgen, ſie wegen ihrer Religion ſchon im vorhinein als Rebellen betrachtend. Es kam aus dieſen und aus politiſchen Urſachen zu blutigen Bürgerkriegen; die Reichstagsartikel des Jahres 1681 enthielten wol bezüglich der Herſtellung der Nationalfreiheiten und in Religionsſachen Zugeſtändniſſe, im Jahr 1687 erfolgte aber das Blutgericht des Caraffa in Eperies, und ein ähnlicher Geiſt weht auch durch den Reſt der langen Regierungszeit Leopolds. Joſeph I. folgte einem milderen Syſtem, und wünſchte aufrichtig die Pacification des Landes; der von ſeinem Vater übernommene Krieg mit Rakoczy jedoch dauerte auch in den erſten Jahren ſeiner Regierung fort. 1705 nahmen die Seemächte an den Unterhandlungen zwiſchen Rakoczy und dem kaiſerlichen Hof Theil, denn ihre Garantie wurde von den Inſurgenten verlangt. Die traurige Periode der Religionsverfolgungen und Aufſtände erreichte erſt mit dem ſzathmarer Frieden 1711 ein Ende.

Unter Karl III. (VI.) und Maria Thereſia genoſſen die Proteſtanten in Ungarn wol des geſetzlichen Schutzes ihrer Religion, es galt dies jedoch nicht als Recht, ſondern als Ausfluß kaiſerlicher Gnade. Ohne groben Verfolgungen ausgeſetzt zu ſein, die ein Reſcript Karl III. vom Jahr 1723 auf das ſtrengſte verbot, waren ſie in der Religionsübung bedrückt, läſtigen Beſchränkungen unterworfen, höchſtens im Beſtehen geduldet; an eine Ausbreitung war nicht zu denken, neue Gotteshäuſer zu bauen geſtattete der Hof ſehr ſelten; nur wenige in den Geſetzen namentlich angeführte Kirchen waren bewilligt: in dieſem Sinn fand die Auslegung des Wortes Religionsfreiheit ſtatt. Zweifelhafte Fälle erhielten ihre Entſcheidung durch ſogenannte Intimate der ungariſchen Hofkammer zu Wien oder Seiner Majeſtät ſelbſt, die zuweilen in humanem Sinn abgefaßt, häufiger aber von ſtrengkatholiſchen Grundſätzen eingegeben waren.

Das Toleranzedict Kaiſer Joſeph II. beſſerte die Lage der Proteſtanten auch in Ungarn, doch blieb es in ſeinen Folgen mehr für die deutſchen Provinzen der Monarchie wirkſam, für die es Staatsgeſetz wurde, während die Ungarn den Geſetzen Joſephs nach ſeinem Tod als ungeſetzmäßig, weil nicht auf conſtitutionelle Art, unter Mitwirkung der beiden Häuſer des Landtags gegeben, die Anerkennung verſagten. Viele ſeiner Reformen und Einführungen ſchaffte das Land wieder ab, die durch das Toleranzedict verliehene Glaubensfreiheit aber nahm der Landtag von 1790/1 für Ungarn im

Sinn der alten ſchon mehrmals genannten Geſetze noch vollſtändiger an, und im 26. Artikel des Jahres 1791 wurde auf Grundlage des wiener und linzer Friedens, und unter Beſtätigung der in dieſen Verträgen enthaltenen Rechte und Freiheiten, der Grundſatz der vollſtändigen Freiheit in Ausübung der Religion und in dem Regiment der proteſtantiſchen Kirche zur Geſetzeskraft erhoben.

Da auf dieſem Geſetzartikel die Rechte der Proteſtanten beruhen und derſelbe in neuerer Zeit ſelbſt von Seiten der Regierung häufig angeführt wird, ſo dürfte es vielleicht paſſend ſein, hier ſeine weſentlichſten Beſtimmungen im Auszug wiederzugeben. Dieſe ſind: die Ausübung der proteſtantiſchen Religion ſoll überall vollſtändig frei und öffentlich ſein, und weder durch Sr. Majeſtät, noch durch deren Räthe, noch durch die Grundherrn beirrt werden dürfen. Der Bau neuer Kirchen iſt anſtandslos geſtattet, eine Confeſſion iſt nicht verpflichtet, beim Bau der Kirchen und Schulen den andern zu helfen, noch dürfen die Proteſtanten zu irgend welchen Beiträgen für katholiſche Zwecke angehalten werden. Der oft citirte §. 4. ſtellt feſt, daß die Evangeliſchen beider Bekenntniſſe in Religionsſachen nur von ihren verfaſſungsmäßigen Kirchenbehörden abhängig ſein ſollen, indem der Krone das Recht vorbehalten bleibt, jene Ordnungen zu beſtätigen, welche bezüglich der Conſtituirung dieſer Obrigkeiten und der übrigen Theile der Kirchendisciplin in gemeinſchaftlicher Berathung der weltlichen und geiſtlichen Glieder der Kirche feſtgeſetzt wurden. Kirchliche Geſetze, die in Religionsſachen gegeben worden ſind, oder in der Folge gegeben werden, können weder durch Regierungserlaſſe, noch durch königliche Verordnungen eine Aenderung erleiden. Die Evangeliſchen A. C. dürfen, nach vorläufiger Bekanntgabe ihrer Abſicht und des Gegenſtandes ihrer Berathung, in Gegenwart eines königlichen Commiſſars, der weder auf das Präſidium, noch auf die Leitung der Verſammlung Anſpruch hat, frei eine Synode halten; die auf derſelben gegebenen Geſetze und Kirchenordnungen beſitzen nach erhaltener königlicher Beſtätigung bindende Kraft, ohne Beſchränkung des höchſten königlichen Ueberwachungsrechtes. — Andere Paragraphen garantiren das freie Dispoſitionsrecht der Proteſtanten mit ihren Schulen; bei Uebertritten iſt die Bewilligung Sr. Majeſtät einzuholen. Endlich iſt noch die Beſtimmung zu erwähnen, daß bei gemiſchten Ehen, wenn der Vater katholiſch wäre, alle Kinder der katholiſchen Religion, wenn nur die Mutter katholiſch ſein ſollte, die Söhne der proteſtantiſchen, die Töchter der katholiſchen Religion angehören ſollen.

Unter dem Schutz dieſes Geſetzes, welches der Geſetzgebung Ungarns zur Ehre gereicht, erfreuten ſich die Proteſtanten in einem katholiſchen Staat einer nahezu vollkommenen Gleichberechtigung mit den Katholiken. Das Einzige, worüber ſich hier und da Klagen vernehmen ließen, war, daß bei Beſetzung

der Stellen, deren Ernennungsrecht dem Hofe zuſtand, Katholiken vor Proteſtanten den Vorzug erhielten, und bei Uebertritten die nöthige königliche Genehmigung ſchwer ertheilt wurde; doch war ſonſt der Zuſtand der Proteſtanten ein zufriedenſtellender: ſie gründeten zahlreiche Kirchen und Schulen, unterhielten ſie aus ihren eignen Mitteln, und es gediehen dieſe und wurden bald die vorzüglichſten Lehranſtalten des Landes. Die Regierung legte keine Hemmniſſe in den Weg, die höhere Bildung durften ſich die Proteſtanten auf den ausländiſchen, namentlich deutſchen Univerſitäten aneignen, wo noch jetzt aus der Zeit des 17. Jahrhunderts zahlreiche Stiftungen exiſtiren. Der Landtag 1843/4 traf im Anhang zum Geſetz des Jahres 1791 noch einige liberale Beſtimmungen, denen zufolge gemiſchte Ehen auch vor einem proteſtantiſchen Geiſtlichen geſchloſſen werden durften und bei dem Uebertritt zur proteſtantiſchen Religion Erleichterungen in das Leben traten. Die Bewegung auf kirchlichem Gebiet geſchah vollkommen frei; die Kirchenverfaſſung ward auf Synoden geregelt, und durch ihre Inſtitutionen gepflegt, nahm das geiſtige Leben der Proteſtanten einen gedeihlichen Fortgang.

Die Grundzüge dieſer Kirchenverfaſſung, ſo wie ſie ſich bei der erſten Ausbreitung des Proteſtantismus entwickelte, durch mehre hundert Jahre erhielt und endlich durch Geſetze und Beſtimmungen der Synoden ſeit 1791 organiſirt wurde, ſind in kurzem folgende, wobei wir vorausſchicken, daß die Reformirten eine nahezu ganz gleiche, nur in einigen unbedeutenderen Theilen von der der Evangeliſchen A. C. abweichende Kirchenverfaſſung beſitzen, welche letztere wir hier zu ſkizziren verſuchen.

Mitglied der proteſtantiſchen Gemeinde iſt jeder in dem Ort anſäſſige Proteſtant, jede Muttergemeinde hat einen Geiſtlichen, einen Lehrer, je nach der Größe der Gemeinde und des Grades der Schule auch mehre eine Kirche, ein Schulhaus, und beſitzt meiſt auch eignes Vermögen. Geiſtliche und Lehrer werden von der Gemeinde, aus den Capitalien der Kirche oder Schule und durch freiwillige Beiträge erhalten, auch von der Gemeinde gewählt, welche ſich in allem ſelbſt regiert. Das Intereſſe der Gemeinde wahrt der Kircheninſpector, das Vermögen verwaltet der ebenfalls weltliche Curator, Angelegenheiten, welche die ganze Gemeinde betreffen, werden in Verſammlungen aller Gemeindemitglieder, Localconventen, erledigt. Ein Kirchenrath, aus den angeſehenſten Gemeindemitgliedern zuſammengeſetzt, auch Presbyterium genannt, vertritt als Ausſchuß den Convent in Angelegenheiten von geringerem Belang. — Mehre Gemeinden bilden ein Seniorat, in welchem der geiſtliche Senior und der weltliche Senioratinſpector, beide von den Gemeinden des Seniorats erwählt, Kirche und Schule überwachen. Auf dem Senioratsconvent, der in den das ganze Seniorat betreffenden Angelegenheiten entſcheidet, hat nebſt dem Geiſtlichen und Inſpector auch jedes Gemeindeglied das Recht

zu erſcheinen und zu ſprechen; daſſelbe gilt auch für die übrigen Convente und ſelbſt bei den Synoden; bei der Abſtimmung haben nur die delegirten geſetzlichen Vertreter eine Stimme, während die berathende Stimme im Sinn der Kirchenverfaſſung jedem Proteſtanten zuſteht. Ein Ausſchuß des Senioratconvents, das Senioratconſiſtorium, übt die geiſtliche Gerichtsbarkeit in erſter Inſtanz. — Aus mehren Senioraten iſt der Diſtrict oder die Superintendenz zuſammengeſetzt, und es gibt deren in Ungarn vier reformirte und vier proteſtantiſche, und zwar dieſſeit und jenſeit der Theiß, dieſſeit und jenſeit der Donau. Die nächſte und zugleich die höchſte geiſtliche Behörde der Kirche iſt der Superintendent, ihm zur Seite ſteht der Diſtrictualinſpector, beide aus der Wahl der Gemeinden hervorgegangen; ihre Befugniſſe ſind die oberſte Aufſicht über Kirchen und Schulen im Diſtrict, die Ueberwachung der Kirchenzucht, die Prüfung der für den geiſtlichen Stand ausgebildeten Männer (Candidaten) und deren Einführung in das Amt. Der Diſtrictualconvent, den die Seniorate mit ſtimmfähigen Deputirten beſchicken, leitet die geiſtlichen und Schulangelegenheiten des Diſtricts; die zweite Inſtanz der geiſtlichen Gerichtsbarkeit bildet das Superintendentialconſiſtorium. — Für die proteſtantiſche Kirche des ganzen Landes wird ein Generalinſpector gewählt, der Hüter und Vertheidiger der Kirche ſein ſoll. Intereſſen, welche die Landeskirche betreffen, dann Angelegenheiten der inneren Organiſation der Kirche werden auf den Generalconventen abgehandelt, während auf der Synode endlich, die von den Diſtricten mit Deputirten beſchickt wird, und in der die Superintendenten nebſt den Diſtrictualinſpectoren Sitz haben, im Sinn des Geſetzes von 1791 der Zeit angemeſſene neue Kirchengeſetze gebracht werden können, die Kirchenverfaſſung geändert werden darf, und über Glaubensartikel, die Lithurgie u. ſ. f. entſchieden wird.

Die Revolution des Jahres 1848 berührte den Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche nicht. Nach Unterdrückung des Aufſtandes erſchien es der öſtreichiſchen Regierung nothwendig, bis zur vollſtändigen Pacificirung des Landes die Kirchenverfaſſung der Proteſtanten in Mehrem zu reſtringiren; die Verordnung des damaligen Armeecommandanten F. Z. M. Haynau vom 10. Februar 1850 ſuſpendirte für die Dauer des Belagerungszuſtandes das Recht der freien Berathung gänzlich, ſetzte die Functionen der weltlichen Inſpectoren außer Wirkſamkeit, und erſetzte die aus freier Wahl hervorgegangenen Superintendenten der Evangeliſchen A. C. durch von der Regierung zu Adminiſtratoren ernannte Geiſtliche, während die Superintendenten der Reformirten ſonderbarerweiſe belaſſen wurden. Der Grund hiervon mochte geweſen ſein, daß die Reformirten in den unteren magyariſchen Comitaten ſehr zahlreich vertreten ſind, und die Regierung dieſe unter den damaligen Umſtänden noch mehr aufzuregen vermeiden wollte. Nach vier Jahren hörte der Bela-

gerungszuſtand in Ungarn auf, und es erſchien die bis nun Giltigkeit beſitzende Verordnung des k. k. Miniſteriums für Cultus und Unterricht vom 3. Juli 1854, durch welche der oben erwähnte Haynauſche Erlaß außer Kraft geſetzt wird, und infolge Allerhöchſter Entſchließung vom 21. Juni 1854, bis zu der definitiven Regelung der kirchlichen Angelegenheiten der Evangeliſchen beider Bekenntniſſe, welche nach Maßgabe des §. 4 im 20. Geſetzartikel vom Jahr 1791 zu erfolgen hat, folgende Beſtimmungen in Wirkſamkeit zu treten haben: „Presbyterien dürfen ſich ohne weiteres verſammeln; große Local-, dann Seniorats- und Diſtrictualconvente können nur, auf Einſchreiten der geiſtlichen Behörde bei den politiſchen, in Gegenwart eines landesfürſtlichen Commiſſärs abgehalten werden, welch letzterer darüber zu wachen hat, daß die Verhandlung ſich auf das kirchliche Gebiet beſchränke; Generalconvente ſind nicht bewilligt; der Generalinſpector und die Diſtrictualinſpectoren bleiben ſuſpendirt; bis zu der definitiven Feſtſtellung der Modalität der Superintendentenwahl fungiren die beſtehenden Adminiſtratoren fort. Bei der Wahl eines Pfarrers oder Lehrers iſt der politiſchen Behörde von der Gemeinde die Anzeige hierüber zu erſtatten, und es hat erſtere die politiſche Unbeſcholtenheit der gewählten Perſon zu prüfen.“ Endlich ſollten die Evangeliſchen, wie §. 11 dieſer Verordnung ſagte, nach Maßgabe des §. 4 im 20. Artikel von 1791 zum Zweck der definitiven Allerhöchſten Entſcheidung über ihre kirchlichen Angelegenheiten noch im Lauf des Jahres 1854 gehört werden.

Dies iſt die gegenwärtig für die proteſtantiſche Kirche in Ungarn maßgebende Direction; wie ſehr durch das Proviſorium, welches ohne ſichtliche Nothwendigkeit Jahre lang auf den Zuſtänden der Proteſtanten laſtet, die freie Bewegung im Gebiet der Kirche beſchränkt wird, geht aus der Betrachtung der auszugsweiſe hier wiedergegebenen Beſtimmungen der letzten kaiſerlichen Verfügung klar hervor. Der weltliche Einfluß auf die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten, der ſtets fördernd und gemeinnützig wirkte, iſt nahezu annullirt; die freie Discuſſion iſt zwar nicht gänzlich gehemmt, ihr aber eine Feſſel angelegt; die höchſte geiſtliche Würde des Superintendenten iſt einem von der Regierung abhängigen, gleich einem Beamten beſoldeten Adminiſtrator verliehen, der von der Kirche als ihr geſetzmäßiges Haupt nicht anerkannt und von dem deshalb auch die Weihe der proteſtantiſchen Geiſtlichen nicht vollzogen werden kann.

Von dem beſchränkten Recht, das die Verordnung vom Jahr 1854 verlieh, Gebrauch machend, hielten die Proteſtanten mehre Diſtrictualconvente ab — die einzige Regung des öffentlichen Lebens in Ungarn. Regelmäßig ſandten ſie Deputationen an die Regierung und an den Kaiſer ſelbſt, mit den wiederholten Bitten um Herſtellung der Kirchenverfaſſung in ihrer frühern Ausdehnung und um Einberufung einer Synode zur Regelung der kirch-

lichen Verhältniſſe. Beides wurde mehrmals zugeſagt; der Grund, warum die Erfüllung der Zuſage noch immer auf ſich warten läßt, iſt nicht bekannt gegeben worden. Im Jahr 1856 gab die Regierung an ſämmtliche Seniorate den Entwurf zu einem Geſetz über die Vertretung und Verwaltung der Kirchenangelegenheiten der Evangeliſchen heraus, der auf den Diſtrictualconventen berathen und dem Miniſterium begutachtet eingeſchickt werden ſollte. Sämmtliche Diſtricte jedoch wieſen einſtimmig dieſes Anſinnen zurück, indem ſie ſich im Princip für incompetent erklärten, ein organiſches Geſetz für die ganze Kirche zu berathen, um darin zu entſcheiden; denn nur einer allgemeinen Synode ſteht das Recht zu, die Kirchenverfaſſung zu ändern und neue Kirchengeſetze zu bringen. An dieſe Erklärung knüpften ſie die erneute Bitte um Abhaltung einer Synode, auf welche abermals eine unentſchiedene Antwort erfolgte. Der zurückgewieſene Entwurf der Regierung ſelbſt beabſichtigte, den weltlichen Einfluß auf die Kirchenangelegenheiten ganz ausſchließend, die Kirche bureaukratiſch zu regieren, die oberſte Leitung in einem vom Staate ernannten Oberkirchenrath zu centraliſiren, und in den unteren Stufen eine geiſtliche Hierarchie zu begründen, welche die Kirche regieren würde. Dadurch verlöre die Kirche ihre Autonomie, und die ihr ſo heilſame Theilung der Gewalt zwiſchen dem geiſtlichen und dem weltlichen Element hörte auf. Für jetzt widerſtand die proteſtantiſche Geiſtlichkeit ſelbſt der ihr dargebotenen Lockung; ſie möge in dieſem echt evangeliſchen Geiſte beharren, und nie aus übelverſtandener Eiferſucht gegen die weltliche Macht Uneinigkeit in die proteſtantiſche Kirche bringen.

Mit dieſen Bewegungen auf kirchlichem Gebiet in Verbindung muß auch der Angelegenheit der proteſtantiſchen Schulen in Ungarn Erwähnung geſchehen. Dieſe befanden ſich zur Zeit des Ausbruchs der Revolution in einem für die Verhältniſſe Ungarns blühenden Zuſtand, waren durch Privatſtiftungen reich dotirt und erfreuten ſich des allgemeinen Vorzugs vor den katholiſchen Anſtalten. Im Jahr 1850 trat das neue Unterrichtsſyſtem in Wirkſamkeit; die meiſten der frühern ſogenannten Collegien, auf denen Philoſophie, Theologie und auch das Recht gelehrt worden war, gingen als ſolche ein und wurden zu Ober- oder Untergymnaſien; die Rechtsfacultäten an den proteſtantiſchen Schulen hörten ganz auf, proteſtantiſch-theologiſche blieben nur zwei im Lande. Den ſchwerſten Stand hatten die früheren lateiniſchen Gymnaſien, die, um den Anſprüchen des neuen Unterrichtsſyſtems zu genügen und das Recht der Oeffentlichkeit nicht zu verlieren, mit einer bedeutendern Anzahl Lehrer ausgeſtattet werden mußten, wozu mehren derſelben die nöthigen Fonds fehlten. Nicht unerhebliche Opfer wurden von Privaten und Corporationen gebracht, um dieſe Schulen zu retten und ſie durch eigene Mittel zu erhalten; der Guſtav-Adolph-Verein wirkte hier Erſprießliches. So gelang es den Proteſtanten, alle ihre Schulen zu erhalten und allen vom Staat ge-

ſtellten Anforderungen zu entſprechen, ohne deſſen Beihilfe in Anſpruch nehmen zu müſſen, und ohne der Regierung einen Einfluß auf die innere Leitung ihrer Schulen einzuräumen. Dieſe Forderungen von Seite des Staates, welche vielleicht nur die Durchführung eines Syſtems, vielleicht aber auch bezweckten, die proteſtantiſchen Schulen vom Staat abhängiger zu machen, hatten ſonach nur ein kräftigeres Zuſammenwirken von Seite der Proteſtanten, und einen erneuten Aufſchwung ihrer Schulen zur Folge.

Reſumiren wir unſere Schilderung des Standes der evangeliſchen Sache in Ungarn: die Kirchenverfaſſung der Proteſtanten, durch mehre Friedensſchlüſſe und vor allem durch das Geſetz vom Jahr 1791 garantirt, welches letztere von der öſtreichiſchen Regierung auch nach der Revolution der Jahre 1848 und 1849 als rechtliche Baſis der Wünſche der Proteſtanten anerkannt wird, erlitt aus Anlaß der unterdrückten Erhebung proviſoriſche Beſchränkungen, welche nach Aufhebung des Belagerungszuſtandes — auch wieder proviſoriſch — beibehalten blieben. Dieſem noch jetzt fortdauernden Zuſtand ihrer kirchlichen Angelegenheiten eine Abhilfe zu verſchaffen, wendeten ſich die Proteſtanten Ungarns auf geſetzlichem Wege wiederholt an die Regierung: die Verſprechungen einer baldigen Herſtellung des geſetzlichen Zuſtandes der Kirche, und damit die Hoffnungen einer Bevölkerung von mehr als dritthalb Millionen Menſchen blieben bis jetzt unerfüllt. Ohne die Freiheiten der Kirche offen anzugreifen, wird doch die Aenderung der ganzen Kirchenverfaſſung durch einen der Berufung auf den §. 4. des 26. Geſetzartikels vom Jahre 1791 entgegenlaufenden Vorſchlag verſucht, und die Regierung ſäumt beſtändig, ihren Zuſagen gemäß entweder die ſuſpendirte Kirchenverfaſſung wieder in das Leben treten oder auf geſetzlichem Wege vermittelſt einer Synode die Verfaſſung der Kirche einer Aenderung unterziehn zu laſſen.

Von den Proteſtanten Ungarns kann nichts Anderes geſchehen, als, daß ſie jede unrechtmäßige Zumuthung zurückweiſend, ihre Rechte wahren und der Gewährung ihrer Bitten entgegenſehn. Von einer ſtarken und loyalen Regierung aber ſollte man erwarten können, daß ſie eine ſo zahlreiche Claſſe ihrer Unterthanen in ihren Rechten, welche anzuerkennen ſie nicht umhin kann, und in ihrem Heiligſten, dem Glauben, nicht länger kränken, ſondern ihre Zuſagen offen und ohne Rückhalt erfüllen werde. B.

Ein deutſcher Virtuos auf Otahaiti.

In dieſen Tagen erſcheint in Leipzig, bei F. L. Herbig unter dem Titel „Aus dem Wanderbuch eines öſtreichiſchen Virtuoſen“ eine Sammlung von Briefen des bekannten Violinſpielers M. Hauſer, in welchen derſelbe ſeine Kunſtreiſe von Neuyork nach Californien, verſchiedenen Staaten Südamerikas, Auſtralien u. ſ. w. ſchildert. Wir glauben, daß dieſes Buch Glück machen wird. Der Verfaſſer ſieht gut und weiß das Geſehene bisweilen recht anmuthig wiederzugeben. Er hat einen glücklichen Humor und trägt ſeine Erzählungen mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit vor, welche Leuten ſeines Berufs nicht häufig eigen iſt. Sehr hübſch ſind ſeine Berichte von dem Treiben der Virtuoſen in San Francisco und den Goldminen, ungemein anziehend ſeine Schilderung des Lebens in Lima, Valparaiſo, San Jago di Chile, wo er als Künſtler Gelegenheit fand, auch in die Kreiſe der vornehmen Welt Blicke zu thun, beſonders intereſſant endlich die Mittheilungen von ſeinen Abenteuern auf Otahaiti, wo er das erſte Concert gab, welches hier gehört wurde. Ein Auszug aus den Briefen, welche ſeine Abenteuer und Beobachtungen im Reiche der Königin Pomare ſchildern, wird am beſten geeignet ſein, die Leſer mit der Art und Weiſe des Buches bekannt zu machen. Er war am 30. Sept. 1854 in Otahaiti oder Tahiti angelangt und hielt ſich zwei Wochen dort auf. Schon bei ſeinem Eintritt in die Hauptſtadt begegnete ihm ein Abenteuer, welches er nicht wol erwarten konnte:

Börnes Worte, „gebratene Aepfel, den Schnupfen und eine Obrigkeit findet man überall“, bewahrheiten ſich auch da, denn man hat keine Idee, wie man hier von der Polizei gequält wird. Sie beſteht aus Eingebornen, die aus Furcht vor der franzöſiſchen Herrſchaft ihren Dienſteifer lieber zu viel als zu wenig ausüben. Kein Fremder darf auf der Inſel ohne Erlaubniß übernachten, und will er längere Zeit bleiben, ſo müſſen Päſſe, Documente und dergleichen einer hochweiſen otahaitiſchen Polizei übergeben werden, die dann nach genauen Prüfungen ſich entſchließt, dem Fremden eine Aufenthaltskarte auszuhändigen.

Gleich nach meiner Ankunft verfügte ich mich ins Polizeiamt, das ſich von den Hütten der Eingebornen nur durch eine franzöſiſche Fahne unterſcheidet, die auf der Dachſpitze flattert. Der Beamte, ein Eingeborner, nahm ſich in der weiten blauen Jacke, den franzöſiſchen Pantalons mit rothen Streifen, aus denen die nackten gelben Füße hervorguckten, ſehr komiſch aus. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß neugierig betrachtet, begann die Unterſuchung meines Reiſepaſſes.

Ich war überraſcht von dem Talente dieſes Naturſohnes, der ſeine urwüchſige Phyſiognomie ſo meiſterlich in wichtige Polizeiamtsmienen zu falten wußte; aber noch mehr wurde ich überraſcht, als der gelbe Inſulaner ein Protokoll mit mir aufnahm, wie es in Hochverrathsangelegenheiten nicht ſtrenger zu geſchehen pflegt. Mein Charakter „Tonkünſtler" gab mir am meiſten zu ſchaffen, denn der Glückliche wußte noch gar nichts vom „Concertgeben"; Tonkünſtler und Flibuſtier ſchien ihm gleichbedeutend, und das Wort „Violinſpielen" war ihm ſo unklar und verdächtig, daß er, ängſtlich die Achſel zuckend, eine gefährliche Freibeuterei dahinter witterte. Er ſagte, die Sache ſei ihm ſehr verdächtig, und klingelte einige halbnackte Büttel herbei, die mich ſtill in ihre Mitte nahmen. Voran ſchritt gravitätiſch der Beamte, in der Mitte ich, hintennach die Büttel, und ſo ging es fort zum Gouverneur. Ich konnte vor Lachen nicht an mich halten, trotzdem meine Lage nicht ſehr luſtig war, und je mehr mich der Naturſohn mit wüthenden Geberden zurechtwies, deſto mehr platzte ich heraus.

Man denke ſich meine unſchuldige Perſönlichkeit, in gelben Nankinghoſen, kurzem, lichtem Röckchen, und den Palmenhut mit rothem Bande auf dem Kopf, in der Mitte dieſes impoſanten Zuges durch die Straßen Tahitis hinmarſchirend; die liebe Straßenjugend und andere Eingeborene, die mich in der Gewalt der Häſcher erblickten, liefen jubelnd hintennach, und ſo hielt ich meinen Einzug, aus dem man entnehmen kann, daß einem reiſenden Virtuoſen nicht überall Kränze und Lorbeern blühen, obwol letztere hier wild wachſen.

Der Gouverneur nahm mich mit echt franzöſiſcher Liebenswürdigkeit auf, entſchuldigte ſich des ſtrengen Verfahrens wegen, verſprach mir mit allem Möglichen an die Hand zu gehen, und der braune Polizeicommiſſär, der ſich um den Ruhm, einen gefährlichen Flibuſtier entdeckt zu haben, betrogen ſah, nahm weiter keinen Anſtand, mir eine Aufenthaltskarte auszuhändigen, obwol das myſtiſche Dunkel, welches bei ihm über die Worte Virtuos, Violin ſchwebte, noch immer nicht gelüftet ſchien.

Die Franzoſen haben ſich nach und nach ſo zu Herren der Inſel gemacht, und breiten ihren Schutz ſo weit aus, daß die armen Eingeborenen gewiß viel lieber wünſchten, ſie wären weit weggeblieben. Kanonen ſind überall aufgepflanzt, Soldaten liegen überall vertheilt, halten alle feſten Plätze beſetzt, oder ziehen ſchwer bewaffnet durch die Straßen, während die halbnackten Eingeborenen friedlich und unbewaffnet gegen ſolche Truppenzüge wunderlich abſtechen. Um acht Uhr Abends ertönt ein Kanonenſchuß, und nach dieſem darf kein Eingeborener mehr in den Straßen gefunden werden. Jetzt ſieht man die Indianer ſcharenweiſe nach Hauſe ſtrömen, die mit verdrießlichen Geſichtern die Schenkſtuben verlaſſen, welche großentheils von den Franzoſen mit

der Civiliſation zugleich aufgeſchlagen wurden, aber auf den Charakter dieſes Volkes einen höchſt verderblichen Einfluß üben. —

Weiterhin wird das Leben auf der Inſel geſchildert: Nicht aufzuzählen ſind die Erzeugniſſe, mit denen eine verſchwenderiſche Natur dieſes irdiſche Paradies geſegnet hat. Hier wuchert der Feigenſtock und ſchlingt ſich um Lorbeer-, Cocos- und Cypreſſenbäume, dort in dunkler Laube glühen Orangen, Citronen, Bananen und Ananas, blüht die Mandel, alles ohne Zucht und Pflege und von wunderbarer Größe. Schlanke Palmen ragen zum Himmel empor und brechen faſt unter der ſüßen Laſt der Datteln, und im Hintergrund erheben ſich 4000 Fuß hohe Rieſenberge, von Früchten ſtrotzend und von Blumenketten umwunden, die einen doppelten Eindruck machen, weil die Pracht der tropiſchen Sonne und der zurückſtrahlende Spiegel des Meeres einen zweifachen Effect geben.

Die Hauptſtadt Otahaitis liegt reizend in einer Bucht der Weſtküſte am Abhang eines herrlichen Palmenhaines. Von fern gleicht der Ort mehr einer ununterbrochenen Reihe von Landhäuſern und Gartenmauern, als einer Stadt, aber im Innern angelangt, machen die meiſt europäiſchen Gebäuden gleichenden Häuſer, die mit Gärten und Villas umgeben ſind, einen freundlichen Eindruck. In der eigentlichen Hauptſtraße, die den ganzen Ort durchſchneidet, herrſcht reges Leben. Da findet man engliſche und franzöſiſche Kaufläden, wo man alle Culturerforderniſſe befriedigen kann, Hotels, Schenkſtuben, franzöſiſche Spielbuden, welche immer von Seefahrern aller Nationen gefüllt ſind, die ſich hier die langerſehnten Genüſſe verſchaffen, welche ſie auf ihren Fahrten ſo lange entbehrten.

Franzoſen, Engländer, Neger, Portugieſen und Chineſen durchſtreichen die Straßen; die Häuſer der Europäer ſind mit wenigen Ausnahmen einſtöckig, mit Gärten und luftigen Verandas umgeben, mit Glasfenſtern verſehen und verleihen dem Ort das Ausſehen eines der bedeutenderen Plätze Südamerikas oder Indiens. Die Hütten der Eingeborenen ſind nicht alle nebeneinander gruppirt, viele liegen ganz nahe am Ozean, andere wieder in der Mitte oder im Hintergrunde der Stadt, welcher ſie einen ſehr eigenthümlichen Charakter verleihen. Sie ſind aus Bambus oder Holz gezimmert, mit kegelförmigem Flechtwerk verſehen und das Innere wird durch aus Pflanzenſtoffen verfertigte Vorhänge in Zimmer abgetheilt. Alle ſind von Palmen und wilden Bananenbäumen umſchattet, die ſehr graziös aus dem niedern Laub hervorragen und die lieblichſten Gärten bilden. . . .

Pomare IV. bewohnt ein vollkommen europäiſch eingerichtetes Haus. Sie iſt an einen Eingeborenen verheirathet, der mit den Indianern ſo populär iſt, daß man ihn oft in ihrer Mitte in den Straßen ſpazieren ſieht.

Das Gouvernementsgebäude, von Stein aufgeführt und mit vielen

Thürmchen und Fahnen geſchmückt, iſt das ſchönſte Haus der Inſel. Franzöſiſcher Geſchmack und Comfort haben ſich auch hier ſo gut als möglich eingerichtet, und in der Mitte des Platzes erhebt ſich ein Palmenhain, der dem Fremden nicht allein einen ſehr anmuthigen Ruhepunkt bietet, ſondern ihm auch die Gelegenheit verſchafft, die tahitiſche Nobleſſe zu bewundern.

Jeden Sonntag und Donnerſtag ſpielt Militärmuſik, und nach dem Takte derſelben promenirt hier die vornehme Welt; beſonders ſtolziren die Stutzer in einem Putz daher, wie man ſeines Gleichen in der ganzen civiliſirten Welt nicht findet. Das Haar iſt wohl geordnet und gekämmt, als hätte es ein franzöſiſcher Haarkünſtler friſirt, und wird von einem ſchief ſitzenden breiten Palmenhut bedeckt. Ein dickes weißes Tuch, welches die franzöſiſche Saloncravatte erſetzen ſoll, iſt aufs ungeſchickteſte um den Hals gewunden, und der Oberkörper in einen ſchwarzen Frack gehüllt, in einen Frack, deſſen Formen ſo weit und unbequem ſind, daß er urſprünglich gewiß für eine dreimal wohlbeleibtere Perſon geſchaffen wurde. Eine weiße Weſte erſetzt zugleich die Stelle des Palmengürtels, aber die Beine! — o Jammer! — verhülle dich, Cultur! — ſind nackt, wie ſie von Gott erſchaffen wurden, und noch obendrein gelb, grün oder blau tätowirt. Ich muß geſtehn, daß mich ſchon lange nichts ſo entſetzt hat, als dieſe Vereinigung der tahitiſchen mit der europäiſchen Mode; und beſonders wenn ich die tätowirten Beine wahrnahm, überfiel mich eine Furcht, die nur dann wieder beruhigt wurde, wenn ich den civiliſirten Oberkörper erblickte.

In dieſem originellen Anzug ſtolziren die barfußen Dandys auf und ab, hören die Muſik und kokettiren mit ihren Damen trotz eines wiener Lions. Ihr hellbrauner glänzender Teint contraſtirt ſeltſam mit den weißen und rothen Geſichtern der Engländer und Franzoſen, die man bald in geſtreiften Matroſenjacken, bald als Gentlemen, oder in glänzenden Uniformen mit ſpöttiſchen Mienen und boshaftem Lächeln an dieſen urwüchſigen exotiſchen Geſtalten vorüberwandeln ſieht.

Die Frauen ſind wohlgeſtaltet, haben angenehme Züge, feine Taille, reizende Fülle und ſchöne Augen. Ihr feines Haar iſt wohlgeordnet, geſalbt und auf dem Scheitel in ſeltſame Zöpfe geflochten. Mit der Mode nehmen ſie es weniger genau. Sie kleiden ſich oft ſehr wenig, oft in die prächtigſten Seidenſtoffe. Das Kleid reicht nicht weit über die Knie, auf dem Kopf tragen ſie gewundene Madwastücher oder einen Strohhut, und die Vornehmen ſchmücken Arme, Ohren und Beine mit Perlen, Korallen, Goldſpangen, gehen aber immer barfuß. Ihre Sprache, halb franzöſiſch, halb tahitiſch, iſt weich, glühend und nachläſſig wie ihre Sitten. Tanzen und Reiten ſind ihre Hauptvergnügungen, und nur ein kleiner Theil findet an europäiſchen Beſchäftigungen Genuß.

In der Liebe ſind ſie glühend heiß, wie alle Südländerinnen, aber ihre Sitten ſind ſtreng und eheliche Untreue höchſt ſelten. Allein eine Macht und ein Anſehen genießen dieſe Frauen, wie es nur bei civiliſirten Nationen gefunden wird . . . .

Dann erzählt der Verfaſſer von einem Concert, welches er vor der vornehmen Welt von Otahaiti gab. Wol ſelten dürfte irgend ein Concertgeber der Welt ein ſo wunderliches Publicum um ſich verſammelt haben, als jenes, welches ihn am 6. Oct. 1854 in Tahiti umgab:

Das Local, jetzt zum Concertſaal improviſirt, diente früher zum Götzentempel der Eingebornen, ſpäter wurden hier, auf Befehl der Königin, die falſchen Götter verbrannt, noch ſpäter verdammte hier ein franzöſiſches Kriegsgericht die aufrühreriſchen Indianer zum Tode, und jetzt ſteht auf derſelben Stelle ein ſchwarzbefrackter Virtuos als Herold der Zeit, und ſucht mit Geige und Bogen jenen urwüchſigen Naturkindern einige Begriffe jener modernen, europäiſchen Cultur beizubringen, mit deren Bekanntſchaft ſie von einer gütigen Vorſehung bis jetzt verſchont wurden. Rechts, von tropiſchen Pflanzen umgeben, ſaß der Gouverneur und ſeine Gemahlin nebſt vielen Offizieren in hellſchimmernden Uniformen. Links war der aus Strohmatten mit buntem Baumwollenzeuge behangene Platz der barfußen Königin errichtet, und den andern Theil des Saales füllten die eigenthümlichen Geſtalten der Eingebornen, deren Gehörſinne bis jetzt noch geſund und unverdorben waren und noch für keinen andern Geſang als für den der Nachtigall ſchwärmten.

Ich trat hervor, verneigte mich vor dem barfußen Auditorium und eröffnete das Concert. Freilich brauchte es einige Zeit, bis man dieſem Publicum begreiflich machte, daß man im Concert eigentlich nur hören ſoll, was jedoch die meiſten nicht zu wiſſen ſchienen, denn ſie ſchwatzten ſo laut, daß ich einige Mal unterbrochen wurde und wieder beginnen mußte.

Ich ſpielte „Othello“, Phantaſie von Ernſt, aber ein ſchmetterndes Trompetengedröhn mit obligatem Paukenwirbel hätte dieſen gelben Inſulanern gewiß mehr Vergnügen gemacht als mein armſeliges Geigenſpiel, denn außer einigen befreundeten europäiſchen Händen rührte ſich kein Fingerchen. Das Stück ging ohne jedes Zeichen des Wohlgefallens ſeinem Ende entgegen; ſo unbelobt ſpielte ich noch vor keinem Publicum des Erdenrundes.

Die Königin, einen kleinen Jungen an der Hand führend, erſchien jetzt, begleitet von ihren Hofdamen, die barfuß, wie ihre Herrin, in phantaſtiſcher Toilette in den Saal trippelten und in neugieriger Verwunderung der Dinge warteten, die da kommen ſollten.

Die erſte Muſikcelebrität Otahaitis, Mr. Camieux, Chef der franzöſiſchen Militärkapelle, ein breitſchultriger Rieſe, erſchien jetzt und ſpielte ein Stück auf der Flöte. Man ſagte, es wäre eine Cavatine aus „Ernani“ geweſen und

man hätte das Stück vielleicht als ſolche erkannt, wenn dem corpulenten Bläſer, dem vor Anſtrengung die Schweißtropfen auf der Stirn ſtanden, nicht die meiſten Töne verſagt hätten und malheureuſerweiſe gänzlich ausgeblieben wären. Dieſer Künſtler hatte außerdem noch die originelle Manier, beim Heraustreten der Frau Gouverneurin ehrerbietigſt die Hand zu küſſen, eine Huldigung, die, obwol ſie eine Zurückſetzung für die barfuße Pomare und ihre gelben Hofdamen bildete, doch viel verzeihlicher als ſein Flötenſpiel war, denn dieſes wollte gar kein Ende nehmen, und trotz meiner beredten Zeichen, endlich einmal aufzuhören, quinquilirte er immer weiter. Schon ſah ich zu meinem Schrecken die gähnende Pomare ſich von ihrem Sitz erheben, ſchon ſah ich die urwüchſigen Kinder der Natur, deren Gehörſinne auf eine ſo harte Probe geſtellt wurden, den Saal verlaſſen. Alle lockenden Verheißungen, die barfuße Monarchin durch mein Spiel zu entzücken, alle Illuſionen von Orden, Ruhm und Unſterblichkeit waren dahin. O unglückſeliges Flötenſpiel, das ihm nie hätte einfallen ſollen! Pomare verließ, ohne mich gehört zu haben, den Saal, vertrieben von dem heilloſen Flötiſten.

Nachdem ſich mein empörtes Gemüth ſo gut als möglich beruhigt und der unſelige Franzoſe zu blaſen aufgehört, trat ich abermals hinaus vors Publicum. Ich nahm alle meine Kraft zuſammen, ſpielte ſentimentale Liebeslieder und Paganiniſche Hexenvariationen, aber vergebens; kein Zeichen des Wohlgefallens belohnte mich, die gelben Inſulaner blieben ſtarr und theilnahmlos wie vorher.

Da faßte ich in arger Noth, das unvermeidliche Fiasko vor Augen, einen kühnen Entſchluß. Hilf du, Spiegelfechterei, dachte ich, riß ergrimmt vor den Augen des gaffenden Publicums die Saiten von der Geige und ſpielte auf der G-Saite allein den „Carneval“. Das wirkte. Ein Murmeln der Ueberraſchung durchflog die Menge und bald war ich von gelben Naturenthuſiaſten umringt, die bei jeder Paſſage, insbeſondere aber bei den Flageolettönen, in ein Beifallsgejohle ausbrachen, wie es ein civiliſirtes Publicum gar nicht hervorzubringen vermag. Immer ſpielte ich nur den Carneval, immer improviſirte ich neue Variationen, und je toller und barocker dieſe klangen, deſto enthuſiaſtiſcher jauchzten meine barfußen Bewunderer, die nicht eher den Saal verließen, bis mein Arm ermüdet ſank und nicht mehr im Stande war, den Bogen zu führen.

Nach dem Concert war ganz Tahiti in enthuſiaſtiſcher Aufregung. Alles erzählte ſich von dem fremden Geiger, der über ſo viele Meere hergeſchifft ſei und auf dem Holze ſo gut wie jeder Vogel zu pfeifen verſtehe.. Die ſchönſten Blumen und Früchte werden mir ins Hotel geſchickt; wenn ich ſpiele, ſammelt ſich eine Schar Bewunderer unter meinen Fenſtern, und wenn ich ausgehe, grüßt mich alles und kommt mir freundlichſt entgegen — kurz ich

Digitized by Google

bin der Held von Tahiti. Und dieſe Wunder alle hat nur der „Carneval“ bewirkt. Wahrlich, die Violinſpieler wiſſen gar nicht, wie viel ſie dieſem Stück zu danken haben, deſſen wunderthätige Wirkung oft wie ein Sirenenlied das ſtarrſte Publicum entflammt, und oft ward es mir, wie diesmal, zur rettenden That.

Einige Tage nach dem Concert wurde ich zum Gouverneur geladen, wo auch alle Conſuln und fremden Agenten Tahitis anweſend waren, denn es wurde das Geburtsfeſt des Gouverneurs gefeiert. Auch eine Deputation Eingeborner, die den Gouverneur zu beglückwünſchen kamen, wurde zur Tafel gezogen. Sie machten mir wieder ſehr viel Spaß. Sie waren aufs ſorgfältigſte gekleidet, trugen ſogar Vatermörder und Glacéehandſchuhe als Symbole erworbener Cultur, aber die Nacktheit ihrer Füße behielten ſie conſequent und ungeſchmälert bei. Es war ergötzlich, mit anzuſehn, wie die guten Naturkinder ſich vergebens abmühten, die feinen Manieren der europäiſchen Tiſchgenoſſen nachzuahmen, und wie ungeſchickt ſie die ihnen ſonſt ganz überflüſſigen Servietten, Meſſer und Gabeln handhabten. Jede neu aufgetragene Speiſe brachte ihnen neue Verlegenheiten, ja, ein famoſer Pudding, an dem ſich die ganze Tiſchgeſellſchaft delectirte, ſpielte einem der gelben Gäſte den boshafteſten Streich, denn er wollte dem Gaumen des Naturſohnes ſo wenig munden, daß in ſeinem Magen eine entſetzliche Empörung ausbrach. Wie ſollten aber auch dieſe franzöſiſchen Leckereien jenen urwüchſigen Gelbhäuten munden, bei denen vor noch gar nicht langer Zeit ein Stück Menſchenfleiſch gebraten oder geſotten als großer Leckerbiſſen galt; denn nicht nur die gefangenen Feinde allein waren es, die ſie kochten und verzehrten, ſondern auch junge Mädchen, die durch irgend einen Fehler den Zorn der Götter erweckten, wurden zur Strafe feſtlich geſchlachtet, in Gruben gebraten und dann — verzehrt. Seit dieſen entſetzlichen Greuelthaten iſt noch kaum ein halbes Jahrhundert verfloſſen, und jetzt geigt hier ein europäiſcher Violinſpieler ſchon den „Carneval“. Wahrlich die Civiliſation iſt ſchnell! Wie froh bin ich, daß ich nicht früher gekommen, denn dreißig Jahre früher hätte man mir vielleicht aus lauter Verehrung den Kopf abgeſchnitten, oder mich lebendig gebraten, um den zürnenden Eatu-Rahai (Donnergott) durch meine muſikaliſche Perſönlichkeit zu verſöhnen.

Sehr originell und merkwürdig ſind hier die Tänze. Tahitiſche Mädchen, die mit herabwallenden Haaren, mit Blumen geſchmückt, ſonſt aber nur ſehr wenig bekleidet ſind, jagen wie im Fluge dahin. Dieſes geht ſo fort, bis ſie athemlos und erſchöpft in den Sand ſinken, wo ſie ſo lange regungslos liegen bleiben, bis es der pantomimiſchen Ueberredungskunſt ihres Tänzers gelingt, die Erſchöpfte zu einem neuen Tanze zu bewegen; wie ein Blitz ſo

raſch ſchnellt ſie empor und unter den phantaſtiſcheſten Sprüngen raſt ſie fort, ſo lange ſie Athem hat. Wehe aber dem Tänzer, der aus Ungeſchicklichkeit fällt. Von neckenden Mädchen umringt, wird er mit Waſſer begoſſen, mit Cocosſchalen beworfen, verlacht und ausgehöhnt, und zum Finale wird ihm mit Kuhhörnern ein ohrenzerreißendes Charivari gebracht, was er jedoch, da es Landesſitte iſt, nicht übelnehmen darf.

Noch merkwürdiger war ein Indianermädchen, das eine große Rieſenſchlange um den Körper gewunden gleich einem zahmen Lämmchen mit ſich herumführte. Aber eine Gewalt übte ſie auf das Ungeheuer, welches ſie ſeit ihrer Kindheit wunderbar gezähmt und in allerlei Künſten abgerichtet hatte, die an das Unglaublichſte grenzten. Jedes Wort, jede Geberde der Gebieterin wurde von der Schlange verſtanden und befolgt. Verlangte das Mädchen nach einer Roſe, ſo kroch das Thier nach der bezeichneten Stelle, pflückte die Blume, und ſich dann liebkoſend an ihrer Herrin hinaufſchlingend, überbrachte ſie die verlangte Blume.

Der Abend lagerte ſchon ſeine dunklen Schatten über die Berge und Blumenebenen Tahitis, als ich das Schloß des Gouverneurs verließ. Der dunkelblaue Nachthimmel glänzte voller Sterne, balſamiſche Lüfte ſäuſelten erfriſchend durch ernſte Cypreſſen und ſchlanke Dattelpalmen, die ihre Kronen leiſe im Windeshauche wiegten, und die duftenden Blumen, abgemattet von der Sonnenglut, erhoben ſich jetzt, eine zauberiſche Pracht entfaltend. Johanniswürmchen leuchteten durch das dunkelgrüne Gebüſch der duftenden Orangenbäume, aber noch mächtiger leuchtete der Mond mit ſeinem Silberlicht durch dieſes Märchengebilde einer Sommernacht, deſſen erhabene Schönheit ſich die lebhafteſte Einbildungskraft nicht vorzuſtellen vermag.

Von erquickenden Abendlüften magiſch fortgezogen, wandelte ich, in Gedanken vertieft, zwiſchen blühenden Cactus und Aloen, unter rieſigen Palmen, zu denen der Menſch ſich wie ein Zwerg verhält, auf einem zum Gebirge führenden Weg, als ich am Abhang eines Palmenwaldes ein hellerleuchtetes Gebäude erblickte, aus dem Orgelklang und Geſang ertönte. Ich trat ein und befand mich in der erſten katholiſchen Kirche Otahaitis, durch welche Königin Pomare 1828 den Götzendienſt verdrängte; 35 mächtige Säulen von Brotfruchtbäumen tragen das Gebäude, deſſen Inneres einfach und prunklos, aber feſtlich mit Blumen geſchmückt, ein feierliches Ausſehn hatte. Vor dem Hochaltar, den nur ein einfaches Madonnenbild zierte, wurde die Meſſe geleſen. Eingeborne Männer und Frauen knieten andächtig auf den Altarſtufen, tahitiſche Mädchen und Knaben, in weiße Tücher gehüllt, ſangen im feierlichen Chor, begleitet von den melancholiſchen Tönen der Orgel, ſo andächtig und erhebend, daß ſelbſt die trivialen franzöſiſchen und engliſchen Gaſſenlieder, die von den fremden Seefahrern auf Tahiti eingeführt, und von den unſchul-

Digitized by Google

digen Naturkindern in langgetragenen Accorden als Kirchenlieder benutzt werden, dieſe Weihe nicht entzauberten. . . .

Zum Schluß laſſen wir die Schilderung einer Audienz folgen, welche der Verfaſſer bei Pomare hatte: Endlich ging mir ein langerſehnter Wunſch in Erfüllung. Dienſtag erhielt ich durch den Gouverneur die Nachricht, daß mich Pomare zu hören verlangt, und da die Audienz noch am ſelben Tage ſtattfinden ſollte, ſo mußte ich mich über Hals und Kopf hofmäßig in Bereitſchaft ſetzen.

Um drei Uhr Nachmittags, die Sonne brannte grade am heftigſten, ſchritt ich in Begleitung des Miſſionärs, der zugleich Hauspater der Königin iſt, durch die Straßen Tahitis. Ein halbnackter Indianer trug meinen Violinkaſten hinten nach, und während der Miſſionär mir mein Verhalten bei der Königin vorzeichnete und meinem ängſtlichen Gemüth Troſt zuſprach, ſchifften wir in einem Kahn nach der Inſel Papetée, der Reſidenz Ihrer barfußen Majeſtät.

Ein reizenderes Bild kann man ſich nicht denken, als dieſes hellgrüne Eiland, das gleich einem Zaubergarten auf ſtiller Flut ſchwimmend, auf einer Seite von lieblichen Häuſern und Gärten, auf der andern von ſchäumenden Riffen eingefaßt iſt, an denen die Wellen des Oceans an ſtürmiſchen Tagen oft 30 Fuß hoch hinaufſpritzen.

Durch einen kleinen Palmenwald, an deſſen Ende mehre Hütten der Eingebornen zerſtreut umherlagen, gelangten wir zu dem Hauſe der Königin, welches ſehr reizend mitten in der tropiſchen Pflanzenwelt liegt. Das Haus gleicht einem europäiſchen Wohngebäude, iſt mit zierlichen Fenſtern, ſogar mit einem Balcon verſehn, und eine vergoldete Krone, die auf der Dachſpitze in der Sonne glänzt, verkündet den Herrſcherſitz der gelben Königin. Eine Schildwache, halb in glänzender Uniform, halb nackt, mit Flinte und Säbel ſchwer bewaffnet, ging trotzig auf und nieder, aber nachdem wir ihr ein Geldſtück in die Hand gedrückt, wurde ſie freundlicher und öffnete uns bereitwillig die Pforten zum Throne der Monarchin.

Während der Miſſionär meinen Beſuch der Königin meldete, wartete ich in einem Zimmer des Erdgeſchoſſes, welches nur mit einem langen Tiſch meublirt war, auf dem ein ſehr wohlbeleibter Mann in etwas ſtarkem Negligé zu ſchlafen ſchien. Kurz nach meinem Eintreten erhob er ſich gähnend, hüllte ſich in einen grünen Frack, ſchnallte einen ſchweren, roſtigen Degen um, und ſchien ſehr verwundert, als er mich erblickte. Unter dem Beendigen ſeiner Toilette muſterte er mich mit allerdings nicht ſehr freundlichen Blicken ſo durchdringend und machte ein ſolch diplomatiſches Geſicht, daß ich nicht länger daran zweifeln konnte, entweder einen Kämmerling, oder gar einen Miniſter ihrer Majeſtät vor mir zu haben. Schnell verneigte ich mich gegen

den auf mich zuſchreitenden gelben Diplomaten, der ſich eben etwas unzart über meine Anweſenheit erkundigen wollte, als der Miſſionär eintrat und mich zur Königin berief. Allerlei Ammenmärchen von Hautabziehen, Kopfabhacken und Lebendiggebratenwerden durchkreuzten düſter meine Phantaſie, als ich, die Geige unter dem Arm, durch die mit allerlei myſtiſchen Geräthſchaften, Waffen, Kriegstrophäen, Schädeln von vielleicht gefreſſenen Feinden behangenen Vorgemächer der Indianerkönigin ſchritt.

Mein Begleiter führte mich in ein Gemach, wo eben mehre Hofdamen in nicht ſehr reizendem Negligé Toilette machten. Hier ſtimmte ich meine Geige, waffnete mich mit dem Bogen, und in wenigen Minuten ſtand ich vor der barfußen Potentatin.

In einem mit buntem Baumwollenzeug drapirten, ſonſt aber ſehr wenig meublirten Gemache, ſaß auf Strohmatten, mit untergeſchlagenen Füßen, die Königin Pomare. Ein grell gemaltes Madonnenbild hing über ihrem Sitz, und zu ihrer rechten und linken Seite kauerten zwei barfuße Hofdamen in phantaſtiſchem Anzug, die mit großen Fächern aus Straußfedern ihrer Herrin Kühlung zuwehten.

Pomare, ungefähr 36 Jahre alt, iſt eine eher große, als kleine Geſtalt, ihr Körperbau edel und wohlgeformt, ihre Haltung nicht ohne Majeſtät und Würde, und ihre Geſichtszüge, voll Ausdruck und Lebhaftigkeit, zeigen Spuren einſtiger Schönheit, obwol die etwas aufgeworfenen Lippen und der gelbe Teint ihrem Geſicht ein eigenthümliches Ausſehn geben. Ihr ſehr dunkles Haar wird durch einen großen Kamm auf dem Wirbel zuſammengehalten, und auf ihrer ſchön gewölbten Stirn ſitzt ein einfacher, goldener Reif. Ein durchſichtiges Mouſſelinkleid, von lichtblauer Farbe, umhüllte in weiten Formen ihre Schultern und ſchloß ſich eng an die Hüften, wo es durch eine Binde zuſammengehalten wurde, aber es war nur ſehr kurz und reichte kaum über die Knie. Arme und Beine waren mit Glasperlen, Korallen und Muſcheln geziert, und die große Fußzehe ſehr ſorgfältig mit einer röthlichen Farbe bemalt und mit Ringen geſchmückt.

Um ja keinen Verſtoß gegen die tahitiſche Hofetikette zu begehn, verneigte ich mich ſo tief als möglich, und begann mit einigen einfachen Melodien dieſes ſeltſame Hofconcert. Aber Pomare hörte nicht und ſchwatzte zu meinem großen Verdruß lieber mit ihren barfüßigen Hofdamen, die, mit ihrem Geſchnatter mein Spiel übertönten. Schon dachte ich, verdrießlich über dieſen unerwünſchten Erfolg, an den Rückzug, als ich mich entſchloß, noch einen letzten Verſuch zu machen, den Bogen in Bewegung ſetzte und das „Vöglein" ertönen ließ. Die Königin wurde aufmerkſamer, das Yankee Doodle ſchien ihr nicht unbekannt, denn als dieſes im Flageolet ertönte, nickte ſie mit dem Kopf und ſchien ſo entzückt davon, daß ſie ihre beiden Kinder her-

beiholen ließ, die mein dankbarſtes Publicum bildeten; denn während der Kronprinz, ein kleiner, vollwangiger Junge, in die Hände klatſchte, führte die Prinzeſſin, ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, nach dem Takt der Muſik einen Tanz auf, wovon Pomare ſo entzückt wurde, daß ſie ihren ganzen Hofſtaat um ſich verſammelte.

Der königliche Gemahl, ein junger Indianer von rieſenhaftem Wuchs, erſchien jetzt und mit ihm ein ganzer Schwarm barfußer Höflinge, die in den abenteuerlichſten Anzügen ſich um meine arg bedrängte Perſönlichkeit gruppirten, bald mich, bald meine Violine angafften oder in die Saiten griffen, kurz, mich ſo umdrängten und umſchnatterten, daß ich faſt keinen Raum mehr fand, den Bogen zu führen. Es iſt ſchwer, die grellen Situationen in dieſem phantaſtiſchen Zirkel zu ſchildern, und ein zweites Mal würde ich mir es überlegen, der Neugierde dieſes Opfer zu bringen.

Pomare verabſchiedete bald ihre ganze Umgebung und blieb mit mir allein. Sie winkte mich näher und wünſchte meine Geige zu betrachten. Ich war in Verwirrung, aber da war keine Weigerung möglich, und nach kurzem Beſinnen übergab ich meinen Schatz den Händen der Indianerkönigin. Während ſie mit den Fingern an den Saiten zupfte, ſtand ich wie auf der Folter, nur ein Gelüſte dieſer Herrſcherin und die Geige war für mich verloren. Pomare gab ſie mir unverſehrt zurück, ich athmete freier und ſpielte aus Dankbarkeit ein tahitiſches Volkslied. Sie ſchien ſehr erfreut darüber und frug mich in gebrochenem Franzöſiſch, ob ich auch aus dem Lande der Franzoſen komme? und als ich dieſes verneinte, faßte ſie meine Hand, drückte ſie und flüſterte geheimnißvoll: „Ich liebe dieſe Männer nicht." Wol mag ſie Urſache haben, dieſen Männern zu grollen, die ihre freie Stellung und Unabhängigkeit untergruben, die ihr Macht, Anſehn und Scepter aus den Händen wanden und ſie zu einer Königin nur dem Namen nach machten. Sie löſte ein kleines goldenes Kreuz von ihrer Korallenkette und reichte es mir mit den Worten: „Dies als Erinnerung an Pomare." Hierauf verneigte ich mich tief vor der gelben Majeſtät und verließ mit dem Miſſionär das königliche Haus und die Inſel Papetée.

Neue Novellen.

Die Ueberzeugung, daß der Roman, der die Darſtellung des wirklichen Lebens bezweckt, von der Anſchauung des wirklichen Lebens ausgehn muß,

gewinnt auch in Deutſchland immer mehr Eingang; in England hat, ſo lange es überhaupt eine Romandichtung gibt, noch niemand daran gezweifelt. Bei mehren Romanen, die uns in den letzten Tagen zugekommen ſind, haben wir erfreuliche Fortſchritte nach dieſer Seite wahrgenommen. — So zeigt die Novelle: Abenteuer eines Emporkömmlings. (2 Bde. Frankfurt a. M., Sauerländer.) eine vielſeitige Kenntniß des Lebens. Der Verfaſſer iſt mit den verſchiedenſten Schichten der Geſellſchaft in Berührung gekommen, und hat ſie nicht blos auf der Oberfläche beobachtet, ſondern ſich bemüht, in ihre Tiefen einzudringen. Seine Figuren, obgleich oft nur in leichten Umriſſen gegeben, haben eine beſtimmte Phyſiognomie und prägen ſich dem Gedächtniß ein. Ueberall ſchimmert eine klare Vorſtellung von den Verzweigungen des Verkehrs, von den Sitten und Vorurtheilen des bürgerlichen Lebens durch. Am bekannteſten ſcheint der Verfaſſer in Oeſtreich zu ſein. Die Perſonen bewegen ſich trotz ihrer Ueberfülle mit einer gewiſſen Freiheit, und wenn ſich auch die Scenen etwas gar zu bunt durcheinanderdrängen, ſo verliert man doch den Faden nicht aus der Hand. Sehr ſtörend ſind dagegen die Incorrectheiten der Sprache, die zuweilen gradezu eine unvollkommene Schulbildung verrathen. Noch zu einer Bemerkung gibt der Roman Veranlaſſung, die ſich auf die ganze Gattung bezieht. Seit etwa zwanzig bis dreißig Jahren hört man vielfach über die Unſittlichkeit unſrer Dichtungen klagen, und die Dichter verſtehn das gewöhnlich ſo, als ob die kritiſchen Moraliſten ihnen die Anwendung von Gift, Dolch, Brand und ähnlichen romantiſchen Ingredienzen oder die Ausmalung ſinnlicher Scenen unterſagen wollten. So iſt es aber nicht gemeint. Was uns bei dem neuen deutſchen Roman häufig auf das peinlichſte berührt, iſt die Unfähigkeit der Dichter, ihre Helden, und zwar ihre eigentlichen Helden, ſo handeln zu laſſen, wie eine wohlgeſchaffene Seele handeln muß, ohne weiter zu reflectiren. Es ſind nicht die Verſtöße gegen den Katechismus, ſondern die Verſtöße gegen die Elementargrammatik des ſittlichen Empfindens, deren man ſich in der Form der Regel gar nicht mehr bewußt werden darf, ſobald man ins handelnde Leben eintritt. Wir wollen aus dem vorliegenden Roman einen Zug anführen, um uns deutlich zu machen.

Der edelſte Held des Romans, ein Graf Dei Ponti, iſt durch einen ſpitzbübiſchen Bankier um ſein Vermögen betrogen. Infolge deſſen ſchreibt er ihm von Paris aus einen groben Brief, und der Bankier ſchickt ihm gewiſſermaſſen zur Entſchädigung ein Gnadengeſchenk von 5000 Gulden. Natürlich erwartet man, daß er ſie verächtlich zurückſchicken wird. Inzwiſchen beſchließt er doch, zwanzig Franken davon zu nehmen, um bis zu einer gewiſſen Friſt, wo er Geld erwartet, damit auszukommen. Ein geiſtvoller, ſehr dürftiger Mann, Namens Stromfeld, hat ſich ſeiner angenommen und ihm

Digitized by Google

Geld geliehen. Dieſen beſucht er, um ihn zu bezahlen. Stromfeld hat durch einen Zufall die Entdeckung gemacht (in nicht ordnungsmäßiger aber doch nicht grade unehrenhafter Weiſe), daß eine Eiſenbahnconceſſion ertheilt werden ſoll, er jammert darüber, daß er kein Capital beſitzt, um dieſe Entdeckung zu einem unermeßlichen Gewinn benutzen zu können. Von hier an laſſen wir den Verfaſſer ſelber ſprechen.

„Bei aller Theilnahme für Stromfelds Schmerz und ſeine betrübte Lage mußte ich das Unlogiſche ſeiner Denkweiſe mißbilligen und ſeinen Schmerz, daß ihm eine unehrenhafte Handlung nicht denſelben Nutzen bringe, den ein Reicherer, Mächtigerer vielleicht daraus gezogen haben würde; vermied jedoch jede Bemerkung, die nur ſeinen gereizten Zuſtand verſchlimmert hätte, und entfernte mich. Erſt vor der Hausthür fiel mir ein, daß ich doch gekommen war, ihm das Darlehn zurückzuſtellen und ein Gedankenblitz zuckte vor mir: Wie, wenn ich jetzt mit dem Gelde Buchwalds die Mittheilung Stromfelds zu ſeinem und meinem Vortheil benutzte? Schon wollte ich umkehren, um den Unglücklichen zu tröſten, als mich der Gedanke zurückhielt, daß erſtens Stromfeld keine Gelegenheit gegeben werden dürfe, ſich einer unrechten That zu freuen, und daß ich mich auch vor allem vergewiſſern müſſe, daß die Idee, durch den Ankauf jener Actien einen bedeutenden und ſichern Gewinn zu erzielen, keine bloße Chimäre ſei, um nicht den Vorſatz der Rückſendung des Geldes an Buchwald aufgeben zu müſſen. Auch war es mein feſter Entſchluß, mich nicht in Börſenſpiele einzulaſſen, wie ſie Stromfeld eigentlich im Sinn hatte, ſondern das Papier feſt zu kaufen und ruhig abzuwarten."

Kurz der Graf Dei Ponti benutzt die ihm von Stromfeld mitgetheilte Kenntniß, ohne demſelben etwas mitzutheilen, um mit den 5000 Gulden des Bankiers zu ſpeculiren. Nachdem er damit etwas über eine Million gewonnen, ſchickt er die 5000 Gulden dem Bankier in einem verächtlichen Schreiben zurück.

Möchte man nicht rücklings überſchlagen, wenn man ſo etwas lieſt! Das iſt dieſelbe Sophiſtik des ſittlichen Denkens und Empfindens, als deren eclatanteſtes Beiſpiel wir ihrer Zeit die Ritter vom Geiſt charakteriſirt haben, und wie tief der zerſetzende Einfluß dieſer Sophiſtik gedrungen iſt, zeigt eben das vorliegende Beiſpiel. Der Verfaſſer empfindet im Ganzen ſo, wie ein anſtändiger Menſch empfinden ſoll. Er empfindet, um uns eines fremden aber paſſenden Ausdrucks zu bedienen wie ein Gentleman, und doch begegnet ihm eine ſo tolle Extravaganz. Das Tolle liegt nämlich nicht darin, daß überhaupt ſo gehandelt wird, ſondern daß der Held ſehr anſtändig und ſittlich zu handeln glaubt und daß der Dichter ihm darin beipflichtet. —

Ein zweiter Roman von Adolph Weißer: „Der Tanz um das goldene Kalb" (2 Bde. Stuttgart, Franckh) zeigt ein ſehr erhebliches Talent für realiſtiſche Darſtellungen, das aber noch nicht zur Reife gediehen

iſt und ſich namentlich mehr vom Aeußern auf das Innere wenden muß. Der Verfaſſer verſteht unterhaltend und ſelbſt pikant zu erzählen, er verſteht ferner über gegebene ſittliche Zuſtände verſtändig zu reflectiren, aber dieſe beiden Momente haben keine Ausgleichung gefunden und man weiß nicht recht, welches von ihnen man als epiſodiſch betrachten ſoll. Beide Verfaſſer würdigen übrigens richtig die Bedeutung der proſaiſchen Arbeit für das ideale und poetiſche Leben. —

Ein dritter Roman: Schloß und Pfarrhaus von B. von Wieſe (Breslau, Kern), iſt wohlgemeint aber nicht grade tief gegriffen.

Mit großem Vergnügen haben wir in den ſicilianiſchen Reiſebildern (the two Sicilies) einer der begabteſten unter den engliſchen Dichterinnen, Julia Kavanagh, geleſen. (Collection of British Authors Tauchnitz Edition.) Die Schilderungen ſind glänzend, wenn auch zuweilen mehr Farbe angewandt iſt, als die Sache erfordert. —

Da wir nun in dieſen Romanen hauptſächlich mit Realiſten zu thun gehabt, fügen wir noch einen Idealiſten hinzu, um einen vielbeſprochenen aber häufig mißverſtandenen Gegenſatz hervorzuheben. Hugo Oelbermann, der ſchon durch frühere Gedichte vielen Beifall gewann, hat eine neue Sammlung herausgegeben: Herzbilderbuch (Leipzig, Luppe), die ſich faſt zur Hälfte in Anklagen gegen die Proſa unſerer Zeit ergeht. „Es iſt der Kampf das Loos der Poeſie, der ſchwere Kampf mit harter Wirklichkeit.“ „Es iſt die ſchwerſte Frage dieſer Zeit.“ „In alles Blut, wie auch das Herz ſich wehre, dringt ein die Proſa, dieſer Zeit Miſere.“ Ferner ruft der Dichter den Kritikern zu: „Ihr ſolltet nicht mit der Verhöhnung Streichen den Dichter treffen, den der Gram verzehrt!“ Und motivirt das noch weiter folgendermaßen:

> Ein Dichterherz — ihr dürft es alle glauben! —
> Das heut beſiegt der Proſa Rieſenmacht,
> Und drüber ſchwebt — muß aller Götter Trauben
> Gekoſtet haben in geweihter Nacht —
> Denn das Talent kann ſeine Kraft nicht ſchrauben
> Zur Feldherrnhöh' ob unſerer Tage Schlacht,
> Wo nur dem Genius noch die Palmen winken,
> Kann das Talent nur rettungslos verſinken!

Wir wollen einen Dichter, der ſich ſelbſt unglücklich nennt, wahrlich nicht verhöhnen, aber wir möchten ihn auffordern, ein freundliches Wort ruhig zu erwägen. Wenn die oben angeführten Grundſätze richtig ſind, wenn in unſrer Zeit nur das wahre Genie in der Dichtung ſich Bahn bricht, das bloße Talent aber elend verkümmert: wie ſoll ſich der gewiſſenhafte Kritiker, dem es doch mehr um das Wohl der Menſchen zu thun iſt als um das Entſtehen einiger mittelmäßigen Verſe, einem jungen Dichter gegenüber verhalten,

in dem er höchſtens Talent ſieht? einem Dichter gegenüber, der doch noch zu warnen iſt! Soll er in gewiſſenloſem Leichtſinn, um ihm ein paar angenehme Stunden zu machen, ihn wol gar noch auffordern, bei ſeinem Unternehmen zu bleiben, in der Poeſie den Mittelpunkt ſeiner Exiſtenz zu ſuchen, der er doch im höhern Sinn nicht gewachſen iſt? Betrachtet ſich der Kritiker als den Freund des Dichters, ſo wäre es vielmehr ſeine heilige Pflicht, ihn zu warnen, ihn vor allen Dingen aufzufordern, die Poeſie ſo zu betrachten, wie ſie vor hundert Jahren betrachtet wurde, als eine erhebende Beſchäftigung der Mußeſtunden, den Ernſt des Lebens aber anderwärts zu ſuchen! Dieſe undankbare Aufgabe in jedem Fall durchzuführen iſt freilich nicht möglich, aber von Zeit zu Zeit muß man doch ſeinem Gewiſſen Luft machen. Wenn freilich der Dichter ausruft „die Garde ſtirbt, doch ſie ergibt ſich nicht!" ſo iſt nichts weiter dagegen zu ſagen. Jeder Einzelne muß am beſten wiſſen, was ihm frommt. Auch in den vorliegenden Gedichten finden wir mehr Anempfindung als Empfindung, mehr Nachklänge als eigne Melodien, und am gelungenſten ſind daher die bewußten Parodien, ſo z. B. der Geſang an die kritiſchen Nachteulen — denn wie bei den meiſten der gegenwärtigen Dichter iſt auch dem unſrigen die Welt hauptſächlich mit Recenſenten angefüllt.

„Werthe Herren! es gab ſchönre Zeiten
Als die unſern — das iſt nicht zu ſtreiten!
Größere Dichter haben einſt gelebt.
Könnten tauſend Schwätzer davon ſchweigen —
Tauſend Steine würden redend zeugen,
Die in Weimar man vom Boden hebt.
Doch es iſt dahin, es iſt entſchwunden
Dieſes hoch begünſtigte Geſchlecht!
Wir, wir leben, unſer ſind die Stunden —
Und der Lebende hat Recht!"

Einem jener Heroen von Weimar, den wir in dieſem Sinn ſchon öfters angeführt, geben wir auch diesmal für uns das Wort. „Die deutſche Sprache, ſagt Goethe, iſt auf einen ſo hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben iſt, ſowol in Proſa als in Rhythmen und Reimen, ſich dem Gegenſtand wie der Empfindung gemäß, nach ſeinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus folgt nun, daß jeder, welcher durch Hören und Leſen ſich auf einen gewiſſen Grad gebildet fühlt, ſeine Gedanken und Urtheile, ſein Erkennen und Fühlen mit einer gewiſſen Leichtigkeit mitzutheilen weiß. Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzuſehn, daß damit im höhern Sinn noch wenig gethan iſt." „Leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verſchwundene Freuden, Schmachten nach

dem Verlornen, Sehnſucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hinderniſſe jeder Art, Kampf gegen Mißgunſt, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt. Wie ſchwer iſt es daher, dem Talent jeder Art und jeden Grades begreiflich zu machen, *daß die Muſe das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten verſteht.*“

Von der preußiſchen Grenze.

Das neue miniſterielle Organ, die Preußiſche Zeitung, bringt einen Artikel über die Angelegenheiten der Donaufürſtenthümer, deſſen Auffaſſung ſehr weſentlich von der des frühern Miniſteriums abweicht. Auch dieſe veränderte Auffaſſung der auswärtigen Politik begrüßen wir mit Befriedigung, nicht blos weil ſie der Sache ſelbſt entſprechender iſt, ſondern hauptſächlich weil ſie die preußiſchen Intereſſen beſſer vertritt. Denn Preußen kann doch unmöglich ſeine Haltung in dieſer Frage ausſchließlich nach der Rückſicht auf die Walachen oder Rumänen abmeſſen, eine Rückſicht, die ohnehin bei keiner der vier Großmächte vorwiegt, welche dabei ein näheres Intereſſe haben. Es handelt ſich hier um einen europäiſchen Conflict, in welchem Rußland und Frankreich auf der einen, Oeſtreich auf der andern Seite ſteht, und in dieſem Conflict Partei zu nehmen, muß Preußen durch mächtigere Gründe beſtimmt werden, als durch die Berückſichtigung einer Bevölkerung, die es nichts angeht. Die Frage verdient um ſo mehr eine Erörterung, da die Conſtellation vorausſichtlich noch längere Zeit dieſelbe bleiben wird.

Zwar geben wir auf das Kriegsgeſchrei der franzöſiſchen Journale gegen Oeſtreich nicht viel. Im Gegentheil ſind wir eher geneigt, wenn in Paris recht nachdrücklich auf eine beſtimmte Eventualität hingewieſen wird, das Entgegengeſetzte derſelben für wahrſcheinlich zu halten. Allein die Natur der Sache ſelbſt iſt bedrohlich genug. In Italien ſteht der ſardiniſche Staat und mit ihm der überwiegende Theil der Geſammtbevölkerung dieſer Halbinſel in beſtändiger Spannung gegen Oeſtreich. In der Türkei ſind die Intereſſen Rußlands und Oeſtreichs diametral entgegengeſetzt. Das franzöſiſche Volk verlangt eine Beſchäftigung für ſeine Phantaſie, es will die Erinnerung an den älteren Napoleon wieder auffriſchen, und da dem Kaiſer augenſcheinlich daran liegt, einen Punkt zu finden, wo er Ruhm gewinnen kann, ohne in unmittelbaren Conflict mit England zu gerathen, ſo läßt ſich nicht leicht abſehn, wo er dieſen Punkt anders auffinden ſollte, als in einem Conflict mit Oeſtreich, namentlich in Bezug auf Italien. Bei einer ſolchen Dispoſition der Kräfte und Stimmungen kann man keinen Augenblick ſicher ſein, daß nicht durch einen unberechenbaren Zufall ein Krieg herbeigeführt wird, den urſprünglich keiner der Betheiligten gewollt hat. Nicht anders war es bei der großen orientaliſchen Ver-

Digitized by Google

wickelung. Keine der Großmächte, am wenigſten Rußland und England, wollten ernſtlich den Krieg, aber ein übereilter Schritt führte zum andern, und ſo war er endlich nicht zu vermeiden.

Ein Krieg aber, in dem Frankreich auf der einen, Oeſtreich auf der andern Seite die Hauptrolle ſpielten, ließe ſich nicht zu einem blos localen herabſetzen, wie es 1854 der Fall war. Der Schauplatz deſſelben würde der Continent ſein, hauptſächlich Deutſchland, und eine Macht wie Preußen würde ſich nicht neutral halten können.

Ueber die Aufgabe Preußens während einer ſolchen Kriſis gibt es zwei entgegengeſetzte Anſichten, die ſo alt ſind wie die preußiſche Geſchichte überhaupt. Nach der einen Anſicht hat Preußen vor allem ſeine Stellung als Reichsglied im Auge zu behalten, es hat die Aufgabe, gemeinſchaftlich mit Oeſtreich das deutſche Gebiet vor den Uebergriffen der Ruſſen und Franzoſen zu ſchirmen; nach der andern hat Preußen vielmehr die Aufgabe, ſeinen Einfluß oder auch wol ſeinen Beſitzſtand in Deutſchland zu erweitern und jede politiſche Conjunctur zu benutzen, um den gefährlichſten Gegner dieſer Pläne, Oeſtreich, zu ſchwächen. Beide Ideen ſind unter gewiſſen Umſtänden ausführbar, doch wird man leicht begreifen, daß die zweite Auffaſſung nur dann mit Glück verfolgt werden kann, wenn ein energiſcher Wille an der Spitze ſteht, für den es phyſiſch keine Schwierigkeiten und moraliſch keine Bedenken gibt. Friedrich II. iſt durch dieſe Politik groß geworden; unter Haugwitz und Luccheſini führte ſie den Staat an den Rand des Verderbens. Und wenn das jetzt abgetretene Miniſterium, obgleich ſehr beſcheiden und dilettantiſch, in derſelben Richtung arbeitete, ſo war das Reſultat eine allgemeine Schmälerung des preußiſchen Credits nebſt dem freilich unbezahlbaren allgemein bekannten Bonmot des Herrn v. Manteuffel: der Starke geht zurück.

Wenn man alſo die Politik mit Wünſchen und guter Geſinnung allein lenken könnte, ſo würde wol jeder aufrichtige Freund des deutſchen Vaterlandes den preußiſchen Staatsmännern die erſte Eventualität empfehlen. Dieſe Politik hat einen ſoliden zuſammenhängenden Charakter, jede andre Politik iſt, gelind ausgedrückt, ein Hazardſpiel. Um mit Verbündeten, wie Rußland und Frankreich, einen realen Gewinn zu erzielen, muß man nicht blos ſehr viel diplomatiſche Geſchicklichkeit beſitzen, ſondern auch frei ſein von Rückſichten jeglicher Art.

Aber die Anhänger der öſtreichiſchen Allianz vergeſſen immer, daß zu jedem Bunde zwei gehören. Oeſtreich iſt in den letzten Jahren ſehr freigebig mit Anforderungen geweſen, die es an Preußen machte, es hat aber nicht die geringſte Gegenleiſtung in Ausſicht geſtellt. Die öſtreichiſchen Staatsmänner haben das Verhältniß ganz einfach ſo aufgefaßt, daß der Staatencomplex des deutſchen Bundes ein organiſches Ganze bilden ſolle, deſſen Bewegungen nach außen hin ausſchließlich von dem erſten Staat des Bundes, von Oeſtreich, zu lenken ſeien. Der erſte Schritt zu dieſer organiſchen Einheit wäre die Ausdehnung des Zollvereins über Oeſtreich d. h. gemeinſame Finanzverwaltung der beiden deutſchen Großſtaaten.

Es gehört eine verzweifelte Naivetät dazu, von den preußiſchen Staatsmännern das Eingehn in ſolche Pläne zu erwarten. Dieſe Naivetät finden wir z. B. in einer neu erſchienenen Broſchüre: Die Aufgaben deutſcher Politik, Oeſtreich und Preußen (Frankfurt a. M. Brönner). Der Verfaſſer, der die Prämiſſen mit vielem Scharfſinn entwickelt, und die Schwierigkeiten, die ſich einem organiſchen Bündniß

zwiſchen Oeſtreich und Preußen entgegenſtellen, ganz richtig durchſchaut, endigt mit der überraſchenden Wendung: Preußen möge ſich nur unbedingt an Oeſtreich anſchließen, es werde ſich ſchon alles machen. Freilich hat er auch in Bezug auf die Thatſachen ſehr überraſchende Viſionen; ſo findet er z. B. in der Regierung, die das Concordat abgeſchloſſen, eine beſondere Neigung zur religiöſen Freiſinnigkeit und zur Duldung gegen den Proteſtantismus.

In dieſer Weiſe faſſen wir das Bündniß mit Oeſtreich, das im Uebrigen auch uns wünſchenswerth erſcheint, nicht auf. Um eine würdige und nützliche Allianz einzugehn, muß der preußiſche Staat vollkommen frei und unabhängig in ſeinen Bewegungen ſein. Weit entfernt, ſich einem deutſch-öſtreichiſchen wirthſchaftlichen Verein unterzuordnen, muß er auch noch das Band löſen, mit welchem der Zollverein in ſeinen gegenwärtigen Formen ſeine Bewegungen einengt; die Staaten von Süd- und Mitteldeutſchland müſſen erkennen, daß Norddeutſchland ſich in wirthſchaftlicher Beziehung unabhängig zu conſtituiren vermag, und daß durch eine Trennung der Süden am meiſten leidet. Weit entfernt, ſich der öſtreichiſchen Politik in Italien und der Türkei willenlos unterzuordnen, darf Preußen dem ſtammverwandten Kaiſerſtaat ſeine Unterſtützung nur unter der Bedingung zuſichern, daß dieſer ſeinerſeits für die Intereſſen Preußens eintritt. Wir halten es aber auch nicht für unmöglich, mit Oeſtreich auf dieſe Bedingungen zu unterhandeln. So entſchieden wir das rückſichtsloſe Auftreten der öſtreichiſchen Staatsmänner gegen Preußen mißbilligen, ſo können wir es doch der Haltung des Miniſteriums Manteuffel gegenüber begreifen und ſelbſt entſchuldigen. Wenn man mit jemand zu thun hat, der nie mit Beſtimmtheit weiß, was er will, der den Degen nur aus der Scheide zieht, um ihn gleich wieder einzuſtecken, ſo iſt man nur zu leicht in Verſuchung, ihn zu brüskiren oder mit ihm zu ſpielen. Schon jetzt iſt der Credit Preußens ein ganz anderer, das lieſt man ſelbſt aus den öſtreichiſchen Blättern heraus, und wenn man dieſen Credit nur aufrecht erhält, ſo wird das viele unnöthige Ausgaben erſparen.

Wir haben in unſerm vorigen Brief auf die leidenſchaftliche Sprache aufmerkſam gemacht, mit der ſich die bamberger Blätter über die neue Wendung der Dinge in Preußen ergehn; wir haben die Kreuzzeitung weſentlich davon unterſchieden und bemerkt, daß dieſes Blatt zuweilen fühle, wie die Ehre des preußiſchen Adels mit der Ehre Preußens eng verknüpft ſei. Die Kreuzzeitung gibt uns in dieſer Beziehung durch Wort und That ein Dementi; ſie erklärt ſich mit Bamberg vollkommen einverſtanden, was wir bedauern — aber nicht unſertwegen. Freilich konnten wir ſchon aus der Haltung hochconſervativer Wahlmänner den Polen gegenüber die bedenklichſten Folgerungen ziehn. Der Haß gegen den Liberalismus geht alſo bei unſern Tories ſo weit, daß ſie ſich ſelbſt mit denjenigen verbinden, die ſie bisher für die gefährlichſten Feinde Preußens ausgaben; warum alſo nicht auch mit Bamberg? —

Grund zur Unzufriedenheit haben ſie in der That, denn auf Herrn von Weſtphalen ſind noch manche andere Lieben gefolgt, Herr v. Kleiſt-Retzow, vor allem aber Herr Peters, deſſen Andenken wir hiermit eine tiefgefühlte Thräne widmen. In völlige Vergeſſenheit darf er nicht verfallen, denn er vertritt in zu deutlichen Farben ein erhebliches Stück preußiſcher Geſchichte. Eine Revue rétrospective der

Reaction dürfte überhaupt bald am Ort ſein. — Von dieſem unerfreulichen Gegenſtand wenden wir uns an die Wahlrede des Grafen Schwerin, der in ſeiner ſchlichten, klaren und wohlwollenden Weiſe über die neue Parteibildung genau das ausgeſprochen hat, was wir ſelber als das Nothwendige bereits mehrfach dargeſtellt haben, und dem wir uns daher in allen Punkten anſchließen. † †

Literatur.

Chemiſche Briefe von Juſtus von Liebig. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 2 Bände. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winterſche Verlagshandlung 1859. — Dieſe neue Auflage iſt eine beträchtlich vermehrte, indem außer verſchiedenen Erweiterungen der bekannten Briefe nicht weniger als 19 neue hinzugekommen ſind. Letztere beſprechen das Studium der Naturwiſſenſchaften, den Kräftewechſel in der unorganiſchen Natur, den Eigenſchaftswechſel der Körper, den Materialismus, die Frage, ob Selbſtverbrennung möglich ſei und dann in längerer Reihenfolge die Stellung und Bedeutung der Chemie für die Landwirthſchaft. Die Möglichkeit der ſogenannten Selbſtverbrennung wird entſchieden in Abrede geſtellt. Die Vertheidiger des Materialismus erklärt der Verfaſſer für Dilettanten. Nur die mangelhafte Kenntniß der anorganiſchen Kräfte ſei der Grund, weshalb von manchen die Exiſtenz einer beſondern in dem organiſchen Weſen wirkenden Kraft geleugnet und den unorganiſchen Kräften Wirkungen zugeſchrieben würden, die ihrer Natur entgegengeſetzt ſeien. Eine jede chemiſche Verbindung ſetze drei Urſachen voraus, immer ſei es die formenbildende Kraft der Cohäſion oder Kryſtalliſation, welche unter Mitwirkung der Wärme die chemiſche Affinität in ihren Aeußerungen regele, die Ordnungsweiſe des Kryſtalls und damit ſeine Eigenſchaften bedinge. Im lebendigen Körper komme eine vierte Urſache hinzu, durch welche die Cohäſionskraft beherrſcht werde, durch welche die Elemente zu neuen Formen zuſammentreten, neue Eigenſchaften erlangen, Formen und Eigenſchaften, die außerhalb des Organismus nicht beſtehen. „Wenn es wahr iſt, daß in der anorganiſchen Natur eine Cohäſionskraft formenbildend beſteht, ſo iſt es ebenſo wahr, daß in den Organismen eine Kraft wirkt, eine Urſache der Bewegung und des Widerſtandes, welche der Cohäſionskraft entgegentritt, welche die Wirkungen des Sauerſtoffs und die ſtärkſten chemiſchen Anziehungen aufhebt oder umkehrt.“ — „Die unorganiſchen Kräfte ſchaffen immer nur Unorganiſches, durch eine in dem lebendigen Leib wirkende höhere Kraft, deren Diener die unorganiſchen Kräfte ſind, entſteht der organiſche, eigenthümlich geformte, vom Kryſtall verſchiedene und mit vitalen Eigenſchaften begabte Stoff.“ — „Es haben manche Philoſophen behauptet, das Leben ſei wie die Materie von Ewigkeit dageweſen. Die exacte Naturforſchung hat bewieſen, daß die Erde in einer gewiſſen Periode eine Temperatur beſaß, in welcher alles organiſche Leben unmöglich iſt. Sie hat bewieſen, daß das organiſche Leben auf Erden einen Anfang hatte.“ — „Die Dilettanten behaupten, die Gedanken ſeien Producte des Stoffwechſels des Gehirns, ſo wie die Galle ein Product des Stoffwechſels der Leber. Aber die exacte Phyſiologie weiß bis jetzt nichts von den Beziehungen, in welchen die Galle, das Secret, zu dem Stoffwechſel der Leber, des Secretionsorgans, ſteht, und was die Chemie darüber erforſcht hat, beweiſt, daß die Elemente der Galle in keiner Beziehung zu denen der Leber ſtehen. So wie die Harfe tönt, wenn ihre Saiten der Wind bewegt, ſo denkt das Gehirn durch den Stoffwechſel, ſo hört das Ohr, ſo ſieht das

Auge; aber das Gehirn an ſich denkt keine Gedanken, das Ohr hört nicht die Muſik, das Auge ſieht nicht die leuchtende Sonne, den grünen Baum, es empfindet nicht die Sprache des Augenpaares, was ihm Liebe zuſtrahlt; die Nerven fühlen keinen Schmerz, keinen Wechſel der Temperatur, nichts Hartes oder Weiches, nichts Rundes oder Scharfes, der geiſtige Menſch iſt nicht das Product ſeiner Sinne, ſondern die Leiſtungen der Sinne ſind Producte des intelligenten Willens im Menſchen.“ In dieſer Weiſe ſtellt der berühmte Naturforſcher die Behauptungen der Materialiſten als das dar, was ſie ſind, als „künſtlich beleuchtete Nebel“, als Ergebniſſe von Spaziergängen an den Grenzen der Gebiete der Naturforſchung, als Seitenſtücke zu den wandernden und redenden Tiſchen.

Ueber den Zweck der 14 neuen agriculturchemiſchen Briefe ſagt der Verfaſſer: „Ich wünſche die gebildeten Männer der Nation mit den Grundſätzen bekannt zu machen, welche die Chemie in Bezug auf die Ernährung der Pflanzen, auf die Bedingungen der Fruchtbarkeit der Felder und die Urſachen ihrer Erſchöpfung ermittelt hat, und wenn ich glücklich genug bin, die Ueberzeugung von ihrer Wichtigkeit und ihrer hohen nationalökonomiſchen Bedeutung in einem weiteren Kreiſe zu verbreiten und zu befeſtigen, ſo ſcheint mir eine Aufgabe meines Lebens erfüllt.“ Wie nothwendig eine ſolche Kenntniß ſei, wird in dem Vorwort ausführlich gezeigt. Es erkennt die in den letzten Jahrzehnten in der Landwirthſchaft gemachten großen Fortſchritte an, ſagt aber, daß dieſe Fortſchritte ſich im Weſentlichen auf Verbeſſerungen in der Praxis, im techniſchen Betrieb beziehen. Sie bahnten die neue und höhere Entwickelungsſtufe unſrer Tage an, die der wirkſamen Anwendung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe. In allen techniſchen Gewerben und vorzüglich in der Landwirthſchaft geht dieſer Anwendung der Wiſſenſchaft naturgeſetzlich eine Vervollkommnung der Technik voraus. Erſt wenn die Technik nicht mehr ausreicht, fragt man nach der Wiſſenſchaft. Wie das aber bei einem Uebergang in ein neues Stadium ſtets geſchieht, iſt in den letzten Jahren ein Widerſtreit der Technik mit der Wiſſenſchaft geführt worden. Erſtere konnte mit den ungewohnten Hilfsmitteln, welche die andere bot, nicht zurechtkommen und ſo ſollten ſie werthlos ſein. Dieſer Streit wird dann aus dem Charakter der verſchiedenen Claſſen von Landwirthen und der landwirthſchaftlichen Literatur erklärt, welche letztere vorzugsweiſe für den großen Gutsbeſitzer geſchrieben ſei und deſſen Meinungen und Bedürfniſſen ſich anpaſſe. So biete ſie keine Hilfe für den kleinen Landwirth, für den Bauer, für den, der wenig oder kein Capital zur Anſchaffung künſtlicher Düngemittel, kein gutes Ackerland, keine Wieſen, nur einen unzureichenden Viehſtand und darum wenig oder keinen Stalldünger beſitze, und ſo fänden in ihr die, welche Handelsgewächſe, Tabak, Hopfen, Flachs und Wein bauten, keine Belehrung über das Weſen ihres Betriebes, ſondern nur unzureichende, für gewiſſe Oertlichkeiten paſſende Vorſchriften. Die Wiſſenſchaft aber ſolle Gemeingut aller ſein, ſolle allen Hilfsbedürftigen und Hilfeſuchenden helfen und das geiſtige Vermögen der Armen und Reichen vermehren, die reinen Sinns die Wahrheit wollen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVIII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt ſich zur Pränumeration auf denſelben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Poſtämter Beſtellungen annehmen.

Leipzig, im December 1858. **Fr. Ludw. Herbig.**

Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Jeſuiten und Judenkinder
um 1693.

Die Mortara-Angelegenheit beſchäftigt ſeit einigen Monaten die geſammte zeitungslesende Welt. Der Fall iſt wohl geeignet, den Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt bemerkbar zu machen. Die päpſtliche Regierung ſteht als Beſchützerin eines ruchloſen Bekehrungseifers in grellem Gegenſatz zu der öffentlichen Meinung; Millionen Chriſten aller Confeſſionen nehmen Antheil an dem Eingriff in die Rechte einer einzelnen Familie; zahlreiche Petitionen werden wie in England und Frankreich, ſo auch im proteſtantiſchen Deutſchland verfaßt; diplomatiſche Acte und öffentliche Aeußerungen einiger Staatsregierungen ſind nöthig geworden. Solch allgemeiner Antheil an dem Schickſal eines jüdiſchen Kindes iſt bei uns erſt ſeit kurzem möglich. Humanität und Sittlichkeit haben erſt ſeit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts die confeſſionelle Beſchränktheit überwunden und die Tagespreſſe hat erſt in dieſem Jahrhundert ihre gewaltige Ausbildung erhalten, und trägt mit einer früher ungeahneten Schnelligkeit die Thatſachen und das Urtheil darüber um den ganzen Erdkreis. Sie, ſowol der Ausdruck, als die Erzeugerin einer öffentlichen Meinung, die Beſchützerin der Schwachen, der mächtigſte Anwalt der Unterdrückten, hat überall, wo ſie zu kräftigem Gedeihen gelangt iſt, ähnliche Gewaltthaten unmöglich gemacht.

Was hier mitgetheilt wird, ſind kleine Züge aus einer Periode, welche nur fünf bis ſechs Generationen vor uns liegt. Es ſind freudenloſe Zuſtände, klägliche Verirrungen, aber es iſt aus ihnen Einiges von allgemeinem Intereſſe zu lernen.

Am Ende des 17. Jahrhunderts war die Lage der Juden nur wenig beſſer als in dem roheſten Mittelalter. Seit ſehr alter Zeit war ihre rechtliche Stellung ebenſo voll von Widerſprüchen, wie ihre ſociale. Von der Kirche wurden ſie verabſcheut und verdammt, im geſchäftlichen Verkehr waren ſie unentbehrlich und viel geſucht, ihre ſtaatlichen Rechte waren dem Buch-

ſtaben nach durchaus nicht ungünſtig für ihr Gedeihen, in der Wirklichkeit blieben ſie den ärgſten Verfolgungen und Erpreſſungen ausgeſetzt. Unter den deutſchen Beamtendespotien, welche ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege ausbildeten, fanden ſie kaum größeren Schutz vor der Wuth des fanatiſchen Pöbels, und ihre geiſtlichen Anfechtungen wurden noch ärger. Zwar der Proteſtantismus, damals ſchwach und verkümmert, kränkte ſie mehr durch abſtoßenden Hochmuth, als durch ſeine Bekehrungskünſte. Denn noch in ſeiner orthodoxen Erſtarrung machte er höhere Anforderungen an den ſittlichen Ernſt ſeiner Bekehrten, als die Prieſterſchaft der alten Kirche. Um ſo eifriger war eine neue Richtung des Katholicismus, das Jeſuitenthum, Ketzer und Ungläubige in Maſſen zu taufen. Und in den Landſchaften, wo ſich die Väter der Geſellſchaft Jeſu feſtgeſetzt hatten, nahm eine Bekehrungswuth überhand, welche die gewaltthätigſten Eingriffe in das Familienleben nicht ſcheute. Beſſer gedieh damals den Juden Handel und Erwerb, ja ſeit dem weſtphäliſchen Frieden war für ſie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Ruin alter Handelshäuſer zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverſchlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfniſſe der großen und kleinen Territorialherren begünſtigten eine vielſeitige Thätigkeit des jüdiſchen Geſchäftes, welches durch ganz Deutſchland gewandte Werkzeuge und von Konſtantinopel bis Cadix Gaſtfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zuſammenhang der Juden für den deutſchen Handel in einer Zeit hatte, wo ſchlechte Wege, ſchlechte Zölle und eine ſehr unwiſſende Geſetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, iſt noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In unermüdlicher Thätigkeit gruben ſie wie Ameiſen überall ihre geheimen Wege durch das morſche Holz des römiſchen Reichs, lange bevor die Briefpoſt und Waarenſpedition ihr großes Netz über die Landkreiſe gezogen hatten, beſtanden ihre ſtillen Verbindungen für Brief- und Waarentransporte. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Agenten zwiſchen Amſterdam und Frankfurt, Prag und Warſchau hin und her, Wechſel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja im eigenen Leibe verbergend; auf Seitenwegen, durch berüchtigte Herbergen, die jeder chriſtliche Kaufmann fürchtete, ſchlich der hilfloſe Jude aus einem deutſchen Gebiet in das andere, dort tauſchte er einem Münzmeiſter altes Geld gegen neugeprägtes ein, hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für ſeine Gegner, die geiſtlichen Herren, dort ſchmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgeräth durch ein feindliches Territorium, hier geleitete er einen großen Transport feiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Meſſe von Frankfurt, er allein befähigt durch Schmeichelei, Beſtechung und Branntwein die Habſucht der ſlaviſchen Adligen zu überwinden. So waren die Juden damals im Verhältniß zu den Chriſten wahrſcheinlich

reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigenthümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher als jetzt. Sie hatten ſchützende Freunde am Kaiſerhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papſtes, ſie hatten eine Ariſtokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenoſſen noch hoch reſpectirt wurde und bei Brautfeſten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Paolo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht, oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauſcht hatte. Auf der Straße aber trug der Jude noch die ſchimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reiche eine gelbe Cocarde an ſeinem Rocke, in Böhmen die ſteife blaue Halskrauſe. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Chriſten, aber er lebte in den meiſten größeren Städten noch zuſammengedrängt in beſtimmten Straßen oder Stadttheilen, von geiſtlichem und weltlichem Pöbel gehaßt, verlacht und geſchmäht. Keine deutſche Judengemeinde war damals größer und feſter organiſirt als die zu Prag. Sie war vielleicht die älteſte in Deutſchland; ſagenhafte Traditionen, die immerhin beachtenswerth ſind, führen ſie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Bis in unſere Tage haben ſich dort Erinnerungen an eine mehr als tauſendjährige leidenvolle und emſige Vergangenheit erhalten. Selten verſäumt ein Reiſender die engen Gaſſen der Judenſtadt zu beſuchen, wo die kleinen Häuſer, wie Bienenzellen aneinander gedrängt, einſt den größten Reichthum und das größte Elend des Landes umſchloſſen, und wo der Todesengel ſo lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhof jeder Zoll Erde zu Menſchenaſche wurde. Auf engem Raum hauſten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an 6000 fleißige Menſchen, der große Geldhändler wie der ärmſte Trödler und Laſtträger in feſter Genoſſenſchaft und gemeinſamen Intereſſen eng verbunden, durch ihre Induſtrie und unermüdliche Speculationen dem verarmten Lande unentbehrlich und doch in einem fortwährenden Krieg gegen die Sitten, die Roheit und den Fanatismus des neu bekehrten Königreichs. Denn damals lebte die dritte Generation des neuen Böhmens, welches ſich die Habsburger nach der Schlacht am weißen Berge durch Blutgerichte, maſſenhafte Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeſchlechter waren ausgerottet, ein neuer kaiſerlicher Adel fuhr in vergoldeten Carroſſen durch die ſchwarze Huſſitenſtadt, die alte bibliſche Wiſſenſchaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchprieſter und der böhmiſchen Prädicanten waren Jeſuitenpatres und ihre Zöglinge getreten, wo einſt Huß die Lehre Wiklefs vertheidigt, und Ziska die Lauheit der Altſtädter geſcholten hatte, erhob ſich jetzt triumphirend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volke von ſeiner

Digitized by Google

Vergangenheit geblieben, als die düſtern Steine der Königsſtadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu finſterem Fanatismus, welcher jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus ſolcher Zeit iſt uns eine kleine Schrift geblieben*), welche zwei von den prager Berühmtheiten des Jeſuitenordens, die Patres Eder und Chriſtel, der erſte lateiniſch verfaßt, der zweite ins Deutſche übertragen haben; beide Verfaſſer auch ſonſt bekannt, der zweite als ein eifriger aber geſchmackloſer deutſcher Poet. Aus dieſer Schrift iſt der folgende Bericht entnommen. Bei der Weitſchweifigkeit und Unbehilflichkeit des Jeſuitendeutſch war ein wortgetreuer Abdruck unthunlich, doch gibt der Auszug, ſo treu als hier möglich, die Worte des Originals und das Charakteriſtiſche des Ausdrucks wieder. Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

— So ſind in wenigen Jahren von einem einzigen Prieſter unſerer Societät in der akademiſchen Salvatorkirche des Collegii der Geſellſchaft Jeſu 170 Perſonen jüdiſchen Standes durch das heilbringende Taufwaſſer gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder ſonderbare Neigung zum chriſtlichen Glauben erwähnen. Auf der zinkower Herrſchaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete ſie zufällig einem katholiſchen Prieſter, dem ſie antrug ihr Kind anzuſchauen, indem ſie den Schleier von deſſen Geſichtlein abſtreifte, nicht ohne ſich zu berühmen, daß ſie ein dermaßen wohlgeſtaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Prieſter wurde durch dies ebenſo ungereimte als unerwartete Vertrauen angemuthet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu ſegnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die Mutter ſelbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im Uebrigen aber der göttlichen Vorſicht überlaſſen ſollte. Und ſiehe dieſe kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, ſo hielt ſie ſich alsbald zu chriſtlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn ſie niederknieten, ihre Knielein, ſang mit den Singenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graſte mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zuſammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunſer und den engliſchen Gruß, wie auch den Glauben aufſagen, mit einem Wort, ſie machte ſich in chriſtlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig getauft zu werden. Die hoch und wohlgeborne Gräfin von Zinkow, um dieſes Mägdleins Begehren

*) Der vollſtändige Titel lautet: Mannhaffte Beſtändigkeit des zwölfjährigen Knabens Simons Abeles, welche er, um den Chriſtlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Jhn Lazarus Abeles, ſein Jüdiſcher Vatter, aus Haß des Glaubens, zu Prag 21 Hornung im Jahr 1694 grauſam ermordet. Lateiniſch beſchrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. Ins Deutſche überſetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomaeo Christelio. Prag 1694.

zu erfüllen, führte die Frohlockende in ihrem Wagen mit ſich nach Prag, auf daß ſie allda außerhalb der Eltern Angeſicht ſicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch ſo geraume Zeit ihre Anſchläge behutſam geheim gehalten hatte, bejammerten ſie ſchmerzlich, daß ihre Tochter eine Chriſtin war, und waren auf den Prieſter, der ſie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen geſegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm ſchrieben ſie die ganze Zuneigung des Kindes zum Chriſtenthum zu.

Durch welche Ränke aber der Juden Treuloſigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich ſelbſt unlängſt erfahren, als mir zum erſten Mal ein Glaubenslehrling vom Judengeſchlecht, Samuel Metzel, zur Belehrung überwieſen wurde. Als Vater von vier noch unmündigen Kindern hat dieſer ſich eifrig und viel bemüht, ſelbige alle, ein wahrer Israel, aus dem Aegypten der Judenſtadt mit ſich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Roſina Metzelin, ſeine Ehegattin, die damals noch großen Abſcheu vor dem chriſtlichen Glauben hatte, nicht Folge leiſten; und weil ſie beobachtete, daß ihr vier Kinder zugleich entzogen wurden, war ihr dieſer Kinderraub, wie einer Löwin der Verluſt ihrer Jungen, ſchwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das biſchöfliche Ehegericht, wo ſie wenigſtens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil ſie ihr, der Mutter, vor der Geburt beſchwerlich, bei der Geburt ſchmerzlich und nach der Geburt mühſam zu erziehen geweſen ſeien. Das hochweiſe erzbiſchöfliche Amt aber gab das Urtheil von ſich, daß dem Mann, der nächſtens getauft werden ſollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr als ſich ſagen und glauben läßt, den Verluſt überaus kläglich bejammert und da ſie beſorgte, daß ſie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war ſie emſig beſliſſen, die Zeit ihrer Niederkunft vor den Chriſten zu bergen. Deshalb beſchloß ſie vor allem, ihre bisherige Herberge, die dem Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es iſt aber kein Rath wider den Herrn! Der Vater kam durch ſein unſchuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beſtändig in eines Chriſten Behauſung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutſam eingelaſſen wurde. Auf dieſe Kundſchaft habe ich der Altſtadt Prag wohlbeſtallten Kaiſerrichter erſucht, welcher ſeinen Amtsſchreiber unverweilt in das Geburtshaus abfertigte, um von der Kindbettin, und im Fall dieſe ſich weigern würde, von den Aelteſten des Judenvolks, das neugeborene Kind, als dem nunmehr getauften Vater zuſtändig, herauszubegehren. Weil aber die argliſtigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung ſich nicht verſtehn wollten, wurde zu der jüdiſchen Wöchnerin eine chriſtliche Hebamme beordert, ob dieſe durch einen weiblichen gottſeligen Fund

das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Dieſe Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne chriſtliche Matronen. Als Anführerin die durch männliche Gottſeligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Waſſer und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieſer Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Cardinal und Erzbiſchof von Prag 1484 in unſerer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenſchaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus anderen Geſchlechtern dem Beiſpiel des Wenzeslaus folgend, in demſelben Jahre das Judenthum abgeſchworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in ſeinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihren Tandelmarkt vorbeigehen mußten, das Bildniß des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausſtellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeſchmeiß höchſt verhaßt und wurde oft mit Schmach und Spottreden angefallen. Als er nun einſt ſeiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tage in die Teynkirche ging, wohin ihm ſein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Piſtolkugeln tödtlich verwundet wurde, ſo daß er am fünften Tag darauf gottſelig ſein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen geweſen war, die Mörder nahmhaft zu machen. Der Rädelsführer derſelben wurde ſpäter ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als ſein eigener Henker, ſich ſelbſt durch den Strick um. Des Getödteten Witwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottſeligen Frauen, nun nicht im Stande, ſich zu der jüdiſchen Kindbettin unvermerkt einzuſchleichen, weil die Hebräer mit ihren ſcharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick rotteten ſich viele derſelben zuſammen und drängten ſich mit in das Zimmer der jüdiſchen Sechswöchnerin. Es ließ ſich aber Ludmilla durch ihre Anweſenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abſchrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwaſſer der chriſtlichen Hebamme, und forderte ſie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwiſchte das Kind und taufte das Neugeborne. Die Kindbettin aber ſprang raſend aus dem Bette und riß ihr das Kind mit heftigem Geſchrei gewaltthätig aus den Händen. Sofort fand ſich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr chriſtliche Söhnlein von der Mutter abzuſondern. Da aber dieſe gleichſam raſend das Kind ſo feſt in ihren Armen umſchloſſen hielt, daß man zu beſorgen hatte, es möchte eher erdrückt, als ihr entwunden werden, begnügte ſich der verſtändige Stadtrichter damit, den verſammelten ältern Juden ſtreng zu verbieten, daß ſie das Kind nicht zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Excellenz, Hrn. Reichsgrafen von Sternberg, Oberſt-Burggrafen des Königreiches Böhmen geboten, daß dieſes fünfte Kind dem Vater ausgehändigt werden ſollte. Nicht lange darnach ergab ſich auch die dem

Judenthum hartnäckig zugethane Mutter, und wurde getauft. Dies zur Einleitung. —

Der jüdiſche Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moſes Abeles, welcher der Judenſchaft viele Jahre als Primas vorgeſtanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an dieſem Knaben eine beſondere Gemüthsneigung zum Chriſtenthum verſpürt. Wo er konnte, ſonderte er ſich von jüdiſcher Jugend ab und geſellte ſich Chriſtenknaben zu, ſpielte mit ihnen und beſchenkte ſie, um ihr Wohlwollen zu erwerben mit ſüßen Leckerbiſſen, die er am väterlichen Tiſch zuſammengebracht hatte; der jüdiſche gekrauſte Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl geſtärkt, ringförmig um den Hals tragen und ſich dadurch hier in Böhmen von den Chriſten unterſcheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht ſeiner Vernunft heller wurde, erkundigte er ſich bei jeder Gelegenheit nach den chriſtlichen Geheimniſſen. Es begab ſich, daß er von ſeinem Vater, einem Handſchuhhändler, in Geſchäften mehrmals nach dem Haus eines Chriſten, des Handſchuhmacher Chriſtoph Hoffmann geſchickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren koſtbarer und wegen künſtlicher Malerei anſehnlicher waren, und forſchte begierig die chriſtlichen Inwohner aus, was unter ſelbigen Bildern zu verſtehen ſei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Chriſtus, durch ein anderes die Mutter Chriſti, die wunderthätige Gottesgebärerin von Buntzel (Bunzlau), durch jenes der heil. Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen ſeufzend aus: O daß ich ein Chriſt werden könnte! Ueberdies bezeugte ein Jude, Rebbe Liebman genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Chriſten zugebracht und ſich im väterlichen Hauſe nicht eingeſtellt habe. Viele nun hielten dafür, daß ſolche Zuneigung zum Chriſtenthum einen übernatürlichen Urſprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm ſchon in der Wiege von einem Chriſten eingedrückt worden ſei. Als man ſpäter dieſem ausgeſprengten Gerücht emſig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präceptor, Stephan Hiller, einſt zu Lazarus Abeles geſchickt worden ſei, eine Geldſchuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und daſſelbe in innerlicher Herzensregung mit elementariſchem in der Nähe befindlichem Waſſer getauft habe. Auf Nachforſchung des hochehrwürdigen erzbiſchöflichen Conſiſtoriums ſagte dieſer Präceptor, welcher jetzt eine Kaplanſtelle bekleidete, aus, daß er nicht wiſſe, ob das Kind des Lazarus Söhnlein geweſen ſei; ja ſeinem Dafürhalten nach wäre ſelbiges vielmehr einem jüdiſchen Schneider zugehörg geweſen. Durch ſolche Ausſage blieb dieſer wichtige Umſtand zweifelhaft.

Nachdem ſich durch etliche Jahre in Simons Gemüth die ſtandhafte Zuneigung zum Chriſtenthum ſo vergrößert hatte, daß ſie von Einheimiſchen

deutlich bemerkt wurde, und der ſchlaue Knabe wol vorausſah, daß die Eltern und Blutsverwandten keine Mühe ſparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hauſe und ſeiner jüdiſchen Freundſchaft zu entfliehn, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun den 25. des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Raſttag in der Judenſchule hielt, begab ſich der Sohn in ein der Judenſtadt nahe gelegenes Chriſtenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am ſelben Abend den Johannes Tanta zu ſich berufen, einen vor mehren Jahren mit ſeinem ganzen Geſchlecht bekehrten Juden, den er ſchon durchs Gerücht als einen eifrigen Mann und emſigen Anführer zum chriſtlichen Glauben kennen gelernt hatte. Denn dieſer Mann, öfter ſein Leben in Gefahr ſtellend, hatte Juden, die nach dem chriſtlichen Glauben verlangten und ihre neugetauften Kinder aus der Judenſtadt herausgezogen, in unſer Collegium S. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich geweſen, hatte ſolchen, die nicht leſen konnten, geiſtliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Chriſti mit ſonderlicher Andacht ſtundenlang vorgeleſen, und fand ſeine beſte Freude darin, wenn er ſah, wie ſie durch die h. Taufe abgewaſchen wurden. Dieſem nun eröffnete Simon ſein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn ins Collegium der Societät Jeſu führen wolle. Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem chriſtlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdiſcher Art geſchorenen Kopf mit einer Perücke und führte ihn über den altſtädter Platz ins Collegium. Mitten auf beſagtem Platz ſteht aus einem einzigen Steine gehauen das große, reich übergoldete Bildniß der ſeligſten Gottesgebärerin. Johannes erklärte ſeinem chriſtlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildniß die Himmelskönigin und die beſonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief ſeinen ganzen Leib und empfahl ſich mit gottſeligem Seufzen der ſeligſten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte er ſich zu ſeinem Anleiter und redete ihn ſo an: Wenn dies mein Vater ſähe, ſtracks würde er mich umbringen. So erreichten ſie unſer Collegium Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Thore berufen war, ſein Verlangen mit ungemeiner Beredſamkeit vor, zugleich begehrte er mit ſo hitzigem Eifer, im chriſtlichen Glauben unterwieſen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich ſtellte den Knaben noch denſelben Abend dem ehrwürdigen Pater Rector des Collegiums vor. Es ſah faſt ſo aus, als befände ſich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jeſus, unter den Schriftgelehrten, indem er verſchiedene Fragen wohlberedt, ſcharfſinnig und mit einem Urtheil, welches ſein Alter überſtieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, ſein ſpäter Eintritt errege den

Digitized by Google

Verdacht, daß er in der Judenſtadt ein Laſterſtücklein begangen hätte und in dem geiſtlichen Haus eine Zufluchtſtätte ſuche, antwortete Simon mit heiterm Angeſicht: hat man Argwohn wegen einer Miſſethat, ſo forſche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenſtadt gewöhnlich iſt. Wäre ich mir einer Laſterthat bewußt, ſo hätte ich mehr Hoffnung unter Juden ungeſtraft zu bleiben, als unter den Chriſten, denn ich bin ein Enkel des Moſes Abeles, ihres Primators. Als man ihm aber wieder zuſetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Chriſten eine Perücke, ein Deglein und alamodiſche Kleider zu tragen, machte der Knabe ein ſaures Geſicht und ſprach: ich muß bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Uebrigens verlange ich unter den Chriſten in keiner Kleidertracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden ſein. Nachdem er ſolche ernſthafte Antwort von ſich gegeben, fing er an die Handſchuh von den Händen abzuſtreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perücke vom Kopf zu reißen und das ſaubere Oberröcklein aufzuhefteln, entſchloſſen, ſo es nöthig wäre, dem entblößten Jeſus unbekleidet nachzufolgen. Durch ſolche unerwartete Antwort und heldenhaften Entſchluß zur Armuth, trieb er den Anweſenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde, ſich wieder anzukleiden, zog er ſich bald wieder an und bezeugte mit gewichtigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, ſich aber den Chriſten zugeſelle, um ſich ſeines Heils zu verſichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich ſei, ohne Glauben ſelig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube nothwendig ſei, das ewige Leben zu erwerben, ſprach er ſieben oder acht Mal: Gott, Gott, Gott allein, wobei er ebenſo oft ſeufzte und mit beiden Händen auf ſeine Bruſt ſchlug. Jetzt trat er bald zu dieſem, bald zu jenem Prieſter, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: Patres verlaſſet mich nicht, verſtoßet mich nicht, ſchicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiſet mich geſchwind, geſchwind, und (als ahnte und ſchwebte ihm das anſtehende Uebel vor) taufet mich geſchwind. Als nun Simon die Verſicherung bekam, daß er den Lehrlingen im chriſtlichen Glauben beigezählt werden ſollte, ſchlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle ſeine Rede ging ihm ſo reif und beſcheiden, hurtig und ohne alles Stammeln vom Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, ſo daß ſich einer von den vier anweſenden Prieſtern mit Verwunderung zum andern wandte und lateiniſch fragte: dieſer Knabe hat ein Mundwerk und Verſtand, wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über ſein Alter.

Unterdeß war die finſtere Nacht herangekommen, da aber für dieſes neue Nicodemerlein keine bequeme Nachtſtätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerſtreben meines Gemüthes in das Chriſtenhaus, aus welchem

er hergeführt worden war, wieder zurückgelaſſen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieſer wurde an die Pforte des Collegiums gerufen und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächſten Morgen in aller Früh wieder in dem Collegium ſtellen ſolle, damit man ihn mit einer ſichern Wohnung verſorge.

Unterdeß nahm Lazarus die Abweſenheit des Sohnes wahr; da er ihn weder bei Freunden, noch bei andern Juden fand, fällte er bei ſich das ſichere Urtheil, daß ſein Sohn zu den Chriſten übergegangen ſei. Am Sonntag früh verfügte ſich Lazarus in jenes Chriſtenhaus des Handſchuhmachers Hoffmann. Er fand dieſen nicht zu Hauſe, hielt mit dem Verluſt des Sohnes und ſeinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handſchuhmachers Ehefrau Anna inſtändig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der ſein Schuldner ſei, ein wichtiges Geſchäft abzumachen hätte. Nach langer hebräiſcher Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig ins Collegium, aber was mit am ſchmerzlichſten fiel, ohne Begleitung des chriſtlichen Lehrlings. Er ſchien ſehr ängſtlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, ſondern ſprach nur, daß Simon in ſeiner Herberge nicht ſicher genug ſei, man hätte wol zu beſorgen, daß er durch argliſtige Anſchläge der Juden herausgeſpielt werden möchte. Nach ſcharfem Verweiſe, weil er den Knaben grade bei ſolcher Gefahr nicht nach geſtrigem Befehl mit ſich gebracht, befahl ich ihm ſofort nach Hauſe zu gehn und den Simon herzuführen. Er verſprach dies zwar, ſetzte es aber nicht ins Werk. Als nun Georg Kawka zu Hauſe vorgab, daß er in die Kirche gehn wolle, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorſtehender Verrätherei mit Worten und Thränen, daß Georg ihn nicht im Stich laſſe und den Juden, welche ihm heut unfehlbar nachſtellen würden, zum Raube im Hauſe halte, ſondern mit ſich in die Kirche nehme, und ſo ins Collegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen ſeines Gemüths wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fiſchen handelte, zog er ſich nach deſſen Abgang wieder in ſeinen Schlupfwinkel unter dem Dache zurück. Kaum hatte Georg ſeinen Fuß über die Schwelle geſetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemiethete Kammer, bei welcher Simon ſeinen Schlupfwinkel hatte, und ſah den Knaben im jüdiſchen Röcklein, das er wieder anzulegen genöthigt worden war. Da nun beſagte Katharina ſoeben von den Juden, welche um die Hausthür herumſtanden, vernommen hatte, daß ſie einen Judenſohn ſuchten, der dem Vater entflohen ſei, und da ſie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im chriſtlichen Glauben geworden war, zog ſie ihn aus ſeinem Winkel hervor und führte ihn gewaltthätig ins untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich ſtarken Weibe dreißig weiße

Groſchen, damit ſie den Knaben, der nicht ſtark genug war, ſich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hauſe über die Schwelle herausſtoßen ſollte. Gegen ſolche Gewaltthat rief er die Chriſten um Beiſtand an, aber vergebens, denn zwei baumſtarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm und trugen ihn, der gleichſam in der Luft ſchwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenſtadt und ſeines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging argliſtig Schritt für Schritt langſam hinterher, um den Chriſten vorzuplaudern, daß ſein Sohn zu den Chriſten flüchtig geworden ſei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehn. Dies ſchwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand ſich bald nach beendetem Trauerſpiel bei mir ein, erzählte mir zuerſt die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen liederlichen Entſchuldigungen. Ich aber redete ihm ſcharf zu, legte ihm klar vor Augen, weshalb ſich abmerken laſſe, daß er mit den Juden unter dem Hütlein geſpielt habe, und befahl ihm ernſthaft, wenn er nicht der verrätheriſchen Auslieferung des Simon vor Gericht ſchuldig ſein wolle, den Simon ohne Verſchub und mit allen Mitteln, auch durch Requiſition chriſtlicher Richter wieder aus den Händen der Juden herauszuziehn und ins Collegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Anſehn, als folge er treulich und emſig dem Befehl. Er durchſuchte mehre Tage die ganze Judenſtadt und durchſtrich faſt alle Häuſer, wie die ihm zugeſellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er faſt allen Argwohn der Verrätherei von ſich ab, und da Simon nirgend zu finden war, befeſtigte er das allgemeine Gerücht, Simon ſei heimlich nach Polen geſchafft worden. Später wurde Georg Kawka ſelbſt in böſem Gewiſſen nach Polen flüchtig und iſt bis heut unſichtbar geblieben.

Simon aber, gewaltthätig in das väterliche Haus geriſſen, wurde ſeit dieſem Tage nicht mehr außerhalb der Hausſchwelle geſehn. Nach der Ankunft im Hauſe war der Vater ſeines Zornes nicht mächtig, und ſchlug den Sohn ſo wild mit einem Stock, daß die anweſenden Juden ſchon damals beſorgten, er werde ihn entſeelen. Sie ſperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der ſich ein ſpäterer Zeuge, die Sara Breſin aufhielt. Der Vater aber verſuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammerthür aufzubrechen und entfernte ſich endlich entrüſtet aus dem Hauſe. Als ſein Zorn ſich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den ſchwarz geſchlagenen Knaben mit dem Rath, ihn durch Faſten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer geſperrt. Dort verbrachte er ſieben ſchmerzvolle Monate in Hunger, Gefangenſchaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater ſah, daß des Sohnes Gemüth unbeweglich war, und Simon am Sonnabend vor dem Faſtnachtſonntag wieder vor allen Hausgenoſſen unerſchrocken erklärte, daß er getauft ſein wolle, entſchloß ſich Lazarus zum Aeußerſten. Und damit nicht Zunei-

gung ſeine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüth und friſchem Alter, der ihm ſchon früher den Rath gegeben, den Knaben durch Gift zu tödten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter deſſelben, und führte ein Geſpräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu verkehren. Als aber Simon auf ſeinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäuſten des Levi zerſchlagen, und von ihm und dem Vater in die nächſte Kammer geriſſen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben ſeinen Kopf gewaltſam an die Ecke eines hölzernen Kaſtens, wodurch der glorreiche Kämpfer Chriſti einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafs erhielt.

Während dieſe Grauſamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebſt einem Geſellen, Rebbe Liebman, in der Nebenſtube mit Handſchuhmachen beſchäftigt. Bei dem Winſeln des Knaben und dem Getös der Todtſchläger eilte ſie in die Kammer. Dort ſah ſie den entſeelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knien. Darüber erſchrak die Frau ſo, daß ſie in Ohnmacht ſank, und von Kurtzhandl durch eingeflößten Eſſig zur Beſinnung gebracht werden mußte.

Nach der That kam Hennele, die Köchin des Lazarus zurück, welche er nebſt ſeinen kleinen Kindern aus dem Hauſe geſchickt hatte. Dieſe fragte bei der Nähe des Abendeſſens, wo Simon ſei. Ihr wurde ein Eid abgefordert, die Sache geheim zu halten; worauf ihr der Vater ſelbſt ſagte, er habe mit Levi Kurtzhandl den Knaben, als einen Abtrünnigen vom Geſetz Moſis, nach dem Beiſpiel des Patriarchen Phineas, ums Leben gebracht.

Darauf berathſchlagte Lazarus mit Levi, wie die Unthat geheim zu halten, nicht nur vor den Chriſten, auch vor den Juden, zumal vor dem Geſchlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchſt feindlich war. Levi erbot ſich, den Körper Simons noch während der Nacht in ſein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber beſorgte, der Burianſche Anhang möchte dahinter kommen. Deshalb beſchloſſen ſie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu laſſen. Und da an dem Leibe zwar der Hals unterlaufen, ſonſt aber keine aufgeſchlagene Wunde zu ſehn war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Ducatens, ſo rief Lazarus ſeine Hausgenoſſen zuſammen, beſchwor ſie und lehrte ſie, wie ſie einhellig ſagen ſollten, Simon ſei in Tobſucht gefallen, und ſo an die Ecke des Kaſtens geſtürzt, wodurch er ſich am linken Schlaf tödtlich verletzt habe.

Am nächſten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Chriſti durch zwei Juden, Jerochem und Hirſches Keſſerlas, die Todtenſchauer, in höchſter Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simons Beerdigung kam aus dem Grabe der erſte Gerichtsdiener

der Gewiſſenswurm hervor, des gottloſen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte ſein Gewiſſen unabläſſig und immer ſchwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Dieſe Furcht vergrößerte ſehr der Handſchuhmachergeſelle Rebbe Liebman. Dieſer hatte nach der That ſtraks des Abeles Haus verlaſſen und ſich aus dem Staube gemacht und erſt nach der Beerdigung wieder bei ſeiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Betheuerung, daß er kein Wort über die Unthat zu hören verlange, da er die Judenkinder ſchon auf öffentlicher Gaſſe das ganze geſtrige Trauerſpiel hätte erzählen hören. Dies traf den beſtürzten Lazarus wie ein Donnerſchlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zuſammen, verkaufte das in der Judenſtadt erbaute Haus und trat den in einem hochadeligen Hauſe gemietheten Kaufladen einem andern Juden ab, um ſich in Polen niederzuſetzen. Er war auch ſchon fertig, am folgenden Tag die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadelige Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, grade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsſchrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdeß ging am 23. Febr. ein den Chriſten nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenſtadt durch das Sommerthor, wo er ſpielende Kinder antraf, die einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen friſch und geſund, geſtern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden ſei. Johel machte ſich unverweilt auf den Begräbnißplatz, ſah ein friſch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umſtände und Gerüchte, und kam zu der verſtändigen Muthmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes ſei. Dies vertraute er ſofort einem Concipiſten der königlichen Stadthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdiſche Angeber mehrmals mit Ernſt zu treuem Bericht ermahnt worden war, ſchrieb er am folgenden Tag den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadeligen Stadthalterei zu überreichen. Dieſe befahl den Körper des Simon ausgraben und durch beſtimmte Aerzte genau beſichtigen zu laſſen, endlich die der That Verdächtigen, wie auch deren Mitwirker in ſichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutſam ohne Verſchub ins Werk geſetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannſchaft ausgegraben, die zuſammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt ſagten aus, daß ein bösartiger Ausſchlag am Haupte und zuletzt Tobſucht dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herrn Aerzte aber gaben das Gutachten, daß mehre Indicien, Bruch des Genickes und eine kleine runde Wunde im Schlaf anzeigten, daß der Knabe durch einen gewaltthätigen Schlag umgekommen ſei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib ſeines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde ſo verwirrt, daß er verſtummte und eine gute

Weile kein Wort richtig auſsprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich, da die Herrn Commiſſarien beſtändig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und ſchwacher Stimme zur Antwort, es ſei der Leib ſeines Sohnes Simon und als man ihm ferner zuſetzte, woher die Wunde am linken Schlaf herrühre, gab er verwirrte und widerſprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängniß geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdiſchen Leichenbret in einen chriſtlichen Sarg gelegt und unterdeß in den tiefen Rathhauskeller geſtellt. Die Herrn Commiſſarien begannen unermüdlich Chriſten und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indicien aber blieb Lazarus und die in beſonderem Gewahrſam gefangenen Frauen, Lia, ſein Eheweib und Hennele, ſeine Köchin faſt einſtimmig auf derſelben Ausſage: Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hauſe genommen, um ein Chriſt zu werden, ſondern ſei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet geweſen und deshalb zu Hauſe gehalten worden, zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speiſe bekommen, ſei in gewaltthätiger Tobſucht geſtürzet und habe ſich zu Tode gefallen. Alle Mittel die Wahrheit zu erforſchen, halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsſtarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborene Franz Maximilian Freiher von Klarſtein, beſtellter Commiſſarius, eines Mittags heim und ſchritt die Treppe in ſeinem Hauſe hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig an die Seite geſtoßen, er wandte ſich verdrießlich um, ſiehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätzlein, welches beide Stiegen voneinander ſchied, ein ſtehender Knabe vor Augen, der den Kopf neigte und mit fröhlichem Angeſicht holdſelig lächelte, mit einem jüdiſchen Todtenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieſer Herr bei Beſichtigung des Leibes mit eigenen Augen geſehn und mit lebhafter Einbildung in ſein Gedächtniß gedrückt hatte. Der Herr erſtaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit ſeiner Gemahlin und etlichen Gäſten bei Tiſche ſaß. Da hörte er einen Menſchenfinger etliche Mal an die Thüre des Speiſeſaals anklopfen. Der Diener wurde hinausgeſchickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inſtändig, hereingelaſſen zu werden. Eingelaſſen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mägdlein, ſie heiße Sara Breſin, wohne jetzt unter den Chriſten, um in dem chriſtlichen Glauben unterwieſen zu werden und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient, dort hätte ſie mit ihren Augen geſehn, wie grauſam Lazarus ſeinem Sohne Simon darum zugeſetzt habe, weil dieſer, um getauft zu werden, zu den Chriſten geflüchtet ſei.

Auf dieſe und andere Ausſagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergeſtellt, dem ſie mit großer Gemüthsfreiheit und nachdrücklichen Worten alles,

was ſie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete alles rund ab, und rief in raſenden Verfluchungen alle Teufel auf ſeinen Kopf. Als er aber in ſeinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung ſein Gemüth, er erkannte, daß ihm ſein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde, und beſchloß, ſich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehn. Obwol ihm beide Schenkel und eine Hand durch Feſſeln gehindert waren, ſo ſchlang er doch, ſtatt eines Stricks die Tephilim benannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, ans eiſerne Fenſtergitter, und erwürgte ſich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdroſſelt gefunden. Denn die Juden halten aus Irrthum für zuläſſig, ſich ſelbſt zu erwürgen, und verüben dergleichen öfter. — Sein todter Leib wurde gerichtet.

Nach ſeinem Tode legten ſeine Frau Lia und die Dienſtmagd Hennele, der Sara Breſin gegenübergeſtellt, ein offenes Bekenntniß ab; auch der flüchtige Handſchuhmachergeſell Rebbe Liebman wurde eingezogen und bekannte. Sr. fürſtliche erzbiſchöfliche Gnaden beſtimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des h. Täufers Johannes, zunächſt dem Taufſtein in ausgehöhltem Mauergrab von polirtem Marmelſtein begraben würde, in einem ſauberen, eichenen, mit rothem Sammet überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarge, mit drei Schlüſſeln. Ferner, daß der Sarg von unſchuldigen und adligen, mit Purpur bekleideten Jünglingen zur Begräbnißſtätte getragen werde. Die hochadlige Frau Sylvia Katharina, geb. Gräſin Kinsky, Sr. Excellenz des Herren Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte koſtbare Kleider zu dieſem Tage verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rothes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen beſetzt und mit goldener Poſamentirarbeit geziert, ſchaffte auch Strümpfe von gleichen Zeuge, um die Füße zu bedecken und einen überaus ſchönen Kranz von goldenen und ſilbernen Lilien und Roſen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen. Kaum war ſein hochwerther Leib geſchmückt und in den köſtlichen Sarg verſetzt, ſo fand ſich der hohe Adel beiderlei Geſchlechts ein und drang mit gottſeligem Ungeſtüm in die Kapelle, wo alle erſtaunten und den wunderſamen Gott prieſen, als ſie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach ſeiner Entleibung unverſehrt ſahen, kein Ausdämpfen eines Geruchs verſpürten und wahrnahmen, daß aus ſeinen tödtlichen Wunden fortwährend roſafarbnes friſches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hoch angeſehene Perſonen mit ihren Handtüchlein dieſen koſtbaren Saft auffaßten. Andere aber, welche mit keinem ſaubern Tüchlein verſehn waren, oder wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten ſich über die alte Todtentruhe und riſſen die blutigen Hobelſpäne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerthe Leib auf dem großen Rathhausſaal dieſen und den nächſten Tag ausgeſtellt. Es war aber auch allda überaus

ſchwer zu ihm zu dringen. Endlich am 31. März wurde die Beiſetzung ins Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathhaus, durch die ganze Stadt begannen in 70 Kirchen die Glocken zu ſchallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdeß verſchmachtete die Synagoge und ganze Judenſchaft faſt vor Todesangſt, weil ſie hoch beſorgte vom chriſtlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Es ſchien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewaltthätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Chriſten mehr als einmal wegen geringerer Urſachen den Tandelmarkt und die Judenſtadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden ſelbſt angegriffen, etliche ſchwer beſchädigt und, wie bekannt iſt, gar ermordet hatten. Als gegen 10 Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verſchloſſen war, ſchickten ſich die Commiſſarien an, die Schloßlöcher zu verſiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Commiſſarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadlige Perſonen wahrgenommen, riſſen ſie von ihrem Haupt, Bruſt und Armen ſolche Zeuge ab. Sr. Excellenz der Reichsgraf von Martinitz band ein an ſeinem Degenheft hangendes Band ab. Es wurde aber zu dieſem Gebrauche das Band von rothem Atlas gewählt, welches die hoch und wohlgeborne Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzwei geſchnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angeſiegelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rothem Sammet koſtbar gefertigten Fahne gedeckt, mitten auf dem Todtenſchrein ſtand ein zierliches Bild Unſerer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herſtammende Jünglinge legten ihre unſchuldigen Achſeln unter den Leichenſchrein, ſie trugen rothe, mit goldenen Borten ſchimmernde Mäntel, Kränze von rother Seide gewunden, mit ſilbernen Roſen unterſetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten ſich plötzlich auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm alle Fenſter ein, ſie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, ſondern auch aus fernen Flecken und Städten zuſammengeſtrömt. Das Heer des Leichenzuges führten die erſten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängſt getauften Jüdlein mit rothen Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeuge vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgetheilt, drittens unter rothen Fahnen alle Studentlein aus den untern lateiniſchen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateiniſchen Bruderſchaft aus den Schulen, ihnen wurde Kreuz und Fahne mit einem Sonnenſchirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die größere Studentenbruderſchaft Unſerer Lieben Frauen, darunter

viele Doctoren, Gerichtsbeiſitzer und verſchiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenſchirm getragen, in ihren Händen führten ſie brennende Wachskerzen und flammende, weiße Windlichter. Sechſtens kam das erſte Sängerchor, dann die Kleriſei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherrn, Hochwürdigſten Capitelherrn mit dem Officianten, welchen Stadtſoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentens trugen den glorwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simons) die ſechzehn geſchmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben mit rothen brennenden Fackeln, mit holländiſchem Purpurgewand ausbündig ſchön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadligen Vorſteher und Statthalter des Königreichs, alle in ihren Händen rothe Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmſte Adel beider Geſchlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreiſende Volksmenge. —

Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüſel Kurtzhandl, von den Juden nicht ſo genannt, weil er Kurzhändler war, ſondern weil ſein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Geſtalt, zwanzig Jahr alt, ſtark, von trotzigem Geſicht, zornmüthig, wacker beredt und witzig, in talmudiſchen Büchern, die er elf Jahre ſtudirt hatte, ausbündig erfahren. Er hatte ſich neun Meilen von Prag bei ſeiner jüdiſchen Braut geborgen. Nach emſigen Nachforſchungen wurde bewaffnete Mannſchaft abgefertigt, welche ihn in Eiſen legte und zu Wagen mit untergelegten Pferden am 22. März in Prag einbrachte. Obwol die Commiſſarien nach frühern ähnlichen Fällen zweifelten, daß ſich aus dieſem harten Kieſelſtein ein Tropfen Wahrheit würde auspreſſen laſſen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergeſtellt. Er aber geſtand trotz der Bekenntniſſe dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm ſo viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn erſäufen wolle. Denn er traute ſich zu, auch die Folterung zu überſtehen und ſo loszukommen. Ja er erkühnte ſich, zu ſagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Geſetz. So wurde er dem Rechte gemäß nach der Ausſage von drei Zeugen auch ohne ſein Geſtändniß zum Rade verdammt.

Er aber unterbrach durch ſieben Monate die Vollſtreckung des Richterſpruchs, indem er durch einen jüdiſchen Blutsverwandten den Handel vor Se. kaiſerliche Majeſtät Leopold brachte. Durch jüdiſche Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen ſaumſelig betrieben, daß man klar bemerken konnte, der Verurtheilte ſuche nur einen Aufſchub auf mehre Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten, oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beſchuldigte ſeine Schutzſchrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entſchuldigungen

wurden zurückgewieſen und durch kaiſerliche Majeſtät der Richtſpruch beſtätigt. Er aber blieb bei ſeinem Wort: Ich bin unſchuldig am Blut des erſchlagenen Knaben. Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandſtedter von der Söcietät Jeſu, einem unermüdlichen apoſtoliſchen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl ſelig an dem heftigen Gifte ſtarb, das er bei Liebesdienſten am Krankenlager in ſich gezogen. Als er den Verurtheilten frug, ob er den Tod gutmüthig überſtehen könne und ihn zur Annahme des ſeligmachende Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Geſicht ohne Verwirrung: „ich achte den Tod ſo wenig als dieſen Strohhalm — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg — was aber den Glauben anlangt, ſo wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater ſoll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor ſich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudiſchen Bücher ſtudirt.“ So begann ein Glaubensſtreit, der Prieſter griff den Talmudiſten mit theologiſchen Beweisthümern an, und Levi faßte alles wegen der tapfern Fähigkeit ſeines Witzes, zuletzt warf er ſeine jüdiſche Bibel mit Ungeduld von ſich: dem ſei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden. Da der verſtockte Jüngling am nächſten Tage ſein geſtriges Liedlein wiederholte, griff der Prieſter die Sache wieder anders an, ſprach ihm nicht mehr zu, ſondern wandte ſich zu andern Mitgefangenen und las dieſen aus der h. Schrift verſchiedene Zeugniſſe vor, wodurch er bewies, daß der Meſſias ſchon da geweſen ſei. Dies hörte Levi ſtill und bedächtig an und obwol er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben ſei, ſo war doch aus ſeinem Angeſicht zu ſehen, daß ihm des Prieſters Gegenwart nicht ſo unangenehm ſei, wie geſtern. Am dritten Tage begehrte Levi, ſo verhärtet er ſonſt war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm ſeine Anweſenheit in dieſem elenden Zuſtand zum beſondern Troſt diene. Da dies der Prieſter muthig verſprach, ſchien das ſteinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ ſich der Pater in heiliger Einfalt ſo auf das Zutrauen des Juden, daß er alle andern entfernte, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inſtändig bat, er möchte ihm ſelbſt einen Troſt geben und ihm, dem Pater, als höchſtes Geheimniß bei Treu und Glauben, wenn es ihm gefällig ſei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wiſſe. Ueber dieſe unerwartete Anrede erſtaunte Levi ſehr, er ſchwieg lange ſtill, endlich aber faßte er aus dieſem ſeltenen Vertrauen eines chriſtlichen Prieſters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit deſſelben und bekannte, durch die verſprochene Verſchwiegenheit des Paters verführt, vor ihm ſelbſt und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achſeln und auf die linke Seite niedergelaſſenem Kopfe, daß er auf Anſtiften des Vaters Lazarus Abeles an den Simon gewaltthätige Hand gelegt, und ihn aus Eifer für das Geſetz

wurden zurückgewieſen und durch kaiſerliche Majeſtät der Richtſpruch beſtätigt. Er aber blieb bei ſeinem Wort: Ich bin unſchuldig am Blut des erſchlagenen Knaben. Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandſtedter von der Societät Jeſu, einem unermüdlichen apoſtoliſchen Arbeiter, der vier Tage nach Kurzhandl ſelig an dem heftigen Gifte ſtarb, daß er bei Liebesdienſten am Krankenlager in ſich gezogen. Als er den Verurtheilten frug, ob er den Tod gutmüthig überſtehen könne und ihn zur Annahme des ſeligmachende Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Geſicht ohne Verwirrung: „ich achte den Tod ſo wenig als dieſen Strohhalm — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg — was aber den Glauben anlangt, ſo wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater ſoll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor ſich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudiſchen Bücher ſtudirt.“ So begann ein Glaubensſtreit, der Prieſter griff den Talmudiſten mit theologiſchen Beweisthümern an, und Levi faßte alles wegen der tapfern Fähigkeit ſeines Witzes, zuletzt warf er ſeine jüdiſche Bibel mit Ungeduld von ſich: dem ſei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden. Da der verſtockte Jüngling am nächſten Tage ſein geſtriges Liedlein wiederholte, griff der Prieſter die Sache wieder anders an, ſprach ihm nicht mehr zu, ſondern wandte ſich zu andern Mitgefangenen und las dieſen aus der h. Schrift verſchiedene Zeugniſſe vor, wodurch er bewies, daß der Meſſias ſchon da geweſen ſei. Dies hörte Levi ſtill und bedächtig an und obwol er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben ſei, ſo war doch aus ſeinem Angeſicht zu ſehen, daß ihm des Prieſters Gegenwart nicht ſo unangenehm ſei, wie geſtern. Am dritten Tage begehrte Levi, ſo verhärtet er ſonſt war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm ſeine Anweſenheit in dieſem elenden Zuſtand zum beſondern Troſt diene. Da dies der Prieſter muthig verſprach, ſchien das ſteinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ ſich der Pater in heiliger Einfalt ſo auf das Zutrauen des Juden, daß er alle andern entfernte, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inſtändig bat, er möchte ihm ſelbſt einen Troſt geben und ihm, dem Pater, als höchſtes Geheimniß bei Treu und Glauben, wenn es ihm gefällig ſei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wiſſe. Ueber dieſe unerwartete Anrede erſtaunte Levi ſehr, er ſchwieg lange ſtill, endlich aber faßte er aus dieſem ſeltenen Vertrauen eines chriſtlichen Prieſters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit deſſelben und bekannte, durch die verſprochene Verſchwiegenheit des Paters verführt, vor ihm ſelbſt und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achſeln und auf die linke Seite niedergelaſſenem Kopfe, daß er auf Anſtiften des Vaters Lazarus Abeles an den Simon gewaltthätige Hand gelegt, und ihn aus Eifer für das Geſetz

Moſis umgebracht habe. Ueber dies Geſtändniß war der Prieſter überaus froh und bemühte ſich, ihn durch Beweiſe und inſtändiges Bitten zu vermögen, daß er ſich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Prieſter ſich bei ſchon heranſchleichender Abenddämmerung zum Heimgehn rüſtete, ſchlug Levi ſeine Augen zum Himmel und ſprach mit tiefem Seufzer: Vater, wo werde ich morgen um dieſe Zeit ſein? worauf der Prieſter verſetzte: „Mein Kind, im Himmel, ſo du den chriſtlichen Glauben annimmſt, ſtirbſt du aber im Judenthum, als ein verſtockter Jude in der Hölle.“ Darauf wünſchte er ihm aufs freundlichſte eine gute Nacht und ein ſeliges Ende und ging davon.

Am andern Tage fand der Prieſter den Verurtheilten zum bevorſtehenden letzten Trauerſpiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichſam als hätte er ſich ausgerüſtet getauft zu werden. Der Pater frug ihn nach freundlichſter Begrüßung, in welchem Glauben zu ſterben er ſich endlich entſchloſſen hätte? Darauf gab Levi dieſe Worte zurück: In demſelben Glauben will ich ſterben, in welchem Abraham, Iſaak und Jacob geſtorben ſind. Und wie vor Zeiten Abraham ſeinen Sohn, ſo will ich heut mich ſelbſt für meine Sünden aufopfern.“ Als ihm der Prieſter weiter zuſetzte, ſprach er mit gütigem Angeſicht und unverwirrtem Gemüth: ich bitte zum demüthigſten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe läſtig werden, denn ich will jetzt die Pſalmen beten und mich zum glückſeligen Tode vorbereiten. Darauf begann er die Pſalmen zu ſprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwol die Juden ſonſt das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit ſolcher Herzenszerknirſchung und ſolch heftigem Bruſtklopfen und Thränen, daß ſich die Mitgefangenen und Anweſenden über dieſen büßenden Menſchen heftig verwunderten. Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er ſich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Geſicht ſo an: Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu thun befohlen hat. Darauf wandte er ſich zu ſeinen Mitgefangenen, beurlaubte ſich freundlich von ihnen und bat demüthig, ihm ſeine begangenen Mängel zu verzeihn. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuſchauen einer unzählbaren Volksmenge aus dem Gefängniß und band ihn in eine Ochſenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von ſich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferde zur Wahlſtatt geſchleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Prieſter mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferde ſchwer beſchädigt zu werden, und daß er durch das zulaufende Volk gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehen möge, ſich der Gefahr zu entziehen. —

So weit die Worte des Jeſuitenberichts. Auf dem Schaffot legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntniß ſeiner That ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit geſagt, nicht länger im Gefängniß zu halten. Die Einzelheiten der Hinrichtung waren beſonders grauſam, der erfahrene Henker vermochte — ſo erzählen die Verfaſſer — den ſtarken Körper des Verbrechers mit dem Rade nicht zu tödten. Zuletzt rief Levi den Prieſter an ſeine Seite und frug ihn mit klarer Stimme, was er ihm verſpräche, wenn er ſich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch ſchnellen Tod verſprach, antwortete Levi: ich will getauft werden. Triumphirend eilte die Kirche mit einer Nothtaufe, ſehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein beſonderes Wunder göttlicher Vorſehung auszugeben. Levi ſprach die vorgeſprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirkſamen Todesſtreich.

Das iſt die traurige Geſchichte von Simon Abeles. Wer den Jeſuitenbericht unbefangen beurtheilt, wird noch manches darin finden, was die Erzähler zu verſchweigen wünſchten. Und wer mit Abſcheu auf die fanatiſchen Mörder ſieht, der möge ſich mit nicht geringerem Abſcheu von den fanatiſchen Prieſtern abwenden. Sie reißen das noch ungeborne Kind aus dem Leibe der Mutter, ſie halten für einen gottſeligen Fund, den Säugling ſeiner Mutter heimlich zu ſtehlen, ſie erſchachern durch Spione und Zuträger, durch Verſprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantaſie und flitterndes Gepränge ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums ſehr unähnlich iſt, Scharen von Proſelyten zum „Abwaſchen;“ ſie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geſchicklichkeit erfahrener Regiſſeure, um ein wirkſames Trauerſpiel in Scene zu ſetzen, und den todten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und maſſenhafte Aufzüge, wo möglich durch Wunder, ihren Glauben bei Chriſten und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Geſetz, geſtützt auf die Sinnlichkeit des vornehmen und geringen Pöbels, ſteht gegen den Fanatismus eines geſchmähten, verfolgten, leidenſchaftlichen Stammes, Liſt und Gewaltthat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da. Der moderne Staat überwindet das fanatiſche Judenthum, ſeit er die Juden emancipirt, das fanatiſche Pfaffenthum laſtet noch wie ein Alp auf dem Glauben und der Sittlichkeit von Katholiken und Proteſtanten.

♀

Die joniſchen Inſeln und ihr Verhältniß zu England.

Unter den wenigen Ereigniſſen von Bedeutung, welche die letzten Wochen in England brachten, ſchien die Sendung Gladſtones nach den joniſchen Inſeln das bedeutendſte. Anfänglich ein Gegenſtand der Vermuthung, klärte ſich der Zweck dieſer Sendung plötzlich durch die Veröffentlichung einer Denkſchrift auf, welche den gegenwärtigen Lordobercommiſſär Sir John Young zum Verfaſſer hat und, vom 10. Juni v. J. datirt, der Regierung den Rath ertheilt, ihr Verhältniß zur Republik der ſieben Inſeln umzugeſtalten, die Oberſchutzherrſchaft über die ſüdlichen unter denſelben aufzugeben, Korfu aber ſammt dem benachbarten Paxo dem britiſchen Reich einzuverleiben. Der Verfaſſer der Denkſchrift hält den jetzigen Augenblick für einen derartigen Schritt beſonders geeignet, da der Parteigeiſt unter den Eptaniſiern gegenwärtig ſehr abgenommen habe und nicht mehr über Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Schutzmacht geklagt werde. Er unterſtützt ſodann ſeinen Vorſchlag durch Gründe, die in Kurzem folgende ſind:

Die Inſeln liegen zu weit auseinander, und ihre Intereſſen ſind zu verſchiedenartig, als daß ſie unter fremden Auſpicien ein homogenes Ganze bilden könnten. Die Schwierigkeiten, mit denen das engliſche Protectorat bisher zu kämpfen gehabt, haben ihren Urſprung hauptſächlich in den ſüdlichen Inſeln Cephalonia, Ithaka, Santa Maura, Zante und Cerigo, die, weit abgelegen von Korfu, der Abſtammung ihrer Bewohner nach ſo wie zufolge ihrer Sympathien mehr zum Königreich Griechenland gehören, als die Inſeln der nördlichen Gruppe, und die andererſeits für England von geringer Bedeutung, ja mehr eine Laſt, als ein gewinnbringender Beſitz ſind. Korfu dagegen muß man behalten; denn wenn es an Griechenland fiele, würde es Albanien und die türkiſchen Theile von Epirus in ſteter Aufregung erhalten. Es iſt ſogar wünſchenswerth, daß es enger mit England verbunden, daß es engliſche Colonie wird. Es zahlt ebenſo wie ſeine Trabanteninſel Paxo mehr als es koſtet, und es würde, dem britiſchen Staat einverleibt, in ſeinem Ackerbau, der jetzt vernachläſſigt iſt, und ſeinem Handel einen Aufſchwung nehmen, der es zu einem Garten und ſeinen Hafen zum Mittelpunkt für den Verkehr der benachbarten Gewäſſer machen würde. Dies weiß man auf Korfu, und ſo kommt es, daß hier die Abneigung gegen das engliſche Protectorat am ſchwächſten iſt. Sodann iſt Korfu der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres, es iſt für die über Trieſt führende Straße von England nach Aegypten und Indien ſo wichtig, wie Malta für die Route über Gibraltar und Marſeille,

Die joniſchen Inſeln und ihr Verhältniß zu England.

Unter den wenigen Ereigniſſen von Bedeutung, welche die letzten Wochen in England brachten, ſchien die Sendung Gladſtones nach den joniſchen Inſeln das bedeutendſte. Anfänglich ein Gegenſtand der Vermuthung, klärte ſich der Zweck dieſer Sendung plötzlich durch die Veröffentlichung einer Denkſchrift auf, welche den gegenwärtigen Lordobercommiſſär Sir John Young zum Verfaſſer hat und, vom 10. Juni v. J. datirt, der Regierung den Rath ertheilt, ihr Verhältniß zur Republik der ſieben Inſeln umzugeſtalten, die Oberſchutzherrſchaft über die ſüdlichen unter denſelben aufzugeben, Korfu aber ſammt dem benachbarten Paxo dem britiſchen Reich einzuverleiben. Der Verfaſſer der Denkſchrift hält den jetzigen Augenblick für einen derartigen Schritt beſonders geeignet, da der Parteigeiſt unter den Eptaniſiern gegenwärtig ſehr abgenommen habe und nicht mehr über Mißbrauch der Gewalt von Seiten der Schutzmacht geklagt werde. Er unterſtützt ſodann ſeinen Vorſchlag durch Gründe, die in Kurzem folgende ſind:

Die Inſeln liegen zu weit auseinander, und ihre Intereſſen ſind zu verſchiedenartig, als daß ſie unter fremden Auſpicien ein homogenes Ganze bilden könnten. Die Schwierigkeiten, mit denen das engliſche Protectorat bisher zu kämpfen gehabt, haben ihren Urſprung hauptſächlich in den ſüdlichen Inſeln Cephalonia, Ithaka, Santa Maura, Zante und Cerigo, die, weit abgelegen von Korfu, der Abſtammung ihrer Bewohner nach ſo wie zufolge ihrer Sympathien mehr zum Königreich Griechenland gehören, als die Inſeln der nördlichen Gruppe, und die andererſeits für England von geringer Bedeutung, ja mehr eine Laſt, als ein gewinnbringender Beſitz ſind. Korfu dagegen muß man behalten; denn wenn es an Griechenland fiele, würde es Albanien und die türkiſchen Theile von Epirus in ſteter Aufregung erhalten. Es iſt ſogar wünſchenswerth, daß es enger mit England verbunden, daß es engliſche Colonie wird. Es zahlt ebenſo wie ſeine Trabanteninſel Paxo mehr als es koſtet, und es würde, dem britiſchen Staat einverleibt, in ſeinem Ackerbau, der jetzt vernachläſſigt iſt, und ſeinem Handel einen Aufſchwung nehmen, der es zu einem Garten und ſeinen Hafen zum Mittelpunkt für den Verkehr der benachbarten Gewäſſer machen würde. Dies weiß man auf Korfu, und ſo kommt es, daß hier die Abneigung gegen das engliſche Protectorat am ſchwächſten iſt. Sodann iſt Korfu der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres, es iſt für die über Trieſt führende Straße von England nach Aegypten und Indien ſo wichtig, wie Malta für die Route über Gibraltar und Marſeille,

und es iſt endlich von höchſter Bedeutung für die Sicherheit des türkiſchen Reiches, deſſen weſtliche Provinzen durch die Hafen- und Feſtungsbauten Oeſtreichs in Pola und an andern Punkten der adriatiſchen Küſte ebenſo ſchwer bedroht ſind, wie die öſtlichen durch Sebaſtopol bedroht waren. Wenn England Korfu in permanenten Beſitz nimmt, ſo wird dies eine ebenſo feſte Schranke gegen die etwaigen Abſichten Oeſtreichs auf die Eroberung türkiſcher Provinzen ſein, wie der Beſitz Gibraltars einſt ein Hinderniß der Eroberung Spaniens, der Beſitz Maltas ein Hinderniß der Eroberung Siciliens durch die Franzoſen war. Napoleon I. hielt den Beſitz Korfus für unerläßlich zur Förderung ſeines bekannten Strebens, die franzöſiſche Herrſchaft über die benachbarten Gegenden des Morgenlandes auszubreiten, und es iſt klar, daß die Inſel ebenſo gut gelegen iſt, ſolche Anſchläge zu begünſtigen, als ſie im Zaum zu halten. Die übrigen Inſeln können ohne Gefahr an das Königreich Griechenland abgetreten werden.

Dies iſt im Weſentlichen der Inhalt von Sir J. Youngs Denkſchrift, nach welcher alſo für England nur die Wahl zwiſchen drei Auskunftsmitteln bliebe: entweder unter der bisherigen Form die Inſeln der joniſchen Republik mit unbeſchränkter Gewalt zu regieren, oder ſie ganz aufzugeben, oder aber die werthloſen Theile abzutrennen und die militäriſche Poſition Korfu zu behalten.

Die engliſche Preſſe hat zu der Frage eine verſchiedene Stellung eingenommen. „Daily News“, jetzt der Regierung günſtig geſinnt, erklärt ſich für den Vorſchlag des Lordobercommiſſärs. Der „Globe“ ſcheint es für das Klügſte zu halten, daß man das Protectorat über die unbequemen joniſchen Schreier ganz aufgäbe. Die „Times“ will zunächſt Gladſtones Bericht über die Angelegenheit abwarten, indeß kann ſie nicht umhin, Bedenken über den Youngſchen Plan auszuſprechen. England habe das Protectorat über die Siebeninſelrepublik als Aequivalent für große Anſtrengungen und Opfer erhalten und könne ſomit, ohne den Vorwurf der Unbilligkeit auf ſich zu laden, ſein bisheriges Verhältniß zu derſelben behaupten. Es ſei indeß ein ſchlechter Kauf geweſen und ſo könne es vielleicht klug ſein, ſich die Jonier mit ihren ſteten Klagen und Widerſprüchen ganz vom Halſe zu ſchaffen. Aber unbillig und ungerecht ſei es, die Republik in der vorgeſchlagenen Weiſe zu theilen. Wenn es ſich ſchicke, die Griechen von Cephalonia mit dem ſtammverwandten Königreich Hellas zu vereinigen, ſo zieme ſichs nicht, die Griechen Korfus von der Brüderſchaft auszuſchließen. Sodann aber nehme England in dieſer Sache jetzt einen feſten Standpunkt ein; es ſage: die Inſeln ſtehen kraft des europäiſchen Staatsrechts unter unſerm Schutz, und die Stammesgleichheit gibt ihnen nicht mehr Anſpruch auf den politiſchen Verband mit den Staaten König Ottos, als den Griechen von Theſſalien oder Kandia. Aber durch den Ver-

zicht auf die fünf ſüdlichen Inſeln würden wir dieſen Anſpruch nicht nur für uns ſelbſt, ſondern auch für den Sultan anerkennen, während unſere dann anomal erſcheinende Behauptung Korfus ſich auf den nackten Grund ſtützen würde, daß die Inſel einen guten Hafen hat, daß ſie ſtark befeſtigt iſt, und daß wir eine das adriatiſche Meer beherrſchende Station brauchen.

Das Cabinet Derby hat ſich beeilt, zu erklären, daß ſeine Anſicht der des Lordobercommiſſärs entgegengeſetzt ſei, daß es nicht beabſichtige, in dem durch die Verträge von 1815 feſtgeſtellten Verhältniſſe Englands zu den joniſchen Inſeln Aenderungen eintreten zu laſſen. Schließlich iſt zu bemerken, daß die zehn Vertreter Korfus im joniſchen Parlament gegen die Unterſtellung Sir John Youngs, die Inſel wünſche mit England vereinigt zu werden, proteſtirt und erklärt haben, man hoffe und erſtrebe vielmehr eine Verbindung mit Griechenland.

Dies wäre der gegenwärtige Stand der Dinge in Betreff dieſer Frage. Die Entſcheidung wird erſt nach Zuſammentritt des Parlaments erfolgen. Der Proteſt der Korfioten wird dabei nur in geringem Maße in Betracht kommen, zumal da man weiß, daß die Wahlen auf dieſer Inſel das Werk von Factionen ſind. Das Maßgebende wird das Intereſſe Englands ſein. Die Verträge von 1815 würden England nicht hindern, ſein Protectorat aufzugeben, falls es ihm eine Laſt wäre. Sie würden es als Papiere, welche (man denke an die Einverleibung Krakaus in den öſtreichiſchen Staat, an die Losreißung Belgiens von Holland) von der neueſten Geſchichte oft genug durchlöchert wurden, kaum abhalten können, dieſes Protectorat in Bezug auf Korfu in eine Beſitznahme zu verwandeln, vorausgeſetzt, daß die Zeit überhaupt dazu angethan wäre. Die Bedenken der „Times“ ſind jedenfalls von Gewicht. An ihre Aufrichtigkeit aber zu glauben, wenn ſie den Erwerb der Oberſchutzherrſchaft über die Siebeninſelrepublik einen ſchlechten Kauf nennt und es wenigſtens für möglich hält, daß dieſer Kauf rückgängig zu machen ſei, kann nur einem vollkommen Blinden zugemuthet werden. Sehr möglich iſt es, daß trotz jener Bedenken und trotz der Erklärung des jetzigen Cabinets die engliſche Regierung über kurz oder lang Einleitungen trifft, den Youngſchen Plan mit oder ohne Modification durchzuſetzen, daß es in den ſüdlichen Inſeln die Schale der Muſchel wegwirft und die Perle Korfu behält. Vollkommen unmöglich aber iſt es, daß eine engliſche Regierung auch Korfu aus den Händen geben ſollte. Es iſt dies um ſo weniger möglich in jetziger Zeit, wo zwiſchen Rußland und Frankreich ein Einverſtändniß beſteht, welches nur deshalb noch nicht zum Bündniß geworden iſt, weil England ſeemächtiger und den franzöſiſchen Küſten näher iſt als Rußland, wo ferner Frankreich fortwährend an der Verſtärkung ſeiner Flotte arbeitet und (man erinnere ſich der Ränke in Tunis und Aegypten, an den Suezkanal und die Hoffnungen, welche bei

dieſem Unternehmen im Hintergrund ſtehen) fortwährend insgeheim nach Erweiterung ſeines Einfluſſes auf der Südküſte des Mittelmeeres ſtrebt, und wo endlich Rußland mit Villafranca einen Kriegshafen an dieſem Meere gewonnen hat. Korfu aufgeben, hieße für England den dritten Theil ſeiner Macht im Mittelmeer aufgeben. Und zu weſſen Gunſten? Einfach zu Gunſten ſeiner Rivalen. Die Inſel würde zunächſt an Griechenland fallen, welches England mit gutem Grunde haßt, welches den Franzoſen Verpflichtungen ſchuldet, welches durch ſeinen Glauben und tauſend Sympathien ſich zu Rußland hingezogen fühlt. Man hat in den letzten Jahren Millionen darauf verwendet, die Stadt Korfu zu einer uneinnehmbaren Feſtung zu machen. Sie jetzt an Griechenland abtreten, hieße dieſe Feſtung für Rußland, welches nach der Türkei, oder für Frankreich, welches nach Aegypten ſtrebt, oder für beide zugleich erbaut haben. Korfu iſt einer der drei mächtigen Anker, welche die Herrſchaft Englands im Mittelmeer halten, wie es einſt einer der Hauptanker der Macht Venedigs war. Die joniſchen Inſeln beſitzen eine centrale Lage, indem ſie von Ländern umgeben ſind, welchen große politiſche Veränderungen bevorſtehen, Ländern, auf welche England, wenn es nicht auf einen beträchtlichen Theil ſeiner Bedeutung als Großmacht verzichten will, Einfluß zu behalten ſtreben muß, mit welchen es einen ausgedehnten Handel treibt, mit welchen es wiederholt Krieg geführt hat und vielleicht wieder Krieg führen wird. Sie liegen in der Mitte zwiſchen England und dem perſiſchen Meerbuſen, etwa zwei Tagefahrten eines Dampfers von der Stelle, wo man jetzt einen Eingang vom mittelländiſchen Meer in das rothe zu öffnen beabſichtigt. Sie ſind auf das bequemſte zum Verkehr mit allen Theilen der Levante gelegen, ſind Brückenköpfe zum Einmarſch eines engliſchen Heeres in ein mit Rußland verbündetes Griechenland, ſind Caſtelle, welche das adriatiſche Meer ſchließen, ſind eine Operationsbaſis in einem Kriege Englands mit italieniſchen Mächten. Alexandrien, Tripolis, Tunis, Malta, Palermo, Neapel, Livorno, Genua, Ancona, Venedig, Trieſt, Smyrna und Konſtantinopel bilden einen Gürtel großer Städte um dieſe Inſelgruppe, von welcher aus Dampfſchiffe in funfzig bis achtzig Stunden jeden dieſer Plätze erreichen können. Sie iſt ein Centralpunkt für die drei Continente von Europa, Aſien und Afrika, und man kann von ihr, vorzüglich aber von Korfu, ſagen, was Burke einſt von Gibraltar ſagte: „ſie iſt ein Poſten der Macht, ein Poſten der Ueberlegenheit, der Verbindung, des Verkehrs — ein ſolcher, welcher uns unſern Freunden unſchätzbar, unſern Feinden furchtbar macht.“

Das Gebiet des Mittelmeeres gehört überhaupt zu den Gliedern des Meeres, wo die Herrſchaft Englands von jeher am meiſten beſtritten war. Neue Knotenpunkte außer Gibraltar, Malta, Korfu dort zu erringen, iſt für die britiſche Macht ſehr unwahrſcheinlich. Man bedauert jetzt ſchon, daß

man die breitere Baſis, welche Sicilien, Korſika und Minorka boten, aufgegeben hat, obwol dieſe Poſitionen auf die Dauer für England nicht zu halten waren. Und nun ſollte man Korfu opfern wollen, wo der Beſitz von Algerien den Franzoſen eine ſo ſtarke Stellung gegeben hat und wo auch Oeſtreich mit der Zeit eine nicht zu verachtende maritime Wehrkraft erſchaffen kann? Gelingt es Frankreich, in Algerien eine höhere Culturſtufe zu erzielen, wird (was wir trotz des Lärms der franzöſiſchen Zeitungen noch immer ſtark bezweifeln) der Suezkanal aus einer Börſenſpeculation eine Thatſache — wohlverſtanden, wir meinen eine wirklich brauchbare und bleibende — werden dann Marſeille und Trieſt die beiden europäiſchen Hafenorte für den Verkehr des Welttheils mit Indien und dem tropiſchen Morgenland überhaupt, ſchreitet endlich die Entwicklung Italiens und Griechenlands erfreulicher als bisher fort, ſo iſt die Herrſchaft Englands auf dem Mittelmeer mindeſtens ſehr ſtark gefährdet.

Die joniſchen Inſeln liegen in langgeſtreckter Reihe an der Küſte von Epirus (Südalbanien), Akarnanien und dem Peloponnes zwiſchen den Parallelen des 36. und 40. Grades nördlicher Breite und des 19. und 23. Grades öſtlicher Länge. Der Geſammtflächenraum derſelben beträgt 1041 engliſche Quadratmeilen, von denen 21 auf die deutſche gehen, und darauf wohnten nach dem letzten Cenſus 241,493 Menſchen, von denen 49,563 Acker- und Weinbau, 7989 Handwerke und 6323 Handel treiben. Die Bevölkerung vertheilt ſich wie folgt: Korfu mit 227 Q.M. (engliſche) hat 75,532 Einwohner, zu denen 9730 Fremde kommen, Cephalonia mit 511 Q. M. 70, 541 Einwohner und 1993 Fremde, Zante mit 161 Q.M. 38, 627 Einwohner und 436 Fremde, Santa Maura mit 156 Q.M. 20,043 Einwohner und 104 Fremde, Ithaka mit 44 Q.M. 11,348 Einwohner, Cerigo mit 186 Q.M. 13,007 Einwohner, und Paxo mit 26 Q.M. 5025 Einwohner. Zu dieſen ſieben Hauptinſeln kommen noch eine Anzahl kleinerer, wie Fano, Merlera, Salmatraki, Antipaxo, Meganiſi, Petala, Kalamos und Cerigotto, welche von jenen abhängig ſind und mit ihnen die Republik der joniſchen Inſeln (*Τὸ Ηνωμένον Κράτος τῶν Ιονίων Νήσων*) bilden. 625,406 Acres Land ſind Aecker und Weingärten, 97,536 Weideland, 279,737 liegen wüſt. Die Haupterzeugniſſe ſind Korinthen (durchſchnittlich 55,000 Centner im Jahre), Wein und Olivenöl. Auch wird etwas Baumwolle und guter Flachs erbaut. Die Viehzucht beſteht meiſt aus Schafen (100,780) und Ziegen (68,098); dazu kommen 10,546 Pferde und 13,770 Stück Rindvieh. Die Geſammteinkünfte der Inſeln betrugen 1854: 137,978 Pfd. St., wovon 79,982 auf die Zölle fielen; die Ausgaben: 139,511 Pfd. St., wovon 25,000 auf das Militär, 13,000 auf die Gehalte des Lordobercommiſſärs und einiger anderen hohen Würdenträger, 42,000 auf die Verwaltung, 17,046 auf die Juſtiz und 10,271 auf das Schulweſen

kamen. Der Werth der Einfuhr war 781,121, der Werth der Ausfuhr 374,366 Pfd. St.

Im Alterthum bildeten die Inſeln bekanntlich verſchiedene Staaten, die je nach der Abſtammung ihrer Bürger auch verſchiedene politiſche Einrichtungen hatten. Nachdem letztere auf den Hauptinſeln wiederholt gewechſelt, fiel die ganze Inſelgruppe mit den übrigen Theilen Griechenlands an Rom. In den erſten Jahrhunderten des Mittelalters geboten lateiniſche Fürſten über einzelne von den Inſeln. Nach mancherlei Zwiſchenfällen, und nachdem Korfu Cephalonia, Ithaka und Zante mehrmals auf das furchtbarſte von den chriſtlichen und mohammedaniſchen Seeräuberflotten verwüſtet worden, welche damals die griechiſchen Meere unſicher machten, ſtellte ſich Korfu im Jahr 1386 unter die Souveränetät Venedigs, und in den nächſten zwei Jahrhunderten fielen auch die übrigen weſtgriechiſchen Inſeln ſämmtlich in die Hände dieſes modernen Karthago, welches dieſelben auf unverantwortliche Weiſe verwaltete. Man ſtellte nur Venetianer als Beamte an, und dieſe verfuhren in der Weiſe der alten Proconſuln. Sie ſahen ihre Stellen als Mittel zur Bereicherung an und richteten ſich in ihrer Verwaltung nach dem Recept des bekannten Staatskanzlers Fra Paolo Sarpi, welcher ſich über die Grundſätze, nach denen den Griechen gegenüber zu verfahren, folgendermaßen äußert: „In den Colonien muß man ſich erinnern, daß auf nichts weniger Verlaß iſt als auf die Treue der Griechen. Man muß ſie behandeln wie wilde Thiere, ihnen die Zähne und die Krallen ausbrechen, ſie häufig demüthigen, vor allem aber ihnen die Gelegenheit abſchneiden, ſich an den Krieg zu gewöhnen. Brot und den Stock, das iſts was ihnen zukommt, menſchliche Empfindung hebe man ſich für eine paſſendere Gelegenheit auf.“

In Uebereinſtimmung mit dieſen liebenswürdigen Vorſchriften wurden die Jonier ſchwer beſteuert und von den Steuern ſtarke Beſatzungen unter ihnen erhalten und mächtige Zwingburgen erbaut. Die Rechtspflege war äußerſt willkürlich, Beſtechung gab den Ausſchlag bei allen Fragen der Juſtiz wie der Verwaltung, der größere Theil der Einnahmen fiel in die Taſchen der Beamten, und man führte mit allen Mitteln Krieg gegen die griechiſche Nationalität. Die jungen Leute lockte man nach italieniſchen Univerſitäten, indem man ihnen dort Titel zu erwerben geſtattete, ohne daß ſie zu den Prüfungen gezogen wurden, denen andere Studenten ſich zu unterwerfen hatten. Daheim wurde nichts für, vieles gegen die Schulen gethan. Die griechiſche Sprache wurde aus dem Gerichtsſaal, aus allen öffentlichen Urkunden verbannt, und es gelang, ſie ſelbſt aus den Kreiſen der vornehmen Welt zu verdrängen. Nur das Landvolk bewahrte dieſes Erbtheil ſeiner Väter. Der römiſch-katholiſche Glaube wurde zum herrſchenden erklärt, obwol außer den venetianiſchen Coloniſten nur wenige Bewohner der Inſeln ihm anhingen. Endlich ſchuf

Digitized by Google

man aus einigen Geſchlechtern eine Art Adel, der ſich mit Geld und Verrath an der nationalen Sache erkaufen ließ, und der, mit Einfluß auf Kreiſe verbunden, welche die Fremden nicht als ihre Domäne in Anſpruch nahmen, Factionen im Gefolge hatte, welche noch jetzt nicht völlig aufgehört haben. Es iſt bei dieſem Syſtem kein Wunder, wenn die joniſchen Griechen jetzt in dem Rufe ſtehen, an Treuloſigkeit, Trugliſt und Ränkeſucht nur von den Fanarioten übertroffen zu werden.

Bei dem Fall Venedigs im Jahre 1792 übergab der Friede von Campo Formio die joniſchen Inſeln an die franzöſiſche Republik und dieſelben wurden von Truppen der letzteren beſetzt, die indeß ſehr bald von einer ruſſiſch-türkiſchen Expedition wieder vertrieben wurden. Nach den Beſtimmungen eines Vertrags zwiſchen dem Zar und dem Sultan wurden die Inſeln zu einem Staat umgeſchaffen, der unter der Suzeränetät der Pforte ſtehen und den Namen der Siebeninſelrepublik führen ſollte. Dieſer Plan aber ſcheiterte an den Factionen. In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren hatten ſich alle ſieben Inſeln des Aufruhrs gegen die Centralregierung ſchuldig gemacht, während zu gleicher Zeit jede einzelne Inſel ſich wiederholt gegen ihre Localregierung empört hatte. Greuelthaten gleich denen der Corcyräer im peloponneſiſchen Kriege waren an der Tagesordnung, in Zante kamen in einem Jahre nicht weniger als 360 Meuchelmorde aus politiſchen Gründen vor, eine ungeheure Zahl bei nicht ganz 40,000 Einwohnern. Erſchrocken über dieſen Stand der Dinge ſchickten die Ruſſiſchgeſinnten in Jahre 1802 einen gewiſſen Naranzi als Geſandten nach Petersburg, um die Einmiſchung des ruſſiſchen Kaiſers zu erflehen und der Anarchie ein Ziel zu ſetzen. Naranzi erhielt Auftrag, zu erklären, daß die Jonier bereit wären, ſich mit blinder Ergebung jedwede Verfaſſung gefallen zu laſſen, die man ihnen geben würde, daß ſie wünſchten, dieſelbe möge „das Werk der anbetungswürdigen Hand" des Autokraten ſelbſt oder wenigſtens „eines einzigen Geſetzgebers" ſein, und daß der Kaiſer geruhen möge, dieſelbe „durch eine Streitmacht ruſſiſcher Krieger mit Nachdruck zu ſtützen." Infolge dieſer Bitte beauftragte der Zar ſeinen Bevollmächtigten Graf Mocenigo, einen Zantioten, die Verfaſſung von 1800 umzugeſtalten, und unter deſſen Auſpicien wurde 1803 eine neue Regierung eingerichtet. Aber ſchon in Jahre 1807 trat Rußland die Inſeln an Frankreich ab, und die Siebeninſelrepublik „hörte auf zu exiſtiren" und wurde dem franzöſiſchen Kaiſerreich einverleibt. 1809 und 1810 wurden ſämmtliche Inſeln mit Ausnahme von Paxo und Korfu von einer britiſchen Expedition erobert, welche von den Joniern allenthalben mit Jubel willkommen geheißen wurde. Paxo fiel 1814; Korfu, welches ſeiner ſtarken Feſtungswerke wegen nicht angegriffen worden war, wurde bis zum Fall Napoleons ſtrenger Blokade unterworfen. Einer der erſten Acte der Reſtauration in Frankreich war die Uebergabe der Inſel an England. Endlich wurde

am 5. November 1815 in Paris von den Bevollmächtigten Frankreichs, Englands, Rußlands, Preußens und Oeſtreichs ein Vertrag unterzeichnet, durch welchen die joniſchen Inſeln, von denen England ſechs durch das Recht der Eroberung und eine durch Uebergabe im Beſitz hatte, zu einem „freien und unabhängigen Staate unter dem unmittelbaren und ausſchließlichen Schutze Großbritanniens“ erklärt wurden. Der militäriſche Befehl wurde der ſouveränen Schutzmacht vorbehalten, die durch einen Lordobercommiſſär vertreten ſein ſollte, welchem das Recht zugeſprochen wurde, die Geſetzgebung und die Verwaltung zu regeln, eine conſtituirende Verſammlung zu berufen und die Berathungen derſelben zum Zweck einer Verfaſſungsurkunde zu leiten.

Sir Thomas Maitland, der erſte Lordobercommiſſär, war ein Mann von großen Talenten und reicher Erfahrung. Wenn er gewaltthätiger und rückſichtsloſer mit den Joniern verfuhr, als es einer civiliſirten Nation gegenüber ſich gebührt (bekannt iſt ſein Spitzname King Tom) ſo hat man ſich zu erinnern, daß die Jonier damals keinen Anſpruch auf das Prädicat einer civiliſirten Nation hatten, und daß man ſelbſtſüchtigen Factionen gegenüber, welche die Worte Freiheit und Nationalität nur als Deckmantel ihres Ehrgeizes brauchten, nicht anders als mit Schärfe verfahren konnte. Unter Maitlands Leitung kam 1817 eine Verfaſſung zu Stande, welche allerdings viele Wünſche der Bevölkerung unerfüllt ließ, in welcher aber mit großem Geſchick alle Grundſätze ausgedrückt waren, welche die Schutzmacht ermächtigten und verpflichteten, ſobald als das Volk reif war, denſelben vollkommenſte Selbſtregierung zu verleihen. Was auch die Mängel dieſer Verfaſſung geweſen ſein mögen und welche Fehler man auch den Beamten zur Laſt legen mag, die unter ihr die Schutzmacht vertraten, auch die ärgſten Widerſacher Englands werden nicht hinwegleugnen, daß ſie den Joniern einen dreißigjährigen Frieden, materielles Gedeihen und Sicherheit des Beſitzes brachte, wie ſie bis dahin hier unerhört waren. Es wurde Recht geſprochen ohne Einfluß von Beſtechung, der öffentliche Schatz war ſicher vor diebiſchen Händen, der von den Venetianern eingeführte Feudalismus wurde in ſeinen verderblichen Wirkungen auf die ärmere Claſſe nach Möglichkeit eingeſchränkt, das Volk war nicht mehr eine verachtete Kaſte, die eingebornen Beamten wurden mit Achtung und Höflichkeit behandelt, und jedermann, Hoch oder Niedrig, fand in den Vertretern Englands eine Macht, welche ſowol den Willen als auch die Gewalt hatte, das Recht zur Geltung zu bringen und dem Unrecht abzuhelfen. Zu gleicher Zeit wurde alles gethan, um das materielle Gedeihen des Landes zu fördern, vortreffliche Straßen, bis jetzt in der ganzen Levante unbekannt und ſelbſt im Königreich Griechenland eine Seltenheit, wurden auf allen Inſeln angelegt, man baute Häfen, Waſſerleitungen und Quais, man ermuthigte Ackerbau und Handel, man richtete Schulen für alle Claſſen der Bevölkerung ein. Die Steuern

ſind ſehr mäßig und beſtehen faſt ausſchließlich in Ein- und Ausfuhrzöllen, directe und Municipalſteuern aller Art ſind beinahe ganz unbekannt. Endlich iſt auch der griechiſchen Sprache ihr Recht widerfahren, indem ſie ſeit 1851 bei allen öffentlichen Verhandlungen und in allen Regierungserlaſſen ſo wie in den Gerichtshöfen gebraucht wird, während bis dahin die italieniſche im Gebrauch war.

1848 und 1849 führte Lord Seaton, damals Lordobercommiſſär, bedeutende Veränderungen in die joniſche Verfaſſung ein, von denen wir nur Wahlen durch Ballotirung, Ausdehnung des Wahlrechts und Preßfreiheit nennen. Die Beziehungen zwiſchen der Schutzmacht und den Joniern ſind nach dieſen Reformen nicht ſo freundlich geweſen, als vorher. Die alten Factionen regten ſich wieder lebhaft, und der Inſtinct der Nationalität hat, vorzüglich auf den ſüdlichen Inſeln, den Wunſch nach Vereinigung mit dem Königreich Griechenland wiederholt laut werden laſſen. 1849 kam es auf Cephalonia zu einem Aufſtand, deſſen Triebfedern indeß weniger in patriotiſchen Tendenzen als in Beſtrebungen zu ſuchen waren, die wider das neunte und zehnte Gebot liefen. Die Rebellen waren wenig beſſer als Räuber, und der damalige Lordobercommiſſär Ward ließ ihren Anführern mit Recht die Strafe von Räubern zu Theil werden. Seitdem hat man ſich auf Geſchrei in der Preſſe und auf Demonſtrationen in der geſetzgebenden Verſammlung beſchränkt und nebenher im Privatleben verſucht, den engliſchen Beamten und Offizieren das Leben zu erſchweren. Die verſtändigen Jonier aber wiſſen, daß damit nichts erreicht wird, daß man mit ſeinen Wünſchen nach Vereinigung mit den Stammesbrüdern im Oſten zu warten hat, bis die Behauptung Korfus für England und für das europäiſche Gleichgewicht überhaupt nicht mehr nothwendig iſt, und daß man in der Zwiſchenzeit wohlthut, ſich der vielen praktiſchen Vortheile, welche die Verbindung mit England bietet, ohne Rückhalt zu erfreuen.

Wir knüpfen hieran einen Ueberblick über die joniſche Verfaſſung. Die Geſetzgebung beſteht aus dem Lordobercommiſſär (*Ἁρμοστής*), einem Senat (*Γερουσία*) und einer Abgeordnetenkammer (*Βουλή*). Der Lordobercommiſſär hat das Recht des Einſpruchs gegen alle Beſchlüſſe des Senats und der Abgeordneten, beſorgt die auswärtigen Beziehungen des Landes und hat unter ſeiner unmittelbaren Leitung die Departements der Polizei und des Sanitätsweſens. Er wird auf jeder der ſechs ſüdlichen Inſeln durch einen engliſchen Beamten vertreten, welcher den Titel Reſident (griechiſch Eparchos) führt und der Localregierung ſeiner Inſel in der Weiſe vorſteht, wie der Obercommiſſär der Centralregierung. Der Senat iſt das Oberhaus der Geſetzgebung und zugleich der ausübende Staatsrath. Alle Aemter mit wenigen Ausnahmen werden durch ihn vergeben (der Lordobercommiſſär hat die Ernennungen zu beſtätigen) und alle Verordnungen für die Localregierungen gehen von ihm

Digitized by Google

aus. Er beſteht aus einem von dem Souverain der Schutzmacht auf fünf Jahre ernannten Präſidenten und fünf Mitgliedern, von denen Korfu, Cephalonia, Zante und Santa Maura je eins, die übrigen Inſeln abwechſelnd eins ſtellen. Dieſe Senatoren werden vom Lordobercommiſſär ernannt, und zwar müſſen drei von den fünfen ſtets aus dem Abgeordnetenhauſe genommen werden. Die Dauer des Senats wie des Abgeordnetenhauſes iſt fünf Jahre. Der Lordobercommiſſär hat das Recht, dieſe Körperſchaften zu vertagen, auflöſen aber kann ſie nur der Souverän der Schutzmacht. Die Abgeordnetenkammer beſteht aus 42 Deputirten, von denen Korfu, Cephalonia und Zante je 10, Santa Maura 6, Ithaka, Cerigo und Paxo je 2 ſenden. Die Abgeordneten werden vom Volke erwählt und zwar direct. Sie kommen ein Jahr um das andere in Korfu zuſammen. Die Seſſion beginnt am 1. März. Die Verwaltung der Finanzen des Staates iſt mit Ausnahme von 38,000 Pfd. St., die von den Einnahmen abgezogen und auf militäriſche Zwecke, ſo wie auf Beſoldung der oberſten Beamten verwendet werden, ganz in den Händen der Volksvertretung.

Die richterliche Gewalt iſt durch ein Oberappellationsgericht, welches in Korfu ſeinen Sitz hat, und durch Civil-, Criminal- und Polizeigerichte auf den einzelnen Inſeln vertreten. Als Geſetzbuch dient dieſen Behörden jetzt eine Sammlung von Beſtimmungen, welche auf den Code Napoleon gegründet ſind, während man früher nach einer wirren und widerſpruchsvollen Maſſe venetianiſcher Edicte entſchied.

Die griechiſche Kirche wurde durch die Verfaſſung von 1817 in ihre den Verhältniſſen entſprechende Stelle eingeſetzt. Sie iſt die herrſchende auf den Inſeln. Einige der Sprengel ſind ſehr alt; denn Namen von joniſchen Biſchöfen (z. B. der des heiligen Spiridion, des Schutzpatrons von Korfu) kommen ſchon in den Urkunden der frühſten Kirchenverſammlungen vor. Gegenwärtig hat jede der ſieben Inſeln ihren eignen Biſchof, der von der Geiſtlichkeit gewählt und von dem Senat und dem Obercommiſſär beſtätigt wird. Als oberſtes Haupt der joniſchen Kirche gilt der Patriarch von Konſtantinopel. Die Biſchöfe der Sprengel Korcyra, Cephalonia, Zakynthos und Leukas werden Metropoliten genannt und haben den Rang von Erzbiſchöfen. Sie bekleiden wechſelsweiſe das Amt eines Exarchos, welcher das Medium des Verkehrs der Kirche mit dem Patriarchen iſt. Die römiſch-katholiſche Kirche, welche auf den Inſeln etwa 5000 Bekenner zählt, hat in Korfu einen Biſchof.

Von dem durch die Venetianer geſchaffenen Adel ſind noch einige funfzig Familien übrig, welche den Grafentitel führen. Die wichtigſten öffentlichen Anſtalten: ein Krankenhaus, eine Irrenanſtalt, ein Findelhaus und ein Zuchthaus befinden ſich in der Stadt Korfu. Für die Erziehung iſt im Vergleich mit andern ſüdlichen Ländern viel gethan. Man verwendet jährlich mehr als

10,000 Pfd. St. auf Schulen, jedes Dorf von einiger Bedeutung hat ſeine Elementarſchule, jede Inſel ihr Gymnaſium, und 1823 gründete ein begeiſterter Philhellene, der Earl of Guildford in Korfu eine Univerſität, welche aus den bekannten vier Facultäten beſteht und mit der eine Antikenſammlung und eine ziemlich gute Bibliothek verbunden ſind. Im Jahre 1853 zählten dieſe verſchiedenen öffentlichen Unterrichtsanſtalten, außer denen noch mehre Privatſchulen vorhanden ſind, gegen 6000 Zöglinge.

Das Klima der joniſchen Inſeln hat im Allgemeinen Aehnlichkeit mit dem auf Madeira, indeß iſt es plötzlichen Veränderungen unterworfen. Der Winter bringt viel Regen, der Sommer bisweilen eine faſt tropiſche Hitze. Ueberaus ſchön iſt der Frühling und der Herbſt. Eis und Schnee kommen faſt nur auf den Bergen vor. Häufig ſind furchtbare Stürme, hier Boraskas genannt, und Santa Maura ſo wie Zante werden bisweilen von Erdbeben heimgeſucht.

Die Inſeln haben ſämmtlich ſehr zerklüftete unregelmäßige Küſten und eine unebne Oberfläche. Die Berge, meiſt waldlos, beſtehen wie die des benachbarten Feſtlands hauptſächlich aus Kalk, dem ſich hin und wieder grauer Gyps und Lager von Sandſtein beimiſchen. Der Boden iſt mehr für den Anbau von Reben und Olivenbäumen, als für Getreide geeignet. Von letzterem erzeugt keine der Inſeln ihren vollen Bedarf, und es wird deshalb viel Weizen und Gerſte von Odeſſa bezogen. Mehr als drei Viertheile des fruchttragenden Bodens ſind mit Korinthenreben und Oelbäumen bepflanzt. Der Ackerbau wird namentlich in Korfu ſehr läſſig betrieben. Den Grund davon ſieht man darin, daß das Grundeigenthum hier in ſehr kleine Theile getheilt iſt. Das Land iſt vorzüglich im Beſitz kleiner Eigenthümer, welche daſſelbe an die Bauern nach dem ſogenannten Metayerſyſtem verpachten, bei welchem der Pachtſchilling in einem beſtimmten Antheil an dem Ertrag der Ernte beſteht. Die Landleute auf den ſüdlichen Inſeln ſind regſamer als die Korfioten, zum Theil deshalb, weil ſie von dem Adel, der hier auf ſeinen Gütern wohnt, zum beſſern Betrieb der Landwirthſchaft aufgemuntert werden, während auf Korfu der Geſchmack am ſtädtiſchen Leben, unter der venetianiſchen Herrſchaft allgemein, noch jetzt ſeinen Einfluß übt. Der Grundeigenthümer Korfus bewohnt nur ſelten ſein Landgut und ſein Beſitz iſt deshalb vernachläſſigt. Er liebt es, ſtatt ſeine Aecker zu bauen, ſeinen Vätern gleich ſich in der Nähe des Regierungsſitzes aufzuhalten und Gelegenheiten zu erſpähen, wo er auf leichte Weiſe ſein Glück machen kann. Solche Gelegenheiten bieten ſich jetzt ſeltner, als unter den Venetianern, aber die Gewohnheit nach Aemtern und Aemtchen zu ſchleichen, hat ſich vererbt und läßt ſich nicht wol ausrotten.

Manufacturen von Bedeutung gibt es auf den joniſchen Inſeln ſo wenig wie im Königreich Griechenland. Zante führt etwas Seife aus, die übrigen Inſeln liefern Töpferwaaren, wollene Decken und Ziegenhaarteppiche.

Digitized by Google

Wir ſchließen mit einem Blick auf die einzelnen Inſeln. Korfu wurde früher von uns geſchildert. Von Paxo, der nächſten Inſel nach Süden hin, mag nur angeführt werden, daß es außerordentlich waſſerarm und daß ſich in ſeiner Nähe das bekannte von Plutarch erzählte Wunder begab, bei welchem der Steuermann Thamus, des Nachts von einer übermenſchlichen Stimme bei ſeinem Namen gerufen, den Befehl erhielt, an der Bucht von Butrinto laut auszurufen, der große Gott Pan ſei geſtorben. Er that dies anfangs nicht, gehorchte aber, durch Windſtille erſchreckt, endlich, und nun erhob ſich ringsum ein überaus ſchauerliches Wehgeſchrei.

Cephalonia oder Kephallenia iſt die größte unter den joniſchen Inſeln; es hat einen Umfang von nahezu ſiebenundzwanzig deutſchen Meilen. Homer nennt es Same oder Samos und läßt es zum Königreich des Odyſſeus gehören. Am Perſerkriege nahmen nur die Bewohner von einer ſeiner Städte Theil. Im peloponneſiſchen Kriege traten die Kephallenier gezwungen auf Athens Seite. 189 gerieth es in die Gewalt Roms. Strabo meldet, daß die ganze Inſel dem C. Antonius als Privateigenthum gehörte. Im Mittelalter und in der neuen Zeit theilte dieſelbe das Schickſal Korfus. Im Alterthum hatte die Inſel vier Städte, von denen allen noch Reſte anzutreffen ſind: Pale, eine halbe Stunde nördlich vom heutigen Lixuri gelegen, Kranii, auf einigen Felſenhügeln auf der andern Seite des Hafens von Argoſtoli (die Mauer iſt theilweiſe noch gut erhalten), Proni, auf einer der Höhen, welche das auf der Oſtſeite der Inſel liegende ſchöne Thal von Rakli überragen, endlich Samos. Letzteres ſtand in der Nähe des Ufers einer Bucht im Norden der Inſel und an dem engen Kanal zwiſchen dieſer und Ithaka. Von dieſer Bucht zieht ſich ein Thal ins Land hinein. An deſſen Nordweſtende ſtehen auf zwei felſigen, durch eine tiefe Schlucht getrennten Hügeln die Reſte der maſſiven Polygonenmauern der Akropolis und einer andern Burg, welche Livius Cyathis nennt. Die Unterſtadt nahm wahrſcheinlich die Abhänge zwiſchen der Akropolis und der See ein. Die Ruinen ſind ſehr anmuthig mit Schlinggewächſen und blühendem Geſträuch überwachſen. Am Ufer ſteht ein kleines Dorf, wo die Lloydſchiffe anlegen. Nicht fern vom Geſtade quillt mitten im Meer ein ſtarker Süßwaſſerquell, der bei ruhiger See ſich einen Fuß hoch über die Waſſerfläche erhebt. Cephalonia iſt ein Bergland. Es wird von einer Gebirgskette durchzogen, welche ihre Zweige durch die ganze Inſel entſendet, verſchiedene Thäler bildet und ſich im Montenero, dem alten Aenus, 4600 Fuß über das Meer erhebt. Das Haupterzeugniß der ebenfalls ziemlich waſſerarmen Inſel ſind Korinthen. Die Hauptſtadt Argoſtoli hat 8000 Einwohner. Lixuri, die zweitgrößte Stadt, hat deren 5000.

Leukadia oder Santa Maura war urſprünglich eine Halbinſel. Nachdem die Korinther hier eine Colonie angelegt, ſchnitten ſie die Inſel durch

einen Kanal vom Feſtlande ab, der indeß allmälig ſo verſandete, daß er für größere Schiffe unbrauchbar wurde und jetzt bei der Ebbe zuweilen durchwatet werden kann. Die Leukadier fochten in der Schlacht bei Salamis mit, ſpäter, im peloponneſiſchen Krieg ſtanden ſie auf Seiten der Spartaner. Gegen Rom wehrten ſie ſich tapfer, wurden aber endlich unterworfen. Gegen das Ende des Mittelalters herrſchten hier fränkiſche Edelleute. 1467 eroberten es die Türken. Zuletzt fiel es an Venedig. Dann theilte es das Schickſal der übrigen joniſchen Inſeln. Leukadia iſt beſonders im Norden gebirgig und bringt etwas Wein und Oel hervor. Der am ſtärkſten bewohnte Theil iſt der, welcher der Küſte von Akarnanien gegenüberliegt. Hier ſteht auch das Fort Santa Maura und darunter Amazichi, die Hauptſtadt der Inſel. Einige Dattelpalmen geben dem Fort ein anmuthiges Ausſehen. Die Stadt, von 4000 Menſchen bewohnt, iſt von ärmlicher Phyſiognomie und liegt ſehr ungeſund. Auch wird ſie, wie die ganze Inſel, bisweilen von Erdbeben heimgeſucht. Nicht fern von hier, bei dem von den Ruſſen erbauten Fort Alexander, trifft man Reſte der alten Stadt Leukas. Den Ruinen gegenüber befindet ſich auf dem akarnaniſchen Ufer das Caſtell Paläochali, wo der bekannte General Grivas 1847 von den Truppen der griechiſchen Regierung belagert wurde. In den Eichenwäldern von Karus gibt es noch Wölfe. Ein Ausflug von acht bis neun Stunden von Amazichi bringt den Reiſenden nach einer Stelle, welche als „Sapphos Sprung“ bezeichnet wird. Es iſt eine ſchroff ins Meer abfallende Klippe von etwa 200 Fuß Höhe. Von hier ſtürzte man im Alterthum am Jahresfeſte des Apollo einen Verbrecher hinab. Die Tradition hat daraus die Sage gemacht, daß Sapphos Selbſtmord hier ſtattgefunden habe.

Ithaka, jetzt Thiaki, das Vaterland des Helden der Odyſſee, hatte in der ſpätern griechiſchen Zeit keine Bedeutung. Im Mittelalter ebenſo wenig. 1504 war es ganz ohne Bewohner. Der Boden iſt nur an einigen Stellen fruchtbar, und man führt Korinthen ſo wie etwas Wein und Oel aus. Viele von den Einwohnern ſind Seeleute. Die Hauptſtadt Bathy, an einem ſehr guten Hafen gelegen, hat gegen 3000 Einwohner. Auf der Südſeite der großen und tiefen Bucht, an welcher die Stadt liegt, zeigt man (natürlich ohne Beweiſe dafür zu haben) in einer kleinen Seitenbucht den Hafen des Phorkys, der auch Dexia genannt wird. In einer Grotte nicht weit davon ſieht man die Nymphenhöhle, in welcher die Phäaken den ſchlafenden Odyſſeus niederlegten. Ferner zeigt man hier die Burg des Odyſſeus, die Quelle der Arethuſa, und die ſogenannte Schule Homers.

Das Schloß des Odyſſeus liegt auf einem felſigen Hügel an dem ſchmalen Iſthmus, welcher die beiden Theile Ithakas verbindet. Zwiſchen dem dichten Geſträuch, welches den Berg bedeckt, finden ſich Reſte uralter

cyklopiſcher Mauern. Man erkennt Spuren mehrer Thore und eines Thurmes, ſowie zwei große unterirdiſche Ciſternen. Der Hügel heißt Aëtos d. h. Adler. Die Ausſicht iſt ſehr großartig. Auf der einen Seite ſchaut man hinab auf die gewundene Meeresſtraße zwiſchen Ithaka und Cephalonia, und auf die Ruinen von Samos, von wo vierundzwanzig der Freier Penelopes kamen. Auf der andern breitet ſich die große Bucht von Ithaka mit ihren Felſen und Seitenbuchten aus. Im Oſten ziehen ſich die akarnaniſchen Berge hin, im Süden ragen, den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, die Gipfel des Peloponnes, im Norden zeigt ſich der weiße Fels von Sapphos Sprung. Am Fuße des Aëtos hat man eine Anzahl von Grüften entdeckt, in denen Vaſen, Thränenkrüge, Bronzefiguren u. a. gefunden wurden. Eben ſolche Grüfte trifft man weſtlich von Vathy. Eine davon bezeichnet das Volk als das Grab der Penelope.

In der Nähe der Südoſtſpitze von Ithaka erhebt ſich über der See eine weiße Klippe, welche Korax d. i. Rabenklippe genannt wird. Es iſt die Klippe, von der Odyſſeus hinabgeſtürzt ſein will von Eumäos, wofern er nicht die Wahrheit ſage. Eine kleine Ebene dabei iſt, wie man meint, die Stelle, wo der „göttliche Sauhirt“ ſich aufhielt. In einer Vertiefung darunter quillt, von Geſträuch umgeben, Homers „Quelle der Arethuſa“.

Die Schule Homers liegt in der Nähe des Dorfes Exoge im Norden der Inſel. Sie beſteht aus den Grundmauern eines alten Gebäudes, vielleicht eines Tempels, und einigen in den Fels gehauenen Niſchen und Stufen. Die ganze Stelle iſt mit Gewinden von Epheu und andern Schlingpflanzen anmuthig bewachſen. Nicht fern davon, an dem Abhang des Neritos, liegt das Dörfchen Leuke, wo der Garten des Laertes gelegen haben mag.

Zante, bei Homer und allen andern alten Schriftſtellern Zakynthos genannt, iſt eine der fruchtbarſten und ſchönſten Inſeln der Levante. Es führt vortrefflichen Wein, Oel und ſehr viele Korinthen aus und iſt weniger bergig als die andern joniſchen Inſeln. Seine Geſchichte bietet wenig Bemerkenswerthes. Sieben Meilen ſüdlich von hier paſſirt man die Strophaden, niedrige öde Eilande, wo die Sage die Harpyen wohnen ließ. Die Hauptſtadt von Zante liegt halbmondförmig an einer ſchönen Bucht neben dem Berge Skopos, dem Elatus des Alterthums, und hat gegen 20,000 Einwohner. Die Säulengänge mancher Straßen erinnern an Bologna. Einige ältere Häuſer ſind in venetianiſchem Stil erbaut. Ueber der Stadt ragt ein Fort, am Abhang des Skopos liegt ein großes Kloſter mit ſchöner Ausſicht. Alterthümer finden ſich auf Zante nicht. Dagegen verlohnt ſich ein Ausflug nach den Erdpechquellen, welche $2\frac{1}{2}$ Meilen von der Hauptſtadt, an der Bucht von Chieri entſpringen. Dieſelben erinnern an die vulkaniſchen Kräfte, welche unter Zante thätig ſind

Digitized by Google

und noch in den Jahren 1820 und 1840 durch Erdbeben beträchtliche Verheerungen anrichteten.

Cerigo, einſt Cythera, die Inſel, bei der Aphrodite dem Schaume des Meeres entſtieg, und auf welcher ſie ſpäter am liebſten weilte, iſt großentheils ein öder Felſen, hat indeß mehre fruchtbare Thalkeſſel und wird von etwa 10,000 Menſchen bewohnt. Im Alterthum war es meiſt von Sparta abhängig, doch wurde es im peloponneſiſchen Kriege von Nikias beſetzt und erſt mehre Jahre ſpäter herausgegeben. Die alte Hauptſtadt lag auf der Kap Malea zugekehrten Seite, der Haupthafen hieß Skandea und iſt wahrſcheinlich identiſch mit dem von San Nikolo, wo jetzt der beſte Ankerplatz ſich findet. Der jetzige Hauptort iſt Kapſali, welches an der Südküſte hoch über dem eben genannten Hafen liegt. Daneben ragt auf ſteilem Kegelberg eine mittelalterliche Burg, welche jetzt eine kleine britiſche Beſatzung hat. Die Hauptmerkwürdigkeiten Cerigos ſind zwei Stalaktitenhöhlen, von denen die eine in der Schlucht von Mylopotamos, die andere, an welcher ſich eine Kapelle der heiligen Sophia befindet, in einem Thale zwei Stunden von Kapſali liegt.

Von der preußiſchen Grenze.

Die Kreuzzeitung und ihre Partei iſt ſeit der neuen Wendung in der ſeltſamſten Lage von der Welt. Wie Richard III. ausrief: ein Königreich für ein Pferd! ſo möchte ſie jetzt ſagen: ein Königreich für einen Wühler! Ihre ganze Speculation war darauf berechnet, daß die vermeintlichen Sklaven, denen man die Kette löſte, in aller Eile einen Unfug begehn würden, der ſofort energiſche Repreſſivmaßregeln hervorrufen müßte; ſtatt deſſen bewahrt das Land die ruhigſte Haltung; Gothaer und Demokraten wetteifern in dem Feldgeſchrei: nur nicht drängen! Um dem Miniſterium nur ja keine Verlegenheit zu bereiten, ſind ſie ſogar nicht abgeneigt, die gerechtfertigtſten Anſprüche ruhen zu laſſen. Der Grund liegt nicht in irgend einem weit hergeholten Plan; es iſt vielmehr die aus bitterer Erfahrung hervorgegangene Erkenntniß, daß man vor zehn Jahren ſich zu viel vermeſſen hat; daß man mehr verlangte, als das preußiſche Volk tragen kann, und der feſte Entſchluß, in ſchrittweiſer Arbeit allmälig die Güter zu verdienen, die man ſich weder ſchenken laſſen noch rauben kann. Die Haltung des preußiſchen Volks in den letzten Monaten iſt ein günſtigeres Zeichen für ſeine Reife, als alles, was ſeit zehn Jahren geſchehen.

Aber die Kreuzzeitung braucht Jakobiner; ſie erfindet ſie daher. In demſelben Augenblick, wo ſie mit hämiſchen Seitenblicken den Regenten verfolgt, verklagt ſie das geſammte preußiſche Volk, das nicht zu der Fahne der Engel und Viceengel ſchwört, Haß und Verachtung gegen das Königthum zu erregen. Die Formen, in denen ſie dieſe Anklage wiederholt, ſind von der Art, daß eine Entgegnung

Digitized by Google

ſchwer wird; wir adoptiren daher gern die Antwort der Nationalzeitung, die freilich lebhaft, aber nicht um ein Haar zu ſtark iſt. „Heilige haben andre Geſchäfte, als ſich unter den großen Hauſen zu miſchen. Mag der Pöbel, Nation geheißen, drinnen im Hofe um ſein goldnes Kalb tanzen; ſie, die Reinen, ſahren unterdeſſen zahlloſe Miſtwagen voll Verwünſchungen und Schimpfworten heran, zu düngen den Acker der Zukunft, werfen gelegentlich eine Gabel voll über den Zaun, ihre Pſalmen ertönen dabei deſto lauter. Wir haben die Kreuzzeitung 1848 u. ſ. w. keiſen und läſtern hören, aber rüpelhafter als gegenwärtig hat ſie nie geſchimpft, jeſuitiſcher nie gelogen.“

Es gibt einen Punkt, den man dieſen Rittern des Kreuzes nie genug in Erinnerung bringen kann: ſie haben gegen die Regierung einen Compromiß mit den Polen geſchloſſen! Dieſelben Männer, die vor drei Jahren Herrn von Morawsky durch Schreien und Stampfen zum Schweigen zu bringen ſuchten, haben ſeinen Glaubensgenoſſen, den erklärten Feinden Preußens, die Stimme gegeben! ſie haben gegen die Deutſchen und für die Polen geſtimmt! gegen die ſchwarzweiße Fahne für die weißrothblaue!

Abſeits der feudaliſtiſchen Partei tritt jetzt eine neue, nicht ungefährliche auf, wenn auch bis jetzt nur in vereinzelten Stimmen, mit der Behauptung, Preußen ſei ein Militärſtaat. Es iſt gut, ſolchen Phraſen ſchnell entgegenzutreten, ſie bürgern ſich um ſo leichter ein, je ſinnloſer ſie ſind. Unſer Heer iſt das Volk in Waffen; es iſt Mittel zur Erziehung des Volks, zur Haltung nach Außen, aber es iſt nicht Zweck. Das Heer iſt der Arm des Staats, aber nicht ſein Herr; kein Staat in der Welt iſt entfernter vom Prätorianerthum als Preußen. Wie monarchiſch die Geſinnung des Volks iſt, hat ſich jetzt gezeigt; wie populär das Heer, das ſieht man aus jeder Landwehrübung. Aber man möge nicht vergeſſen, daß dieſe Popularität erſt beſteht, ſeit das Heer das bewaffnete Volk iſt; nie war ein Militär verhaßter beim Volk, als das preußiſche Militär von 1806. Jetzt wiſſen wir, daß die Ehre der preußiſchen Armee die Ehre des preußiſchen Volks iſt, damals konnte man es nicht wiſſen, weil es nicht der Fall war.

Der Prinzregent hat ſehr ſchön geſagt, daß Preußen in Deutſchland Eroberung machen ſolle durch weiſe Einrichtungen im Innern. Dazu iſt vor allem nöthig, daß Preußen das Polizeigeſicht, das es ſeit zehn Jahren nur zu ſehr gezeigt, einigermaßen mildert. Die größten politiſchen Fehler der vorigen Regierung haben Preußen in Deutſchland nicht ſo geſchadet, als die Miene des Polizeibeamten, der in Berlin von jedem ausſteigenden Fremden mit mißtrauiſcher Miene den Nachweis verlangte, daß er kein Spitzbube ſei. Auch wir ſind der Anſicht, daß man die Regierung in Bezug auf die organiſche Geſetzgebung nicht drängen dürfe, aber auf die Abſchaffung der ſchreienden Mißbräuche in der Ausübung der Polizeigewalt hinzuarbeiten, wird eine der erſten Pflichten der Landesvertreter ſein. Der preußiſche Unterthan genoß das traurige Vorrecht — ein Vorrecht, von dem man ſelbſt in dem vielverſchrienen Oeſtreich nichts weiß! — aus jeder Stadt ſeines Vaterlands ausgewieſen zu werden, ſobald es der Polizei beliebte! Die jetzige Regierung wird das nicht mißbrauchen, wir wiſſen es wohl; aber es iſt ihre Pflicht, den Bürger vor etwaigen Attentaten ihrer Nachfolger ſicher zu ſtellen, und wenn ſie das vergißt, ſo iſt es Pflicht der Landesvertreter, ſie daran zu erinnern. † †

Weihnachtsliteratur.

Voer de Goern. Kinderreime alt und neu von Klaus Groth. Mit 52 Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von Ludwig Richter. Leipzig, Georg Wigands Verlag. Fol. — Billig ſteht dies elegante ſehr ſchön ausgeſtattete Buch obenan. Die niederdeutſchen Kinderreime ſind zum Theil aus dem Mund des Volkes geſammelt, zum größten Theil mit der liebenswürdigen Laune und Schalkhaftigkeit, welche den Dichter auszeichnet, erfunden, unter den Holzſchnitten Richters ſind mehre, welche den beſten Zeichnungen des Meiſters an die Seite zu ſtellen ſind. Den neueſten niederdeutſchen Verſen iſt eine Ueberſetzung im Schriftdeutſch zugefügt. Wieder gibt dies Werk Gelegenheit, an kleinſter, ſcheinbar kunſt- und formloſer Poeſie Klangfülle, Wort- und Bilderreichthum, und Kraft im epigrammatiſchen Ausdruck zu bewundern, die ſchönen Vorzüge des Niederdeutſchen. Und wer aus andern deutſchen Stimmen und aus unſerer Kunſtpoeſie an die Gedichte von Klaus Groth tritt, der wird, wenn ihm erſt die Empfindung für das fremdartige Schöne der Bruderſprache gekommen iſt, mit Erſtaunen ſehn, daß das Verhältniß des niederdeutſchen Dichters zu ſeiner Sprache ein ſehr anderes iſt, als bei den Dichtern des Culturdeutſch. Aehnlich wie bei den Romanen wirkt der ſinnliche Reiz der Sprache viel mächtiger auf die Seele des Schaffenden und des Hörers, viel feiner hört das Ohr den Wohlklang eines poetiſchen Satzes, Wechſel der Vocale, und charakteriſirende Conſonanten. Im Gegenſatz aber zu den romaniſchen Sprachen und darin dem Engliſchen ebenbürtig, hat das Niederdeutſche einen großartigen Reichthum an ſolchen Wörtern, Haupt- und Zeitwörtern, welche charakteriſtiſche Schattirungen einer Vorſtellung, oft mit beſonders komiſcher oder gemüthlicher Farbe ausdrücken. Unſerer Schriftſprache fehlt die Fülle ſolcher Ausdrücke ſehr, ſie ſind bei uns in den einzelnen Dialecten ſtecken geblieben, haben deshalb dem verwöhnten Sinn häufig einen ungehörigen Beigeſchmack und ſind für den Dichter wenig und nur mit größter Vorſicht zu gebrauchen. Der Leipziger, Franke, Rheinländer, Schleſier, erinnere ſich z. B. an die zahlreichen Verba ſeines Dialects, welche das Fortbewegen eines Körpers, oder welche ein Geräuſch ſpecialiſiren, wie groß iſt die Zahl derſelben, wie wenige ſind in den Codex der Schrift- und Dichterſprache aufgenommen, und wie bedenklich erſcheint ihm ſelbſt die Aufnahme derſelben. Im Niederdeutſchen iſt dieſen ſehr zahlreichen Wörtern urſprünglicher Adel und Schönheit unverkümmert, und grade ſie geben dem poetiſchen Ausdruck eine Lebendigkeit, Kraft und Energie, die der hochdeutſche Dichter oft peinlich vermißt. Die Bedeutung von Klaus Groth liegt nun unter anderm darin, daß in ihm der recipirende und ſchöpferiſche Sprachſinn ganz vorzüglich entwickelt iſt. Niemand ſchreibt im Niederdeutſchen ſo ſchön, und macht ſo wohlklingende Verſe, als er. Und die Sprache ſeiner Heimath mit ihren eigenthümlichen Schönheiten iſt durch ihn ſeinen Landsleuten, wie den übrigen Deutſchen, in eine neue Beleuchtung geſetzt, die man wol Verklärung nennen darf. Das ſetzt allerdings voraus, daß er auch ſonſt ein wahrer Dichter iſt. Den Umfang ſeines Talentes zu kritiſiren, haben wir kaum Veranlaſſung, beſcheiden hielt er ſich in einem Kreiſe, in dem er ſouverän gebietet; wenn ſeine hochdeutſchen Gedichte nicht immer

denſelben Eindruck machen, wie die niederdeutſchen, ſo kommt das zumeiſt daher, daß er die Schriftſprache ſelbſt durch das Medium ſeines heimiſchen Idioms anſieht, er kommt in die Gefahr, mehr zu empfinden, als er dem Hörer ausdrückt, und die Intention wird zuweilen größer als die Wirkung. Wer ihn nach ſeinem vollen Werth ſchätzen will, muß erſt niederdeutſch empfinden lernen. Und es lohnt, das zu lernen. —

Das Buch der Reiſen. 1. Bd. Kane, der Nordpolfahrer, 2. Bd. Dr. David Livingſtones Erforſchungsreiſen im Innern Afrikas. Beide mit ſehr vielen Illuſtrationen, Tondrucktafeln, einer Karte. Leipzig, Otto Spamer. 1859. 8. — Die Werke ſind Jugendſchriften verdienſtlicher Art (beſonders für Knaben von etwa zehn Jahren ab), reichlich ausgeſtattet mit allem, was den Leſer anzieht, in der wohlbekannten Art des regſamen Verlegers. Die Texte ſind verſtändig bearbeitet. Der erſte Band enthält als Einleitung eine Geſchichte der Entdeckungsreiſen nach dem Norden, Schilderungen der Natur und des Menſchen in den Polarkreiſen, Biographie Kanes; der zweite eine überſichtliche Geſchichte der Bekanntſchaft mit Afrika, des Sklavenhandels, der Natur und der Eingebornen; darauf die Reiſen. Die Werke ſind zu Weihnachtsgeſchenken durchaus zu empfehlen. —

Literatur.

Canada. Eine Darſtellung der natürlichen, ſocialen und Verkehrsverhältniſſe dieſes Landes. Mit beſonderer Rückſicht auf die Anſiedlung. Nebſt einer Karte. Berlin, Nicolai. 1858. — Die Vereinigten Staaten nehmen die Aufmerkſamkeit der Coloniſten ſo ausſchließlich in Anſpruch, daß man meiſt ganz ein großes und ſchönes Land vergißt, das ſich nördlich an ſie ſchließt und im gewaltigſten Aufſchwung begriffen iſt. Die Wenigſten wiſſen z. B., daß die große Menge des Pelzwerkes, welches Europa verbraucht, nicht etwa aus Sibirien, ſondern aus Canada kommt und erſt die pariſer Ausſtellung von 1855 zeigte den Reichthum dieſes Landes an Rohproducten dem großen Publicum. In der Mitte des Langſchiffes erhob ſich eine hohe Pyramide von allen Holzarten, welche Canada liefert, man ſtaunte ebenſo über die Schönheit des Materials wie über ſeine Wohlfeilheit, man ſah eine eichne Thür mit Gebälk- und Spangwerk, die fünf Thaler koſtete. Man erfuhr, daß Canada allein an Holz für 12 Mill. Thlr. ausführte und fand, daß man ſich doch zu wenig mit einem ſo wichtigen Lande beſchäftigt habe. Da kommt obiges Büchlein grade recht, um uns einen faßlichen Ueberblick zu geben, kurz zuſammengedrängt, aber doch genug, um den Ausruf des Grafen Joubert zu rechtfertigen: „Jetzt vermögen wir den Werth jener weniger Acker Schnee zu ermeſſen, die wir mit ſträflichem Leichtſinn unter der Regierung Ludwigs XV. an England abtraten." Canada ward wie bekannt 1761 von Frankreich verloren, das es über 200 Jahre beſeſſen. Seitdem iſt es ungeſtört im engliſchen Beſitz geblieben. Früher die Pro-

vinz Quebec genannt, ward es ſpäter in Ober- und Untercanada getheilt, und beide Provinzen erſt 1841 zu einer Verwaltung wieder vereinigt. Die Spuren der franzöſiſchen Herrſchaft haben ſich, wie dies nicht anders zu erwarten, noch mannigfach erhalten, auch iſt die franzöſiſche Sprache neben der engliſchen im öffentlichen Gebrauch anerkannt. Seit der Abtretung hat allerdings eine weitere Beſiedlung durch Nachzug aus Frankreich nur in ſehr geringem Maße ſtattgefunden, aber die Menge der dort lebenden Franzoſen war doch zu beträchtlich, um raſch von dem angelſächſiſchen Element abſorbirt zu werden, und herrſcht in Untercanada noch vor. Die engliſche Bevölkerung dagegen wurde ſehr ſtark durch fortwährende Einwanderung von den britiſchen Inſeln gehoben, nachdem beim amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieg viele Legitimiſten nach Canada überſiedelten. Die Grundzüge des altfranzöſiſchen Charakters finden ſich daher am meiſten in der Bevölkerung von Untercanada wieder; unberührt von dem nivellirenden Geiſte des 18. Jahrhunderts und der Revolution, fand Ampère in ihnen Ideen und Sitten, die längſt in Frankreich verklungen. Altfranzöſiſch iſt auch ihre Anhänglichkeit an die feudalen Inſtitutionen; während der erſten Anſiedlung wurden von der Krone vielfach Ländereien für ausgezeichnete Dienſte verliehen und zwar unter denſelben Bedingungen, welche bei adligen Lehen in Europa beſtanden. Der Seigneur leiſtete den Eid ſeinem Suzerain und konnte ſeinen Beſitz wieder als bäuerliches Lehen (censives) austhun. Noch beſtehn die alten Gebräuche bei den 168 Seigneurien von Untercanada, und beide Theile ſind ſo zufrieden mit dem Verhältniß, daß eine Acte, welche die Löſung deſſelben möglich macht, faſt noch gar nicht angewandt iſt.

Die angelſächſiſche Bevölkerung hat viel Aehnlichkeit mit ihren amerikaniſchen Nachbarn, zeichnet ſich aber durch Anhänglichkeit an England und das Regentenhaus aus; dieſe Loyalität hatte allerdings einen Stoß durch die Fehler früherer Gouverneure erlitten, bis die glänzende Verwaltung von Lord Elgin aus den Unzufriedenen wieder treuergebene Unterthanen machte. An eine Einverleibung in die Vereinigten Staaten iſt nicht zu denken, die Canadier haben alle Segnungen der Freiheit ohne die ſtürmiſchen Parteikämpfe der Union, die Sklavereifrage, welche praktiſch für ſie keinen Werth hat, würde ſie in den Streit hineinziehn, dem ſie jetzt glücklicherweiſe zuſehn können. Die Grundlagen der engliſchen Verfaſſung ſind in Canada geblieben, die Stelle des Souveräns vertritt der Gouverneur, das legislative Council, eine Art Senat, das Oberhaus. Das Gerichtsverfahren iſt angelſächſiſch-deutſch, die Selbſtregierung vollkommen durchgeführt, die Grafſchaften ſind in Stadtbezirke (townships) getheilt, Orte unter 1000 Einwohner werden durch einen Board of Police regiert und heißen deshalb Police-Villages. Die Finanzen ſind in blühendem Zuſtand, die Ausgaben werden faſt ganz aus den Eingangszöllen beſtritten, außerdem nur Spirituoſen und Licenzen beſteuert. Hinſichtlich der geiſtigen Cultur iſt Canada in manchen Beziehungen dem Mutterland voran, ſo namentlich durch die Volksſchulen; jede Townſhip iſt in Schulſectionen getheilt, welchen unter Leitung ihrer durch Wahl gebildeten Syndicate die Sorge für das allgemeine Unterrichtsweſen obliegt. Ein mäßiges Schulgeld und eine Schulſteuer bringen die Unterhaltungskoſten auf, die Lehrer auf dem Lande erhalten 40—130 Pfd., 75—250 Pfd. in den Städten, alſo ſehr viel mehr als in Preußen. Für ihre Ausbildung bietet Toronto eine Normalſchule und eine reich dotirte Univerſität. Die

engliſche Kirche, die vorherrſcht, hat nicht die Vorrechte wie in England, die Sekten ſind ſtark vertreten. Nicht nur die bedeutenden, ſondern auch kleine Städte haben treffliche Bildungsanſtalten, Leſezimmer, Bibliotheken u. ſ. w. Montreal hat deren zehn, in Ober- und Untercanada erſcheinen zuſammen über 100 Zeitungen. Die Verkehrsanſtalten ſind in raſcher Ausbildung begriffen, 1851 beſtanden 600 Poſtämter, 1857: 1300; 800 Meilen Telegraphenlinien ſind ausgeführt, die großen wie kleinen Straßen gut unterhalten, die Eiſenbahnen im Ausbau begriffen, die Dampfſchiffahrt auf den Seen ſehr anſehnlich. Canadas Gewerbfleiß iſt noch weſentlich auf Gewinnung von Rohproducten für den Export gerichtet, Getreide, Bauholz, Metalle, Pelzwerk bilden die Hauptartikel, der canadiſche Weizen iſt überall geſchätzt, im ſüdlichen Theil wird auch viel Mais gebaut; der ruſſiſche Krieg hat der Cultur der Faſerſtoffe, namentlich Hanf und Flachs, einen neuen Anſtoß gegeben; Erbſen und Hülſenfrüchte ſind für die nördlichen Diſtricte Hauptartikel. Von 1841—51 ſtieg die Weizenernte in den Vereinigten Staaten um 48% und die Maisernte um 55%, dagegen in Canada um 100 und 163%.

Sehr intereſſant iſt das verhältnißmäßig ausführliche Capitel über die Anſiedlung behandelt, die Bedingungen ſind vortheilhaft, und durch zweckmäßige Einrichtungen iſt den Landſpeculationen, wie die Yankees ſie treiben, vorgebeugt. Die Hauptgeſellſchaft, die Canada-Land-Company, verlangt nur Anzahlung von ⅕ des Kaufpreiſes und geſtattet die Entrichtung des Reſtes in fünf gleichen jährlichen Terminen nebſt Zinſen. Die Landpreiſe werden von Zeit zu Zeit durch den Gouverneur feſtgeſtellt. Für tüchtige intelligente Anſiedler bietet Canada die vortheilhafteſten Umſtände, freilich können ſie noch weniger als in den Vereinigten Staaten hoffen, ihre Nationalität zu wahren, zumal eine ſehr ſtarke engliſche Einwanderung fortdauert.

Die Fabriken beſchränken ſich, von denen, die für die erſten Bedürfniſſe des Landes arbeiten, abgeſehn, hauptſächlich auf Zurichtung der Rohproducte zum Export, daher ſind die Mahl- und Sägemühlen z. B. ſehr zahlreich, alle Schneideinſtrumente, Ackerbauwerkzeuge werden vorzüglich angefertigt. Das Bauholz aber findet, von der Ausfuhr abgeſehn, ſeine ausgedehnteſte Verwendung durch den Schiffbau, die canadiſchen Schiffe haben durch Ebenmaß, Dauer und Schnelligkeit großen Ruhm erworben, die Dampf- und Segelſchiffe der Binnengewäſſer zählen nach Tauſenden. —

Wir empfehlen das Büchlein, deſſen Brauchbarkeit noch durch eine ſaubere Karte erhöht wird, allen, die ſich von canadiſchen Verhältniſſen unterrichten wollen.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVIII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt ſich zur Pränumeration auf denſelben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Poſtämter Beſtellungen annehmen.

Leipzig, im December 1858. **Fr. Ludw. Herbig.**

Der Stand der ſchleswig-holſteiniſchen Sache.

Binnen wenigen Tagen — nächſten 3. Januar — werden die Stände Holſteins zuſammentreten, um über die Vorlagen, welche die Regierung in Kopenhagen ihnen zufolge des Einſpruchs der Bundesverſammlung gegen die jetzige Stellung des Herzogthums im däniſchen Geſammtſtaate zu machen verſprochen hat, ihre Stimme abzugeben, und es erhebt ſich die Frage, wie ihr Urtheil über die Geſammtverfaſſung, die ihnen jetzt zum erſten Mal zu beſprechen geſtattet iſt, lauten wird, wie es im wohlverſtandenen Intereſſe des Landes lauten muß. Es iſt die Stunde der Entſcheidung, ſo weit die Entſcheidung in den Händen der Holſteiner liegt. Ein Mißgriff in der Ständeverſammlung könnte vielen und großen Schaden im Gefolge haben, und es iſt die höchſte Zeit, davor zu warnen. Die Stände ſind vor fünf Jahren in der traurigſten Zeit gewählt und zählen wol mehr als ein Mitglied unter ſich, welches die jetzt faſt allgemeine klarere Einſicht in die Verhältniſſe und die gehobene Stimmung des Landes nicht vertritt. Der Adel könnte es mit den jetzt regierenden Gewalten nicht verderben wollen, die übrigen Abgeordneten werden von allen möglichen Verführungskünſten umwoben ſein, und es ſteht zu befürchten, daß die Verſammlung ſich zu unklaren Erklärungen verleiten laſſen wird.

In dieſer Befürchtung hat Wilhelm Beſeler unter dem Titel „Zur ſchleswig-holſteiniſchen Sache im November 1858. — Braunſchweig, C. A. Schwetſchke und Sohn“ eine Schrift veröffentlicht, in der er auseinanderſetzt, was ihm als die Pflicht der holſteiniſchen Stände in dieſer Kriſis erſcheint, und deren Gedankengang wir im Nachſtehenden mit dem Bemerken mittheilen, daß, während wir dem reinen und hochſinnigen Patriotismus des Verfaſſers unſre wärmſte Anerkennung zollen, das Ergebniß ſeiner Betrachtung mit unſerer Ueberzeugung nicht zuſammentrifft. Ein Mann von Beſelers Bedeutung kann indeß beanſpruchen, daß man ſeine Gründe aus-

Digitized by Google

führlich hört, und ſo laſſen wir ihn im Folgenden zunächſt ohne Widerlegung des Punktes ſprechen, welchen wir anfechten müſſen. Beſeler hält es, um das Reſultat ſeiner Betrachtungen an die Spitze zu ſtellen, für den einzig richtigen Weg, wenn die Stände „an der Hand der ſtets aufs Neue gemachten Erfahrungen die ihnen dargebotene Gelegenheit ergreifen, um es gegen ihren Landesherrn in ehrerbietiger, aber gemeſſener Weiſe auszuſprechen, daß auf der Baſis der Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 für Holſtein keine Verfaſſung und Verwaltung gebaut werden können, die dem Lande auch nur eine erträgliche Zukunft ſicherten, daß vielmehr auf den Zuſtand vor 1848, auf die reine Perſonalunion zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark zurückgegangen werden müſſe.

Der Weg, auf dem er zu dieſem Schluſſe gelangt, iſt folgender: Die Bekanntmachung vom 28. Januar 1852 verwandelte den bisherigen Complex der durch Perſonalunion verbundenen Staaten Dänemark, Schleswig-Holſtein und Lauenburg in einen Staat; denn niemand kann leugnen, daß ein Territorium mit gemeinſchaftlicher Regierung und repräſentativer Verfaſſung, mit gemeinſchaftlicher Geſetzgebung und Verwaltung ein Staat iſt. Vollkommen gleichgiltig iſt es, ob man eine ſolche politiſche Schöpfung Staat oder Geſammtſtaat nennt. Ein Geſammtſtaat iſt eben ein Staat mit eigenthümlichen provinziellen Einrichtungen. Jene Bekanntmachung trennt ſodann Holſtein und Schleswig in Verfaſſung völlig voneinander und läßt ihnen in Geſetzgebung und Verwaltung nur unbedeutende Reſte ihrer frühern Gemeinſchaft; nur ſofern beide Herzogthümer zum däniſchen Staate gehören, haben ſie mit dem Königreich Dänemark und Lauenburg in den allgemeinen Angelegenheiten, die in dieſer Geſammtmonarchie vorzugsweiſe zu den Staatsangelegenheiten gezählt werden, gemeinſchaftliche Verfaſſung, Verwaltung und Geſetzgebung. In der Bekanntmachung werden endlich die gemeinſchaftlichen und die beſondern Angelegenheiten geuau voneinander geſchieden und demgemäß die Reſſortverhältniſſe der Staats- und Provinzialminiſter und die Befugniſſe der Stände der beiden Herzogthümer abgegrenzt, ſo wie ſchließlich tranſitoriſche Verfügungen getroffen. Fragt man nun, ob man ſich, abgeſehn von der Domänenfrage und der bisher unterlaſſenen Befragung der Stände über die Geſammtverfaſſung, auf den Buchſtaben oder auch nur den Geiſt jener Bekanntmachung berufen könne, um eine Beſſerung der jetzigen Zuſtände zu fordern, ſo iſt zu antworten, daß die Bekanntmachung zu einer ſolchen Forderung keinen Anhalt bietet. Selbſt das Verfaſſungsgeſetz vom 2. Oct. 1852, die entſprechenden Paragraphen der holſteiniſchen Sonderverfaſſung und das Geſetz, nach welchem zum Reichsrath gewählt wird, widerſprechen der Bekanntmachung von 1852 nicht, und ſie ſind, nachdem der Paragraph 5 der hol-

Digitized by Google

ſteiniſchen Verfaſſung in Wegfall gekommen iſt, auch nicht gegen das Bundesrecht. Wäre es aber auch möglich, in dieſem oder jenem unbedeutenden Punkte im Vergleich mit der Bekanntmachung von 1852 und dem Bundesrechte Grund zur Beſchwerde zu finden, in den Hauptſachen kann man ſich weder auf dieſes noch auf jene berufen. Wollte man ſich daher im Ständeſaal zu Itzehoe der Täuſchung hingeben, durch wiſſenſchaftliche Erörterung oder diplomatiſche Feinheit aus gewiſſen Wendungen der Bekanntmachung, aus denen z. B., wo ſie von ſelbſtſtändigen und gleichberechtigten Landestheilen in der Monarchie ſpricht, die Verpflichtung der Regierung zu weſentlichen Aenderungen in der bisherigen Stellung Holſteins abzuleiten, ſo würde es den Dänen nicht ſchwer fallen, nachzuweiſen, daß man den ganzen und vollen Antheil an Selbſtſtändigkeit und Gleichberechtigung bekommen habe, den man in der ſo geſchaffenen däniſchen Monarchie beanſpruchen könne. In zweifelhaften Fällen aber würde die däniſche Regierung für eine Deutung zu Gunſten der Staatsraiſon, des nothwendigen Maßes von Centraliſation und der monarchiſchen Gewalt die Zuſtimmung der deutſchen Mächte — von den nichtdeutſchen zu ſchweigen — erwarten dürfen.

Nachdem die Schrift in dieſer Weiſe nachzuweiſen verſucht hat, daß die Holſteiner, auch wenn ſie ihre Wünſche nach einer Veränderung in ihren Verfaſſungs- und Verwaltungsverhältniſſen auf das beſcheidenſte Maß beſchränkten, von den Dänen auf allen Punkten geſchlagen werden würden, fährt ſie fort: Aber die Ständeverſammlung wird nicht meinen, daß es ihre Aufgabe ſei, den Ruhm der Beſcheidenheit zu ernten, ſondern die Bedeutung des Augenblicks ermeſſend, furchtlos die Wahrheit ausſprechen: daß, wenn noch ein Verſuch gemacht werden ſoll, die Verhältniſſe im Süden der cimbriſchen Halbinſel friedlich und dauernd zu ordnen, dies nur durch Rückkehr zur Perſonalunion zwiſchen Schleswig-Holſtein einerſeits und dem Königreich Dänemark andererſeits unter Fortentwicklung des bis 1848 in Geltung geweſenen Verhältniſſes auf Grundlage des Verfaſſungsrechts der Herzogthümer und der neuerdings im Königreich eingetretenen Verfaſſungsänderung geſchehen kann. Von dem rechtlichen, ſittlichen und finanziellen Inhalt der Frage als bekannten Dingen abſehend, führt die Schrift für dieſe Behauptung vornehmlich drei Gründe der Zweckmäßigkeit an:

1) Wie man ſich auch einen däniſchen Geſammtſtaat vorſtellen mag, kein Unbefangener wird jetzt noch leugnen, daß däniſche und deutſche Elemente, Intereſſen und Beſtrebungen in einem und demſelben Staatsweſen unverträglich ſind. Wer etwas Dauerndes in dieſen Landen ſchaffen will, muß vor allen Dingen die beiden Volksindividualitäten in demſelben voneinander fern halten, jeder ihre freie nationale Entwicklung gewähren und es dem

Einfluß der Zeit überlaſſen, in welchem Umfang ſich zwiſchen den nebeneinander geſtellten Völkern durch Verträge engere Beziehungen knüpfen werden. Beide in einen und denſelben Staat hineinzwängen heißt, den Krieg zwiſchen ihnen verewigen, indem keine in dem Grade die ſtärkere iſt, daß ſie die andere unterjochen könnte.

2) Holſtein allein iſt nicht im Stande, der däniſchen Macht auf den Inſeln und in Jütland die Spitze zu bieten. Die Vereinigung Schleswigs mit Holſtein zu einem Staat wurde daher zwei Jahrhunderte hindurch von den Bewohnern der Herzogthümer erſtrebt und endlich 1460 erreicht. Faſt alle ſeitdem zwiſchen beiden Theilen geführten diplomatiſchen Kämpfe beziehen ſich auf Schleswig, welches die Dänen vergeblich von Holſtein zu trennen und an das Königreich zu feſſeln ſuchten. Als ſeit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts die Verfaſſung in Schleswig-Holſtein thatſächlich außer Wirkſamkeit getreten war, blieben Geſetzgebung und Verwaltung der Herzogthümer gemeinſchaftlich und beinahe gänzlich von Dänemark getrennt, und als 1830 der alte Kampf zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark von neuem entbrannte, wurde Schleswig ſofort wieder der Gegenſtand des Streits. Dann folgte der dreijährige Krieg gegen die Dänen zum Zweck der Verhütung einer Einverleibung Schleswigs in Dänemark und ſein durch die deutſche Diplomatie herbeigeführtes beklagenswerthes Ende. Den Holſteinern zu ſagen, was Angeſichts des von däniſcher Willkürherrſchaft gemißhandelten Schleswigs Menſchlichkeit und Ehre ihnen zu thun gebieten, wäre überflüſſig und unangemeſſen. Es iſt aber ein Glück, daß beide mit der Politik Hand in Hand gehen. Dänemark hat ſich 1848 aus einer unbeſchränkten Monarchie in eine beſchränkte verwandelt, das däniſche Volk hat eine Verfaſſung, die ihm einen entſcheidenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten ſichert. Nun leuchtet ein, daß, wenn die Perſonalunion zwiſchen Schleswig-Holſtein und Dänemark wiederhergeſtellt würde, der gemeinſchaftliche Landesherr nicht hier als conſtitutioneller König und dort als abſoluter Herzog regieren könnte, ohne daß die Abhängigkeit des unbeſchränkt regierten Landes von dem Volke des beſchränkt regierten die Folge wäre. Schleswig-Holſtein müßte ſomit eine der däniſchen ähnliche Verfaſſung erhalten, und zwar müßten die beiden getrennten, nunmehr gleich dem däniſchen Reichstag mit beſchließender Befugniß auszuſtattenden Ständeverſammlungen für Schleswig und für Holſtein zu einer gemeinſchaftlich tagenden Verſammlung umgeſchaffen werden. Vor 1848 konnten bei gemeinſchaftlicher Geſetzgebung und Verwaltung zwei berathende Verſammlungen nebeneinander ſein; ſtimmten die Gutachten derſelben über die ihnen vorgelegten Geſetzentwürfe nicht überein, ſo konnte der Landesherr das eine oder das andere oder auch beide unberückſichtigt laſſen. Zwei geſetzgebende und ſteuerbewilligende örtlich getrennte Verſammlungen ſtehen

aber mit gemeinſamer Geſetzgebung und Verwaltung im Widerſpruch. So iſt die reine Wiederherſtellung des Status quo ante durch die Dänen ſelbſt unmöglich gemacht, aber zum Vortheil der Schleswig-Holſteiner; denn die däniſche Verfaſſung führt mit Nothwendigkeit zu einer ſchleswig-holſteiniſchen, zu der Form des Staatslebens, welche zugleich die beſte Gewähr für die Aufrechthaltung der reinen Perſonalunion gegen etwaige Uebergriffe des däniſchen Volks und ſeines Königs iſt.

3) Das Herzogthum Holſtein iſt mit däniſchen Beamten überſchwemmt, das holſtein-lauenburgiſche Contingent wird faſt nur von Dänen befehligt. Schleswig iſt noch übler daran. Es muß beiden Ländern ihr verfaſſungsmäßiges Indigenat gewährt werden, und dazu iſt keine Ausſicht, wofern nicht die reine Perſonalunion wiederhergeſtellt und in den Herzogthümern durch eine gemeinſame Verfaſſung geſchützt wird, welche dann ſelbſtverſtändlich die Beſtimmung enthalten müßte, daß in Schleswig-Holſtein nur Schleswig-Holſteiner zum Staatsdienſt berechtigt ſeien. Auf Grund der wiederholt erwähnten Bekanntmachung von 1852 iſt in dieſer Beziehung nichts zu erreichen. Verſpräche man aber auch in Kopenhagen, die Dänen bei der Verwendung im Staatsdienſt nicht zu bevorzugen, ſo würden ſich ſolche Verſprechungen leicht illuſoriſch machen laſſen.

Gegen eine ſolche Beilegung des Streites, fährt die Schrift fort, könnten ſich die Dänen auf das londoner Protokoll nicht berufen, da der dispoſitive Theil dieſes Vertrags ſich nur auf die Regelung der Erbfolge im Hauſe Oldenburg bezieht. Der Vertrag hatte einfach den Zweck, zu verhüten, daß nach dem Ableben des jetzigen däniſchen Königs und ſeines Oheims, des Erbprinzen Ferdinand, die verſchiedene Erbfolge in Dänemark und Schleswig-Holſtein die zwiſchen beiden Ländern beſtehende Perſonalunion aufheben würde. Wie im Uebrigen die Verhältniſſe der Herzogthümer und Dänemarks zueinander völkerrechtlich und ſtaatsrechtlich zu ordnen ſeien, ſagt das Protokoll nicht; damit ſich zu beſchäftigen, fanden die Mächte kein Intereſſe. Der däniſch-deutſche Staatencomplex ſollte in ſeinem bisherigen Gebietsumfange als nothwendig für das europäiſche Gleichgewicht erhalten bleiben; die Form, unter der dies geſchah, war gleichgiltig*).

Wenn die Dänen, um den jetzigen Zuſtand auf der cimbriſchen Halbinſel als wenigſtens von den deutſchen Mächten geſchaffen darzuſtellen, ſich auf die öſtreichiſchen und preußiſchen Noten und Depeſchen von 1851 und 1852 berufen wollten, ſo würde ihnen entgegenzuhalten ſein, daß es Friedensſchlüſſe und Verträge gibt, welche deshalb unhaltbar ſind, weil ſie dem einen

*) Eine Anſicht, welche ſelbſt von ruſſiſchen officiöſen Blättern, die freilich für die Stellung des Cabinets zu der Frage nichts beweiſen, mit größter Offenheit ausgeſprochen wurde.

Theil mehr zumuthen, als er halten kann. Das preußiſche Miniſterium handelte 1852 in Abhängigkeit von Oeſtreich, welches die ſchleswig-holſteiniſche Sache im Einverſtändniß mit dem ihm damals befreundeten Rußland nach Analogie der öſtreichiſchen Staatsverhältniſſe und im Geiſte der deutſchen Reaction ordnete, die in den Herzogthümern nicht einmal den Status quo ante anzuerkennen geneigt war. Wie dieſe Reaction über Schleswig-Holſteiu dachte, zeigt Beſeler an den Worten eines ihrer bekannteren Vertreter, die wir — ihre Genauigkeit, an der wir zweifeln möchten, vorausgeſetzt — als charakteriſtiſch mittheilen.

„Im Jahr 1853 bemühten ſich zwei Schleswig-Holſteiner bei den deutſchen Regierungen, für viele ihrer Berufsgenoſſen eine Verbeſſerung der traurigen Lage derſelben zu bewirken. Am 23. Mai empfing ſie der königlich baieriſche Miniſterpräſident Freiherr von der Pfordten und erwiderte auf ihre Anträge: die deutſchen Regierungen haben die Sache der Herzogthümer nicht richtig aufgefaßt, und durch ihre Unterſtützung iſt ihre Lage verſchlimmert worden. Sie ſind verleitet und aufgeregt durch Advocaten und Profeſſoren. Als ihm hierauf das Erforderliche geſagt war, ſprach er weiter: Einerlei, die Herzogthümer ſind däniſche Provinzen, und wenn ich holſteiniſcher Miniſter wäre, würde ich das Land daniſiren, ſelbſt wenn eine Völkerwanderung daraus entſtände. Es iſt die Politik der Nothwendigkeit, welche hier befolgt werden muß. Rußland will es, und ſo muß es geſchehen.“

Die frühern Anſichten und Thaten des Freiherrn von der Pfordten ſtimmen damit nicht überein. Wir kommen auf ſie und anderes im Lebensgange des Betreffenden vielleicht ſpäter einmal zu ſprechen. Hier kam es nicht auf die Perſon, ſondern nur darauf an, die Reaction über Schleswig-Holſtein ſich äußern zu hören; denn wenn wir auch mit Beſeler glauben dürfen, daß die wunderbare Unbefangenheit in den angeführten Aeußerungen nach Form wie nach Inhalt das Eigenthum des Herrn von der Pfordten ſein könnte, ſo wird man nicht irren, wenn man annimmt, daß ſie nur ein potenzirter Ausdruck der Stimmung der damals in Deutſchland maßgebenden Kreiſe war.

So wurde es möglich, daß Dänemark ſeinen Willen durchſetzte. Ihm wurden die Herzogthümer zu Füßen gelegt, und faſt ein Wunder war es, daß es ſich zu dem Verſprechen herbeiließ, das Herzogthum Schleswig nicht dem Königreich einzuverleiben. Seitdem hat ſich aber in immer weitern Kreiſen die Anſicht Geltung verſchafft, daß man damals in Schleswig-Holſtein nicht blos wichtige Intereſſen ohne Noth geopfert, ſondern auch die Ehre Deutſchlands aus den Augen verloren habe. Dieſes drückende Bewußtſein wird das deutſche Volk nur ſo lange nicht zu Wandel ſchaffender That werden laſſen, als daſſelbe ſich noch nicht in der Lage befindet, ſein Intereſſe zu vertreten und ſich Genugthuung zu verſchaffen. „Kein Unbefangener wird es

bezweifeln, daß, wenn Deutſchland einmal zu Kräften gekommen ſein wird, ſich mit Unwiderſtehlichkeit die Ueberzeugung Bahn brechen muß, daß es für die Ehre einer großen Nation vollkommen unerträglich ſei, die Stipulationen für die Zukunft anzuerkennen, durch welche die transalbingiſchen Lande mit allen deutſchen Intereſſen, welche ſich an ihre Küſten und Häfen knüpfen, an die Dänen abgetreten wurden, ohne daß auch nur eine einzige Feldſchlacht verloren wäre."

Zunächſt — ſo leſen wir bei Beſeler zwiſchen den Zeilen — kommt alles darauf an, daß Preußen innerlich erſtarke, dadurch in Deutſchland moraliſch erobere, Deutſchland mit ſich emporhebe, und die Stellung und Geltung wieder erlange, die ihm unter den europäiſchen Mächten gebührt. Dazu bedarf es aber Zeit, und ſo werden ſich die Holſteiner noch eine Weile gedulden müſſen. Sie werden, wenn ſie ihre Lage begreifen und mit uns fröhlich in Hoffnung ſind, die Dänen und ihre etwaigen Vorſchläge, die ſicher auf keine wirkliche Entlaſſung auch nur Holſteins aus dem Geſammtſtaat hinauslaufen werden, mit der oben angedeuteten Forderung zurückweiſen und *für jetzt nichts erlangen, ſich aber die Zukunft gerettet haben*, die ſie mit ihrer robuſten moraliſchen Conſtitution recht wohl erwarten können. Die Schrift ſelbſt fährt dann fort: An Veranlaſſungen, die Sache Schleswig-Holſteins aufs Neue vorzunehmen, wird es nicht fehlen, und die europäiſche Conſtellation, die jetzt ſchon eine ſehr andere als 1852 iſt, ſo wie die Stimmung der fünf Großmächte kann dann leicht eine günſtigere für uns ſein. Die Dänen können dann die Wahrheit zu hören bekommen. Es kann ihnen von verſchiedenen Seiten geſagt werden, der Bogen ſei zu ſtark geſpannt worden, man dürfe dem geſunden Deutſchland nicht zumuthen, was man dem kranken abgedrungen, und zudem habe die Erfahrung gelehrt, daß man ſich in den Mitteln vergriffen, daß die damalige Erledigung des däniſch-deutſchen Streits keine Erledigung, ſondern eine Verewigung geweſen, daß ſtatt Ruhe und Frieden vielmehr Unruhe, Unfrieden und die ſtarke Gefahr ſchwerer europäiſcher Verwickelungen auf die engere Verbindung Schleswig-Holſteins mit Dänemark gefolgt ſei, daß die däniſche Monarchie ſtatt auf dieſem Wege im Intereſſe des europäiſchen Gleichgewichts zu erſtarken, nur hilfloſer geworden, nur mehr auf fremden Beiſtand angewieſen ſei, und daß man, ſeinen Irrthum einſehend, nach andern Grundſätzen verfahren müſſe. So dürfte namentlich England einmal ſich äußern, welches durch kein wirkliches Intereſſe, ſondern lediglich, weil Deutſchland ſich ſchwächer zeigte, als man in London erwartet, das londoner Protokoll herbeiführen half.

Beſeler kommt ſodann auf Oeſtreich zu ſprechen. Als im verfloſſenen Herbſt deutſche Bundesgenerale bei Rendsburg das holſtein-lauenburgiſche Contingent inſpicirten, ſoll ein öſtreichiſcher General den Dänen erklärt haben, nichts hindere den König Friedrich VII., zu geruhen, daß vier-

tauſend Grönländer als das holſtein-lauenburgſche Contingent aufmarſchirten. Das iſt im Hinblick auf die öſtreichiſchen Heereseinrichtungen folgerichtig; wie es vom öſtreichiſchen Standpunkt im Allgemeinen folgerichtig ſchien, wenn man bisher den däniſchen Geſammtſtaat für lebensfähig anſah und ſich der däniſchen Regierung gegenüber darauf beſchränkte, daß man ſie warnte, ihre Uebergriffe nicht auf die Spitze zu treiben, und ihr rieth, durch kluge Milde die Geiſter politiſcher und nationaler Erregtheit zu beſchwichtigen, im ganzen Bereich der Monarchie die fürſtliche Gewalt als den Hort aller berechtigten Intereſſen zu befeſtigen, in Dänemark die Demokratie zu zügeln und dem deutſchen Bunde gegenüber die diplomatiſche Schicklichkeit zu bewahren. Mehr konnte Oeſtreich, ſagte man, nicht thun. Denn abgeſehen von ſeiner Eiferſucht gegen Preußen, fand es in der däniſchen Monarchie nur das verkleinerte Spiegelbild des Ländercomplexes, der durch das viribus unitis zu einem nur noch provinziell gegliederten Einheitsſtaate geworden iſt.

Wir glauben mit Beſeler, daß in dieſer Anſicht Wahres ſich mit Falſchem miſcht. Zunächſt verpflichtet die Aehnlichkeit politiſcher Einrichtungen einen Staat nicht immer zur Unterſtützung des ähnlich geordneten; es iſt ſogar, wie jetzt unter anderm das Verhältniß Rußlands zu Sardinien zeigt, bisweilen das Gegentheil der Fall. Sodann aber iſt, wie Beſeler nachweiſt, die Aehnlichkeit zwiſchen Neuöſtreich und der däniſchen Monarchie geringer als die Verſchiedenheit beider. Der Kaiſer von Oeſtreich ſteht an der Spitze des Staats mit unbeſchränkter Gewalt, die allen Nationalitäten, abgeſehn davon, daß dem deutſchen Culturelement eine beſtimmte ausgezeichnete Stelle eingeräumt iſt, die Bürgſchaft gibt, daß keine unter ihnen zur Herrſchaft gelange, daß jeder ihr Recht werde. Anders im däniſchen Geſammtſtaat (den die Poſtzeichen aus Kiel und Altona als „Königreich Dänemark“ bezeichnen). Dieſer iſt, wie gezeigt, ein halb beſchränkt, halb unbeſchränkt regiertes Gebiet, deſſen vortheilhafter geſtelltes Volk die andere Hälfte zu beherrſchen ſtrebt und ſie finanziell ausbeutet. Während ferner in Oeſtreich der deutſchen Sprache in beſtimmten Beziehungen eine beſondere Stellung eingeräumt iſt, weil ſie zu den großen Völkerſprachen gehört, und (wie der Slavencongreß in Prag bewies) unter den zahlreichen Idiomen eine Sprache ſein muß, deren Verſtändniß man bei allen vorausſetzt, wird das Deutſche in der däniſchen Monarchie vielfach gemißhandelt und dem Däniſchen, welches außerhalb ſeines eigenſten Gebiets unbekannt iſt, das Uebergewicht verliehen, ja man ſucht es den Deutſchen durch die Polizei aufzudrängen. Während die öſtreichiſche Armee keine deutſche, ungariſche oder italieniſche, ſondern die Armee des Kaiſers von Oeſtreich iſt, in der alle Nationalitäten in der Erlangung militäriſcher Grade gleichgeſtellt ſind, wird die Armee des Königs von Dänemark und Herzogs von Schleswig-Holſtein und Lauenburg als eine national-däniſche behandelt.

Während in Oeſtreich zur Rechtspflege und Verwaltung Männer aus allen Kronländern herangezogen werden, ſtellt man in der däniſchen Hälfte des däniſchen Geſammtſtaats faſt nur, in der deutſchen, beſonders in Schleswig, vorzugsweiſe Dänen an. Wie ſtark ſodann auch der Antagonismus zwiſchen einigen der unter Oeſtreichs Scepter vereinigten Nationalitäten ſein mag, ſo nimmt die Mannigfaltigkeit des Bildes, welches der Kaiſerſtaat in nationaler Beziehung darbietet, dem Haß der einzelnen Volksindividualitäten gegeneinander einen großen Theil ſeiner aggreſſiven Schärfe. Niemand wird es bezweifeln, daß, wenn die öſtreichiſche Monarchie nur von zwei Volksſtämmen und zwar zu gleichen Theilen bewohnt wäre, die jetzige Centraliſation unmöglich ſein würde. In der däniſchen aber wohnen nur Deutſche und Dänen und zwar ungefähr zu gleichen Theilen; denn was den erſtern an Zahl fehlt, erſetzen ſie reichlich durch höhere Bildung und durch den Zuſammenhang mit den Verwandten im Süden.

Während endlich Oeſtreich eine Großmacht iſt, deren Angehörige moraliſch und materiell die Vortheile eines in ſeinen Machtmitteln und Zielen gewaltigen Staates genießen, während hier viele ſich über den Verluſt nationaler Selbſtſtändigkeit in dem Gedanken tröſten mögen, Glieder eines Gemeinweſens zu ſein, welches Europa gegen Aſien zu ſchützen berufen iſt, andere ſich an den mittelalterlich-politiſchen Traditionen des Regentenhauſes berauſchen, wieder andere in Oeſtreich den Hort des Katholicismus erblicken, noch andere (und das möchten die meiſten ſein) ſich aller Gedanken an Nationalität, Freiheit und Kirche entſchlagen mögen, weil ſie bei dauerndem Frieden eine gewaltige Entwicklung der materiellen Intereſſen auf einem Gebiet ſich entfalten ſehn, welches unerſchöpfliche Hilfsquellen beſitzt, gehört der Deutſche in der däniſchen Monarchie nur einer Macht dritten, wenn man will, vierten Ranges an, in der ſich kein großer Gedanke ausprägt, an die ſich keine große Hoffnung knüpft, die im Gegentheil ſchon alle Zeichen der baldigen Auflöſung an ſich trägt, und auf deren Ableben bereits die Erben warten.

So fiele wenigſtens eins der Momente weg, welche das wiener Cabinet zu der bisher innegehaltenen Behandlung der ſchleswig-holſteiniſchen Sache veranlaßten. Das andere Moment — hätte Beſeler fortfahren können — die Eiferſucht auf Preußen wird man der heilenden, neue Combinationen der Mächte bildenden Zeit überlaſſen müſſen. Die letzten Jahre, die letzten Monate haben gezeigt, daß die Mißgunſt noch ſtark genug iſt. Unheilbar aber iſt der Riß nicht. Die letzten Jahre, die letzten Monate haben auch gezeigt, daß Oeſtreich einen zuverläſſigen Bundesgenoſſen bedarf, und es werden, nach den Zeichen am politiſchen Himmel zu urtheilen, Tage kommen, wo man ſich in Wien die Frage vorlegen wird, ob die Freundſchaft der nordiſchen Macht nicht endlich durch wirkliche, ganze, des Dankes werthe Zugeſtändniſſe zu ge-

winnen ſei. Oeſtreich iſt durch ſeine Politik in der orientaliſchen Frage iſolirt. Im Oſten grollt ihm Rußland. Im Weſten iſt der Neffe des Siegers von Marengo ſicher nur durch Englands Einſpruch abgehalten, ſich auf Oberitalien zu ſtürzen und dort die „Dotation“ für Frankreich zu erobern, die nach ſeiner Meinung die Familie Bonaparte der franzöſiſchen Nation ſchuldet. England iſt für Oeſtreich nur gegen Rußland ein Bundesgenoſſe, auf den zu zählen iſt, Preußen unter den jetzigen Umſtänden vielleicht nur gegen Frankreich, der deutſche Bund aber ohne Preußen faſt eine Null, ſein buntes Heer wenig mehr werth (wir denken dabei nicht an die militäriſchen Eigenſchaften der einzelnen Truppen, ſondern an die vielen Stimmen, welche troß der Einheit des Oberbefehls hineinzuſprechen hätten) als das weiland Reichsheer von 1757. Conjecturen hieraus aufzuſtellen und Fälle zu finden, die es für Oeſtreich nothwendig machen, den alten Groll aufzugeben, und das alte Streben nach der Hegemonie in Deutſchland bei Seite ſetzend, ſich einem Erſtarken Norddeutſchlands nicht mehr entgegenzuſtemmen, überlaſſen wir der Phantaſie der Leſer. Wir haben es nur mit der Gegenwart zu thun, und dieſe weiſt uns wieder auf die Erwartung der Dinge zurück, die ſich im Ständeſaal von Itzehoe begeben werden.

„Die Mitglieder der Ständeverſammlung werden ſich gegenwärtig halten“ — ſchließt Beſeler ſeine Erörterung — „daß es in den meiſten Fällen nicht allein ehrenhaft, ſondern auch klug iſt, die Wahrheit zu ſagen; ſie werden kein Gewicht darauf legen, daß ein ſchwächliches Compromiß mit der Unwahrheit ihnen vielleicht augenblicklich eine kleine Erleichterung gewähren möchte, während ſie ſich der Betrachtung nicht entziehen können, daß ſie durch kleinmüthige Begehrlichkeit dem lebendigen Geiſt ihrer an guten und rühmlichen Thaten reichen Geſchichte, der lauten Mahnung einer unerbittlichen Gegenwart, dem unbeugſamen Geiſt des alten Sachſenſtammes den Rücken wenden, daß ſie die Ruhe ihrer Todten ſtören würden, über denen auf den Schlachtfeldern vor Schleswig kaum der Raſen grün geworden.“

Wir haben Beſeler ausführlich ſprechen laſſen, nicht blos, weil ſein redlicher Patriotismus das Wort haben ſollte, nicht blos, weil er die Meinung einer achtungswerthen Partei in Schleswig-Holſtein und im innern Deutſchland vertritt, ſondern auch, weil ſehr vieles in ſeiner Beweisführung vollkommen richtig iſt. Zu dem Ergebniß ſeiner Erörterung aber, zu dem Rathe, den er den Holſteinern ertheilt, können wir uns nicht bekennen. Er kann nicht meinen, daß Deutſchland, daß die norddeutſche Großmacht einer Befolgung dieſes Rathes durch die holſteiniſchen Stände jetzt ihre Unterſtützung leihen würde. Er verlangt zu viel von den Holſteinern, damit ſie nicht zu wenig thun, oder er denkt, wie wir bereits hervorgehoben, an eine beſſere Zukunft. Wir haben uns aber an die Gegenwart zu halten, und die Dinge vorläufig zu nehmen, wie ſie gegeben ſind. Auf dieſem Standpunkt ſind dann folgende Sätze maßgebend:

1. Das ſtaatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer Holſtein und Schleswig zu Dänemark, wie daſſelbe vor und im Jahre 1848 beſtand, kann nicht die Baſis werden, auf welcher die Holſteiner und mit ihnen die Vertreter Deutſchlands jetzt operiren. Dieſes Verhältniß hat die Stadien eines großen politiſchen Proceſſes durchgemacht, es iſt vom Gegner angefochten, es iſt Krieg darum geführt, es iſt ein Friede geſchloſſen worden. Wie auch deutſcher Rechtsſinn und deutſche Vaterlandsliebe den Gang des damaligen Streites, die Führung des Krieges und das Ergebniß des Friedensſchluſſes anſehen möge, es iſt unzweifelhaft, daß von dem geſammten Europa die Contrahenten des Friedens: Preußen und Oeſtreich, reſp. der deutſche Bund einerſeits, Dänemark andrerſeits als vollberechtigt zum Abſchluß des Friedens angeſehen worden ſind, und daß dieſer Friede die Grundlage der gegenwärtig beſtehenden rechtlichen Verhältniſſe bilden ſollte.

2. Auf das londoner Protokoll dagen haben die Holſteiner durchaus keine Rückſicht zu nehmen.

3. Sie haben vielmehr als Baſis ihrer Forderungen lediglich die Beſtimmungen des letzten Friedensſchluſſes feſtzuhalten. Dieſe Stellung iſt ſicher und unangreifbar für Dänemark und, was wichtiger iſt, unangreifbar für alle Cabinete Europas. Ein Zurückgehn auf die Forderungen von 1848 würde als revolutionär verurtheilt werden und könnte den Holſten und ihren Freunden jetzt den größten Schaden thun. Ein Beharren auf voller, gewiſſenhafter, hinterhaltsloſer Erfüllung der Stipulationen des Friedens dagegen muß von ganz Europa geduldet und kann ohne irgendwelche Gefahr von Preußen zur eignen Sache gemacht werden.

4. Der Friede hebt allerdings die politiſche Einheit der Herzogthümer Holſtein und Schleswig auf, aber er ſetzt für die Schleswiger im Allgemeinen gleiche Rechte feſt wie für die Holſteiner. Er gibt alſo dem deutſchen Bunde, alſo Preußen, die Befugniß, die Lage Schleswigs zum Gegenſtand ſeiner Fürſorge zu machen. Er iſt endlich merkwürdig kurz und übergeht ſo viele Fragen mit Schweigen, daß eine kluge und feſte Benutzung der Rechte, welche er noch läßt, und der Folgerungen, welche er zu ziehen geſtattet, den Herzogthümern zum Heil werden und Dänemark in unabſehbare Verlegenheiten ſtürzen muß. Von dem, was ſich aus dieſen Annahmen weiter entwickeln läßt, ein ander Mal. Hier handelte es ſich nur darum, auszuſprechen, daß der Friedensvertrag unter den gegebenen Verhältniſſen die einzig anwendbare und die einzig glückverheißende Grundlage für die jetzt beginnenden Verhandlungen in Itzehoe iſt.

Reiſen in Italien.

3.

Jene Richtung auf ausſchließlich äſthetiſchen Genuß Italiens hat ihren letzten und reinſten Ausdruck durch einen der edelſten Vertreter des claſſiſchen Idealismus, durch Wilhelm von Humboldt (preußiſcher Geſandter in Rom 1802—1808) gefunden. Sein Verhältniß zu der ewigen Stadt, die auch ihm eine zweite Heimath wurde, in der er ſein Leben zu beſchließen wünſchte, wo auch ſeine Bildung ſich vollendete und ihre ſchönſten Früchte zeitigte, hat er beſonders in dem bekannten Gedicht „Rom" und in einem Aufſatz „über Goethes zweiten Aufenthalt in Rom" ausgeſprochen. Sein Biograph hat auch dieſe Periode ſeines Lebens ſo klar zur Anſchauung gebracht, daß wir Humboldts Auffaſſung von Italien und Rom nicht beſſer als mit ſeinen Worten charakteriſiren zu können glauben. „Auf Humboldt," ſagt Haym (H. Leben S. 215) „wirkte Rom in allen Stücken ſo beruhigend und reinigend, ſo erhebend und befreiend, wie ſonſt nur Werke der Poeſie und der Kunſt wirken. Es war eine ſtimmende, eine äſthetiſche, eine gleichſam muſikaliſche Wirkung. — Er ſah und empfand Rom nicht wie der Maler, der Dichter oder der Bildner; aber er faßte es auf wie dieſe alle zuſammen; er beſaß ein univerſelles äſthetiſches Senſorium; der Eindruck Roms auf ihn war ein ſchlechthin äſthetiſcher." Sein äſthetiſcher Idealismus, der ihn der Weltlichkeit feind, ungerecht gegen die Gegenwart und doch wieder durch die Vermittelung der Phantaſie empfänglich für alle Schönheit machte, ſpricht ſich am ſchroffſten in dem berufenen Wunſche aus, daß die Campagna nicht angebaut und Rom ſelbſt nicht in eine polizirte Stadt verwandelt werden möchte, in der kein Menſch Meſſer trüge. „Denn — ſo ſchreibt er an Goethe — nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie, und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr iſt als dies ganze Geſchlecht." — „Dieſer Wunſch war freilich poetiſch grauſam. Das Anſtößige und Charakteriſtiſche beſteht nur darin, daß dieſe poetiſche Anſicht der römiſchen Dinge die proſaiſche, die natürlich-menſchliche und praktiſche gar nicht aufkommen ließ. Es ging ihm wie dem Maler, den an dem zerlumpten Bettler einzig das maleriſche Motiv erfreut. Aber er hatte zu dieſer äſthetiſchen Licenz der Anſchauungsweiſe ein geringeres Recht als der Maler. Er bezahlte dieſelbe nicht wie dieſer mit gelungenen Werken, welche die Freude der Welt werden: er bezahlte ſie lediglich mit ſich ſelbſt. Nicht auf dem Wege eines fruchtbaren Kunſtſtudiums, ſondern auf dem Wege des egoiſtiſchen Ge-

nuſſes und der Selbſtbildung kam er zu jenen romantiſchen Reflexionen. Um uns moraliſch mit dieſen auszuſöhnen, werden wir auf alles dasjenige angewieſen, was Humboldt ſpäter, ſei es trotz ſei es durch ſeine äſthetiſche Cultur der Welt und dem Vaterland genützt hat. Er ſchwelgte für jetzt blos um ſeiner ſelbſt und ſeiner eigenen Phantaſie willen in den Bildern und Wünſchen der Phantaſie. Grade die ſubjective und idealiſtiſche Beziehung ſeiner Auffaſſung Roms, grade dies, daß er die ganze Erſcheinung Roms lediglich auf ſein eignes Innere als auf den alleinigen Mittelpunkt bezog, gab ſeinen äſthetiſchen wie ſeinen geſchichtsphiloſophiſchen Betrachtungen eine ſo durchaus eigenthümliche Farbe. Obgleich er daher ſo vielfach mit Winckelmann und Goethe ſympathiſirte, ſah er dennoch Rom ganz anders als ſowol Winckelmann wie Goethe. Er ſah es, wie mit Recht geſagt worden iſt, noch am meiſten wie es Gibbon geſehen hatte. Nicht im Mittagslichte, ſondern wie in melancholiſcher Abendbeleuchtung betrachtete er „die Stadt der Trümmer". Die langen Linien der römiſchen Stadt und Gegend, auf denen Goethe den Blick verweilen ließ, um ſeinen Geſichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, werden für Humboldt zum Anhalt jener elegiſch-lyriſchen Stimmung. Immer wieder fällt ſein Gedicht „Rom" in dieſelbe Tonart und in das eine Thema zurück. „Wie durch zarten Trauerflor" blicken ihn Roms Gefilde an, und „einſam klagend ſtrebet Trümmer dicht an Trümmer nur empor." Und zugleich fühlt man ſich doch unwiderſtehlich gefeſſelt, fühlt ſich durch den Zaubergruß dieſer Fluren in „ſehnſuchtsvoll Erſtarren" eingewiegt. — Der äſthetiſche Genuß, offenbar, ſo ſubjectiv bezogen, ſo ernſt und ſo innerlich gewendet, iſt mehr als blos äſthetiſcher Genuß. Rom iſt für den Dichter dieſer Elegie eine Andachts- und Cultusſtätte. Gegenüber der frivolen Aeußerlichkeit des Katholicismus (Humboldt fand mit Recht die Ceremonien der heiligen Woche weder rührend noch feierlich, ſondern einfach langweilig) erwachte in ihm, was von echter Religion in ihm ſchlummerte. Von der Betrachtung Roms erhebt er ſich zu ſeinen höchſten philoſophiſchen Geſichtspunkten. Er erblickt die Gottheit in dem großen Gang der Weltgeſchichte. Er erblickt ſie in der eignen Bruſt. Er erblickt ſie in der Harmonie des Menſchlichen und des Natürlichen. Rom iſt der Tempel dieſer äſthetiſch-philoſophiſchen Religion; denn „durch der Gottheit Segen" erwuchſen dieſe Hügel; was je die Bruſt Großes bewegen kann, „hängt an ihrer Gipfel heiterm Glanz" (S. 222—227).

Kaum iſt ein größerer Gegenſatz denkbar als zwiſchen Humboldts und Niebuhrs Auffaſſung von Italien. Jener war einer der genußfähigſten Menſchen, dieſem, den die Natur ſo verſchwenderiſch mit einer Fülle der ſeltenſten Gaben ausgeſtattet, hatte ſie nicht nur die Fähigkeit des Genießens, namentlich des rein äſthetiſchen, ſondern auch die Luſt am Daſein nur in ſehr geringem Maße verliehn. Seine Hypochondrie und der unglückliche Hang, auf

die ſchwärzeſten Seiten der Dinge den Blick unverwandt zu heften, verbitterten ihm den Aufenthalt in Rom (als preußiſcher Geſander 1816—1823) um ſo mehr, als gar manche Gründe zur Verſtimmung von außen dazu kamen. Humboldt wurde Rom eine ſchönere Heimath, für Niebuhr war es ein Tomi (Lebensnachrichten 2. Bd. S. 479). Die Italiener waren ihm eine Nation von wandelnden Todten, und er hat alles Schlimme von ihnen geſagt, was ſich von ihnen ſagen läßt, für ihre guten und liebenswürdigen Seiten hatte er keinen Sinn. Rom machte ihm keineswegs einen erhebenden oder erfreulichen Eindruck (S. 249); wahrhaft ſchön fand er außerordentlich wenig, die Ruinen blieben ihm fremd (S. 262), da ſie durchaus aus der Kaiſerzeit ſtammen, und es ihm unmöglich war, Werke der Baukunſt iſolirt zu betrachten; in Verbindung mit den Vorſtellungen, von denen er ſie nicht trennen konnte, ſtießen ſie ihn zurück (S. 243). „Oft gehe ich aufs Capitol und trete vor Marcus Aurelius und ſein Roß, und die Löwen von Baſalt habe ich mir nicht verſagen können zu liebkoſen. Auf dem Aventinus ſteht man nicht ohne ſchwere Gedanken, und auch nicht auf dem Palatin, aber ſehr wenig näher bringt mich die Anweſenheit auf dem Fleck zum Bilde des vergangenen Alten (S. 263). Die Kunſtwerke konnten ihm nicht nützen, „da ich unglücklicherweiſe ebenſo wenig als meine alten Römer ein Enthuſiaſt für die Kunſt in der Art wenigſtens bin, daß ich in ihr leben und durch ſie mich ſchadlos für das gehalten finden kann, was eigentlich meiner Natur angemeſſen iſt. Wo das Lebende anekelt, wie kann der, welcher nur an Menſchengeiſt und Menſchenherz ſich ſelbſt gehoben und glücklich zu fühlen vermag, an Bildſäulen, Gemälden und Gebäuden Erſatz finden? Wer kann blos von Gewürz und Wohlgerüchen leben?“ (S. 268) Da für ihn die echte Kunſt nur bis auf Raphaels Tod exiſtirte und er grade mit beſonderer Vorliebe an der vorraphaeliſchen Zeit hing, konnten ihn auch die Werke der modernen Malerei und Sculptur in Rom nicht anziehn. Bei dieſer totalen Umwandlung der Kunſtanſichten, nach der nun was dreißig Jahr vorher als das Höchſte bewundert worden war, geringgeſchätzt wurde und umgekehrt, machten Goethes Kunſturtheile in ſeiner italieniſchen Reiſe einen ſehr ungünſtigen Eindruck auf ihn. „Es iſt ſehr ſchlimm, daß er ſie bekannt gemacht hat, da gegenwärtig ein weit geſunderer Sinn über die Kunſt herrſcht, der ſich ſchon an Goethes früher ausgeſprochenen Kunſturtheilen ärgert und ihm nicht nur die als unfehlbar aufgetragene Entſcheidung aberkennt, ſondern ihm vielmehr ein auch nur beſonders befugtes Urtheil abſpricht. — Ich wollte, er hätte ſeinen Hackert und Winckelmann nicht geſchrieben. Derſelben Art aber ſind die Kunſturtheile in der Reiſe“ (S. 283). Ja er ging ſo weit, daß er meinte, Goethe ſei der Sinn für die bildlich darſtellenden Künſte überhaupt verſagt geweſen (S. 289). Ueberhaupt hat er in der Beurtheilung dieſer Reiſebeſchreibung zugleich ſeinen eignen Standpunkt bezeichnet,

Digitized by Google

„Sie hätten uns nichts Intereſſanteres ſenden können; aber möchte man nicht darüber weinen? Wenn man ſo eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergötzung für ſich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts ſieht, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört, alles geiſtig und menſchlich Große, alles was zum Herzen ſpricht, wenn es da iſt, vornehm beſchaut, wenn es vom Entgegengeſetzten verdrängt und überwältigt worden, ſich an der komiſchen Seite des Letztern ergötzt. — Mir iſt das eigentlich gräßlich; vielleicht perſönlich mehr als ich es andern zumuthen möchte, aber dem Weſen nach erlaſſe ich es keinem. Ich weiß ſehr wohl, daß ich in das andre Extrem gehe, daß mein politiſch-hiſtoriſcher Sinn ſich ſchon ganz mit dem befriedigt fühlt, wofür Goethe keinen Sinn hatte, und daß ich nicht allein im göttlichen Tirol, ſondern in Moor und Haide unter freien Bauern, die eine Geſchichte haben, vergnügt lebe und keine Kunſt vermiſſe. Aber die Wahrheit liegt nicht immer in der Mitte, obgleich allemal zwiſchen zwei Extremen." — Hätte Niebuhr die Städte Latiums durchwandern und mit ſeinem Adlerauge nach den Trümmern der alten Welt nicht blos nach denen, die in Monumenten, ſondern auch nach denen, die in Sitten, Gebräuchen und Zuſtänden erhalten ſind, ſpähen können: ſo würde er ſich in Italien glücklicher gefühlt haben. Nur einmal wird ihm wahrhaft wohl, in Terni, wo er an funfzig unverſehrte altrömiſche Häuſer fand und die alte Grenzſcheidekunſt und Weinbereitung noch in praktiſcher Anwendung, wo er den Kanal des Curius in ſeiner ganzen Ausdehnung verfolgte (S. 244—247). Aber Latium war jenſeit Frascati und Albano für ihn ganz unzugänglich: „und dies wäre eigentlich das, warum der Aufenthalt hier mir für die Geſchichte viel hätte werth ſein können" (S. 281). Selbſt die herrliche Ausſicht auf die latiniſche Ebene und die Gebirge konnte ihn nicht erfreun. „Wenn man hindenkt auf das Gebirge, wo Hunderte vor Hunger ſterben, und wo auch die kindiſche Fröhlichkeit, welche ſonſt den Fremden anzog, wie hier ganz erloſchen iſt, wo man lebt, weil man das Unglück hat geboren zu ſein — da muß man ganz anders geſtimmt ſein als ich es bin, um ſich des Schauſpiels freuen zu können" (S. 280).

Seit der Mitte des zweiten Jahrzehntes dieſes Jahrhunderts begann der Strom der Reiſenden mit erneuter Stärke nach Italien zu fluten, nachdem er in den Kriegsjahren ſpärlicher gefloſſen war. Von nun an iſt es nicht mehr möglich, auch nur die wichtigern Berichte und Beſchreibungen, mit denen der Büchermarkt in jeder Meſſe überſchwemmt wurde, hervorzuheben. Wenn man eine Anzahl dieſer Bücher durchblättert, die Jahr für Jahr die ſchon tauſendmal beſchriebenen Gegenſtände aufs neue ſchildern, ſo ſtaunt man über den Umfang und die Intenſität des Intereſſes für Italien im deutſchen Publicum, das nie müde geworden iſt, ſich immer daſſelbe wiederholen zu laſſen. Von den Büchern über Italien, die vor einem Menſchenalter viel geleſen wur-

Digitized by Google

den und auch jetzt zum Theil noch nicht vergeſſen ſind, nennen wir beiſpielsweiſe: Hermann Friedländer, Anſichten von Italien 1820, 2 Bände; Kephalides Reiſe durch Italien und Sicilien 1818, 2 Bände; Chriſtian Müllers Briefe an deutſche Freunde von einer Reiſe durch Italien 1824, 2 Bände; (worin man, beiläufig geſagt, 2. B. S. 730, einen ſehr guten ſachverſtändigen Bericht über die Oſtermuſiken in der Sixtiniſchen Kapelle findet). Die durchgehende Stimmung in dieſen und andern Büchern iſt Enthuſiasmus für das ſchöne Land, deſſen Uebelſtände meiſt mit Humor ertragen, deſſen Verfall zuweilen mit Wehmuth betrauert wird. Je nach der Richtung und dem Bildungsgrad der Reiſenden ſind die Natur, die Kunſt, die Alterthümer, auch (wie namentlich bei Kephalides) die nationalen Eigenthümlichkeiten vorzugsweiſe der Gegenſtand ihres Intereſſes, die letztern finden faſt überall wohlwollende und nachſichtige Beurtheilung. In der Kunſtbetrachtung herrſcht wie bei Niebuhr unbedingte Bewunderung der vorraphaeliſchen und zuweilen entſprechende Verachtung der nachraphaeliſchen Perioden; von dieſem Standpunkt aus werden auch die Beſtrebungen der neuen deutſchen Künſtlerſchule in Rom gewürdigt (beſonders bei Friedländer). Die Einflüſſe der Romantik zeigen ſich am meiſten in der andächtigen Schwärmerei für die Oſtermuſiken der päpſtlichen Kapelle.

Aber auch für die Maſſe der Spießbürger und Philiſter, die nach Italien reiſten, weil es Mode war und das gerühmte Land weit unter ihrer Erwartung fanden, denen weder der Golf von Neapel noch das Pantheon ihr heimiſches Weißbier und die gemüthliche Abendpfeife erſetzen konnte, wurde ein Buch geſchrieben, das vollkommen ihre Empfindungen ausdrückte. Wir meinen: Italien wie es wirklich iſt. Bericht über eine merkwürdige Reiſe in den hesperiſchen Gefilden, als Warnungsſtimme für alle, welche ſich dahin ſehnen, von Guſtav Nicolai, königl. preuß. Diviſionsauditeur. Die zweite (1835 erſchienene) Auflage enthält als Beigabe außer dem Portrait des Verfaſſers, alle günſtigen und ungünſtigen Recenſionen des Buchs, mit Bemerkungen begleitet. Der königl. preußiſche Diviſionsauditeur hatte Italien als Milordo mit Extrapoſt durchreiſt, weil er ſich einbildete, daß wer mit Vetturinen reiſe, in Italien für einen „Lump" gehalten werde; er war dem ungewöhnlichen Zuſchnitt ſeiner Reiſe gemäß geprellt worden, um ſo mehr als er auch die plumpſten Zumuthungen erfüllen zu müſſen glaubte, wenn man ihm andeutete, daß es für Seinesgleichen nicht anders ſchicklich ſei. Wie er überall verhöhnt und zum Narren gehalten wurde, erzählt er ſelbſt mit großer Naivetät. Bei ſeiner eiligen Fahrt (in nicht vollen zwei Monaten durcheilte er ganz Italien hin und zurück) lernte er nur Gaſtwirthe, Poſtbeamte, Douaniers, Lohnbediente und Bettler kennen; da er in den heißeſten Sommermonaten reiſte, wurde er von Flöhen aufs äußerſte geplagt. Mit komiſcher Gewiſſenhaftigkeit ver-

Digitized by Google

zeichnet er in jedem Capitel aufs neue alle ausgeſtandenen Flohbiſſe, Paßchikanen, ungenießbare Nationalgerichte, übermäßige Rechnungen u. ſ. w., um durch dieſen wahrhaften Bericht ſeiner Leiden ſeine Mitbürger von ihrer Mignonſehnſucht zu heilen und ſich den Dank des Vaterlandes zu verdienen; das Bewußtſein als Menſch und preußiſcher Beamter ſeine Pflicht gegen das Publicum zu erfüllen verläßt ihn nie. „Nein, nein,“ ſagt er, „ein edles Gemüth kann Italien nicht ſchön finden! Daß die Natur ſchöner wäre als bei uns, kann ich nicht zugeben; ſie wirkt, wie ich auch im tiefern Süden wiederholen muß, nur durch den Reiz des Fremdartigen; wäre ſie aber wirklich unendlich ſchöner, dennoch vermöchte ſie nicht zu entſchädigen für die Qualen, denen Körper und Seele in dieſem Jammerlande ausgeſetzt ſind. Nur ein ſchmuziger Cyniker kann ſich in Italien gefallen.“ (1 B. S. 133). „Wie könnte ein edler, gemüthvoller, gebildeter und — reinlicher Menſch in dieſem Lande ſich wohl fühlen? (2 B. S. 3.) Ja Italien, du haſt in dem ſtillen, friedlichen Reiche meiner Phantaſie mit rauher Hand geſtört! (2 B. S. 54.) Er glaubt ſich das Zeugniß nicht verſagen zu dürfen, daß er ausgeſtattet ſei „mit der innigſten Empfänglichkeit für das Schöne, mit glühender Einbildungskraft und lebhaftem Gefühl.“ Man fragt ſich bei der Durchleſung dieſes Buchs vergebens, wofür der Verfaſſer ſich eingebildet haben könnte Empfänglichkeit zu beſitzen. Die Denkmäler des Alterthums waren ihm ſo gleichgiltig, daß er nicht nach Päſtum reiſte, weil da nichts zu ſehen iſt „als die Ruinen des Tempels des Neptun, eines Tempels der Ceres, eines Theaters, Amphitheaters, und eines Porticus. Wir kennen dieſe Ruinen aus hieſigen Bildern ſehr genau, indem wir uns die Hälfte des Dargeſtellten als gelogen denken, und da wir überdies nur zu viele Ruinen ſchon geſehen haben, ſo muß ich zugeben, daß es Thorheit ſein würde, an den Anblick dieſer Steinklumpen nur noch einen Kreuzer zu ſetzen.“ (2 B. S. 52.) Ueberdies war Nicolai zu der Ueberzeugung gekommen, daß die meiſten Ruinen in Italien in neuerer Zeit fabricirt worden ſind. Dieſelbe Stumpfheit, dieſelbe kraſſe Ignoranz und dieſelbe Dreiſtigkeit der Behauptungen zeigt er den Werken der alten und modernen Sculptur und Malerei gegenüber. Viele der beſten Sachen ſah er überhaupt nicht, weil er nicht Zeit hatte, oder es nicht der Mühe werth fand. Von den Raphaeliſchen Stanzen bemerkt er, daß das Durcheinander und die Ueberhäufung der verſchiedenartigen Darſtellungen in denſelben keinen erfreulichen Eindruck machen“ (2 B. S. 167). Der Anblick italieniſcher Städte war ihm ein Greuel, weil von allen Seiten Contraventionen gegen die vaterländiſche Straßenpolizei ſein äſthetiſches Gefühl beleidigten. Daß Handwerker in Italien auf der Straße arbeiten, fand er höchſt unerlaubt (1 B. S. 125). Venedig nahm ſich in ſeinen Augen in der Ferne etwa wie Leipzig oder Breslau aus, in der Nähe aber als eine große, wüſte, ſchmuzige Ruine, ein Gewinde ſtinkender Cloaken (1 B. S. 61).

Ueberall vermißte er ſchmerzlich die wohlabgeputzten, mit hellen Fenſterſcheiben, hinter denen man wohlgekleidete Menſchen erblickt, verſehenen Häuſer der märkiſchen Fluren, und er dachte mehr als einmal mit Wehmuth an Strahlow und Treptow. Am wenigſten befriedigte ihn, wie ſchon bemerkt, die landſchaftliche Natur Italiens. „Es iſt recht ſchön in Neapel, allein ſelbſt hier nicht ſchöner als in vielen Gegenden unſeres Vaterlandes.“ Man erzählt als charakteriſtiſche Anekdote für das Non plus ultra des Berlinerthums, daß ein Berliner die Ausſicht auf die Jungfrau faſt ſo ſchön als im Diorama bei Gropius gefunden habe, aber Nicolai fand, daß Neapel „lange nicht ſo ſchön iſt, als es uns vor einigen Jahren im Diorama der Gebrüder Gropius, idealiſirt durch den Zauber der Farben, vors Auge geführt wurde“ (2 B. S. 307). Die Schlußbetrachtung des Buchs iſt, daß (mit Ausnahme Genuas) „in Italien nur die vulkaniſchen Merkwürdigkeiten, die Peterskirche und einzelne Kunſtgegenſtände den davon verbreiteten Vorſtellungen entſprechen, und daß im Uebrigen alles, was man zur Vergötterung Italiens geſchrieben und geſungen habe, freche Lüge und lächerliche Uebertreibung ſei“ (2 B. S. 201). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Deutſchland für ein in jeder Beziehung ſchöneres und ſehenswertheres Land erklärt wird.

Die Behauptung dürfte paradox erſcheinen, daß ein großer Theil der heutigen Beſucher Italiens im Weſentlichen mit Nicolai übereinſtimmt, und doch glauben wir, wird ſie jeder beſtätigen, der Gelegenheit gehabt hat, die Schwärme von deutſchen Reiſenden in der Nähe zu betrachten, die ſich gegenwärtig Jahr für Jahr einige Wochen oder Monate lang in den hesperiſchen Gefilden tummeln. Schon vor fünfundzwanzig Jahren erlebte jenes viel geſchmähte Buch eine zweite Auflage. Seitdem iſt die Zahl der „Nicolaiten“ unter den Touriſten ſehr gewachſen, je mehr das Reiſen aus Langeweile überhand genommen hat, und je mehr der Comfort des Reiſens in allen Ländern ſich täglich ſteigert, während Italien in dieſer wie in allen übrigen Beziehungen bei den alten primitiven Zuſtänden verharrt. Wer an ſauſende Bahnzüge, fürſtlich eingerichtete Hotels mit ihrem ganzen Luxus, an gute Polizei u. ſ. w. gewöhnt nach Italien kommt, und für die Entbehrung aller dieſer Aeußerlichkeiten weder in der Natur noch in der Kunſt, weder in den Denkmälern der Vergangenheit, noch im Leben der Gegenwart Entſchädigung findet — der kann in Italien nichts als Schmuz, Verfall, Flöhe, Bettelei und Prellerei finden. Der Grund, weshalb keine Nicolaitiſche Literatur über Italien entſtanden iſt, iſt einfach der, weil dieſe Claſſe von Reiſenden meiſtentheils mit der Literatur überhaupt auf geſpanntem Fuß lebt, doch würde uns eine neue Verſion von „Italien, wie es wirklich iſt“, nicht überraſchen.

Seit jener Nothruf des indignirten Philiſterthums verhallt iſt, iſt die Flut der Reiſeliteratur über Italien zu einer Beſorgniß erregenden Höhe an-

Digitized by Google

geſchwollen. Aber auch in den meiſten dieſer Bücher begegnet man nicht nur den bekannten Anſchauungen und Erlebniſſen, auch den bekannten Stimmungen wieder durch die ganze Stufenleiter, deren äußerſte Extreme auf der einen Seite Goethe und W. v. Humboldt, auf der andern Seume und Niebuhr bezeichnen. Nur daß die Zeitſtrömung der dreißiger und vierziger Jahre bewirkt hat, daß das äſthetiſche Wohlgefallen hinter der menſchlichen Sympathie und dem politiſchen Intereſſe für die unglückliche Nation mehr in den Hintergrund tritt. Dieſe Veränderung der Auffaſſung hat Adolph Stahr gelegentlich bei Erwähnung von Wilhelm Müller „Rom, Römer und Römerinnen“ angedeutet. (Ein Jahr in Italien 2 B. S. 217): „Freilich iſt in der enthuſiaſtiſchen Darſtellung dieſes vortrefflichen Mannes noch ein gewiſſes arkadiſches, ſchäferhaftes Etwas, ein gewiſſer rothbebänderter Stil mit Blumenſtrauß im Knopfloch, was alles jener Zeit angehört, aber uns nicht mehr zuſagt. Wir ſind nicht mehr ſo glücklich unbefangen wie dieſe glückſeligen Beſucher Italiens, dieſe ſchwärmenden Hesperienfahrer aus den erſten zwei bis dritthalb Jahrzehnten unſeres Jahrhunderts. Wir ſehn nicht mehr was ſie ſahn, weil wir uns dem romantiſchen Eindruck nicht mehr ſo mit ganzer Seele, mit aller Energie eines nur auf das Kunſtſchöne gerichteten Intereſſes hinzugeben vermögen. Wir ſehn nicht mehr mit ihren Augen. Damals, nach der ungeheuern Blutarbeit des Weltkampfes, in den Jahren, wo Müller ſein „Rom, Römer und Römerinnen“ lebte und ſchrieb, ſehnte ſich die ermattete Welt nach genießendem Ausruhen. Die Gegenſätze lagen friedlich nebeneinander, die Lämmer ſpielten bei den Wölfen, und ein deutſcher Römer ſah z. B. in Mönchen und Pfaffen nur künſtleriſche Staffagen, oder wenn er langhaariger, altdeutſch chriſtlicher Frömmigkeit befliſſen war — und wie viele waren das nicht? — romantiſch ehrwürdige Träger des chriſtlichen Geiſtes. Wie hat ſich das jetzt alles geändert!“ Das angeführte Werk Stahrs, das ſich ſchnell in weiten Kreiſen verdiente Anerkennung erworben hat, iſt ſehr wohl geeignet, dieſe Veränderung anſchaulich zu machen.

Es dürfte nicht nur im Ganzen das Beſte ſein, was in der neueſten Zeit über Italien geſchrieben iſt, ſondern auch den Standpunkt, von dem aus die große Majorität der gebildeten deutſchen Reiſenden Italien gegenwärtig betrachtet, noch immer am beſten repräſentiren. Die Empfänglichkeit des Verfaſſers für alles Schöne, was Italien in Kunſt, Natur und den Erſcheinungen des Lebens bietet, iſt nicht nur eine höchſt lebhafte, ſondern vielfach bis zum Nervöſen geſteigert. Aber das äſthetiſche Behagen iſt bei ihm keineswegs die einzige oder auch nur vorwiegende Stimmung. Trotz ſeiner Begeiſterung für die wunderbare landſchaftliche Schönheit der Campagna in ihrer jetzigen Oede wünſcht er doch, daß neben den Waſſerleitungen und Grabdenkmälern Fabriken entſtehen und Schlotte rauchen möchten, wenn auch zur Verzweiflung der

Romantiker, der Albumsreiſenden, der Kunſtenthuſiaſten (2 B. S. 351). Ja er verſpürt bei ſich Anwandlungen, in denen er eine luſtige Fiedel in einer deutſchen Sonntagsſchenke, oder eine Gartenmuſik inmitten fröhlicher, behaglich ſonntagstrinkender Menſchen dem Wege nach der Pyramide des Ceſtius und ſeinen melancholiſchen Rohrpflanzungen an den Seiten unbedingt vorzuziehn ſich geneigt findet. „Mögen die Romantiker de pur sang dieſe Anwandlungen Nicolaitiſch finden — immerhin“ (2 B. S. 253). Wir hoffen, daß das Geſchlecht dieſer Romantiker nachgrade ausſterben dürfte. Mit einer warmen Sympathie für den italieniſchen Nationalcharakter und einer faſt zärtlichen Theilnahme für das Schickſal des unglücklichen Volks verbindet ſich bei Stahr ein leidenſchaftlicher Haß gegen ſeine Unterdrücker, gegen den Despotismus und das Prieſterregiment. Zu ſeiner Stimmung paßten Silvio Pellico und Byron, wie zu der des claſſiſchen Idealismus Horaz, Properz und Ovid, zu der der romantiſchen Periode die Dichter des Cinquecento. Jedermann, der die verfaulten Zuſtände des Kirchenſtaats, die aſiatiſche Wirthſchaft im Königreich Neapel kennt, wird mit dem Verfaſſer im Ganzen übereinſtimmen, und ſelbſt wenn die Gegenwart leidlich wäre, ſo käme man nicht zum ungetrübten Genuß dieſer bunten Bilder, weil eine noch nicht fern liegende furchtbare Vergangenheit ihre ſchwarzen Schatten darein wirft. Doch läßt ſich Stahr zuweilen etwas zu ſehr von ſeiner unbedingten Antipathie gegen den Katholicismus hinreißen, dem es auch im gegenwärtigen Italien nicht blos an guten Intentionen, ſondern auch an guten Wirkungen keineswegs fehlt, und iſt zu geneigt, Uebelſtände auf die Rechnung des Pfaffenthums zu ſetzen, an denen es unſeres Erachtens unſchuldig iſt. Z. B. „Es hat etwas Niederſchlagendes, wenn alles um uns her bei dem unbedeutendſten Dienſte, nach jeder Frage, die man an ſie richtet, mit der Antwort zugleich ſchon die Hand entgegenſtreckt. Ich finde die Hauptquelle dieſes traurigen Charakterzuges in der Religion des Volks. Da ihr Gott, ihre Madonnen, ihre Heiligen ſie durch ihre Pfaffen und Mönche täglich in Contribution ſetzen, ſich jede Hilfe und jeden Dienſt ſchon vor der Leiſtung direct und indirect bezahlen laſſen, warum ſollten die Menſchen es nicht ebenſo machen?“ (1 B. S. 306). Die einfache Erwägung, daß dieſe Habſucht ſich einerſeits in den unbeſuchten Theilen Italiens ſo gut wie gar nicht, andererſeits aber in allen vielbeſuchten Ländern kundgibt, wo es kein Pfaffenthum gibt, wie in Aegypten, zeigt, wie unrichtig dieſe Herleitung iſt.

Eine Ueberſicht, wie die hier verſuchte, hinterläßt einen trüben Eindruck: denn als Geſammteindruck ergibt ſich aus dieſen ſeit einem Jahrhundert fortgeſetzten Beſchreibungen, daß ſich die troſtloſen Zuſtände des Landes in dieſer Zeit wenig verbeſſert, in mancher Hinſicht verſchlechtert haben, im Weſentlichen aber unverändert geblieben ſind. Die Hoffnungen auf eine Wiederauf-

richtung Italiens, die noch vor zehn Jahren gehegt werden konnten, ſind ſchnell zu Grabe getragen worden — und wer möchte ihre Wiederkehr prophezeihen? Aber inſofern ſich auch in dieſen Anſichten die Phaſen unſerer geiſtigen Entwicklung wiederſpiegeln, dürfen wir ſie, wie es uns ſcheint, nicht ohne Genugthuung betrachten. Denn auch hier haben wir manche einſeitige und verkehrte Richtung glücklich überwunden und uns im Ganzen zu einer freien, vielſeitigen und geſunden Auffaſſung erhoben. Fr.

Ein ehemals proteſtantiſches Land.

Inmitten der großen Bildungs- und Zeitſtrömung gab es von jeher beſtimmte Vermächtniſſe früherer Zuſtände, die nicht von der Stelle rückten und auf deren Stützung große Anſtrengungen verwendet wurden. Der Katholicismus zählt zu dieſen Vermächtniſſen. Es iſt nicht ohne Intereſſe zu beobachten, wie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die vorwärtsdrängende Wiſſenſchaft die Kluft erweitert, welche proteſtantiſche und katholiſche Bildung voneinander trennt. Jenſeit des Rheins äußert ſich das Bewußtwerden dieſes Abſtandes in einer wachſenden Gleichgiltigkeit gegen die Beobachtung kirchlicher Gebräuche und in einem rathſuchenden Einkehren bei den großen Philoſophen unſrer Vergangenheit. Während Louis Napoleon Kirchen über Kirchen baut, den Papſt zur Creirung neuer Erzbisthümer veranlaßt, Wallfahrten nach St. Anna d'Auray macht und in Rennes 1500 Prieſter die Revue paſſiren läßt, während deſſen muß der Seinepräfect für den verſchuldeten pariſer Klerus, welcher auf eignen Credit eine Menge untauglicher Kirchen baute, interveniren, in Städten von 70,000 Seelen empfangen nur 3000 das Abendmahl. Der Pfarrer zu Paiczi-le-Chapt (Poitiers) ſammelt für eine Gemeinde, deren Kinder zum großen Theil nicht getauft ſind und die Gebildeten der Nation verſuchen ſich in Auslegungen der Schriften Kants und Fichtes. In Oeſtreich haben bekanntlich vor einigen Jahren denkende Köpfe Anſtrengungen gemacht, um der katholiſchen Theologie in einer Art katholiſchen Philoſophie neue Blutverjüngung zu verſchaffen. Rom hat mit gutem Grunde dieſer Uebertünchung eines alten Gebäudes keinen Beifall gezollt. Dennoch will man wenigſtens den Namen retten und ſo ſind denn hier und da Anſtalten getroffen worden, die eine Wiſſenſchaft der andern näher zu bringen. Ohnlängſt erſt hat der Fürſtbiſchof Ottokar Maria das Motto aufgeſtellt: gründliche philoſophiſche Bildung ſei zum tieferen Verſtändniß der Theologie unentbehrlich,

und demgemäß werden in Graß von Dr. Eduard Trummer in dortiger theologiſcher Lehranſtalt Vorträge über Methaphyſik gehalten. Man weiß bei alledem, daß die von der Naturwiſſenſchaft revidirte Geſchichte von Erſchaffung der Welt beſtimmte Lehren in Frage ſtellt, von welchen nun und nimmer abgewichen werden kann, daß nach dieſer Seite hin erſt ganz kürzlich ablehnende Verfügungen getroffen ſind, und daß ſomit an eine Annäherung zwiſchen Dogma und Forſchung nicht zu denken iſt. Je mehr daher die Wiſſenſchaft in die Maſſen dringt, um ſo mehr tritt die Verſteinetung auf der andern Seite zu Tage.

Es kann nicht fehlen, daß bei ſo bewandten Umſtänden die Entwickelung des Volksgeiſtes in den verſchiedenen Kronländern eine ſehr verſchiedene ſein muß. Ungarn mit ſeinen 2,500,000 Proteſtanten, Siebenbürgen mit nahe an 600,000 Evangeliſchen werden eine andere Straße gehen als z. B. Salzburg, das erſt im vorigen Jahrhundert Wohlſtand und Fleiß in der Emigration der 70,000 Proteſtanten über die Grenze trieb, oder Steiermark, das ſchon im 16. Jahrhundert alles Nichtkatholiſche aus dem Lande jagte.

Das leßtre Land iſt für uns im Norden nach dieſer Beziehung hin von beſonderem Intereſſe. Ganz Steiermark ſtand einmal auf dem Punkte, dem Proteſtantismus gewonnen zu werden. Ueber die Hälfte des Bürgerſtandes, ein großer Theil der Bauern und ſo ziemlich der ganze angeſehenere Adel war proteſtantiſch geſinnt. Auf dem augsburger Reichstage im Jahr 1547 forderte der Landeshauptmann, Freiherr Johann Ungnad ſelbſt freie Religionsübung, und unter dem Druck der türkiſchen Grenzeinfälle in den Jahren 1575 und 1578 wurde das Zugeſtändniß wirklich erreicht. Schon früher, etwa ſeit 1530, hatte die Reformation in Steiermark ihren Anfang genommen. Allmälig waren 73 ländliche Gemeinden dem Latein abtrünnig geworden und celebrirten das Abendmahl in beiderlei Geſtalt. Auf allen Schlöſſern der Landſtände gab es proteſtantiſche Schulen und Seelſorgeſtationen. Es iſt bekannt genug, wie bald dieſer neue Geiſt gebändigt wurde. Der jugendliche Ferdinand, durch Jeſuiten dazu angefeuert, nahm den Toleranzbrief ſeines Vaters zurück; am 28. September 1598 beraubte man die Gemeinden ihrer Prediger, bald darauf verbrannte man 40,000 Bücher proteſtantiſchen Inhalts, und nicht viel ſpäter zwang man 30,000 Steirer, welche nicht wieder dem Papſt huldigen wollten, Hab und Gut zu verkaufen, den zehnten Theil daheim zu laſſen und mit dem Reſt ſich eine neue Heimath zu ſuchen.

Im Ganzen hat ſolcher Art der Proteſtantismus in Steiermark etwa hundert Jahre lang beſtanden, und da ein weit größrer Theil, als die Zahl der Ausgewanderten beträgt, zum Katholicismus zurückkehrte, ſo iſt eine beträchtliche Menge keßeriſcher Samenkörner am Wege liegen geblieben.

Dennoch hat er bisher nur in kleinen, verſprengten Gemeinden aufgehen können. Es mögen etliche 6—7000 Evangeliſche nach und nach ihr katholiſches Kreuz und ihr Knien wieder verlernt haben. Sie ſind über das ganze Land in kleinen Häuflein verſtreut, und es iſt nach Möglichkeit dafür geſorgt, daß ſie nicht durch ihr Beiſpiel zu verführeriſch wirken. Hier und da freilich hat man nicht verhindern können, daß alte proteſtantiſche Bethäuſer von ihnen angekauft und ihrem Zwecke wieder zurückgegeben wurden. Dieſer Bethäuſer gibt es in Steiermark eine hübſche Anzahl; einige ſind förmliche Kirchen geweſen, und man hat ihre urſprüngliche Beſtimmung unter der Verklebung und Uebermauerung nie ganz verbergen können. So z. B. die zum Wohnhaus umgewandelte Kirche zwiſchen Bruck und Bärneck, an welcher noch die gothiſchen Fenſter und Strebepfeiler deutlich kenntlich ſind. Andere benutzt man heutigen Tages noch als Heumagazine, Futterſcheuern und wie eben die Räumlichkeit ſich verwenden läßt. Faſt allen iſt ein evangeliſcher Spruch gemeinſam, deſſen Eigenthümlichkeit meiſtens darin beſteht, daß keines Heiligen Erwähnung gethan wird. Es laſſen ſich dieſe Sprüche theilweiſe bis auf die Zeit der Huſſiten zurückführen; ſie finden ſich auch an manchen Wohnhäuſern und zwar nicht in Steiermark allein, ſondern ſelbſt in Gegenden, wo alles Ketzeriſche mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden iſt. Nicht ſelten geſellt ſich ihnen ein feuerlöſchender Florian neuern Urſprungs oder eine „Mutter Maria, bitte für uns!“ zu. Einer dieſer Sprüche und zwar ein ſehr alter, ſei wegen ſeiner puritaniſchen Herbheit hierher geſetzt, da er den ernſten Geiſt ſeiner Zeit trefflich charakteriſirt:

Dies Haus iſt mein,
Bleib doch nicht drein,
Der nach mir kommt,
Iſt auch nicht ſein.
Der Tod iſt g'wiß,
Drauf folgt das G'richt,
Himmel oder Höll
Wartet auf dich.

In Bruck, dem frühern Brennpunkt der Bewegung, iſt erſt vor Kurzem eine proteſtantiſche Kirche wieder entſtanden. Die Prediger kommen vor der Hand noch aus den Nachbargemeinden herüber, doch ſcheint Ausſicht, daß die brucker Gemeinde hinreichende Anziehungskraft ausüben wird, um eine ſelbſtſtändige Stellung zu gewinnen. In Gratz hat ſich ſchon früher der Proteſtantismus auf eigene Füße geſtellt. Ohnlängſt iſt ihm, indem man einen gebildeten Gönner katholiſcher Confeſſion vorſchob, der Ankauf eines alten Bethauſes gelungen, welches eine ſtrenggläubige Frau beſaß und um keinen Preis an die Proteſtanten zurückgelangen laſſen wollte. An der ſalzburger Grenze, in dem überwiegend proteſtantiſchen Städtchen Schladming, hat es die Ge-

meinde erſt in neueſter Zeit zu der Erlaubniß gebracht, einen Thurm bauen zu dürfen. Sie iſt ſofort an den Bau gegangen und jetzt überragt ein ſchlanker Spitzthurm die birnenförmige Thurmkuppel, welche ſo lange als Zeugniß der bevorzugten katholiſchen Minorität dem proteſtantiſchen Kirchlein gegenüberſtand.

Alle dieſe Kennzeichen auflebenden proteſtantiſchen Geiſtes ſtehen mit dem zunehmenden Eifer auf der entgegengeſetzten Seite in nahe liegendem Zuſammenhang und mögen zum Theil als Früchte des unbeliebteſten Dinges gelten, welches es innerhalb der ſchwarzgelben Grenzpfähle gibt: des Concordats.

Weit rühriger aber doch iſt man katholiſcher Seits; man wird nicht müde im Abhalten von Miſſionen, im Stiften von Vereinen, im Wallfahrtenanordnen, im Errichten von Marienſtatuen, in kleinen Preßſcharmützeln.

Große gelbe Kreuze mit goldener Inſchrift: Miſſion von 1856 oder 1857 oder 1858 begrüßen auf Weg und Steg den Wanderer, der nach ſteiriſcher Alpenluft verlangt, und verkünden, daß Jeſuitenmiſſionen dort abgehalten wurden. Annenvereine der Frauen, Aloyſiusvereine der Männer ſollen der einreißenden Lauheit im Gebet und dem Geſchmack für einen kräftigen Trunk nach oder gar ſtatt des Kirchgangs entgegenarbeiten. Die Frauen „vom guten Hirten“ wirken in ihrer Weiſe gegen den unkirchlichen Sinn junger oder ſchon gefallner Mädchen. In Anger gibt es eine ihrer Anſtalten, deren Seelenzahl ſchon auf 800 geſtiegen iſt. Mit den Gefallnen verkehrt in Bezug auf ihre begangenen Fehltritte nur ein Mann, ein unverheiratheter, der Beichtvater. Der Paulus-, der Bonifaciusverein gebieten über anſehnliche Mittel und rührige Kräfte.

Was die Wallfahrten betrifft, ſo iſt Steiermark bekanntlich in dieſer Richtung beſonders reichlich bedacht. Im Jahre 1857 war es Mariazell, welches eine ganze Legion Pilger in Bewegung ſetzte. 1858 iſt Maria Straßengel wegen ſeines 700jährigen Jubiläums und des damit verbundenen vollſtändigen Ablaſſes vorzugsweiſe beſucht worden. Der „Oeſtreichiſche Volksfreund“ zählt nicht weniger als 200,000 Wallfahrer. Dieſes Kirchlein zu Maria Straßengel, dem ein naturwüchſiges Tannencrucifix ſeine Hauptbedeutung gab, wurde unter Joſephs Regierung im Jahr 1788 abgebrochen, „wegen Wallfahrtaberglauben“, wie es damals hieß. Mariazell wurde im Jahr 1858 trotz jener nach Straßengel gewanderten 200,000, noch von etwa 60,000 Pilgern beſucht.

Im Allgemeinen thun die mitziehenden Geiſtlichen, von denen die Wallfahrten angeregt werden, das Mögliche, um Zucht und Ordnung zu halten, und man muß es ihrem Einfluſſe namentlich danken, daß trotz der ſonſt weitverbreiteten Sonntagsräuſche ſogar die Heimkehrenden nur in wenigen Ausnahmsfällen ihrem Durſte zu viel nachgeben. Dies iſt immer ein beachtens-

werthes Zeichen, das man erwähnen muß, wenn man im Uebrigen dem Wallfahren ſein richtiges Maß zukommen läßt. Wie weit die Aufrechthaltung ſonſtiger Zucht möglich iſt, läßt ſich freilich leichter errathen, als nachweiſen. Es handelt ſich meiſtens um mehre Tagreiſen, und die wenigſten Wallfahrer nach Mariazell kommen heim, ohne vier bis fünf Nachtlager in Scheuern, Wirthshausgängen und ſonſtigen Raſtplätzen gehalten zu haben, wo die Aufſicht während der Dunkelheit ſchon durch die Ueberfüllung erſchwert wird. Ohnehin ſteht ja doch der Ablaßgewinn in naher Ausſicht. Manche dieſer Wallfahrten haben übrigens das Anſehn einer Sommervergnügungspartie. Es gibt wohlhabende Gemeinden, welche auf bänder- und blumenverzierten Wagen durchs Land fahren, reichlich mit Gebetbüchern, noch reichlicher mit Mundvorrath ausgerüſtet. Solche Erholungsreiſen nach beendigter Ausſaat oder Ernte ſetzen eine Menge Leute in Bewegung, denen ihre Schuhe ſonſt zum Wandern zu lieb ſind, und wenn dieſe Karavanen, ihre Jeſus-Marialieder nach fröhlichen Weiſen ſingend, durch die maleriſche Gebirgsgegend dahinziehen, da bedauert man, daß ſich ihre volksthümlich feſtliche Erſcheinung nicht auf andre Zwecke übertragen läßt.

Die Jeſuitenmiſſionen währen meiſtens eine oder zwei Wochen, oft auch noch kürzere Zeit. Da die rüſtigſten und gewandteſten Redner zu dieſen Reiſen verwendet werden und dieſelben faſt ohne Unterlaß in Bewegung und Uebung bleiben, ſo üben ihre Vorträge aller Orten einen mächtigen Reiz, zumal wo die Beſchränktheit der Kirchenräume ſie ins Freie hinausweiſt und ihnen eine ſonſt den Zuhörern nicht alltägliche Bühne gibt. Einige dieſer Jeſuiten beſitzen wirkliche Beredſamkeit und nicht ſelten Begeiſterung für ihr Thema. Da glaubt man ſich denn bei dem Anblick dieſer im Freien gruppirten Menge und ihres fanatiſch entzündeten Redners in die Zeiten eines Peter von Amiens zurückverſetzt. Freilich verfällt nach ihrem Scheiden alles wieder in den alten Leierton, und der Abſtand zwiſchen dem Alltagspfarrer und dieſen Wanderpredigern wird, nicht zum Vortheil des erſtern, fühlbarer als je. Hin und wieder verrückt dieſe plötzliche Feuertaufe den Leuten auch die Köpfe. Uns iſt eine junge Dame bekannt, welche ſchon nach der zweiten oder dritten Miſſionspredigt dieſer Art in ſolch einem Grade geiſtverwirrt wurde, daß ſie in einer Prozeſſion ſich plötzlich ihrer ſämmtlichen Kleider entledigte und dem Irrſinn verfiel. In andrer Gegend iſt uns ein Mann begegnet, der eine Jeſuitenpredigt ſo ſehr wörtlich verſtanden hatte, daß er ſeine Hand ins Feuer halten zu müſſen glaubte, und dieſe Selbſtkaſteiung fortſetzte, bis zwei Finger der Hand nicht mehr zu retten waren. Im Ganzen darf man annehmen, daß je nach dem Grade der größern oder geringern Geiſtesverwahrloſung dies plötzliche Schleußenaufziehen in jedem der Zuhörer eine innere Verwirrung hervorbringt, die nicht ſo leicht den Verſtand wieder zu

ſeinem Rechte kommen läßt. Nur tritt ſie nicht allenthalben in gleich thätlicher Weiſe auf.

Die Stellung der Pfarrer iſt in den meiſten ſteiriſchen Gemeinden eine behäbige. In Flecken und Dörfern haben ſie eignes Feld und entſprechenden Viehſtand, halten Knechte und Mägde, und es wird ihnen wie einer Art Obrigkeit ohne viel Gegenrede Folge geleiſtet. Ob ihre Köchinnen immer das kanoniſche Alter haben, mag ununterſucht bleiben. Das Prieſtercölibat iſt eine ſo arge Sünde wider die Natur, daß man dieſem Thema und ſeinen begreiflichen Folgen gern aus dem Wege geht. Daß der Pfarrer ſeinen Haushalt durch eine jüngere Schweſter beſorgen läßt, ſcheint auch dann nicht Anſtoß zu erregen, wo ein noch lebensfriſcher Hilfsprieſter mit im Hauſe wohnt. Wenn wir den letztern ſich zuweilen bei der Heuernte ausarbeiten und dem jungen Mädchen bei der ländlichen Hantirung helfen ſahen, hat uns der Anblick allemal ein gemiſchtes Gefühl hinterlaſſen, theils Verwunderung, was aus ſolchen Bezügen wol hier und da hervorwachſe, theils und überwiegend Bedauern, daß ein unnatürlicher Brauch überhaupt zu Fragen dieſer Art zwinge. Erwägt man, wie die durch den Beichtſtuhl unausgeſetzt fortgeführte Beſchäftigung des Geiſtlichen mit Fehltritten aller Art auf ſeine Einbildungskraft zurückwirken muß, und ſieht man ihn dabei doch meiſtens in ſtrotzender Geſundheit und Leibesfülle ein hohes Alter erreichen, ſo ſtellen ſich allerhand Wahrſcheinlichkeitsantworten ein, über die man am beſten ſchweigt.

Der Bildungsgrad der ſteiriſchen Landgeiſtlichen mag demjenigen der Landgeiſtlichen in den übrigen Kronländern ziemlich gleich ſein; er braucht kein hervorragender zu ſein und ſo ſind auch die Predigten ſelten von bedeutendem Gehalt. Italieniſche Kanzelberedſamkeit ſucht man natürlich vergebens, dennoch iſt der Abſtand gegen früher natürlich groß. Wie ſich zur Zeit des ſteiriſchen Proteſtantismus die Bildung der katholiſchen Geiſtlichkeit zur Volksbildung verhielt, zeigt u. a. noch der §. 35 der ſteiriſchen Landgerichtsordnung von 1574, worin auf Beichtväter, welche nicht leſen können, beſonders Bedacht genommen wurde. Ein oder zwei Prieſter ſollten den Verurtheilten auf ſeinem letzten Gang begleiten und ihm aus der Bibel vorleſen. „Wenn die Beichtväter“ heißt es dort „nicht dazu geſchickt ſind, ſo ſollen es andere Verſtändige thun.“

Funfzig Jahre nach Ausrottung der evangeliſchen Prediger mußte die Geſetzgebung auch in anderer Beziehung auf die katholiſchen „Pfarrer, Kapläne und Vicarigeſellprieſter“ maßregelnd Rückſicht nehmen. In der Zapfenmaßverordnung von 1650 wird ihnen vorgehalten, daß Unregelmäßigkeiten „unter dem Vorwand von Bauernhochzeiten und andern ſchimpflichen Tractationen“ vorkamen, „welches nicht minder von Geiſtlichen beſchicht.“ Beſonders wird

ſolcher Schmäuſe gedacht, welche unter „dem Schein von Kindelbetten, item Kindmahlen, Aderlaß ꝛc.“ vor ſich gingen. Sie werden belehrt, daß es ihnen nicht erlaubt ſei, bei „Kindertaufen, Kirchtagen, Begängniſſen, Bruderſchaften und Kirchweihen“ Wein nach dem Zapfenmaße auszuſchenken, ohne Taxe zu zahlen.

Dieſe weltliche Seite der Geiſtlichkeit hat erſt durch Ablöſung des Zehnten ihr lebendiges Colorit verloren, ohne Zweifel zum Vortheil ihres Standes, ſo viel Widerſpruch auch dagegen erhoben wurde. Noch vor wenigen Jahren galt die alte Zehentordnung, wonach ſogenannte Zahlſchober gemacht werden mußten, damit der Zehentherr ſogleich nach der Ernte ſeine Garben holen könne. Vor drei Tagen durfte kein Getreide eingefahren werden und weitere zwei Tage mußten die dann zurückgelaſſenen Zehentgarben auf dem Felde gehütet werden. Bei nicht geleiſtetem Zehent wurde die nächſte Ausſaat gepfändet oder Vieh weggenommen. Man begreift, welche Reibungen zwiſchen Pfarrer und Bauer vorkommen mußten.

Dies und anderes hat der Strom der Zeit fortgeriſſen, ſo lange man ſich auch ſperrte und mit der Behauptung zur Wehr ſetzte, der Klerus dürfe nie und nimmer ein Jota nachlaſſen. Aber es iſt doch nur Aeußerliches. Der Kern iſt derſelbe geblieben.

Noch heute wird in öffentlichen Reden und katholiſchen Kirchenzeitungen von „Proteſtanten geredet, welche ſchon Chriſtus in ſeinem Geſpräche mit der Samariterin verdammt habe“. Noch heute wird über die Berechtigung ein Judenkind zu rauben, öffentlich gepredigt, — z. B. vom Spiritual Ad. Schmidt in Gratz. Noch heute preiſt ein kirchliches Blatt aus Steiermark, der Wahrheitsfreund, den Kronprinzen Rudolph wegen des Märtyrerthums ſeines heiligen Namensvetters von Bern, den die Juden ums Jahr 1287 in Stücke geſchnitten haben ſollen und deſſen Tod Veranlaſſung war, daß eine Menge Juden auf dem Rade ſtarben, der Reſt aber aus Bern verjagt wurde. Ganz der nämliche blutdürſtige Geiſt, welcher im Jahre 1496 die Juden aus den ſteiriſchen Bergen und Thälern hinausbetzte und ihnen noch jetzt das Niederlaſſungsrecht dort verkümmert! Und wie weit liegt doch in nicht kirchlicher Beziehung jene ungeſchlachte Zeit hinter dem mildem Geiſte der Gegenwart, jene nämliche Zeit, die ſo trefflich durch die Sporteltaxe des ſteiriſchen Freimanns von 1574 charakteriſirt wird: vier Schilling für Martern, zwei Schilling für Ohrabſchneiden, ein Schilling für Viertheilen, ſechs Schilling für Ertränken, vier Schilling für Zwicken, und wie ſie alle der Reihe nach aufmarſchiren, dieſe uns bis zur Unverſtändlichkeit abhanden gekommenen Denkzeichen einer verſchollenen Zeit. Um aber den Geiſt, den wir hier im Auge haben, mit ſeinen eignen Worten reden zu laſſen und einen Beleg für die Stabilität ſelbſt der Auslegungen gewiſſer Dinge zu liefern, an denen

Zeit und Bildung ſpurlos vorüberſtrömte, ſei hier mit einer ſteiriſchen Auffaſſung des Fegefeuers geſchloſſen, wie ſie ohnlängſt ein kirchliches Blatt ſeinen Leſern zum Beſten gab, und wie man ſie ebenſo gut nach einer ſteiriſchen Predigt hätte niederſchreiben können:

Die armen Seelen im Fegfeuer.

Die armen Seelen im Orte der Reinigung leiden unſägliche Peinen: — — Außer dem Verluſt der Anſchauung Gottes erdulden ſie das Feuer, die Finſterniß und die Qual durch den Satan. — — — Dies Feuer (natürlich von unſern irdiſchen Flammen verſchieden) kommt, was ſeine Heftigkeit betrifft, der hölliſchen Glut gleich; „denn — ſagt der heilige Thomas von Aquino — „das gleiche Feuer peinigt die Verdammten in der Hölle und die Gerechten im Fegfeuer.“ — — Dies Feuer hat das Eigne, daß es nicht leuchtet, ſondern ſeine Wirkung iſt ſchwarze Finſterniß. — — Der Ewiggerechte übergibt ohne Zweifel einige Seelen auch den Dienern ſeiner Rache — dem Teufel. — — Viele Beweggründe drängen uns, den armen Seelen zu helfen. — — Ein Menſch liegt mit zehn eiſernen Klammern an ein Bret gefeſſelt, ſo unbeweglich, daß er kaum Athem ſchöpfen, ſonſt aber ſich durchaus nicht rühren kann. Knapp über ſeinem Rücken hängt eine Walze, hier und da mit ſcharfen Stacheln beſetzt; ſie wird durch ein Räderwerk, ähnlich einer Uhr, in Bewegung gebracht und drückt ihm bei jeder Umdrehung die Spitzen ins Fleiſch ꝛc. (welche Raffinerie im Erdenken dieſes Folterbildes aus der „guten alten Zeit!“) Empfohlen wird dann das Bezahlen von Todtenmeſſen, „das ſchnellſte und vollkommenſte Läuterungsmittel,“ die Gewinnung ſolcher Abläſſe, welche auch den Hingeſchiedenen zu Gute kommen; Anrufungen, Gebete, gute Werke, Wallfahrten, Uebernahme ihrer Schulden, pflichtmäßige Reſtitutionen u. ſ. w. .

S'iſt eben noch immer der alte Spruch Tezels:

Sobald das Geld im Kaſten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer ſpringt.

Die griechiſch-römiſche Pantomimik und das moderne Ballet.

Wenn man die Tanzkunſt der Griechen und Römer im Allgemeinen mit der modernen vergleicht, ſo zeigt ſich auf den erſten Blick eine principielle Differenz, welche die Aehnlichkeit bedeutend verringert, ja beinahe aufhebt. Bei uns iſt der Tanz vorherrſchend geſelliger Genuß; die Tanzenden kümmern

ſich faſt nur um ihr eigenes Vergnügen, wenig um ihre Beziehung zu den Zuſchauenden, und wenn, wie in Deutſchland, zu der Armuth an ſchönen Formen noch der Mangel an Grazie beim Tanz kommt, ſo muß man vom gewöhnlichen Tanz als beſonderer Kunſtform ganz abſehn. Anders geſtaltete ſich die Orcheſtik bei den Alten, in deren Anſchauung geiſtige und körperliche Schönheit untrennbar waren, bei denen alles Innere plaſtiſch in die Geſtalt heraustrat. Sie tanzten eben mit dem ganzen Körper; beſonders das ſelbſt von den Kunſttänzern jetzt arg vernachläſſigte Spiel der Arme und Hände richtete ſich ſtreng nach der Stimmung der Muſik, gleichſam durch die Harmonie der Bewegungen die fehlenden muſikaliſchen Ausdrucksmittel erſetzend. Freilich knüpft ſich an den Umſtand, daß damals die Tänze faſt blos für den Zuſchauer berechnet waren, der weitere Unterſchied, daß bald der geſellige Tanz größtentheils im Kunſttanz unterging und dann bei Mahlzeiten und andern Beluſtigungen Tänzer und Tänzerinnen von Profeſſion auftraten. Die bei Homer noch nicht vorhandenen Vorurtheile gegen die Kunſt treten in der hiſtoriſchen Zeit deutlich hervor und das Beiſpiel des Atheners Hippokleides, der ſich vor ſeinem ernſten Schwiegervater Kleiſthenes in Sicyon die Braut durch zu leidenſchaftliche Liebe zum Tanz verſcherzte, wird manchem griechiſchen Dandy warnend vorgeſchwebt haben. Auch war bei der halborientaliſchen Abgeſchloſſenheit der Frauen an ein Zuſammentanzen beider Geſchlechter unter Erwachſenen gar nicht zu denken, und es wäre daſſelbe für ein hoher Grad unmännlicher Haltungsloſigkeit angeſehen worden. Noch ſtrenger, als die Griechen, urtheilten natürlich die Römer in dieſer Beziehung, weil ihnen mit der gravitätiſchen Würde des Mannes eine tänzelnde Beweglichkeit unvereinbar erſchien. Ciceros berühmt gewordenes Wort: „Niemand faſt tanzt in nüchternem Zuſtand, wenn er nicht vielleicht den Verſtand verloren hat", trifft deshalb zufällig mit der Anſicht vieler Sittenrichter unſrer Tage überein, „die," wie Viſcher ſagt, „nur eine häßliche Sinnlichkeit kennen." So bliebe denn eigentlich blos ein Vergleich zwiſchen den höheren Kunſtformen alter und neuer Zeit möglich, wie ſie beſonders in der theatraliſchen Orcheſtik auftreten und hier iſt es beſonders die römiſche Kaiſerzeit, die bis jetzt unerreicht daſteht.

Die überaus große Beweglichkeit der Südländer, ihre lebhafte Geſticulation und die Mannigfaltigkeit des Lebens erzeugte bei den Griechen früh eine Reihe von Geberden, welche auch außerhalb des Theaters im täglichen Leben ihre Anwendung fanden und allen ſogleich verſtändlich waren. Einige Geſten dieſer Art, namentlich ſolche, die ſich auf Liebesverhältniſſe bezogen, kommen noch in den Malereien antiker Thongefäße vor. Man wundert ſich deshalb nicht über die Neigung der Griechen, auch durch den Tanz wirkliche Handlungen darzuſtellen. Bald überwog das mimiſche Element das rhythmiſche, und es gab endlich keinen Charakter, kein Gewerbe, nichts Auffallendes im Getriebe des

Lebens, was dieſe Art der Pantomimik nicht durch die ſtumme Sprache der Glieder wiedergegeben hätte. Als ſolche Charaktertänze werden z. B. aus der ältern Zeit erwähnt: Angelike, Gypones, Brydalliche, Mimetike. Die Angelike ſtellte einen Boten vor, der eine überraſchende Nachricht haſtig und bezeichnend mittheilte; im Gypones veranſchaulichte man das Einherſchleichen bejahrter, vom Alter gebeugter Männer; die Brydalliche bezeichnete das Treiben ausgelaſſener Weiber, die Mimetike einen auf dem Diebſtahl von Eßwaaren Ertappten. Einer noch niedrigern Art der Komik gehörten die Nachahmungen beſonders hervorſtechender Thiere, z. B. des Löwen, des Fuchſes, der Eule, an. Ein bedeutender Fortſchritt war es, daß ſich die Orcheſten, unter denen die lakoniſchen und ſiciliſchen die ausgezeichnetſten waren, ihre Stoffe aus der Mythologie wählten und nun die Thaten und Schickſale ihrer Götter und Heroen in mimiſchen Tänzen und Tableaux ausdrückten. Die anſchaulichſte Schilderung einer Darſtellung dieſer Art liefert uns Xenophon in ſeiner Beſchreibung des Gaſtmahls, welches Kallias ſeinem Freund Sokrates gibt. Hier erſcheint zur Erheiterung der Gäſte ein Syrakuſaner nebſt einer Tänzerin, einer Flötenſpielerin und einem der Orcheſtik kundigen, ſchönen Knaben; nachdem die Geſellſchaft mancherlei Gauklerkünſte zum Beſten gegeben hat, erbittet ſich Sokrates ſelbſt einen dramatiſchen Tanz. Ein Lehnſtuhl reichte hin, um das Gemach anzudeuten; der Syrakuſaner gab mit wenigen Worten das Programm der Darſtellung: Die Heimführung der Ariadne durch Dionyſos. „Hierauf kam zuerſt Ariadne herein, bräutlich geſchmückt, und ſetzte ſich auf den Seſſel. Da ertönte auf der Flöte die Melodie eines bacchiſchen Tanzes. Sogleich zeigte Ariadne durch ihr Benehmen, wie freudig ſie die Töne durchſchauerten; zwar ſtand ſie nicht auf, um dem Gott entgegenzugehen, aber ſie konnte ihre Unruhe nicht verbergen. Endlich erſchien Dionyſos, halbberauſcht, ſetzte ſich zu ihr und umarmte ſie. Verſchämt erwiderte ſie ſeine Liebkoſungen. Als aber Dionyſos aufſtand, Ariadne mit ſich emporzog und beide ſich vermittelſt der Geberdenſprache ihre Liebe geſtanden, da ergriff die Zuſchauer Staunen über die Wahrheit der Darſtellung; denn ſie glaubten zu hören, daß der Gott das Mädchen fragte, ob ſie ihn liebte und daß ſie es mit einem Eide bejahte, ja ſie wollten alle darauf ſchwören, daß die beiden Pantomimen einander wirklich liebten.“ — Auch außer dem Theater und den Luſtbarkeiten des Hauſes zeigte ſich dieſe Fortbildung des mimiſchen Tanzes in den Volkstänzen bei ländlichen Feſten. Hervorzuheben iſt hier beſonders der Winzertanz, in welchem verſchiedene Gruppen von Perſonen alle bei der Weinleſe und dem Moſtkeltern vorkommende Handlungen, vom Leſen der Trauben bis zum Trinken des Weines, vorſtellten. Die antike Muſik leiſtete als Begleiterin des Tanzes den Griechen mehr Unterſtützung als wir gewöhnlich anzunehmen ge-

neigt ſind. Sie entbehrte zwar die Harmonie der Accorde und überhaupt des freieren Aufſchwungs der modernen; allein ſie war eben dadurch durchſichtiger, von unmittelbarerer Wirkung, und da ſich an beſtimmte Tonarten und Taktbewegungen im Bewußtſein des Hörers ſogleich eine beſtimmte Gemüthsſtimmung knüpfte, ſo wirkte ſie bei der mimiſchen Darſtellung als ein direct mit das Verſtändniß vermittelndes Element. Dennoch fehlte aber der Pantomimik noch ſo lange die höchſte Fähigkeit, den ganzen Reichthum eines geſchichtlichen Sujets in der Darſtellung zu entwickeln, als ſie ſich noch nicht vom Geſange, deſſen Text den Inhalt der Handlung beſtimmt ausſprach, begleiten ließ. Dieſes dritte nothwendige Vehikel der Kunſt kam auf italiſchem Boden hinzu, ohne daß die dadurch vervollkommnete Pantomimik eigentlich eine römiſche Erfindung genannt werden kann. Das römiſche Drama beſtand bereits ſeit dem Jahr 240 vor Chr. aus dem Dialog (der ſtets geſprochen wurde), dem Geſang und den Pantomimen. In den lyriſchen Monologen ging die Recitation in Geſang, die Geſticulation in Tanz über. Der eigentliche Schauſpieler ſtellte ſchon den Inhalt des Monologs pantomimiſch dar, während ein Sänger oder ein Chor den Text nach beſonders dazu componirten Melodien mit Flötenbegleitung abſang. Von dieſer Einrichtung zu rein pantomimiſchen Stücken war nur noch ein Schritt. Man brauchte eben blos den Dialog auszuſchließen und die Hauptſituationen in eine Reihe von Monologen zuſammenzufaſſen, die vielleicht den erzählenden Recitativen unſerer Oratorien glichen. Die Bekanntſchaft des Publicums mit dem geſammten mythologiſchen Material konnte dann die etwa bleibenden Lücken leicht ausfüllen. Griechiſche Balletmeiſter waren es, die unter der Regierung des Kaiſers Auguſtus dieſen glücklichen Einfall hatten, ſo wie überhaupt Griechen aus Hellas oder den gräciſirten Provinzen, beſonders Syrien und Aegypten, den Ruhm der Meiſterſchaft behaupteten, den Italienern die eigentlichen Mimen (Harlekinaden mit übertriebenen Grimaſſen und obſcönen Geberden) überlaſſend. Und es ſind nicht blos die Namen faſt aller Virtuoſen in dieſer Kunſt griechiſch, ſondern auch die Texte ſcheinen den Andeutungen der alten Schriftſteller zufolge in griechiſcher Sprache verfaßt geweſen zu ſein. Die Erfinder waren Pylades aus Cilizien und Bathyllos aus Alexandria: Bathyllos zeichnete ſich beſonders in der Darſtellung des Zarten, Weichen, Weibiſchen und Komiſchen aus, Pylades mehr in den tragiſchen Rollen. Bathyllos war deshalb ein Favorit des weichlichen Mäcenas und Liebling der römiſchen Damen, die von namenloſem Entzücken hingeriſſen wurden, wenn er ihnen ſein Meiſterſtück, die von Zeus geliebte Leda, vorzauberte. Die energiſchere Natur ſeines Rivalen Pylades ſpricht aus mehreren, über ihn aufbewahrten Anekdoten. Als er zum erſten Mal im „raſenden Herkules“ auftrat, den er ſpäter privatim vor dem Kaiſer wiederholen mußte, und das Publicum Zeichen

des Mißfallens über das ungewöhnliche Geberdenſpiel gab, nahm er die Maske ab und rief: „Ihr Thoren, mein Tanz ſtellt ja einen Raſenden vor!“ Ein anderes Mal zeigte er mit dem Finger höhnend auf einen Zuſchauer, der ihn auszischte. Dies war für Auguſtus genug, ihn aus Rom und Italien auf einige Zeit zu verbannen. Die Zurückberufung des geliebten Pantomimen ſöhnte das Volk mit mancher ſtrengen Maßregel der kaiſerlichen Regierung wieder aus, und als ihm Auguſtus drohend die Feindſchaft mit dem protegirten Bathyllos vorwarf, antwortete er keck und treffend: „Es iſt Dir blos von Nutzen, o Kaiſer, wenn ſich das Volk im Streite über uns die Zeit vertreibt!“ — In der Wahl der Stoffe blieben die Erfinder und ihre Nachfolger bis in die ſpäteſte Zeit bei demſelben abgeſchloſſenen Kreiſe der Mythologie und der älteſten Sagengeſchichte ſtehen. Ferner war das Spiel in den erſten zwei Jahrhunderten auf eine einzige Perſon beſchränkt, die ſo ſchnell als möglich ihr Coſtüm wechſelte und durch ein raſches Nacheinander gleichen Schritt mit dem Nebeneinander der Handlung zu halten ſuchte. In Bezug darauf erzählt Lucian, es ſei einſt ein Ausländer ins Theater gekommen und habe bemerkt, daß fünferlei verſchiedene Masken für den Tänzer in Bereitſchaft waren. Da er nun blos einen Tänzer ſah, habe er gefragt, wo denn die übrigen vier wären, die mit demſelben agiren ſollten. Man ſagte ihm, dieſer Einzige würde alle fünf Rollen ſpielen. „Um Verzeihung,“ ſprach der Fremde zum Pantomimen, „Du haſt alſo in einem Leibe fünf Seelen? Das konnte ich nicht wiſſen.“ Ja derſelbe Lucian erklärt ſich den vielgeſtaltigen Proteus ſchon auf echt rationaliſtiſche Weiſe als einen recht geſchickten ägyptiſchen Tänzer! — Die Masken waren immer ſchön und dem Sujet angemeſſen, nicht mit offenem, ſondern mit geſchloſſenem Munde. Natürlich hinderten ſie das uns ſo nöthig dünkende Mienenſpiel ganz; allein erſtlich lag in der alten pantomimiſchen Kunſt der Hauptaccent auf der Cheironomie, der Geſticulation, und dann konnten in den erſten Jahrhunderten, wo keine weiblichen Pantomimen öffentlich auftraten, die Tänzer bei weiblichen Rollen der Larven nicht entbehren. Die Flötenmuſik verſtärkte man bald durch andere Inſtrumente und beſondere Taktſchläger regelten durch das ſogenannte Skabillum, eine eiſerne Schuhſohle, den Rhythmus des Geſanges. Allein der ſtärkere Effect, der durch das Zuſammenklingen mehrerer Inſtrumente erreicht wurde und die größere Biegſamkeit in der Modulation fanden bald ſtrenge Tadler. Es war dies nach unſerer Anſicht ein naturgemäßes Bedürfniß nach concreterer Belebung der Muſik durch Harmonie; aber dieſes Schmelzen und Flüſſigwerden des kalten Einklangs erſchien den alten Kunſtkennern als Verweichlichung, Entnervung der edlen Tonkunſt, und die Klagen über ihre ſchlechte Theatermuſik erinnern uns lebhaft an die vielleicht gerechteren Stoßſeufzer über leichtfertige Ballet- und Operncompoſitionen in der Neuzeit.

Die Pantomimen accommodirten ihre Geberden ſo ſtreng dem geſungenen Texte, daß ſie ihr Spiel bis auf einzelne Worte nuancirten. So wird erzählt, daß einſt Hylas, der ausgezeichnetſte Schüler des Pylades, einen Chor tanzte, deſſen Schlußworte waren: „den großen Agamemnon“, und dabei ſeine Geſtalt hoch aufrichtete. Da rief ihm ſein Lehrer von den Zuſchauerſitzen aus zu: „Du machſt ja aus dem Großen einen Langen!“ und als er hierauf auf die Bitte des Volkes denſelben Chor ſogleich ſelbſt tanzte, nahm er an derſelben Stelle des Textes eine tiefnachſinnende Stellung an. Ein anderes Mal tanzte Hylas den blinden Oedipus mit zu ſicherer Haltung und Pylades tadelte ihn wieder laut mit den Worten: „Du ſiehſt ja!“ Mit dem Grade der Kunſtausbildung ſteigerte ſich auch die Kennerſchaft des Publicums, von dem man überhaupt dreiſt behaupten kann, daß es weniger aus Neugierde, als aus Liebe zur Darſtellung das Theater beſucht, da ihm ja alle Stoffe bekannt waren und ihm alſo die moderne Spannung auf die Erfindung und Compoſition der Stücke gänzlich abging. Wehe auch dem Acteur, an welchem man das geringſte Unſchickliche bemerkte! Lucian erzählt aus Antiochia, einer Hauptbildungsſtätte aller Gaukler und Tänzer: „Einſt trat ein ſehr kleiner Tänzer auf, um den Hektor zu tanzen, ſogleich ſchrien alle Zuſchauer wie aus einem Munde: „„Da kommt Aſtyanax (Hektors Sohn), aber wo bleibt Hektor?““ Ein anderes Mal ſtellte ein recht langer Burſche den Kapaneus (einen der Sieben gegen Theben) vor, und da er ſich eben anſchickte die Mauern von Theben zu beſtürmen, riefen ſie ihm zu: Steige doch hinüber, du brauchſt keine Sturmleiter! Einen überaus dicken Tänzer, der gewaltige Sprünge machte, baten ſie, zu bedenken, daß man die Bühne noch länger brauchte; einem außerordentlich ſchmächtigen dagegen rief man zu: Gute Beſſerung!“ So iſt es denn erklärlich, daß die pantomimiſche Kunſt eine Höhe erreicht, wogegen alles, was bei uns Mimik heißt, in den Hintergrund tritt, daß wirklich endlich bei manchen Meiſtern „jeder Gedanke eine Geberde, jede Geberde ein Gedanke“ wurde. Zwei Triumphe der Kunſt berichten uns die Alten aus Neros Zeit. Der cyniſche Philoſoph Demetrius zog damals gegen die Tanzkunſt los und that es auch einſt in Gegenwart eines Orcheſters. Da er dem muſikaliſchen Ohrenkitzel die Hauptwirkung der Pantomimik zugeſchrieben hatte, ſo bat der Tänzer, ihn erſt tanzen zu ſehen, bevor er über ihn urtheilte. Demetrius willigte ein; der Tänzer hieß die Flöten und Sänger ſchweigen und tanzte ohne alle Begleitung die in den Armen des Kriegsgottes überraſchte Venus, wie Helios ſie dem Vulkan verräth, dieſer ſie belauſcht und beide im Netze fängt, wie er die geſammten Götter herbeiruft und jeder derſelben ſich auf beſondere Weiſe benimmt — alles mit ſo viel Geſchicklichkeit, daß Demetrius, vor Vergnügen außer ſich, dem Tänzer zugerufen haben ſoll: „Was für ein Mann biſt du? Ich ſehe nicht nur, ich höre alles, was du

machſt, und da du ſo gut mit den Händen reden kannſt, iſt dir eine andere Sprache leicht entbehrlich.“ Die zweite Anekdote betrifft einen Fürſten aus einem barbariſchen Lande, der an Neros Hof gekommen war. Er ſah denſelben Tänzer einige Pantomimen ſo deutlich ausführen, daß er alles verſtand, wiewol ihm die Worte des Geſanges verloren gingen. Als er ſich nun vom Kaiſer beurlaubte und ihm dieſer ſagte, er möchte ſich von ihm ausbitten, was er wollte, es ſolle ihm mit Vergnügen gewährt werden, erwiderte er: „Du würdeſt mich ſehr glücklich machen, wenn du mir den Pantomimen ſchenken wollteſt.“ Und was willſt du in deinem Lande mit ihm anfangen? fragte Nero. „Ich habe,“ antwortete der Fremde, „verſchiedene Nachbarn, die eine andere Sprache reden, und es findet ſich nicht immer ſogleich ein Dolmetſcher; ſo oft ich nun einen brauche, ſollte er dieſen Leuten durch Geberden meinen Willen erklären.“ — Kaum läßt ſich aber auch der ungemeſſene Beifall, den dieſes Spiel fand, der ausſchweifende Eifer aller Claſſen für daſſelbe ſchildern. Hohe und Niedere, Alt und Jung, Männer wie Weiber glühten von Leidenſchaft für dieſe Darſtellung, und zuweilen artete die Begeiſterung des Publicums in Raſerei aus. So geſchah es, daß einſt zu Lucians Zeit ein Tänzer den „raſenden Ajax“ gab und ſich dabei ganz wie ein Raſender geberdete, einem Taktſchläger die Kleider vom Leibe riß, einem Flötenſpieler die Flöte aus dem Munde nahm und damit dem ſich ſeines Sieges freuenden Ulyſſes ein Loch in den Kopf ſchlug. Die Zuſchauer ließen ſich aber auch anſtecken, ſprangen auf, ſchrien wie die Unſinnigen und warfen ihre Kleider von ſich! — Zu Hauſe ahmte man Stellungen und Geſten nach, trällerte die Melodien der Chöre, und die Gefährlichkeit der Pantomimen für das ſchöne Geſchlecht überſteigt noch die unſerer Ballettänzerinnen Männern von Diſtinction gegenüber. Aergerlich ſagt der Philoſoph Seneca: „Wie ängſtlich iſt man bemüht, daß ja nicht der Name irgend eines Pantomimen untergehe! Feſt begründet durch viele Nachfolger ſteht das Haus des Pylades und Bathyllos; groß iſt die Zahl der Schüler, groß die der Lehrer dieſer Künſte. In allen Häuſern der Stadt erdröhnen die Breter der Bühne; auf ihnen drehen ſich ſtampfend Männer und Weiber. Beide Geſchlechter wetteifern in der Ehre, die Pantomimen auf der Straße zu begleiten.“ Beſonders die letzten Worte deuten auf den Umſchlag hin, den die öffentliche Meinung hinſichtlich des Makels, der von Alters her an den Schauſpielern haftete, bald erfuhr. Auguſtus ließ zwar die entehrende Strafe der Peitſchung ſogar an dem Liebling des Volkes, Hylas, noch vollziehen, und Tiberius erneuerte die alten Verbote: daß kein Senator die Häuſer der Pantomimen betreten, daß kein römiſcher Ritter in Begleitung derſelben ſich blicken laſſen oder anderswo als im Theater ihren Vorſtellungen beiwohnen ſollte, und daß die Prätoren die Exceſſe der Claque und der Factionen mit dem Exil beſtrafen

durften; ja er verbannte acht Jahre ſpäter, als die Klagen ſich mehrten alle Schauſpieler aus Italien. Allein Caligula führte die lange entbehrten Beluſtigungen wieder ein, veranſtaltete dieſelben ſogar des Nachts, was bis dahin noch unerhört war, bei voller Erleuchtung der Stadt, grollte läſternd mit Jupiter, als einſt Regengüſſe die Vorſtellungen der Pantomimen verzögerten, und küßte den vortrefflichen Pantomimen Mneſtor vor den Augen des ganzen Volkes. Nero begünſtigte natürlich in ſeiner Kunſtmanie auch die Pantomimen, hatte ſeine große Freude an den Raufereien des Volkes und warf ſelbſt vom Proſcenium herab mit Steinen und Stuhlbeinen unter die Kämpfenden; als aber ſein Verſuch, die Orcheſtik beim Tänzer Paris zu erlernen mißlang, ließ er denſelben hinrichten und verbannte alle derartigen Künſtler aus Italien. Seine Ermordung brachte die Hauptſtadt um einen großen Genuß; denn er hatte bei der herannahenden Gefahr das Gelübde gethan, bei den Spielen zu Ehren ſeiner Erhaltung als Waſſerorgelſpieler, Chorflötiſt und Dudelſackspfeifer aufzutreten und den König Turnus nach Virgil zu tanzen! Wenn man bedenkt, daß damals jeder Anführer von einer Abtheilung der kaiſerlichen Claque eine Beſoldung von 2500 Thlr. erhielt, ſo kann man ſich eine ſchwache Vorſtellung von den Koſten des Theaters machen (der gewöhnliche Preis einer Vorſtellung für den Schauſpieler ſchwankte übrigens in der Kaiſerzeit geſetzlich zwiſchen 25 und 50 Thlr.). Unter Domitian entzückte ein zweiter Paris das Volk. Er war ſo ſehr Liebling der Damen, daß Juvenal es unter den Opfern aufzählt, die ſich eine Frau auferlegte, wenn ſie die Hauptſtadt verließ: daß ſie das Spiel dieſes Künſtlers miſſen mußte. So war es kein Wunder, daß ſelbſt die Kaiſerin Domitia ſich ſterblich in ihn verliebte. Endlich merkte aber der Tyrann die Untreue ſeiner Gemahlin, verſtieß dieſelbe und ließ den Pantomimen auf offener Straße niederſtoßen. Seiner Wuth fiel ſogar ein unſchuldiger, kränklicher, aber ſeinem Lehrer an Geſtalt und Kunſt ähnelnder Schüler des Paris zum Opfer, ſo wie die Todesſtrafe an allen vollzogen wurde, welche den Ort, wo der Tänzer ermordet worden war, mit Blumen ſchmückten. Außerdem geſtattete Domitian von nun an nur noch das Spiel der Pantomimen innerhalb der Privatwohnungen. Vom edlen Trajan verlangte das Volk mit derſelben Uebereinſtimmung die Abſchaffung der Pantomimen, wie von Nerva die Wiedereinführung derſelben. Unter den folgenden Kaiſern wagte es höchſtens Commodus, dem Volk dieſe Darſtellungen zu entziehn, und ſie erhielten ſich in Gunſt bis zum Untergang des weſtrömiſchen Reiches und fanden in der neuen Hauptſtadt des oſtrömiſchen denſelben ausſchweifenden Beifall. Noch der oſtgothiſche Geheimſchreiber Caſſiodor lobt „die geſchwätzigen Hände, die zungenfertigen Finger, das ſchreiende Stillſchweigen, die ſtumme Erzählung" der Pantomimen und zugleich erſieht man aus ihm, daß weder die Art der Action,

noch die Sujets der Darſtellungen ſich bis dahin geändert haben. Juſtinian endlich, deſſen ſchamloſe Gattin ſelbſt früher Tänzerin geweſen war, hat unter anderm auch die Beſtimmung des Kaiſers Theodoſius in ſeine Geſetzſammlung aufgenommen: daß die Bildniſſe der Pantomimen nicht neben den Porträts der Kaiſer an öffentlichen Orten figuriren ſollten, ſondern blos am Circus und im Theater. Wenn nun aber auch die Kunſt ſich ziemlich gleich blieb, ſo artete doch der ſinnliche Reiz der pantomimiſchen Stücke in Schamloſigkeit aus, als im vierten Jahrhundert die ausſchweifendſte Lüſternheit das Spiel weiblicher Pantomimen auf die Bühne brachte. Bevor jedoch dies geſchah, kam noch neben der hergebrachten eine Gattung des dramatiſchen Ballets auf, welche inſofern größere Aehnlichkeit mit dem unſrigen hat, als hier dramatiſche Gegenſtände von mehren Perſonen dargeſtellt wurden und der Chorgeſang wegblieb. Der altdoriſche Waffentanz, Pyrrhiche genannt, war ſchon zu Cäſars Zeit nach Rom verpflanzt und dort von Aſiaten getanzt worden. Nach und nach wurde er aber mehr theatraliſch als kriegeriſch-mimiſch und ſtellte theils mythologiſche Stoffe, die Thaten des Dionyſos, des Ikarus u. a. dramatiſch vor, theils blos künſtliche Chortänze. Im „goldenen Eſel“ des Appulejus findet ſich noch die intereſſante Schilderung einer theatraliſchen Aufführung beider Arten der Pyrrhiche hintereinander. Sie lautet: „Zuerſt tanzten Jünglinge und Mädchen von jugendlicher Friſche und ſchöner Geſtalt, in glänzendem Coſtüm, mit graziöſer Haltung, die griechiſche Pyrrhiche. Reihenweiſe geordnet ſchwebten ſie in zierlichen Windungen einher, bald im Kreiſe ſich drehend, bald in Kreuzungen ſich verſchlingend, und jetzt zum hohlen Viereck geſchart, jetzt wieder ſich trennend in einzelne Haufen. Endlich gab das Schmettern der Trompete das Zeichen zur Auflöſung der labyrinthiſchen Drehungen, der Vorhang hob ſich und die Bühne wurde anders arrangirt. Als ſie ſich wieder öffnete, ſtand vor unſern Augen ein hoher, künſtlich aus Holz gebildeter Berg, der Homeriſche Ida, mit Geſträuch und lebendigen Bäumen bepflanzt. Vom höchſten Gipfel deſſelben rieſelte Quellwaſſer herab, einige Jungen pflückten ſich Gras und ein Jüngling in phrygiſcher Tracht ſpielte den Hirten Paris, durch eine goldene Tiara ſeine königliche Abkunft verrathend. Da erſchien ein anderer netter Jüngling, blondgelockt, nur mit einem kurzen, von der linken Schulter herabwallenden Mantel bekleidet. Der Heroldsſtab und die goldenen Flügelchen zu beiden Seiten des Hauptes kennzeichneten ihn als den Götterboten Mercur. Leichtfüßig herbeitanzend reichte er Paris einen goldenen Apfel dar, richtete ihm durch Geberden den Auftrag Jupiters aus und verſchwand ebenſo ſchnell, wie er gekommen war. Hierauf traten drei Tänzerinnen auf. Die eine, würdigen Antlitzes, mit Diadem und Scepter geſchmückt, ſtellte Juno vor, die zweite erkannte man als Minerva am funkelnden Helm, den eine Krone von Olivenzweigen

bekränzte, am Schild und an der geschwungenen Lanze; die Göttin der Liebe endlich, an Liebreiz, Schönheit und Grazie den andern überlegen, war nur zum Theil in einen durchsichtigen Stoff von blauer Farbe gehüllt. Jede Göttin hatte außerdem die ihr zukommende Begleitung. Juno zur Seite gingen Kastor und Pollux, durch die Sterne ihrer Helmspitzen kenntlich; sie selbst schritt nach dem Rhythmus des Flötenspiels vor und machte mit ruhiger, würdevoller Gliederbewegung dem Hirten verständlich, daß sie ihm die Herrschaft über ganz Asien verspräche, wenn er ihr den Preis der Schönheit zuerkennen würde. Zwei Jünglinge mit bloßen Schwertern und ganz gewappnet, der Schrecken und der Schauder, beschützten Minerva und hinter ihr spielte die Flöte einen aufregenden, kriegerischen Marsch. Sie selbst in unruhiger Haltung, mit drohenden Augen und heftigen Gesten, versprach Paris Heldenruhm und kriegerische Ehren, wenn er ihrer Schönheit den Sieg gewinnen ließe. Venus endlich stand hold lächelnd in der Mitte der Bühne, umringt von einem ganzen Volke kleiner Liebesgötter, die beflügelt und mit Köcher und Pfeilen bewaffnet, der Herrin hochzeitliche Fackeln vortrugen; schöne Grazien und Horen huldigten ihr außerdem, mit den herrlichsten Blumengewinden sie umschwebend. Anmuthiger noch, als die liebliche Musik, welche sie begleitete, bewegte sie sich zögernden Schrittes vorwärts. Mit Augen, welche bald drohend blitzten, bald sanft schmachteten, deutete sie durch die reizenden Winke ihrer Arme dem Jüngling an, daß sie ihn für den Vorzug mit dem schönsten Weibe beglücken wollte. Da reichte ihr freudig der Phrygier den goldenen Apfel. Traurig entfernten sich Juno und Minerva, die Indignation über ihre Zurücksetzung pantomimisch ausdrückend. Venus dagegen bezeugte mit ihrem Chor im Tanze ihre Freude. Zum Schluß entsprudelte der Quelle wohlriechender Safran, der die Zicklein gelb färbte und das ganze Theater durchduftete, bis endlich der ganze Berg vor den Augen der Zuschauer versank.

Bei der großen Aehnlichkeit, die diese Tableaux mit dem modernen Ballet haben, muß man doch immer dem alten theatralischen Kunsttanz den Vorzug geben. Die Handlung ist bei uns nicht mehr wirklicher Tanz, die Chortänze sind zwar oft schön, aber „die Solotänze der heraustretenden Tänzer und Tänzerinnen,“ sagt Vischer treffend, „sind, wo nicht Nationaltänze von ihnen ausgeführt werden, ausdruckslos und zum widerlichen Kunststück herabgesunken, welches das Schwere mit dem Schönen verwechselt; das führt nothwendig zum Schweren auf Kosten des Schönen, zur häßlichen Verrenkung, und für die Beleidigung der Anmuth entschädigt der Kitzel der Entblößungen, den der Reiz des Verbotenen in einer Welt strenger Decenzbegriffe verdoppelt.“ So ist es denn unter diesen Verhältnissen ein gutes Zeichen, daß es mit uns noch nicht so weit gekommen ist, wie mit unseren westlichen Nachbarn, bei denen

kein geſundes Drama ohne die Zuthat dieſes ſinnlichen Reizmittels mehr aufkommen zu können ſcheint. Auch in Rom unterlagen Tragödie und Komödie ſchon zu Anfang der Kaiſerzeit den Pantomimen, nachdem ſie kaum angefangen hatten, ſich ſelbſtſtändig zu entwickeln. Bei Feſten von religiöſer Bedeutung, wo die Pantomimen fehlten, erwähnt ſchon Tacitus zu Neros Zeit die geringe Betheiligung des Publicums an dramatiſchen Stücken, und nach Juvenal verkauften die beſten Dichter ihre Stücke an Pantomimen, um dem Hungertod zu entgehen. Wenn es einſt auch in Deutſchland ſo weit kommen ſollte, dann freilich deutete auch dieſes Zeichen der Zeit, wie in der ſpäteren Kaiſerzeit, hin auf den Verfall, auf die kommende Auflöſung. H. G.

Von der preußiſchen Grenze.

Sämmtliche Parteien Preußens, mit Ausnahme der Kreuzzeitung, ſind darin einig, daß der Kernpunkt des neuen Staatslebens, welches das geſammte Volk mit freudigem Jubel begrüßt, in den goldenen Worten des Prinzregenten zu ſuchen iſt: „Wenn in allen Regierungshandlungen ſich Wahrheit, Geſetzlichkeit und Conſequenz ausſpricht, ſo iſt ein Gouvernement ſtark, weil es ein reines Gewiſſen hat." Freilich hofft man zugleich auf ein kräftigeres Auftreten nach Außen, auf eine gleichmäßigere Berückſichtigung der Intereſſen der verſchiedenen Volksclaſſen im Innern, aber die Hauptſache bleibt, daß die Periode der rettenden Thaten aufhört, und die Herrſchaft des Geſetzes ohne alle Nebenrückſichten auf politiſche Convenienz beginnt. Eine ſtrengere Scheidung zwiſchen der discretionären Polizeiverwaltung und der Juſtiz und eine Unterordnung der erſteren unter die letztere iſt die gerechte Forderung des preußiſchen Volks, iſt der Hauptpunkt im Programm des neuen Miniſteriums. Die Handlungen deſſelben entſprechen bis jetzt dieſem Programm auf eine erfreuliche Weiſe, und unter die bedeutendſten derſelben rechnen wir den neueſten Erlaß aus dem Miniſterium des Innern über die Anwendung des Gewerbegeſetzes auf die Preſſe. Man ſollte an der Form dieſes Erlaſſes nicht mäkeln. Ein rückſichtsloſes Auftreten der neuen Regierung gegen ihre Vorgänger iſt um ſo weniger nöthig, je feſter ſie Schritt vor Schritt, wenn auch langſam, die Fundamente des Rechtsſtaates wieder herſtellt.

Die Preſſe hat dieſe Rückſicht nicht zu beobachten, und es iſt für ſie ein trauriges aber unvermeidliches Geſchäft, die Nothwendigkeit einer Reform aus dem, was bisher geſchehn iſt, nachzuweiſen. Die Kreuzzeitung wird nicht müde, zu verſichern, daß keine Reform nöthig ſei, daß von Uebergriffen der Polizeigewalt überall keine Rede geweſen iſt, und es iſt um ſo wichtiger, ſie durch Thatſachen zu widerlegen, da der volle Umfang des Uebels auch in den Kreiſen des preußiſchen Beamtenthums wol nur ſehr wenig bekannt ſein mag. Freilich iſt es ein ſehr undankbares Ge-

ſchäft, den alten Schmuz aufzuwühlen, aber es iſt doch nicht zu umgehn, wenn man die Luft wirklich reinigen will.

Einen kleinen Beitrag zur Kenntniß des Treibens in den letzten Jahren gibt eine ſoeben erſchienene Broſchüre: „Eine politiſche Todtenſchau. Zur Geſchichte der ſtaatsrettenden Anarchie von Preußen.“ (Kiel, akademiſche Buchhandlung). Wir hätten gewünſcht, daß ſie in der Form leidenſchaftloſer, in Beziehung auf die Thatſachen vollſtändiger wäre, denn es iſt darin noch nicht der zehnte Theil von dem geſagt, was man aus der Provinz Preußen zu erzählen hat, und die einfache Darlegung der urkundlich beglaubigten Thatſachen iſt viel geeigneter, in dem Leſer die angemeſſene Stimmung hervorzurufen als die heftigſte Declamation. — Wir wollen einige kleine Züge hervorheben.

Schon im Jahr 1840 war in Königsberg ein Schmuzblatt gegründet, „Der Freimüthige“, welches durch die gemeinſten Injurien und Verleumdungen gegen Bürger aus den verſchiedenſten Ständen, durchweg perſönlicher Natur, wie man es ſonſt nur von der amerikaniſchen Preſſe zu berichten pflegt, jenes Aufſehn erregte, welches in einer gewiſſen Claſſe von Leſern grade den ekelhafteſten Producten zu Theil wird. Dieſes Blatt, welches von Gewürzkrämern und kleinen Kaufleuten Tribut erpreßte, ungefähr wie „der Eiſenfreſſer“ in „Martin Chuzzlewit“, bekam dadurch ſeine Farbe, daß es ſich als Vorkämpfer gegen den Liberalismus geberdete. Daß der Redacteur ſein nächtliches Hauptquartier in ſämmtlichen Gaſſen Königsbergs ſuchte, erhöhte nur noch den Reiz ſeiner Gemüthlichkeit.

Die Bevölkerung von Königsberg war daher nicht wenig überraſcht, als nachdem Jahr 1848 der Freimüthige einen Ton anſchlug, mit dem verglichen der Ton des alten Freimüthigen elegant, ſalonfähig und ſittlich erhaben erſchien. Der Menſch, dem dies Wunder gelang, war ein weggeſchickter Bombardier, der dann wegen gewerbmäßig betriebener Quackſalberei zum Zuchthaus verurtheilt wurde und nach Abbüßung ſeiner Strafe als Obſervat exiſtirte. Nachdem dieſer Menſch Hauptmitarbeiter des Freimüthigen geworden, ſetzte er das Erpreſſungsſyſtem der Firma fort und hatte einmal die Unbeſonnenheit, vor Zeugen einem geachteten Bürger ein Manuſcript zum Kauf anzubieten, worin deſſen Braut inſultirt wurde. Die Folge war eine Anzeige vor der Behörde und eine abermalige Verurtheilung zum Zuchthaus und zum Verluſt der Nationalcocarde d. h. der bürgerlichen Ehre und Ehrenrechte. Der entlaſſene Züchtling wurde dann Denunciant im großartigen Stil, d. h. er ließ es nicht blos bei Denunciationen gegen alle des Liberalismus Verdächtigen bewenden, ſondern er griff mit den gemeinſten Zoten in die Heiligkeit des Familienlebens ein. Es gehörte die Ueberwindung eines großen Ekels dazu, gegen ein ſolches Individuum die Hilfe des Geſetzes in Anſpruch zu nehmen, aber zuletzt entſchloß man ſich doch dazu, es wurden ungefähr 15 Klagen wegen Injurien und Verleumdungen gegen ihn erhoben, er wurde überall verurtheilt und hätte daher eine namhafte Geld- und Gefängnißſtrafe abzubüßen gehabt.

Bis dahin hätte die Sache wenig Intereſſe, es iſt eben nur ein einzelner Fall unter unzähligen, die nicht blos in Preußen, nicht blos in der Reaction zu ſuchen ſind.

Aber dieſer Menſch wurde von den Rathgebern der Krone als der Begnadigung würdig dargeſtellt und durch eine von dem noch gegenwärtigen Juſtizminiſter Simons contraſignirte Cabinetsordre wirklich begnadigt.

Aber dieſer Menſch war das anerkannte Organ der oſtpreußiſchen Reaction, der Vertraute des General von Plehve, der Vertraute des Polizeipräſidenten Peters, und eine Denunciation von ihm genügte, daß die Polizei ins Schlafgemach von Frauen und Mädchen eindrang, um nach verborgenen Waffen zu ſuchen, daß ſie alte Männer halb bekleidet durch Wind und Regen fortſchleppte.

Wie geſagt, in der vorliegenden Broſchüre iſt noch nicht der zehnte Theil von dem erzählt, was zu erzählen war, und wir hoffen nicht blos in der Preſſe, ſondern namentlich im Landtag auf eine angemeſſene Vervollſtändigung. Es handelt ſich hier nicht um einen Act der Wiedervergeltung; die betreffenden Perſonen ſind zu kläglich; es handelt ſich um den thatſächlichen Nachweis, daß wir kräftiger, beſtimmt ausgeſprochener Geſetze bedürfen, um die Wiederkehr von Zuſtänden unmöglich zu machen, die der künftige Geſchichtſchreiber Preußens mit Ekel berichten wird. Herrlich iſt eine Regierung, die ein reines Gewiſſen hat; aber dem Staat kommt es darauf an, den Unterthan auch gegen eine Regierung zu ſchützen, die ſich eines ſolchen Gewiſſens nicht erfreut.

Als Rückkehr zu den geordneten Zuſtänden wird gewiß die neue Regierung in allen Kreiſen des deutſchen Vaterlandes mit Freude begrüßt werden, und in dieſer Beziehung hätten wir gewünſcht, daß das Dresdner Journal ausführlicher in der Mittheilung der Depeſche geweſen wäre, welche die ſächſiſche Regierung an ihren Geſandten in Preußen erlaſſen hat. Wenn dieſe Depeſche ſagt: „daß es ein Irrthum ſein würde, vorauszuſetzen, als ſei der neue Wechſel in Preußen geeignet, bei der dieſſeitigen Regierung Unruhe oder Beſorgniß zu erzeugen,“ ſo wird das preußiſche Miniſterium einer ſolchen Verſicherung nicht erſt bedürfen. Dagegen wäre es für das Publicum, welches die bekannten Artikel der Leipziger Zeitung geleſen hat und ſich nicht immer daran erinnert, daß dieſes Blatt keineswegs ein officielles iſt, gewiß von Intereſſe, auf dieſen Unterſchied wieder aufmerkſam gemacht zu werden. Ebenſo hoffen wir von der baieriſchen Regierung, daß ihr das Einlenken in eine Bahn, welche die neuen Wahlen als einen ſo lebhaften Wunſch des Landes darſtellen, durch den Umſchwung der Dinge in Preußen erleichtert, und daß ſie ihrerſeits nicht verfehlen wird, ihre Befriedigung darüber auszuſprechen. Mit dieſer herzlichen Hoffnung auf die erleichterte Einigkeit Deutſchlands, begrüßen wir das neue Jahr.

† †

Verantwortlicher Redacteur: D. Moritz Buſch — Verlag von F. L. Herbig in Leipzig.
Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Abonnementsanzeige zum neuen Jahr.

Mit dem Anfange des neuen Jahres beginnen die **Grenzboten** den **XVIII. Jahrgang.** Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt ſich zur Pränumeration auf denſelben einzuladen, und bemerkt, daß alle Buchhandlungen und Poſtämter Beſtellungen annehmen.

Leipzig, im December 1858. **Fr. Ludw. Herbig.**

YE 06719

RETURN TO → **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JAN 17 1979		
REC. CIR.		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 40m, 3/78 BERKELEY, CA 94720